Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

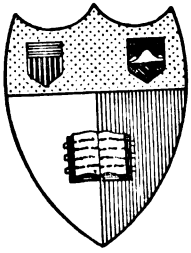
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

PA
3
S67
v.73



Cornell University Library
Ithaca, New York

BOUGHT WITH THE INCOME OF THE

SAGE ENDOWMENT FUND

THE GIFT OF

HENRY W. SAGE

1891

Digitized by Google

Date Due

AUG 10 1953 D

PHOTODUPLICATION

CORNELL UNIVERSITY LIBRARY

3 1924 106 859 675

Digitized by Google

Digitized by Google

SOKRATES

ZEITSCHRIFT FÜR DAS GYMNASIALWESEN

NEUE FOLGE

HERAUSGEGEBEN

VON

OTTO SCHROEDER

7. JAHRGANG

DER GANZEN REIHE LXXIII. BAND

BERLIN 1919
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
SW 68, ZIMMERSTRASSE 94

Digitized by Google

Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.

Digitized by Google

INHALT DES SIEBENTEN JAHRGANGES,

DER GANZEN REIHE DREIUNDSIEBZIGSTER BAND

ABHANDLUNGEN

	Seite
Belau, K., Conrad Ferdinand Meyers 'Huttens letzte Tage' als Schullektüre	323
Birt, Th., Römische Charakterköpfe	140
Busse, Ad., Aus den Lehrjahren des Sokrates	86
Corssen, P., Paulus und Porphyrios	18
Dornseiff, Fr., Der -ismus	319
Gebert, W., Ein Auszug aus Rankes Werken	135
Groeper, R., Rousseau und Schopenhauer	129
Henry, V., Andresen als Dichter	188
Kleeberg, L., Die Sonne tönt nach alter Weise	91 u. 318
— Tuisto	311
Kranz, W., Der Eingang des ersten Pythischen Siegesliedes	252
Maas, P., Akusilaos über Kaineus	191
— Ährenlese	254
Metzger, O. gen. Hoesch, Zur Stellung der mittelalterlichen Philosophie in der Geistesgeschichte	241
Müller, H. Fr. †, Plotinos über die Unsterblichkeit	177
Sorof, G., *Πεῖρα*	305
Uhlmann, N., Zum Prometheusproblem	329
Weniger, L., Das Urteil des Paris	1
Wolterstorff, G., Die Patroklosspiele	65
Ehrentafel	31
Druckfehlerberichtigung	193

MITTEILUNGEN

Neues Leben im altsprachlichen Unterricht (E. Stemplinger)	32
Aus dem neuesten Oxyrhynchosband	141
Zur Neugestaltung des deutschen Schulwesens (W. Vilmar)	194
Das Gymnasium und die neue Zeit	204
Ein Buchhändlerjubiläum neuer Form	205
Ein Antrag	205
Derselbe — Der selbe (Kl. Matzura)	205
Kulturkunde	206
Für den Beginn des Lateinunterrichts in Sexta	257
Über die schriftlichen Arbeiten in den alten Sprachen (C. Hölk)	259
Das Nachleben der Antike	265
Vom Altertum zur Gegenwart	266
Delphi	266

Digitized by Google

Seite

Preisaufgabe der Samsonstiftung bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften für das Jahr 1919 268
Jahresabschied 1919 333
Kulturpolitische Aufgaben des Reiches 336
Sitzungsberichte des Philologischen Vereins zu Berlin 1919 337

ANZEIGEN

Bardt, C., Zur Technik des Übersetzens lateinischer Prosa (A. Kurfeß) 120
Barm, R., Krieg und Erdkunde (L. Henkel) 62
Baesecke, G., Einführung in das Althochdeutsche (K. Moldaenke) . 278
Bäumer, Gertr., Goethes Freundinnen 368
Bechtel, Friedr., Lexilogus zu Homer (Ed. Hermann) 49
Becker, C., Religion in Vergangenheit und Zukunft (G. Fittbogen) . 216
Benedix, R., Redekunst (H. Teuchert) 223
Berger, A. E., Luthers Werke (P. Kalkoff) 270
Bethe, E., Homer, Dichtung und Sage (D. Mülder) 283
Block, R., Die Einheitsschule und 'Freie Bahn dem Talent' (P. Tietz) 274
Blüher, H., Die Rolle der Erotik in der männlichen Gesellschaft (J. Bathe) 213
— Führer und Volk in der Jugendbewegung (J. Bathe) 213
Böddeker, K., Die wichtigsten Erscheinungen der französischen Grammatik (G. Humpf) 170
— Das Verbum im französischen Unterricht (G. Humpf) 170
Burckhardt, J., Vorträge 1844—1887 113
Burger, Ed., Die experimentelle Pädagogik in ihrer Entwicklung zur Neudeutschen Pädagogik (Th. Ziehen) 212
Cauer, P., Die neue Prüfungsordnung für das höhere Lehramt in Preußen (R. Gaede) 36
Credner, K., Aus deutscher Dichtung (H. Gloël) 44
Davis, W. M., Praktische Übungen in physischer Geographie (L. Henkel) 236
— u. *Braun, G.*, Grundzüge der Physiogeographie (L. Henkel) . . 235
Dean, L. R., A Study of the Cognomina of Soldiers in the Roman Legions (P. Viereck) 108
Dessoir, M., Vom Jenseits der Seele (A. Messer) 101
Dichter und Schriftsteller in der Schule (F. Charitius) 344
Diels, L., Pflanzengeographie (H. G. Holl) 367
Diwald, K., Die Landschaft als Lehrmittel (K. Löffler) 59
Domaszewski, A. v., Geschichte der Römischen Kaiser (H. Quaatz) . 159
Drerup, E., Die Griechen von heute (G. Wartenberg) 268
Egerer, A., Kartenlesen (L. Henkel) 236
Erismann, Th., Angewandte Psychologie (A. Messer) 100
Faulde, A., Weitere Beiträge zur deutschen Grammatik (H. Teuchert) 224
Fehrle, E., Deutsche Feste und Volksbräuche (E. Samter) 102
Fiebig, P., Bilder aus der Geschichte des Christentums (G. Fittbogen) 215
Fischer, W, Das römische Lager, insbesondere nach Livius (K. Lehmann) 120
Fischl, H., Unser Gymnasium und die Forderungen der Gegenwart (P. Tietz) 277
Futterknecht, H., Methodische Sprachübungen (H. Teuchert) 223
Gotter, K, Holz- und Hobelbankarbeiten (W. Wetekamp) 62
Greißl, G., Otto Willmann als Pädagog und seine Entwickelung (P. Tietz) 277
Hamp, K., Xenophons Anabasis (E. Richter) 119
Hartmann, K. A. M., Geschichte des Sächsischen Gymnasiallehrervereins 1890—1915 (E. Dihle) 144
Hausrath, A. u. *Marx, A.*, Griechische Märchen (H. Lucas) 349
Hirschberg, J., Geschichte der Augenheilkunde (J. Ilberg) 143

Digitized by Google

Seite

Hjelmslev, J., Geometrische Experimente (G. Louis) 367
— Darstellende Geometrie (A. Witting) 368
Holdegel, G. u. *Jentzsch, W.*, Deutsches Schaffen und Ringen im Ausland (G. Fittbogen) 217
Hucke, K., Die Sedimentärgeschiebe des norddeutschen Flachlandes (L. Henkel) 238
Joachimsen, P., Geschichtswiederholungen (G. Reinhardt) 56
Jacoby, K., Anthologie aus den Elegikern der Römer (H. Magnus) . 348
Kabisch, R., Erziehender Geschichtsunterricht (H. Philipp) 230
Kerschensteiner, G., Deutsche Schulerziehung in Krieg und Frieden (P. Tietz) 276
Koch, G. u. *Philipp, A.*, Handbuch für den Geschichtsunterricht (H. Philipp) 230
Kopp u. *Hubert*, Geschichte der griechischen Literatur (Vielhauer) . 146
Kühnemann, E., Deutschland und Amerika (A. Rohrmann) 233
Lambeck, G., Kurze, F. u. *Rühlmann, P.*, Quellensammlung für den Geschichtsunterricht an höheren Schulen (H. Philipp) 230
Lautensach, O., Grammatische Studien zu den attischen Tragikern und Komikern (K. Löschhorn) 290
Lietzmann, W., Der Pariser Kongreß der internationalen mathematischen Unterrichtskommission (G. Louis) 302
Louis, G., Städtisches Schulrecht und inneres Leben der höheren Schulen (J. Wychgram) 212
Lyon, O., Handbuch der deutschen Sprache für höhere Schulen (O. Weise) 343
Maas, P., Die neuen Responsionsfreiheiten bei Bakchylides und Pindar (R. Ebeling) 117
Mehlhorn, P., Kirchengeschichte für höhere Schulen (G. Fittbogen) 217
Messer, A., Ethik (O. Wichmann) 269
Metzner, Jos., Nhd. o für mhd. u (H. Teuchert) 221
Meyer, H. Th. Matth., Die Einheitsschule (P. Tietz) 275
Musterblätter für Handfertigkeit aus den Werkstätten der städtischen Handfertigkeitsschule zu Düsseldorf (W. Wetekamp) 62
Offe, H., Ziele und Wege der Erdkunde (L. Henkel) 61
— Politische Weltkunde (A. Rohrmann) 234
Öhlmann, E., Handbuch der Geographie (L. Henkel) 237
Patzig, H., Die Städte Großgermaniens bei Ptolemäus und die heut entsprechenden Orte (F. Gündel) 228
Pfeilschifter, G., Feldbriefe katholischer Soldaten (P. Kalkoff) . . . 125
Pfordten, O. v. d., Ethik (A. Messer) 99
— Religionsphilosophie (A. Messer) 100
Preisigke, F., Antikes Leben nach den ägyptischen Papyri (P. Viereck) 104
Pralle, H., Flechtarbeiten (W. Wetekamp) 63
Rausch, Friedr., Lauttafeln für den deutschen und fremdsprachlichen Unterricht nach den Grundsätzen der Lautlehre (H. Gloël) . . . 42
Ritter, A., Die Werke Friedrichs des Großen (G. Fittbogen) . . . 214
Röhl, H., Epistula novi mariti 336
Rohrberg, A., Der mathematische Unterricht in Dänemark (G. Louis) 303
Sammlung mathematischer Formeln (J. Müller-Reinhard) . . . 238
Savits, J., Shakespeare und die Bühne des Dramas (E. Wachler) . 280
Scheu, E., Der Schwarzwald (K. Löffler) 60
Schmieder, A., Der Aufsatzunterricht auf psychologischer Grundlage (Anz) 103
Schubart, W., Einführung in die Papyruskunde (P. Viereck) 109
Schulte, A., Frankreich und das linke Rheinufer (G. Koch) 122
Schulze-Soelde, W., Geschichte als Wissenschaft (G. Koch) 235
Schüßler, Wilhelm, Das Verfassungsproblem im Habsburgerreich (E. Schwartze) 122
Schwabe, L., Dorpat vor 50 Jahren (Dragendorff) 124
Schwartz, M. A., Erechtheus et Theseus apud Euripidem et Atthidographos (O. Gruppe) 118

Digitized by Google

Seite

Schwerin, Cl. v., Grundriß der Geschichtswissenschaft (Th. Lenschau) 233
Schwering, K., Arithmetik und Algebra für höhere Schulen (J. Müller-Reinhard) 238
— Trigonometrie für höhere Lehranstalten (J. MüllerReinhard) . 238
Simmel, G., Das Problem der historischen Zeit (G. Louis) 301
Soennecken, F., Die Rundschrift (W Wetekamp) 64
*Sophokles Trachinierinnen*⁷ hrsg. von Schneidewin-Nauck-Radermacher (G. A. Gerhard †) 295
Stein, A., Untersuchungen zur Geschichte und Verwaltung Ägyptens unter römischer Herrschaft (P. Viereck) 106
Steuding, H., Edelsteine griech. Schrifttums (H. Friedersdorff) . 226
Steuernagel, C., Hebräische Grammatik (P. Dörwald) 218
Stock, M., Mehr Schularbeit — weniger Schularbeiten (P. Tietz) . . 273
Tews, J., Die deutsche Einheitsschule (P. Tietz) 274
Thiersch, H., Winckelmann und seine Bildnisse (Fr. Koepp) 111
Thomas, R., Abriß der deutschen Sprachlehre für die Unter- und Mittelstufe höherer Lehranstalten (O. Weise) 220
Tiefbohrer, I., Goethes 'Weder-weder' und Schillers 'Noch-noch' (H. Teuchert) 222
Tschiassny, B., Lehrbuch der Arithmetik und Algebra (J. Müller-Reinhard) 239
Volk, K. G., Geologisches Wörterbuch (H. Philipp) 232
Volkelt, J., Ästhetik des Tragischen (L. Duncker) 207
Vorovka, K., Cervenka, L. u. Posejpal, V., Die Lehrbücher für Mathematik, darstellende Geometrie und Physik an den Mittelschulen mit böhmischer Unterrichtssprache (J. Müller-Reinhard) . . . 240
Wagner, P., Lehrbuch der Geologie und Mineralogie für höhere Schulen (L. Henkel) 61
Wähmer, R., Spracherlernung und Sprachwissenschaft (H. Gloël) . . 40
Walther, J., Geologie der Heimat (L. Henkel) 236
Wehnert, B., Luther und Kant (O. Wichmann) 269
Weinreich, H., Die Fortschritte der mathematischen Unterrichtsreform in Deutschland seit 1910 (G. Louis) 302
Weitzel, K., 500 Kriegsthemen für Aufsätze und Schülervorträge (Anz) 103
Wilamowitz-Moellendorff, U. v., Die Ilias und Homer (D. Mülder) . 147
Wündisch, F., Geschichtsübersicht für Elsaß-Lothringen (G. Reinhardt) 53
Zurbonsen, Wiederholungsfragen und Ausführungen aus der deutschen Literatur (H. Gloël) 42

JAHRESBERICHTE
DES PHILOLOGISCHEN VEREINS ZU BERLIN

Caesar, von P. Menge 89
Das Bildnis Menanders 33
Die mathematische Stelle in Platons Menon, von E. Metzger . . 10
Das Proömium des polybianischen Geschichtswerks, von O. Viedebantt 109
Horatius, von H. Röhl 1
Κάθαρσις τῶν παθημάτων — **Reinigung der in der Tragödie behandelten Geschehnisse**, von H. Otte 99
Methexis und Metaxy bei Platon, von E. Hoffmann 48
Neue Ciceroausgaben, von J. Tolkiehn 71
Tacitus, von G. Andresen 19
Zu Tacitus, von F. Walter 34
Zu den neuen Bruchstücken des Bakchylides, von P. Maas . . 37
Zu Senecas Briefen an Lucilius, von K. Busche 42

Digitized by Google

ERGÄNZUNGSHEFT.

1. Bildnis des Homer. Mit einer Tafel. Von Walther Amelung . 5
2. Der Philologische Verein in den ersten 50 Jahren seines Bestehens. Von Otto Morgenstern 11
3. Achtes Mitgliederverzeichnis des Philologischen Vereins 41
4. Inhaltsverzeichnis der Jahresberichte des Philologischen Vereins zu Berlin 1875—1919. Von A. Kurfeß 51
5. Verzeichnis der Mitarbeiter der Jahresberichte 1874—1919. Von Otto Morgenstern 59
6. Max C. P. Schmidt. Von Ernst Hoffmann 65

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Urteil des Paris

von

Ludwig Weniger

1.

Es gibt Stoffe der Dichtung, die Eigentum der ganzen Welt geworden sind und, weite Zeiträume überdauernd, von allen gekannt werden, welche man mit dem Ausdrucke 'gebildet' bezeichnet. Ein solcher Stoff ist das Urteil des Paris. Es wird nicht viel an dreitausend Jahren fehlen, daß man zum ersten Male davon erzählt hat. Seitdem ist es unvergessen geblieben. Es bildet die Grundlage der homerischen Dichtung, ob es gleich in dieser selbst nur einmal erwähnt wird, ziemlich nebenbei und im letzten Buche der Ilias (v. 29 f.). 'Alexandros', so nennt der Dichter den Paris mit anderem Namen,

ὃς νείκεσσε θεάς, ὅτε οἱ μέσσαυλον ἵκοντο,
τὴν δ' ἥνησ', ἣ οἱ πόρε μαχλοσύνην ἀλεγεινήν.

Die Erzählung vom Urteile des Paris stand in einem, erst nach der Ilias gedichteten Epos, das den Titel 'Kyprien' führt und die Vorgeschichte des troischen Krieges und seinen Verlauf bis zum Anfange der Ilias besang. Alle späteren Schilderungen sind auf die Kyprien zurückzuführen, wenn auch in dichtender wie bildender Kunst Einzelzüge weiter ausgeführt wurden. Das Epos selbst ist nicht erhalten, aber sein Inhalt ist in dem Auszuge des Neuplatonikers Proklos, eines byzantinischen Gelehrten aus dem fünften Jahrhundert, überliefert. Hierzu kommt das neuerdings gefundene Stück eines, dem Grammatiker Apollodoros aus Athen, der im 2. Jahrhunderte v. Chr. lebte, zugeschriebenen, mythographischen Handbuches für allgemeine Bildung. Ein Vergleich ergibt, daß Proklos und der Verfasser aus der selben Quelle geschöpft haben, nämlich einer Sammlung von Heldengeschichten, die unmittelbar den alten Epen nacherzählt waren.

Zu der Hochzeit des Peleus und der Thetis hatte man alle Olympier eingeladen. Während die vornehmen Gäste froh und guter Dinge waren, erregte Eris unter den Göttinnen einen Streit über den Preis der Schönheit. Hera, Athene und Aphrodite erhoben den Anspruch darauf, und Zeus beschloß, die Entscheidung einem Schiedsrichter zu übertragen. Seine Wahl fiel auf jenen Alexandros, der auch Paris hieß, einen Sohn des Priamos, welcher damals, unbekannt mit seiner Herkunft, im Idagebirg als Hirte lebte. Hermes erhielt den Auftrag, ihn zu benachrichtigen und die göttlichen Damen hinzugeleiten. Ruhig weilte Paris bei seiner

Digitized by Google

Herde und vergnügte sich mit dem Spiele der Kithar, als der Zug der hohen Herrschaften ankam. Von Schreck ergriffen, wollte er fliehen. Aber Hermes bedeutete ihn, daß der Wille des Zeus ihm den Auftrag erteile, das Urteil zu fällen, und daß er sich zu fügen habe. So gibt er nach, und die Göttinnen treten näher, jede für sich. Hera zuerst und spricht: wenn er ihr den Preis erteile, so werde sie ihm zur Herrschaft über ganz Asien verhelfen. Sodann Athene: sie werde ihm hohen Kriegsruhm verschaffen und Sieg verleihen in allen Kämpfen. Endlich Aphrodite: die schönste aller Frauen auf Erden werde sie ihm zur Gemahlin geben. Da treibts ihn, den köstlichen Preis zu erwerben, und so entscheidet er, die schönste sei Aphrodite.

Was dann geschah, ist bekannt und kann übergangen werden. Aber das Schönheitsurteil in seinen Einzelheiten zu betrachten und zu ermitteln, wie die Alten sich den Vorgang ausmalten, und welche Gedanken sie daran knüpften, lohnt der Mühe. Hat sich nach und nach eine Art Vulgata herausgebildet, so läßt sich doch die ältere Auffassung von der später entwickelten deutlich unterscheiden. Hier wie dort kommt die Anschauung des Zeitalters zur Geltung und, von ihr beeinflußt, die Darstellung in der Kunst, der dichtenden nicht nur, sondern auch der bildenden. Neben der alten epischen Überlieferung ist die Behandlung der Dramatiker und der späteren Schriftsteller zu würdigen und die Widergabe des Gegenstandes in Reliefbildung, Zeichnung und Malerei. Es liegt im Wesen des Stoffes, daß die Ausführung auf der Fläche so gut wie allein beliebt wurde. Von den großen Meistern hat keiner den einladenden Vorgang zur Ausführung gewählt.

2.

Die alte Zeit verhielt sich den unsterblichen Göttern gegenüber ehrfurchtsvoller als die spätere. Eine heilige Scheu erfüllte die Menschen, deren Phantasie sich die Himmelsbewohner übermächtig und riesenhaft vorstellte, ohne besonderen Liebreiz, von unbewegtem Ernst in Haltung und Mienen. Dies lehrt die Widergabe auf den Kunstwerken jener Tage. Das Epos versetzt den Hörer oder Leser in die Anschauung einer Vergangenheit, in der die Hand der Menschen sich noch nicht an eine Abbildung der großen Gewaltigen wagte und auch der Gottesdienst bildlos war. Man dachte sich die Götter an Wuchs und Gestalt alle Erdenbewohner weit überragend. Wenn der gefallene Ares in der Ilias sieben Acker Landes bedeckt und wie 10000 Mann brüllt, wenn Poseidon mit vier Schritten von Samothrake nach seinem Wasserschloß in Aigai schreitet, so mag das dichterische Übertreibung sein. Aber im Hymnos auf Aphrodite reicht die Göttin, nachdem sie sich vom Lager des schlummernden Anchises erhoben und ihre wahre Gestalt angenommen hat, mit dem Haupt an die Decke des Gemaches[1]) und ebenso Demeter im Hymnos auf diese. Auf dem Schilde des Achilleus schreiten Ares und

[1]) V. 174 *εὐποιήτου δὲ μελάθρου κῦρε κάρη· κάλλος δέ παρειάων ἀπέλαμπεν | ἄμβροτον, οἷόν τ' ἐστὶν ἐϋστεφάνου Κυθερείας.* Der Text von Ruhnken hergestellt nach Hymn. Cerer. 188 f.

Digitized by Google

Pallas Athene dem Kriegsvolke der Belagerten voran, schön und groß, die Menschen waren kleiner gebildet, und noch in später Zeit werden auf den zahlreichen Weihreliefs frommer Verehrer die Gestalten der Stifter weit überragt von den göttlichen Empfängern. Man sieht, wie die Anschauung im Volke lebte. Daraus läßt sich ein Schluß auf die Erscheinung der vier seltsamen Pilger machen, die, Hermes voran, dem Viehhofe des Paris zustrebten. Für gewöhnlich waren Götter, auch wenn sie sich auf Erden herabließen, dem menschlichen Auge nicht sichtbar. Heiliges Schweigen herrschte, wenn ein Opfer dargebracht wurde; denn die fromme Gemeinde glaubte, die Gottheit sei zur Stelle, und man achtete genau auf Zeichen, durch welche sie etwa ihre Anwesenheit offenbarte. Daraus erklären sich auch jene leeren Throne, vor welchen gelegentlich Anbetung und Opferung stattfanden, und die riesenhaften Sitze, die noch heut, in Fels gehauen, da und dort in Griechenland und Vorderasien zu sehen sind. Die Phantasie fand weiten Spielraum und stellte sich die Himmlischen vor, wie sie würdevoll auf dem Throne saßen und gnädig den Fettdampf verbrannter Opferstücke der kleinen Erdenkinder entgegennahmen. Es mochte vorkommen, daß die Unsterblichen auch gelegentlich in Menschengestalt erschienen. Aber eine heilige Scheu erfüllte jeden, dem sie sich zeigten, und die Klugheit gebot, den Verkehr mit so hohen Gebietern lieber zu vermeiden, als sich der Gefahr auszusetzen, eine ungewollte Verletzung schwer büßen zu müssen. So kann man denn verstehen, daß große Furcht den Paris ergreift, als ihm der hohe Besuch angesagt wird, und größere noch, als er sie kommen sah.

Die Tracht der drei göttlichen Damen stellte man sich der entsprechend vor, welche die Erdenfrauen führten. An Entblößung ist nicht zu denken. Sie waren bis zum Halse bedeckt mit einem wollenen, durch die Art des Gewebes vielleicht geriefelten, Untergewande und darüber ein großes Umschlagetuch, das nach Bedürfnis schleierartig über den Kopf gezogen wurde. Das Haar hatten sie aufgebunden, oder es hing in steifen Locken herab; oben wurde es durch ein Band von Stoff oder Metall zusammengehalten [1]). Die Bildung unserer Tage erachtet es für richtig, in künstlerischer Darstellung ihr Wissen über frühere Zustände zur Geltung zu bringen. Die damaligen Menschen sahen die Dinge nicht anders an, als wie sie im täglichen Leben vor Augen standen, nur daß sie einzelnen Göttern nach der Eigenart ihres Wesens besondere Ausstattung beilegten. Dies gilt vor allen von Hermes. Er ist der Götterbote; daher führt er den Heroldstab, und, da er im Auftrage des Zeus oft weite Wege zurücklegen muß, trägt er auch Reisestiefeln und einen Hut mit breiter Krämpe. Das Haar hängt ihm, zum Zopfe geflochten oder in Locken, herab oder ist aufgebunden. Er trägt einen Vollbart, am Kinn gewöhnlich spitz geschnitten [2]) Bekleidet dachte man

[1]) Eine gute Anschauung bietet der Zug der drei Nymphen auf den beiden Reliefs von Thasos bei Collignon-Thraemer, Gesch. d. Gr. Plastik I Fig. 138 S. 288 und Fig. 139 S. 289, und der drei Frauen auf dem Harpyienmonument ebd. Fig. 129 S. 274.

[2]) Auf älteren Vasenbildern ist auch Paris bärtig dargestellt.

Digitized by Google

sich Hermes entweder mit Untergewand und plaidartigem Übertuch oder mit nackten Beinen und oberwärts bloß mit dem Tuche versehen. So schreitet er, entschieden vorwärts strebend, den drei göttlichen Frauen voran, die ihm in geordneter Prozession folgen, eine hinter der andern, Hera zuerst, danach Athene, zuletzt Aphrodite, in eben der Reihenfolge, in welcher sie dann dem erwählten Schiedsrichter ihre Anerbietungen vorbringen. Hermes an der Spitze von drei göttlichen Frauen war ein beliebter Gegenstand der Bildnerei. Als geleitenden Gott drei Nymphen voranschreitend, sieht man ihn auf sehr vielen Weihreliefs noch in späterer Zeit. Auch sie kommen hinter ihm her, nicht viel anders, wie die drei Göttinnen auf dem Ida. Offenbar lag beiden Vorstellungen ein sehr alter Gedanke zugrunde[1]).

Daß sich in der älteren Auffassung die Göttinnen vor dem begutachtenden Hirten nicht entkleiden, verstand sich von selber. Das hindert aber nicht, daß sie sorgfältig Toilette machten, ehe sie sich zur Entscheidung vorstellten. Über Aphrodite ist das Zeugnis der Kyprien erhalten[2]): sie war mit Gewändern bekleidet, die ihr Chariten und Horen gemacht und in den süßen Duft von Blumen des Lenzes getaucht hatten, Krokus und Hyazinthen, Veilchen und Rosen, Narzissen und Lilien. Vielleicht war von Hera und Athene ähnliches berichtet. Als sie dann in das Waldtal kamen, heißt es bei Euripides[3]), wuschen sie die glänzenden Leiber im Wasser des strömenden Bergquells. Über die Einzelheiten der Toilette einer göttlichen Dame, wenn sie ein Männerherz berücken will, gibt das Epos naive Auskunft. Ehe Hera den Gemahl auf dem Ida besucht, geht sie in ihr Schlafzimmer, schließt die Tür hinter sich zu und wäscht zuerst mit Ambrosia allen Schmutz von der Haut; danach salbt sie den Leib mit köstlich duftendem Öle, kämmt ihre Haare und flicht sie in schöne Zöpfe. Dann zieht sie ein prächtiges Kleid an, das an der Brust mit goldener Brosche geschmückt ist, tut den Gürtel mit hundert Quasten um, hakt sich glänzende Ohrringe ein und, nachdem sie einen weißen Schleier übergetan, der wie die Sonne glänzt, bindet sie zum Schlusse schöne Sandalen unter die Füße. Ähnlich schmückte sich Aphrodite, ehe sie zu Anchises ging; die Chariten dienten ihr als Zofen. Die alte Zeit besaß keine Seife; auch war es nicht üblich, sich jeden Morgen gleich nach dem Aufstehen zu waschen. Man versparte die Reinigung auf bestimmte Gelegenheiten. Ein Bad zu nehmen war in den Tagen Homers etwas Ungewöhnliches. Finden wir das Reinlichkeitsbedürfnis wenig entwickelt, so erscheint uns die reichliche Anwendung wohlriechender Öle nicht minder auffallend. Bereits in sehr alter Zeit ist auch der Gebrauch von Schminke bezeugt, selbst weißer Schminke, die den Teint wie Elfenbein erscheinen läßt[4]). — So

[1]) Über die Votivreliefs mit Hermes und drei Nymphen vgl. Michaelis, Annali 1863, 292 ff.; Furtwängler, Mitteilungen d. Ath. Inst. 3, 181; Milchhöfer, ebd. 5, 206; Pottier, Bull. de Corresp. Hell. 5, 351 ff. — Übrigens geleitet Hermes im Hymnos auf Aphrodite (111) die Göttin auch zum Liebesverkehre mit Anchises.

[2]) Bei Athenaios 15, 682e, 7 Verse

[3]) Androm. 284 ff., vgl. Helena 676 ff.

[4]) Näheres bei W. Helbig, D. Homer. Epos² 256 f.

Digitized by Google

geputzt also, erschienen die drei unsterblichen Damen vor dem Königssohn im Hirtengewande, jede darauf bedacht, den Preis der Schönheit davonzutragen.

3.

Über die Auffassung des Vorganges in der älteren Zeit geben viele Bildwerke Auskunft. Denn das Parisurteil war der beliebteste Gegenstand künstlerischen Schaffens und begegnet bereits sehr früh. Bei der Betrachtung der Bilder muß man sich vergegenwärtigen, daß die geschickten Handwerker, welche sie schufen, es nach dem Gedächtnisse taten, indem sie sich an das hielten, was man im Volk erzählte oder was sie auswendig konnten. Denn daß einer von ihnen die Kyprien oder ein anderes Schriftstück gelesen und danach gearbeitet hätte, ist so gut wie ausgeschlossen, wenigstens bei älteren Werken.

Im Hinterhause des Heratempels von Olympia sah man noch im 2. Jahrhunderte n. Chr. die alte Lade, welche die Kypseliden von Korinth einst der Göttin geweiht hatten. Das Kunstwerk ist im 7. vorchristlichen Jahrhundert entstanden, aus Zedernholz gefügt, mit Bildern in leicht erhabener Schnitzarbeit neben Einlagen von Gold und Elfenbein, die in gleichlaufenden Streifen die Wände der Truhe bedeckten. Inschriften in Versen dienten zur Erläuterung. Pausanias hat das altertümliche Werk eingehend beschrieben. Auf der einen Seite war auch das Parisurteil zu sehen, und dabei standen die Worte:

Ἑρμείας ὅδ' Ἀλεξάνδρῳ δείκνυσι διαιτῆν
τοῦ εἴδους Ἥραν καὶ Ἀθάναν καὶ Ἀφροδίταν.

Etwas später ist das Wundergebilde des Bathykles von Magnesia entstanden, der Thron des Apollon in Amyklai, den Pausanias gleichfalls beschrieben hat. Auch auf ihm war abgebildet, wie Hermes die Göttinnen zu Alexander führt, das Urteil zu empfangen, streifenförmige Darstellung in erhabener Arbeit.

Ist von diesen beiden Gebilden keines erhalten, so gewährt eine Anzahl Vasen der älteren Zeit mit schwarzen Figuren auf lichtem Grund eine deutliche Anschauung[1]). Die Göttinnen schreiten hintereinander her, sei es von rechts nach links oder auch umgekehrt, Hermes an der Spitze, danach Hera zuerst, Athene zu zweit, Aphrodite zuletzt, auf Paris zu, der sie stehend empfängt oder auszuweichen sucht.

Besonders lehrreich ist eine, jetzt in München befindliche Volcenter Amphora aus dem 6. Jahrhunderte mit umlaufendem Bildstreifen[2]). Vor Hermes und den Göttinnen geht nach links voran ein bärtiger Alter mit Heroldstab, vielleicht Zeus. Vor ihm steht, dem Zuge zugewandt, Paris hinter seiner Herde, angedeutet durch drei Rinder, vor denen ein Hund sitzt. — Auf einer Vase der Erbachschen Sammlung[3]) fliegen hinter

[1]) Darstellungen des Parisurteils auf Vasen führt Overbeck, Gallerie Her. B. 1, 206 ff. 67 an; Welcker A. D. V, 382 ff. 68; Türk b. Roscher, M. L. 3, 1, 1607 ff. 57.

[2]) Gerhard, A. V. 170; Furtwängler-Reichh. 21; Buschor, Gr. Vasenmalerei² 114 f.; Reinach II, 86, 7. 8.

[3]) Arch. Ztg. 41, 1883, S. 307; Reinach 1, 443.

Digitized by Google

Aphrodite, die eine Taube auf der Hand hält, zwei Eroten her. Paris, mit Lyra in der Linken, zeigt wenig Lust zu bleiben, aber Hermes hält ihn fest. — Auf einer Volcenter Hydria redet der Gott ihm kräftig zu[1]); auf anderen Darstellungen sucht er zu fliehen. — Auf einer Athener Lekythos im Berliner Museum[2]) ist nicht ohne Humor wiedergegeben, wie der Gott den Davoneilenden ringend aufzuhalten sucht, während dieser nach den Göttinnen zurückblickt und ihnen seine Lyra entgegenstreckt. — Ungewollt humoristisch wirkt auch die Darstellung eines Henkelkruges der Sammlung Coghill[3]), in der Hermes eilend vorausläuft; die drei Frauen folgen hinter ihm her gleich schnell. Alle vier erheben die linke Hand. Paris fehlt.

Den Vasenbildern mit schwarzen Figuren auf lichtem Grunde folgen vom Ende des 6. Jahrhunderts an solche mit roten Figuren auf schwarzem. Auf den einen, wie auf den andern, sind die Göttinnen vollbekleidet. Hermes ist auf den schwarzfigurigen noch bärtig und mit Hut auf dem Kopfe. Ebenso auf den älteren der rotfigürigen. Später tritt er in jugendlicher Bildung und ohne Bart auf, wie Paris; der Hut hängt ihm hinabgeschoben auf dem Rücken. Aus der einfachen Aufeinanderfolge der fünf Beteiligten wird allmählich durch Anordnung übereinander und größere Figurenzahl eine Gruppendarstellung. Paris, sitzend, bildet den Mittelpunkt. Die Göttinnen sind durch prächtige Kleidung und Beigaben ausgezeichnet[4]), kommen auch wohl zu Wagen angefahren[5]). Auf einem apulischen Krater aus Pisticci in Basilicata[6]) sieht man sie mit ihrer Toilette beschäftigt: Athene steht mit nackten Armen vor einem Brunnenhaus und fängt mit den Händen das, aus zwei Löwenköpfen herauskommende, Wasser auf. Hera hält sich einen Spiegel vor das Gesicht. Aphrodite läßt sich von einem geflügelten Eros ein Armband anlegen. Andere Gottheiten werden als Zuschauer beigegeben. Ein bergiger Hintergrund bildet geeigneten Platz[7]). So entstehen bedeutende Kompositionen, auf denen außer Nike und Eros auch Gestalten wie Themis, Eris, Eutychia, Klymene, Pothos und Himeros, alle inschriftlich bezeugt, kund geben, daß die naive Auffassung der alten Zeit den Gedankenbildern philosophierender Weltanschauung gewichen ist. Paris in persischer Kleidung entspricht der Mode. Auch Alkibiades — der manches vom Wesen des Paris an sich hatte — kleidete sich gelegentlich persisch, wie der spartanische König Pausanias vor ihm und Alexander der Große nach ihm[8]). Durch solchen Prunk zeichnen sich namentlich die Prachtgefäße attischer Herkunft in den griechischen Kolonien von Südrußland aus[9]).

[1]) Gerhard, A. V. 174; Reinach 2, 87, 6.
[2]) Arch. Ztg. 40, 1882, T. 11; Reinach 1, 442.
[3]) Müller-Wieseler, Denkm. 1, 18, 94; Reinach 2, 12.
[4]) Vgl. d. Abbildung b. Roscher, M. L. 3, 1, 1615, 6 (zu Nr. 36).
[5]) So bei Roscher a. O. 1617, 7 (zu Nr. 38).
[6]) Mon. d. Inst. IV, 1845 Taf. 18; Reinach 1, 126.
[7]) So bei Roscher a. O. 1617, 8 (zu Nr. 44).
[8]) Athen. 12, 535e; über Alkibiades' Lebensweise vgl. das dort Vorhergehende.
[9]) Vgl. den Krater aus Jouz-obu in der Eremitage, Compte-rendu 1861, Atlas Taf. III; Reinach 1, 7.

Digitized by Google

In der Zeit der Diadochen hörte die Herstellung bemalter Tongefäße auf. In Etrurien wurden in den letzten Jahrhunderten vor der Römerherrschaft die runden Handspiegel aus Erz Mode, welche auf der Rückseite gravierte Umrißzeichnungen hatten. Unter diesen Bildern, die auf griechischen Vorlagen beruhten, war das Parisurteil ein beliebter Gegenstand. Der Rundform anbequemt, ist die Figurenzahl beschränkt.

4.

Wie weit das Drama das Parisurteil zum Gegenstande der Darstellung gewählt hat, läßt sich nicht mehr vollkommen erkennen. Sophokles hat ein Satyrspiel gedichtet, die Krisis, in dem Aphrodite als Göttin der Lust sich mit Salbe schminkt und im Spiegel beschaut, Athene aber Besonnenheit, Verstand und Tüchtigkeit verkörpert, die das Salböl gymnastischer Übungen vorzieht[1]). Euripides gedenkt des Vorganges in fünfen der erhaltenen Stücke, am ausführlichsten in der Andromache[2]).

Der viel berühmte Erisapfel, den die Göttin des Zankes unter die Hochzeitsgäste geworfen haben soll, kommt erst in verhältnismäßig später Zeit vor. Die ältere Überlieferung in dichtender wie bildender Kunst kennt ihn nicht. Auf Wandgemälden und Reliefs der Römerzeit übergibt ihn Hermes dem Paris oder Paris der Aphrodite Auf etruskischen Spiegeln findet er sich mehrmals, nach der Zeichnung zu schließen bereits um Beginn des dritten Jahrhunderts.

Die Entkleidung der drei Göttinnen scheint erst von alexandrinischen Dichtern aufgebracht zu sein. Indes war diese Auffassung von langer Hand durch die Sitte vorbereitet. Das überhandnehmende Hetärentum in den größeren Städten, in Athen zumal, das in der Mode den Ton angab, wurde durch die Abgeschlossenheit der ehrbaren Hausfrauen und Haustöchter gefördert, und es konnte nicht fehlen, daß auch die darstellende Kunst davon beeinflußt wurde. Sah das homerische Zeitalter Männer und Weiber bekleidet, so wirkten zuerst bei den Männern Gymnastik und Agonistik dazu, daß man sich der hindernden Gewandung entlehnte. Das Auge gewöhnte sich bald daran, die entblößten Gestalten von Jünglingen und Männern zu schauen, wie im Leben, so auch in der Kunst. Unter den göttlichen Frauen wagte man zuerst bei Aphrodite, sie unbekleidet darzustellen; dies tat schon Skopas. Es entspricht dem Wesen der Liebesgöttin. Praxiteles ging weiter; aber auch er begründete die Nacktheit dadurch, daß die Göttin sich anschickte ins Bad zu steigen. Das Wagnis, auch die hohe Gemahlin des Zeus und die herbe Jungfrau Athene zu entkleiden, konnte erst unternommen werden, als die Ehrfurcht vor den alten Göttern entschwunden war. Die berühmte Gruppe der Chariten mag dazu beigetragen haben, die Augen an den Dreiverein schöner Frauenleiber zu gewöhnen. Sie gehört der hellenistischen Zeit an.

[1]) Athen 15, 687c *Σοφοκλῆς ὁ ποιητὴς ἐν Κρίσει τῷ δράματι τὴν μὲν Ἀφροδίτην ἡδονήν τινα οὖσαν δαίμονα μύρῳ τε ἀλειφομένην παράγει καὶ κατοπτριζομένην, τὴν δ' Ἀθηνᾶν φρόνησιν οὖσαν καὶ νοῦν, ἔτι δ' ἀρετήν, ἐλαίῳ χριομένην καὶ γυμναζομένην.*

[2]) 274 bis 292; ferner Iph. Aul. 1300—1309, Helena 23—31 und 676, Troades 975—984, Hekabe 644—646.

Digitized by Google

In der späten Darstellung des Koluthos aus Lykopolis in Ägypten, der im 6. Jahrhunderte n. Chr. lebte und ein idyllisches Gedicht über den Raub der Helena geschrieben hat, schimmert die Behandlung eines alexandrinischen Dichters durch, der sich den Kyprien angeschlossen hat: Bei der Hochzeit des Peleus und der Thetis warf Eris aus Verdruß darüber, daß sie nicht eingeladen war, einen der goldenen Hesperidenäpfel unter die Gäste. Die göttlichen Frauen nehmen ihn in Anspruch, Hera zuerst, dann Aphrodite. Zeus gibt Hermes die Weisung, den Paris mit der Entscheidung zu betrauen, indem er ihr Angesicht betrachte. Hermes übernimmt die Führung der Göttinnen, die sich aufs beste schmücken. Aphrodite besonders: sie fordert die Liebesgötter zum Beistand auf und vertraut auf den Gürtel, der jeden bezaubert. Sie finden den Paris, wie er unter den väterlichen Rindern und Schafen sein Wesen treibt und stillvergnügt auf der Hirtenflöte bläst. Als er Hermes nahen sieht, springt er erschrocken auf und sucht dem hohen Besuch aus dem Wege zu gehen. Hermes hält ihn zurück und bestellt seinen Auftrag. So sieht er sich denn eine nach der anderen an und mustert ihre Reize. Dabei stellt ihm Athene kriegerisches Heldentum, Hera die Herrschaft über ganz Asien in Aussicht. Zuletzt naht Aphrodite, entblößt ihren Oberkörper und verspricht ihm eine wunderschöne Frau zum Weibe, keine andere, als Helena. Da gibt er ihr den Apfel und, stolz über den errungenen Sieg, bekundet sie in prahlenden Worten ihre Genugtuung gegenüber den beiden andern.

Eine Schilderung des Apulejus, der im 2. nachchristlichen Jahrhundert unter Hadrian lebte, ist ähnlich gehalten[1]). Der in einen Esel verwandelte Lucius beschreibt die Darstellung eines Mimos, der in Korinth aufgeführt wurde. Es läßt sich begreifen, daß die damalige Welt sich den lockenden Gegenstand für diese Art dramatischer Vorstellung nicht entgehen ließ. Kam doch dabei in anschaulichster Form die Pantomime zur Geltung, welche unter Musikbegleitung und prächtiger Ausstattung alles das darbot, was bei uns ein kunstvoll aufgebautes Ballett zu sehen gibt, ungefähr auch dem entsprach, was jetzt im Kino vorgeführt wird, eine Art bewegter Malerei und Plastik, ganz dazu geeignet, ein lüsternes Publikum zu entzücken. Eine schöne Berglehne mit fließendem Bache bildet die Örtlichkeit, wo der junge Hirt in morgenländischer Tracht, mit goldener Tiara auf dem Haupte, seine Herde hütet. Merkur tritt auf, reicht ihm unter Andeutung des Zweckes einen goldenen Apfel und geht dann beiseite. Nun erscheint Juno mit Diadem und Zepter, nach ihr Minerva mit Schild und Lanze, einen Helm auf dem Kopfe, den ein Olivenkranz schmückt. Zuletzt naht Venus, von einem durchsichtigen Seidengewande leicht verhüllt, das der Wind gelegentlich lüftet. Juno ist von Kastor und Pollux begleitet, Minerva von den Kriegsdämonen Furcht und Schrecken, Venus von Liebesgöttern, Grazien und Horen. Deutende Bewegungen zeigen, was eine jede dem jungen Richter für Versprechungen gibt. Schließlich erhält Venus den goldenen Apfel.

Der Darstellung des Mimos entspricht der Bilderschmuck eines

[1]) Apuleius, Met. 10, 30ff.

Digitized by Google

Sarkophages aus der römischen Kaiserzeit[1]). In der Mitte sitzt Paris in felsiger Umgebung. Über ihm sieht man Tiere seiner Herde, hinter ihm drei Quellnymphen mit Wasserkrügen. Vor ihm steht zuredend Hermes, dann folgt Aphrodite, völlig enthüllt, mit zwei kleinen Eroten, danach vollbekleidet Hera und Athena in Waffenschmuck; den Schluß machen Ortsgottheiten.

Auch das pompejanische Wandgemälde im Hause des Meleager zeigt Paris in landschaftlicher Umgebung[2]). Im Hintergrunde links auf einer Erhöhung mit Baum und etwas Buschwerk sieht man einen Jüngling mit Hirtenstab und Kithara, vermutlich ein Berggott. Vorn rechts in der Mitte sitzt Hera; links neben ihr steht Athene, beide voll bekleidet, rechts daneben im Vordergrund Aphrodite, fast ganz entkleidet. Vorn links sitzt Paris; hinter ihm steht Hermes und weist mit ausgestreckter Hand auf Aphrodite.

Die völlige Entkleidung aller drei ist bei römischen Dichtern beschrieben, zuerst bei Properz[3]) und bei Ovid in den Heroiden[4]). Künstlerische Darstellungen mögen die erste Veranlassung gegeben haben und alexandrinische Dichter das Vorbild. Aber die Denkweise im augusteischen Rom, welche aus den Schilderungen damaliger Schriftsteller genügend bekannt ist, kam dieser Auffassung entgegen und fand Gefallen an solchen Stoffen.

Auf einem Cameo in Florenz[5]) entkleiden sich drei Frauen auf einem runden Untersatze vor einem Manne, der an einem Baume steht: offenbar sind es die drei Göttinnen und Paris. Auf einem anderen[6]) sind sie völlig nackt. Davor steht Hermes und übergibt dem sitzenden Paris den Apfel. Beide Darstellungen sind durch die Gruppe der Chariten beeinflußt.

Eine mit leichtem Humor gefärbte Schilderung, nach Art eines Mimos dramatisch vorgeführt und dem wirklichen Leben nachgebildet, bietet Lucian, der Zeitgenosse des Apulejus, in den Göttergesprächen (20). Zeus gibt Hermes den Apfel mit dem Auftrage, sich nach Phrygien zu Paris, dem Rinderhirten, zu begeben, der am Gargaros im Idagebirge seine Herde weide, und ihm den Befehl zu überbringen, das Schiedsgericht über die Schönheit der drei Göttinnen zu übernehmen. Die Schönste soll den Apfel erhalten. Die Göttinnen bekommen die Weisung, sich einzufinden. Aphrodite erklärt sich mit Freuden bereit; auch Hera willigt ein; Athene zögert errötend, gibt aber nach. Hermes voran, die Göttinnen hinterher: so schweben sie durch die Lüfte ihrem Ziel entgegen. Auf der Fahrt fragt Aphrodite, ob Paris unverheiratet sei,

---

[1]) Rom, Villa Pamfili. Abbildung bei Robert, Antike Sarkophage, II Taf. 4, 10; danach bei Roscher, M. L. 3, 1, 1621.

[2]) Abgebildet bei Overbeck, Gallerie I Taf. 11, 11.

[3]) 2, 2, 13 *cedite iam divae, quas pastor viderat olim Idaeis tunicas ponere verticibus.*

[4]) 17, 115 — *et in altae vallibus Idae | Tres tibi se nudas exhibuere deae.* Vgl. 5, 35 *qua Venus et Juno, sumptisque decentior armis | Venit in arbitrium nuda Minerva tuum.*

[5]) Abg. Overbeck a. O. 11, 7.

[6]) Abg. Overbeck a. O. 11, 9.

Digitized by Google

und erfährt, daß er mit einem Bauermädchen vom Ida zusammenlebe. Athene möchte wissen, ob er kriegerisch gesinnt und ehrgeizig sei. Sie nahen dem Ida und erblicken Paris mit seiner Herde am Bergabhange bei einer Grotte, wie er das Vieh mit dem Hirtenstab in Ordnung hält. Sie lassen sich zur Erde nieder. Hera heißt Aphrodite boshaft voranzugehen, weil sie ja die Gegend durch die Geschichte mit Anchises kennen müsse. Auch dem Hermes ist sie nicht fremd seit der Entführung des reizenden Ganymed durch Zeus in Adlergestalt. Nun stehen sie vor Paris; Hermes begrüßt ihn. Paris erkennt die Götter nicht, aber Hermes stellt sie vor, Hera, Athene, Aphrodite, und auch sich selbst. Paris erbleicht und zittert, aber Hermes redet ihm gut zu und bestellt seinen Auftrag. Paris liest die Inschrift des Apfels:

Ἡ καλὴ λαβέτω.

Aber die Aufgabe scheint ihm allzuschwer; denn die Schönheit der drei Göttinnen sei so groß, daß sie zu unterscheiden unmöglich wäre. Indes Hermes verweist auf den Befehl des Zeus. Da bedingt sich Paris, daß die Unterliegenden ihm nicht grollen dürfen, und fragt, ob es genüge, sie zu betrachten, wie sie vor ihm stünden, oder ob sie sich auch entkleiden sollen. Hermes stellt es seinem Belieben anheim, und Paris verlangt die Entkleidung. Hermes sagt es den Göttinnen und geht beiseite. Zuerst zieht Hera sich aus. Athene verlangt, daß Aphrodite auch den Zaubergürtel ablege; geschmückt habe sie sich so schon reichlich. Aber Aphrodite begehrt, daß nun auch Athene den Helm abnehme. Als Paris die drei herrlichen Gestalten unverhüllt mit Augen sieht, ist er von der Schönheit überwältigt und bittet, eine jede besonders betrachten zu dürfen. Die Erfüllung seines Wunsches gibt Hera Gelegenheit, ihm die Herrschaft über ganz Asien zu versprechen. Athene will ihm Sieg in allen Kriegen verleihen. Aber beides lehnt er ab. Zuletzt kommt Aphrodite. Mit schmeichelnden Worten redet sie ihm zu, ein holdes Weib zu erwerben, und stellt ihm den Besitz der jungen, schönen und liebeseligen Helena in Aussicht. Er läßt sich näheres von ihr erzählen, und sie tut es gern und sagt ihm auch, auf welchem Wege er sie gewinnen könne. Ihren eigen Beistand stellt sie ihm in Aussicht; auch sollen ihre Kinder, Himeros und Eros, ihn geleiten und die Chariten helfen, Helena zu überreden. Da kann Paris nicht widerstehen. Aphrodite muß nochmals ausdrücklich versprechen, ihm die Helena zu verschaffen. Es geschieht, und sie sagt ihm auch noch den Beistand von Pothos und Hymenaios zu. Da gibt er ihr den Apfel.

Noch in der späten Kaiserzeit, unter Antonius Pius, Caracalla, Maximinus und Gordianus, klingt die berühmte Geschichte in Münztypen nach. So in dem Land, in dem die Sage zu Hause war, in den Städten Ilion und Skepsis, aber auch in Tarsos und Alexandria.

5.

In der epischen Überlieferung hatte Paris bereits eine bewegte Vergangenheit hinter sich, als er die Rolle zu spielen begann, die aus

Digitized by Google

Homer bekannt ist. Seiner Mutter Hekabe träumte, als sie der Geburt des Kindes entgegensah, sie bringe eine brennende Fackel zur Welt, welche ganz Troia in Flammen setzen werde. Die Traumdeuter rieten, das Kind gleich nach der Geburt zu töten, um das Unheil zu verhüten. Als nun Alexandros zur Welt gekommen war, übergab man ihn einem Diener, daß er ihn umbringe. Der Mann aber, von Mitleid bewogen, setzte das hübsche Knäblein im idäischen Waldgebirg aus. Dort wurde es von einer Bärin gesäugt und blieb am Leben. Hirten fanden es und nahmen es mit, um es daheim aufzuziehen. Nach der Tasche (πήρα), in die man den Findling gesteckt hatte, soll er den Namen Paris bekommen haben. Da draußen unter dem Hirtenvolk und seinen Herden wuchs der Knabe zu einem stattlichen Jünglinge heran. Im Waldgebirge gewann er die Liebe der schönen Nymphe Oinone, einer Tochter des Flußgottes Kebren, und führte mit ihr in aller Einfachheit ein glückliches Leben. Sie schenkte ihm einen Sohn, den sie Korythos nannten. Da führte das Verhängnis die drei Göttinnen in seine Waldeinsamkeit, und mit dem Urteile, das er fällte, begann das Verderben. Bald darauf geschah es, daß Boten des Priamos auf den Viehhof kamen, und seinen Lieblingsstier als Kampfpreis bei einem, vom Königshause veranstalteten, Feste holen wollten. Paris ging mit und konnte der Versuchung nicht widerstehen, am Wettkampfe teilzunehmen. Es gelang ihm, die königlichen Prinzen, seine Brüder, alle zu besiegen. Ergrimmt stürzte Deïphobos auf ihn los, um den frechen Bauerjungen mit dem Schwerte zu durchbohren. Paris flüchtete auf den Altar des Zeus Herkeios; da erkannte ihn Kassandra als ihren Bruder, und Priamos nahm den Sohn wieder in die königliche Familie auf. Was weiter geschah, die Entführung der Helena und die Kämpfe um Troia, ist aus den Kyklikern und Homer bekannt. Als Paris im Hause des Menelaos angelangt war und Helena den prächtig gekleideten Gast, der an Schönheit den unsterblichen Göttern glich, mit Augen sah, wurde sie von unbezwinglicher Liebe ergriffen. Es traf sich, daß Menelaos, um seinen Großvater zu bestatten, nach Kreta verreisen mußte, und das Paar benutzte die Gelegenheit, um bei nächtlicher Weile mit vielen Schätzen zu entfliehen. In Troia fanden sie freundliche Aufnahme und führten fortan in dem prächtigen Hause, das Paris sich baute, ein glänzendes Leben. So vergingen die Jahre bis zum großen Kriege. Die Rolle, welche Paris bei der Verteidigung seiner Vaterstadt spielte, ist keine rühmliche, obgleich man ihn nicht schlechthin als Feigling bezeichnen darf. Er tat sich als Bogenschütz hervor, und als solcher sandte er auch später, durch Apollon unterstützt, den tödlichen Pfeil auf Achilleus. Endlich wird er von dem vergifteten Geschosse des Philoktet schwer verwundet. In der Not sucht er die Hilfe der vor Jahren treulos verlassenen Oinone auf. Anfangs weist sie ihn ab. Als sie dann, von Reue ergriffen, ihn zu retten versucht, ist es zu spät. Sie wird mit Paris auf demselben Scheiterhaufen verbrannt. Noch in später Zeit zeigte man bei Kebrene das Grab der Liebenden [1]).

[1]) Nach Demetrios von Skepsis, der die Gegend kannte, bei Strabon 13, 590.

Digitized by Google

Die Geschichte von den Schicksalen des Paris enthält manche Züge, die auch sonst begegnen, und nicht allein bei den Griechen. Die unglückliche Prophezeihung über das erwartete Kind, die Aussetzung im einsamen Gebirge, die Auffindung und Erziehung durch Hirten, kennt jeder sowohl aus der Geschichte des Oidipus und des Brüderpaares Amphion und Zethos, wie in Italien des Romulus und Remus, wo der Bärin des Paris die berühmte Wölfin entspricht. Auch von Telephos wird ähnliches erzählt. Vor allem aber ist, geschichtlich umgestaltet, das Schicksal des persischen Kyros zu erwähnen. Lauter Märchenzüge, die als Gemeinsames die unheilvolle Vorraussage, den Versuch, dem Verhängnisse durch Aussetzung des Kindes vorzubeugen, die Auffindung und nach mancherlei Wechselfällen die Erfüllung des Götterspruches enthalten.

Der einzelnen Ausgestaltung ist von der Sage, aber mehr noch von der Dichtung, nicht selten eine tragische Schuld des Helden beigemischt, welche die gemeinsamen Grundzüge wirkungsvoll unterbricht, die Vorgänge glaubhaft macht und die Teilnahme der Hörer gewinnt. Auch Paris ist von solcher Schuld nicht frei. Obgleich die Einzelheiten seines Vorlebens nicht jedermann bekannt sein mochten, so erschien er den Griechen doch als ein anderer, wie uns. Sie erkannten in seinem Wesen etwas Dämonisches, ein Verhängnis, für das er nicht verantwortlich war. Er ist der Liebling der Aphrodite, einer mächtigen Göttin, der Widerstand zu leisten, Sterblichen versagt ist; denn sie gebietet über Eros, den sie geboren, und entfacht eine seelische Erregung, die alles rücksichtslos beiseite schiebt [1]). So wird er mit der, auf weiblicher Seite entsprechenden, Helena zusammengebracht, und nun entsteht eine Leidenschaft, so stark, wie Shakespeare in Romeo und Julia sie schildert oder die Geschichte von Abaelard und Heloise berichtet. Mannhaft zugleich und weibisch, schön von Gestalt, dem Saitenspiel obliegend, ein flotter Tänzer, hochelegant, in prächtiger Kleidung mit zierlichem Haarschmucke [2]), betört Paris die Herzen der Frauen und tut es mit Wonne. *Γυναιμανές, ὑπεροπτευτά,* nennt ihn Hektor wiederholt, *παρθενοπίπα* Diomedes [3]); 'Mädchenhengst' sagt bei uns das Volk, 'Don Juan' die gebildete Welt. Widerstandslos fällt ihm jede anheim. Von Natur sanguinisch, zum Prahlen geneigt, feig und tapfer, je nachdem die Stimmung es mit sich bringt, leichtsinnig und ohne Ehrgefühl [4]). Unterliegt er auch einer göttlichen Gewalt, so ist er doch nicht frei von Schuld, und der Dichter hat recht, wenn er ihm zum Vorwurfe macht, daß er unter den Göttinnen die sich auswählte, welche ihm verderbliche Wollust darbot.

---

[1]) Bei Lucian in den Totengesprächen (1, 29) entschuldigt sich Paris: — *ἀκούσιόν τί ἐστι καὶ τις ἡμᾶς δαίμων ἄγει ἔνθα ἂν ἐθέλῃ, καὶ ἀδυνατόν ἐστιν ἀντιτάττεσθαι αὐτῷ.*

[2]) *Γ* 392 *κάλλεϊ τε στίλβων καὶ εἴμασιν,* — *Γ* 54 *οὐκ ἂν δὴ χραίσμῃ κίθαρις τά τε δῶρ' Ἀφροδίτης ἥτε κόμη καὶ τὸ εἶδος.*

[3]) *Γ* 39; *N* 769; *Λ* 385.

[4]) Helena zu Hektor (*Z* 350): — *ἀνδρὸς ἔπειτ' ὤφελλον ἀμείνονος εἶναι ἄκοιτις | ὅς ἤδει νέμεσίν τε καὶ αἴσχεα πόλλ' ἀνθρώπων. | τούτῳ δ' οὔτ' ἄρ νῦν φρένες ἔμπεδοι οὔτ' ἄρ' ὀπίσσω | ἔσσονται*

Digitized by Google

So gewinnt das Urteil des Paris besondere Bedeutung und bildet den unheimlichen Hintergrund der größten aller epischen Dichtungen.

6.

Die Überlieferung läßt auch sonst einen tieferen Grundgedanken erkennen. Ist es zunächst der Wettstreit um den Preis der Schönheit, der darin vorgeführt wird, eine Sache, die dem weiblichen Geschlechte von jeher als das Herrlichste erschien, was einer Frau beschieden sein kann, so handelt es sich weiter um die Wahl des höchsten Lebenszieles, welche ausgezeichneten Menschen gestellt wird, allgemein gefaßt aber jedem Sterblichen aufgegeben ist.

Auch der Streit von Frauen um den Vorrang der Schönheit ist ein alter Märchenstoff. Er gewinnt erhöhte Bedeutung, wenn der Besitz eines Mannes auf dem Spiele steht. Genau genommen sind es nur zwei, die einander gegenübertreten und den Preis begehren. Wie im deutschen Märchen von Sneewittchen, in dem der redende Spiegel die Rolle des Preisrichters übernimmt: 'Spieglein, Spieglein, an der Wand, wer ist die Schönste im ganzen Land?' 'Frau Königin, Ihr seid die Schönste hier; aber Sneewittchen ist tausendmal schöner als Ihr!' Ist noch eine dritte Bewerberin zugefügt, so erscheint das als Überfluß, wie ihn die Einbildungskraft des Volkes liebte. In Sophokles' Satyrdrama Krisis war der Wettstreit auf Athene und Aphrodite beschränkt, und dem entsprechen die Darstellungen einiger Vasen [1]). Die Zweizahl ist offenbar das Ursprüngliche; eine dritte kam später hinzu, wie bei den Chariten, Moiren, Horen auch.

Die Sage scheint im troischen Ida aufgekommen zu sein. Ein junger Hirte des Waldgebirges, der zugleich ein Königssohn war und in der Liebe Bescheid wußte, schien der geeignete Held und wie geschaffen zum Schiedsrichter. Einem gemeinen Manne hätten sich die hohen Göttinnen nicht anvertraut, und was konnte für einen solchen die Aussicht auf Königsherrschaft und Kriegsruhm bedeuten? Noch in später Zeit wurden auf den nahen Inseln Tenedos — das sich durch reizende Frauen auszeichnete — und Lesbos Schönheitswettkämpfe veranstaltet. Bei den Lesbiern im heiligen Temenos der Hera. Ein Gedicht der Anthologie gibt einen Aufruf wieder, der zum Reigen der Göttin einlud [2]):

'Kommet zum heiligen Haine der strahlenäugigen Hera,
Lesbische Frauen, und schlingt, zierlich euch windend, den Tanz!
Kommt und der Göttin stellt einen schönen Reigen!'

Ob die Sage vom Wettstreite der Göttinnen durch solchen Agon veranlaßt wurde, oder vielmehr der Agon bei Heras Feste der Sage den Ursprung verdankt, wird sich kaum entscheiden lassen. Zu Basilis in Arkadien soll Kypselos zu Ehren der Eleusinischen Demeter einen

[1]) Vgl. Reinach 1, 15; 2, 87, 1; — Nr. 48 bei Roscher a. O. zeigt nur Hera und Aphrodite.

[2]) 9, 189 *Ἔλθετε πρὸς τέμενος γλαυκώπιδος ἀγλαὸν Ἥρης,*
Λεσβίδες, ἁβρὰ ποδῶν βήματ' ἑλισσόμεναι
Ἔνθα καλὸν στήσασθε θεῇ χορόν.

Digitized by Google

Wettkampf der Frauenschönheit gestiftet haben, der sich lange erhalten hat. Die Teilnehmerinnen wurden 'Chrysophoren' genannt, offenbar nach der Pracht ihrer Ausstattung [1]).

Der Athener Archikleides, ein fruchtbarer Schriftsteller, der über Kulturgeschichte der Vorzeit schrieb und auch Nostoi verfaßt hat, urteilt über das Parisurteil sehr wegwerfend im Sinn euhemeristischer Aufklärung. Nicht Göttinnen, sondern drei lockere Dirnen der heimischen Bevölkerung seien es gewesen, die um den Preis der Schönheit gestritten hätten [2]).

Es ist eine Auffassung, die zu der sonderbaren Form eines solchen Agons hinüberleitet, welche wie eine Parodie des Parisurteils anmutet und in der bekannten Statue der Aphrodite Kallipygos der Farnesischen Sammlung zum Ausdrucke kommt. Nach der Erzählung bei Athenaios [3]) lebte in der Nähe von Syrakus ein Landwirt, der zwei schöne Töchter besaß. Wie diese eines Tages über Land gingen, gerieten sie in Streit, welche von beiden das schönere Hinterteil habe. Da kam ein junger Mensch des Weges, und kurz entschlossen wählten sie ihn zum Schiedsrichter. Er gab der älteren den Preis, und dabei verliebte er sich so in das Mädchen, daß er krank wurde. Er entdeckte sich seinem Bruder. Der Bruder ging gleichfalls hinaus auf das Land und verliebte sich in die jüngere Schwester. Der wohlhabende Vater wollte die Heirat mit den Bauermädchen nicht zugeben, doch endlich willigte er ein. Zum Danke für die gute Partie stifteten die beiden jungen Frauen der Aphrodite ein Heiligtum und gaben ihr den Namen 'Kallipygos'. Dieser Geschichte soll die Statue ihre Entstehung verdanken. Es ist ein bedeutendes Werk, gehört aber einer Zeit an, in der das Hetärentum bei den Griechen eine bedeutende Rolle gespielt hat.

Wir sind aus dem Gebiete der Sage in das der Wirklichkeit gekommen, und es kann nicht wundernehmen, wenn die Aufgaben, die das Leben stellt, gelegentlich ähnliche Entscheidungen verlangen. Als der spartanische König Archidamos sich verheiraten wollte, hatte er die Wahl zwischen einer schönen stattlichen Frau und einer häßlichen Dame von kleiner Gestalt, die aber viel Geld besaß. Er entschied sich für die reiche, sollte es aber bald bereuen. Denn die Ephoren belegten ihn mit einer Geldstrafe, weil er es vorgezogen habe, den Spartanern statt Könige Zaunkönige zu erzeugen [4]).

Das Schiedsgericht über die Schönheit der Frauen ist für Männer immer eine gefährliche Sache. Mag es ausfallen, wie es will, die natürliche Folge wird allemal sein, daß die Verschmähte sich tief verletzt

---

[1]) Athen. 13, 609.

[2]) Schol Eur. Androm. 276 — *μέμνηται δὲ τῆς ἱστορίας ἐκείνης, ἔνθα περὶ τοῦ μήλου ἦλθον κριθησόμεναι Ἥρα καὶ Ἀθηνᾶ καὶ Ἀφροδίτη παρὰ τῷ Πάριδι. τοιαῦτά ἐστι καὶ τὰ παρὰ Σοφοκλεῖ ἐν τοῖς Ποιμέσιν „Ἴδης δήποτε μηλοτρόφῳ ἀγενηλι τὴ ει τὴν τῆς Ἴδης τριολύμπιον ἄρμα“. ἔνιοι δὲ διεψεῦσθαί φασι τὴν κρίσιν τῶν θεῶν, καθάπερ γράφει Ἀντικλείδης· τρία γάρ ἐστι τῶν ἐπιχωρίων γύναια μαχλὰ εἰς τὴν τῆς εὐμορφίας κρίσιν καταστάντα.*

[3]) 12, 554. Vgl. Clemens Al. Protr. II, 33 P *καλλιπύγῳ θύουσιν Συρακόσιοι, ἣν Νίκανδρος ὁ ποιητὴς καλλίγλουτόν που κέκληκεν.*

[4]) Plut. de educ. p. 2 S. 2. Athen. 13, 566.

Digitized by Google

fühlt und auf Rache sinnt. Ein zurückgesetztes Weib pflegt solche Beleidigung nie zu vergessen. Hera und Athene hielten fortan zusammen und setzten alles daran, die Schmach zu vergelten. Die Person des Paris trat dabei in den Hintergrund. Ihr Haß galt seinem ganzen Volk und vor allem der vorgezogenen Aphrodite, die sich auf ihren Sieg über die vornehmsten Göttinnen im Olymp nicht wenig zu gute tat. Man hat vielleicht richtig bemerkt, daß bei dem Preise, den Aphrodite in Aussicht stellte, die verheißene und die verheißende Schönheit ursprünglich die selbe war[1]), mit anderen Worten, daß die Göttin dem Schiedsrichter ihre eigene Huld in Aussicht gestellt habe, nicht die eines anderen Weibes. Für die Sache kommt nichts darauf an.

7.

Das Urteil des Paris gewinnt auch dann eine tiefere Bedeutung, wenn man sich klar macht, daß es sich nicht so sehr um den Streit der Göttinnen über die Schönheit, als um die Wahl des höchsten Lebenszieles handelt, vor welche der troische Königssohn gestellt war. Eine Wahl, die sich im Geschicke der Menschen immer wiederholt, gleichviel in welchem Zeitalter und in welchem Lande. Isokrates hat nicht unrecht, wenn er in seiner Lobrede auf Helena ausspricht[2]): 'Paris war gar nicht imstande, die Herrlichkeit der schönen Gestalten abzuschätzen, sondern, überwältigt von dem Anblicke der Göttinnen, blieb ihm nur das Urteil über die in Aussicht gestellten Belohnungen übrig.' Drei große Lebensziele werden ihm vorgestellt: Königtum, Heldentum, Liebeswonne, *βίοι τρεῖς*, wie es bei Proklos zu Platons Staat heißt: *βασιλικός, ἐρωτικός, πολεμικός*[3]), allgemeiner gesagt: Macht, Genuß, Ruhm. Ähnlich spricht Chrysippos sich aus: 'Paris erwog, was er zu seinem Lebensziele erwählen sollte, Kriegsruhm, Liebe oder Herrschaft, und er wählte die Liebe[4]). Man erkennt, daß somit die Wahl zur Versuchung wird, in der es sich um die große Lebensfrage handelt, auf deren Beantwortung alles ankommt. So waren den Bewerbern um Porzias Hand bei Shakespeare die drei Kästchen zur Auswahl hingestellt, eines von Gold, eines von Silber, eines von Blei. Der ernste Bassanio wählte das unscheinbare von Blei und gewann den Preis:

'Ihr, der nicht auf Schein gesehn,
Wählt so recht und trefft so schön!'

---

[1]) Usener, Rh. M. 23, 362.

[2]) 42 *τῶν μὲν σωμάτων οὐ δυνηθεὶς λαβεῖν διάγνωσιν, ἀλλ' ἡττηθεὶς τῆς τῶν θεῶν ὄψεως, τῶν δὲ δωρεῶν ἀναγκασθεὶς γενέσθαι κριτής, εἵλετο τὴν οἰκειότητα τῆς Ἑλένης ἀντὶ τῶν ἄλλων ἁπάντων κτλ.*

[3]) Procl. in Plat. remp. ed. Kroll p. 263, 21 *λέγω δὲ οἷόν εἴ τῳ προτείνονται βίοι τρεῖς, βασιλικός, ἐρωτικός, πολεμικός, ὡσπερ τῷ Ἀλεξάνδρῳ φασὶν οἱ μῦθοι τὴν μὲν προτεῖναι τὸν βασιλικὸν τὴν Ἥραν, τὴν δὲ τὸν ἐρωτικὸν τὴν Ἀφροδίτην, τὴν δὲ τὸν ἀνδρεῖον καὶ πολεμικὸν τὴν Ἀθηνᾶν.*

[4]) Schol. Eur. Androm. 276 *μέμνηται δὲ τῆς ἱστορίας ἐκείνης, ἔνθα περὶ τοῦ μήλου ἦλθον κριτησόμεναι Ἥρα καὶ Ἀθηνᾶ καὶ Ἀφροδίτη. Χρύσιππος δὲ ἐν Ἠθικῶν δεκάτῳ λογισάμενον τὸν Πάριν τίνων δεῖ μᾶλλον ἀντέχεσθαι, πολεμικῆς ἀσκήσεως ἢ ἐρωτικῆς ἢ βασιλικῆς, νεῦσαι αὐτὸν μᾶλλον εἰς τὰ ἐρωτικὰ καὶ οὕτως τὸν περὶ κρίσεως μῦθον συντεθῆναι.*

Digitized by Google

Aristoteles geht auf den nämlichen Gedanken in seiner Ethik[1]) ein und nähert sich dem Urteile des Paris noch mehr. Es gibt drei Lebensrichtungen, in deren einer die Menschen ihr Glück zu finden vermeinen. Der große Haufe setzt das höchste Gut und die Glückseligkeit in die Lust und zieht das Leben des Genusses jedem anderen vor. Die gebildeten Männer aber, die im öffentlichen Leben tätig sind, sehen das Ziel in verdienter Ehre und erfolgreichem Wirken. Die Dritten endlich finden die wahre Quelle des Glückes in philosophischem Denken und dessen schönsten Abschluß in der Erkenntnis Gottes.

Daß die homerischen Epen einen ethischen Hintergrund haben, blieb den Hellenen nicht verborgen. Homer war diesem Volke das Buch der Bücher und übte auf seine ganze Weltanschauung den größten Einfluß aus. Sie erkannten auch in der Ilias tieferen Sinn und sahen in der Geschichte des troischen Krieges einen sittlichen Kern durchschimmern. Auf den Troern lastete eine schwere Schuld, aus der endlich die Katastrophe hervorging, und das verhängnisvolle Urteil des königlichen Hirten bildete den Anfang.

Wir sahen, daß Sophokles in dem Drama 'Krisis' die Aphrodite sich mit Salbe schminken und im Spiegel beschauen läßt, und daß er sie als eine göttliche Vertreterin der Wollust darstellt, Athene aber, die Göttin der Besonnenheit und Vernunft, überhaupt der Tugend, salbt sich mit dem Öle der Ringschule und treibt Gymnastik. Edle Naturen sind sich darüber klar, welcher von beiden der Vorzug gebührt. In der Anthologie[2]) werden sie in ähnlichem Sinne einander gegenübergestellt:

'Schaust du die himmlische Schönheit der schaumgeborenen Göttin,
Sprichst du: "Wahrlich, der Hirt urteilte völlig gerecht."
Schaust du aber sodann die attische Pallas, da rufst du:
Wie nur ein Viehhirt es tut, hat dieser Pallas verschmäht.'

In der allegorischen Erzählung des Prodikos von Herakles am Scheidewege[3]) entsprechen die beiden hohen Frauengestalten — Arete und Kakia — durchaus der Schilderung der Athene und Aphrodite bei Sophokles. Die eine, edel anzusehen und offenes Wesens, ihre Gestalt durch Reinheit geschmückt, die Augen züchtig blickend, in der Haltung maßvoll, in weiße Gewandung gehüllt. Die andere von weichlichem Aussehen, weiß und rot geschminkt, mit schmachtenden Augen, in durchschimmerndem Gewande; immerfort betrachtet sie sich selber und hält zugleich Umschau, ob auch die Leute auf sie sehen. Kaum naht Herakles, so drängt sie sich vor und verspricht ihm ein bequemes Leben und alle Arten von Genüssen, Essen, Trinken, Freuden der Sinne und Liebeswonne, dabei weder Mühe noch Arbeit. Als Herakles ihren Namen

---

[1]) Nikom. Ethik 1, 3; Eudem. 1, 4. 8, 3; vgl. Willmann, Aristoteles als Pädagog und Didaktiker S. 136f.

[2]) Anth. Plan. 4 Nr. 169 — vgl. auch 170 —

Ἀφρογενοῦς Παφίης ζάθεον περιδέρκεο κάλλος,
καὶ λέξεις· αἰνῶ τὸν Φρύγα τῆς κρίσεως.
Ἀτθίδα δερκόμενος πάλι Παλλάδα, τοῦτο βοήσεις·
ὡς βούτης ὁ Πάρις τήνδε παρετρόχασεν.

[3]) Xenoph. mem. 2, 21.

Digitized by Google

wissen will, sagt sie: 'meine Freunde nennen mich "Glück", meine Feinde aber schimpfen mich "Laster"'. Da trat die andere vor, erinnert den jungen Helden an seine hohen Eltern und seine Erziehung und spricht die Hoffnung aus, er werde zu ihr halten und sein Streben auf ernste Arbeit richten. Auch will sie ihn nicht betrügen mit Vorspiegelung von Vergnügen, sondern die Wahrheit sagen. Das wirklich Gute und Schöne geben die Himmlischen den Menschen nicht ohne Mühe und Arbeit. Gegenliebe erwirbt man bei den Göttern durch Frömmigkeit, bei den Freunden durch Wohltun, beim Staate durch treuen Dienst, bei ganz Griechenland durch Wirken zum gemeinen Besten, und überhaupt erreicht einer alles, was wirklich gut ist, nur durch redliche Anstrengung. Noch einmal sucht das Laster ihn für sich zu gewinnen, aber die Tugend widerlegt es in ausführlicher Rede.

Soweit Prodikos. Wir sehen: Herakles ist in die Rolle des Paris versetzt. Aber er entscheidet sich im entgegengesetzten Sinne. Dem nachdenklichen Verfasser schien es verlockend, einmal die Probe auf einen anderen Schiedsspruch zu machen.

Das Urteil des Paris dreht sich letztes Grundes um die Alternative Pflicht oder Genuß, beides in höherem Sinn aufgefaßt, daher um Himmlisch oder Irdisch, Ewig oder Vergänglich. Dadurch gewinnt es eine tiefere Bedeutung. In jedes Menschen Innenleben wirken geheime Kräfte, die ihm die Wahl erschweren. Eine solche ist das Gewissen, welches in der Richtung des Guten sich geltend macht und der ernsten Athene den Preis zuerkennt. Ihm stellt sich die sinnliche Neigung entgegen und stimmt für die lockende Aphrodite. In diesem Widerspiel der Kräfte geht das Leben dahin, und doch wird eine von beiden überwiegen und eines jeden sittlichen Wert bestimmen. Solchen Gedanken entspricht das Flügelgespann im platonischen Phaidros (246). Die Rosse der Götter und ihre Lenker sind gute und stammen aus edler Zucht; die der andern aber sind gemischt. Denn das eine ist schön und gut und gleich gearteter Eltern Sproß; das andere aber ist dem entgegengesetzt. Nun sollen die zwei zusammen den Lebenswagen ziehen. Da ist freilich die Zügelführung schwer und mühsam. Denn, von ihren Flügeln emporgehoben, strebt die Seele nach dem Himmel. Das andere Pferd aber ist in der Mauserung begriffen; daher können seine Flügel nichts leisten. Es sucht nach einer Stütze und fußt auf dem irdischen Körper, einem tierischer Gebilde, in dem Seele und Leib aneinander haften, ein sterbliches Wesen.

Im Neuen Testamente wird jenem reichen Jünglinge, von dem Matthäus (19, 20), Markus (10, 17) und Lukas (18, 18) berichten, die Wahl gestellt. Das ideale Denken, welches in diesem Lebensalter bei den Besseren sich regt, treibt ihn zu Jesu mit der Frage: 'Was soll ich tun, daß ich ewiges Leben ererbe?' Die Gebote will er gehalten haben von Jugend auf. Jesus sah ihn an und faßte Liebe zu ihm und sprach: 'Willst du vollkommen sein, so verkaufe, was du hast, und gib es den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben, und komm und folge mir nach und nimm das Kreuz auf dich!' Da der Jüngling aber das hörte, ward er betrübt über das Wort und ging traurig von

Digitized by Google

dannen; denn er war sehr reich. Was weiter aus ihm geworden ist, wird nicht erzählt. Es möchte lehrreich sein, die Entwicklung seines Lebens zu erfahren.

Genuß oder Pflichterfüllung: Das Leben stellt die Frage immer von neuem, und keiner ist, den sie nichts anginge. Besonders nachdrücklich aber ergeht sie an auserlesene Menschen, die auf den Höhen des Lebens zu wirken berufen sind.

Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, verbrachte einen Teil seiner jungen Jahre in Holland. Da geschah es, daß man ihn in Versuchung führen wollte, in der Landeshauptstadt mit schönen Weibern in eitlem Wohlleben seine Jugend zu genießen. Aber der Prinz erkannte die hohe Aufgabe seiner Stellung, verließ den Haag und zog es vor, im Lager des Statthalters von Breda am rauhen Kriegsleben teilzunehmen.

Es wäre nicht schwer, darzulegen, wie Cromwell, Napoleon, Bismarck und andere Große vor ähnliche Entscheidung gestellt waren. Aber auch im Kleinleben macht der Mensch die gleiche Erfahrung. Nicht bloß dann, wenn es sich um die Wahl einer Lebensgefährtin handelt, sondern in höherem Grade noch, wenn die Erkenntnis des künftigen Lebensberufes in Frage kommt. Da wird auch ihm die Entscheidung aufgegeben, ob er es vorzieht, ohne Rücksicht auf äußere Vorteile ideale Ziele zu erstreben, oder nach den Gütern dieser Erde zu trachten, welche die Genüsse des Lebens in Aussicht stellen.

Die Geschichte vom Urteile des Paris ist sehr ernst.

Paulus und Porphyrios

von

Peter Corssen.

I.

1. Kor. 13, 13.

Die Kontroverse, die sich vor einiger Zeit über die Originalität von 1. Kor. 13, 13 zwischen R. Reitzenstein und A. von Harnack entsponnen hat[1]), hat zu keiner Einigung zwischen den streitenden Parteien geführt. Der angegriffene Teil, der seine eigene Hypothese zuerst nicht ohne ein gewisses inneres Widerstreben aufgestellt hatte, ist vielmehr durch erneute Prüfung in seiner Ansicht nur noch mehr befestigt worden, und das Schweigen der andern Seite wird man nicht als Einverständnis

[1]) R. Reitzenstein, Historia monachorum 1916, Excurs S. 242 f. und S. 198 ff. A. von Harnack, Über den Ursprung der Formel 'Glaube, Liebe, Hoffnung', Preuß. Jahrb. Bd. 164, Heft 1, April 1916. Reitzenstein, Die Entstehung der Formel 'Glaube, Liebe, Hoffnung', Histor. Ztschr. 3. Folge Bd. 20, Heft 2. 1916. Ders., Die Formel 'Glaube, Liebe, Hoffnung' bei Paulus. Nachr. der Kgl. Ges. d. Wiss. zu Göttingen. Phil.-hist. Kl. 1916 S. 367.

Digitized by Google

zu deuten berechtigt sein. Da es sich um einen Gegenstand von höchster Bedeutung und zugleich um wichtige methodologische Grundsätze handelt, so wird vielleicht eine erneute Behandlung der Frage *sine ira et studio* nicht ungerechtfertigt erscheinen.

Reitzenstein ist von einem Bedenken ausgegangen, das ursprünglich auch Harnack beherrschte. In dem Hymnus von der Liebe träten am Schluß Glaube und Hoffnung zu der Liebe unvermittelt und unerwartet hinzu. Da diese Verbindung innerlich unbegründet, ja widerspruchsvoll sei, insofern sie durch ein gemeinsames Prädikat geschlossen sei, das nur auf die Liebe, nicht aber auch auf Hoffnung und Glaube passe, so lasse sie sich nur aus dem Zwange einer äußeren Abhängighängigkeit erklären. Diese Annahme findet Reitzenstein durch das Wort des Porphyrios Ad Marcellam c. 24 bestätigt: *τέσσαρα στοιχεῖα μάλιστα κεκρατύνθω περὶ θεοῦπίστις, ἀλήθεια, ἔρως, ἐλπίς*, ein Wort, das auch seinerseits von Porphyrios entlehnt sein müsse, da es sich ebenfalls nicht unmittelbar aus dem Zusammenhange, in dem es stehe, erklären lasse, sondern nur aus dem Geiste der hellenistischen Mystik verstanden werden könne. Es sei daher vorauszusetzen, daß Porphyrios einen Satz aus einer religiösen Literatur reproduziere, die bereits den Korinthern geläufig gewesen sei. Paulus, der, wie Reitzenstein in seinem Buche über die hellenistischen Mysterienreligionen ausführt, diese Literatur gelesen habe und ihre Sprache rede, habe diesem Satze durch die Streichung der mit der *γνῶσις* gleichwertigen *ἀλήθεια* auf seinen wahren Wert zurückführen wollen. So erkläre sich, daß er die Dreizahl so auffallend betone. Die Korinther hätten sich eben auf eine Formel gestützt, die neben *πίστις, ἐλπὶς* und dem von Paulus in *ἀγάπη* umgesetzten *ἔρως* noch die *γνῶσις* oder *ἀλήθεια* enthalten habe. Damit schwinde der Anstoß, daß *πίσις* und *ἐλπὶς* überraschend und eigentlich gegen den Zweck der Hauptdarlegung aufträten. Sie hätten eben nicht übergangen werden können, weil sie in der Formel, die Paulus bekämpfe, enthalten gewesen seien.

Es läßt sich nicht leugnen, daß auf den ersten Blick ein nahes Verhältnis zwischen Porphyrios und Paulus zu bestehen scheint. Diesem Eindruck ist auch Harnack erlegen, nur daß ihm die Abhängigkeit auf seiten des Porphyrios zu liegen scheint. Liest man aber den Satz des Porphyrios im Zusammenhange seiner Schrift und nimmt man seine Erläuterungen hinzu, so wird dieser Eindruck wesentlich abgeschwächt. Man wird in einen Gedankengang versetzt, der sich weder übereinstimmend mit Paulus noch gegensätzlich zu ihm bewegt, sondern seinem eigenen Ziele folgt. Zwar die Erklärung zu der *πίστις* hätte auch Paulus schreiben können: *πιστεῦσαι γὰρ δεῖ ὅτι μόνη σωτηρία ἡ πρὸς τὸν θεὸν ἐπιστροφή*. Aber bei Porphyrios ist *πίστις* nicht wie bei Paulus eine von Gott verliehene Kraft, sondern eine durch Erkenntnis gewonnene Überzeugung. Denn der Glaube an Gott wird nach c. 21 *διὰ τῆς γνώσεως καὶ τῆς βεβαίας πίστεως* erworben. Daneben kennt er auch eine *πίστις αἰσθήσει κεκραμένη*, die sich z. B. auf die Offenbarungen der Götter durch Orakel stützt, worüber er eine besondere Schrift *Περὶ τῆς ἐκ λογίων φιλοσοφίας* verfaßt hatte (Eusebius Praep. ev. IV 6, 3).

Digitized by Google

Aus dem Glauben entspringt das Streben nach der Erkenntnis der Wahrheit über Gott: *πιστεύσαντα ὡς ἔνι μάλιστα σπουδάσαι τἀληθῆ γνῶναι περὶ αὐτοῦ*, aus der Erkenntnis aber das Verlangen nach dem Erkannten: *γνόντα ἐρασθῆναι τοῦ γνωσθέντος*. Die Möglichkeit dieser Erkenntnis stellt Paulus in Abrede, denn unsere Erkenntnis ist nach ihm Stückwerk, während sie für Porphyrios die Voraussetzung für die Liebe zu Gott ist. Diese Liebe aber, das Verlangen der Vereinigung mit Gott, ist wesensverschieden von der *ἀγάπη* des Paulus. Es ist der platonische Eros in seiner höchsten Gestalt. Der Philosoph erreicht das Ziel seines Verlangens nicht durch eine übernatürliche Kraft, sondern durch eine ungeheure Willensanstrengung vorübergehend schon im Leben. Porphyrios selbst ist es, wie er in dem Leben Plotins c. 23 erzählt, nur einmal, in seinem 68. Lebensjahre, gelungen, seinem Lehrer Plotin viermal, so lange er bei ihm war. Dauernd wird diese Vereinigung, wenn die Seele vom Körper befreit wird. Das ist das Heil, das durch die Zuwendung zu Gott vorbereitet wird. In wem das Verlangen darnach erwacht ist, der darf seine Seele im Leben mit guten Hoffnungen nähren: *ἐρασθέντα δὲ ἐλπίσιν ἀγαθαῖς τρέφειν τὴν ψυχὴν διὰ τοῦ βίου*, nämlich daß ihm dieses Heil zuteil werden wird; denn 'sicher und fest steht, wer hieraus als dem einzig Sicheren die Hoffnungen des Heils schöpft', wie es im Anfang der genannten Schrift hieß: *βέβαιος δὲ καὶ μόνιμος ὁ ἐντεῦθεν ὡς ἂν ἐκ μόνου βεβαίου τὰς ἐλπίδας τοῦ σωθῆναι ἀρυτόμενος* (Praep. ev. IV 7, 1). Worauf *ἐντεῦθεν* sich bezieht, läßt sich nicht sicher sagen, da Eusebius das Voraufgehende nicht mitgeteilt hat, aber nach dem Inhalt der Schrift kann damit wohl nur der auf die *λόγια* gegründete Glaube an die Götter gemeint sein.

Die vier Elemente des Porphyrios scheinen mir hiernach in seiner philosophischen Überzeugung verankert zu sein, und daher sehe ich in der teilweisen äußerlichen Übereinstimmung mit Paulus keinen Grund, einen bewußten oder unbewußten Einfluß von dieser Seite, der an sich freilich durchaus im Bereich der Möglichkeit liegt, anzunehmen, noch weniger aber von einer vorpaulinischen religiösen Literatur, deren Existenz bis jetzt nur hypothetisch gefordert, keineswegs aber sicher bewiesen ist.

Hierbei ist freilich vorausgesetzt, daß Porphyrios von Elementen in einem ähnlichen Sinne wie etwa Clemens Alexandrinus Strom. II 31 redet, der mit Rücksicht auf den Brief des Barnabas c. 2 Furcht, Geduld, Langmut und Enthaltsamkeit als Helferinnen des Glaubens die Elemente der Erkenntnis nennt. Bei Porphyrios fehlt eine umittelbare Bestimmung zu *στοιχεῖα*, wie sie bei Clemens die Erkenntnis bildet. Da es sich aber um das Verhältnis des Menschen zu Gott handelt und da von c. 23 an erörtert wird, wie man Gott ehren und zu ihm beten soll, so ergibt sich, wie mir scheint, ein Begriff wie *εὐσέβεια* als solche ganz von selbst. Hier setzt nun aber Reitzenstein ein, um zu beweisen, daß Porphyrios in einem Abhängigkeitsverhältnis stehe. Er erläutere den Ausdruck *στοιχεῖα* nicht, der also seiner Leserin geläufig sein müsse. Und also andern Lesern nicht? Denn Porphyrios hat doch diesen Marcella gewidmeten Traktat zugleich wohl auch für ein weiteres Publikum

Digitized by Google

berechnet. Wenn aber Reitzenstein in der historischen Zeitschrift S. 195 schreibt: 'Das Wort Elemente schien mehrdeutig, so mußte zunächst erwiesen werden, daß der Autor die Anschauung des Gottes oder Gotteswesens in uns kennt; es mußte weiter erwiesen werden, daß er hier nicht eigene Konstruktionen, sondern einen älteren, im wesentlichen festen Text bietet,' so scheinen diese Forderungen mehr in dem Interesse seiner These als in dem Texte des Porphyrios begründet zu sein. Er erfüllt sie durch eine kühne Kombination, durch die er Paulus und Porphyrios zugleich erklärt. Beide sprechen nach ihm von Gotteskräften, die den inwendigen Menschen, das Gottwesen in uns, ausmachen. Das verbindende Mittelglied findet er in dem hermetischen Mysterium der Wiedergeburt (Poimandres c. 13), wonach das Gottwesen, zu dem der Myste werde, aus zehn Elementen oder Gotteskräften zusammengesetzt werde. Da es Reitzenstein darauf ankommt, den Ausdruck 'Elemente' bei Porphyrios zu deuten, so wird man erwarten, daß eben dieser Ausdruck sich im Poimandres finde. Das ist aber nicht der Fall, sondern es werden dort zehn Kräfte (*δυνάμεις*) aufgezählt, an deren Spitze zwar die *γνῶσις* steht, unter denen sich aber weder *πίστις* noch *ἔρως* noch *ἐλπὶς* finden[1]). Ich vermag daher keine Verbindung zwischen Porphyrios und der hermetischen Schrift zu entdecken, und vergebens frage ich mich, wodurch bei ihm an dieser Stelle die Vorstellung einer Wiedergeburt angedeutet ist. Ich finde hier nur praktische Anweisungen zur Frömmigkeit, aber durchaus keine Mystik. Denn es wird nicht ein innerer Vorgang im Menschen, wie im Poimandres, geschildert, sondern eine Forderung an ihn erhoben (*πιστεῦσαι δεῖ*). Auch sehe ich nirgendwo eine Andeutung, daß Marcella an einem Mysterienkult beteiligt war, wie Reitzenstein meint. Wenn er dafür auf die Analogie der plutarchischen Schrift De Iside et Osisi zu der Schrift des Porphyrios Ad Marcellam verweist, so ist es richtig, daß in beiden Fällen die Verfasser an ein besonderes Interesse ihrer Frauen anknüpfen. Aber wenn es bei der Frau Plutarchs der Isiskult ist, so ist es bei Marcella die Philosophie. Ihre natürliche Anlage zu der rechten Philosphie war der eigentliche Grund gewesen, weswegen er sich mit ihr verbunden hatte (c. 3). An dieser Philosophie als dem einzig sicheren Ankertau in seiner Abwesenheit festzuhalten empfiehlt er ihr und aus ihr schöpft er die Vorschriften, die er in der Schrift, die er ihr zum Trost hinterläßt, entwickelt (c. 5).

Um die Zusammenfügung des inneren Menschen, dessen Elemente nach Reitzenstein in c. 24 angegeben werden, soll es sich bei Porphyrios auch c. 10 handeln. Aber in der von ihm angeführten Stelle liegt doch, wie Porphyrios selbst anzeigt, der Ausgangspunkt in dem platonischen Phaedon: *ἐμοῦ δὲ καθαρῶς τύχοις ἂν μάλιστα, εἰ μελετήσῃς εἰς ἑαυτὴν ἀναβαίνειν συλλέγουσα ἀπὸ τοῦ σώματος πάντα τὰ διασκεδασθέντα σου μέλη καὶ εἰς πλῆθος κατακερματισθέντα ἀπὸ τῆς τέως ἐν μεγέθει δυνάμεως ἰσχυούσης ἑνώσεως. συνάγοις δ'ἂν καὶ ἑνίοις τὰς ἐμφύτους*

[1]) Übrigens geht die Aufzählung in unserem Text nur bis zu der siebten *δύναμις*.

Digitized by Google

ἐννοίας καὶ διαρθροῦν συγκεχυμένας καὶ εἰς φῶς ἕλκειν ἐσκοτισμένας πειρωμένη. ἀφ' ὧν ὁρμώμενος καὶ ὁ θεῖος Πλάτων ἀπὸ τῶν αἰσθητῶν ἐπὶ τὰ νοητὰ τὰς ἀνακλήσεις πεποίηται. Es ist *τὸ μελέτημα τῶν φιλοσόφων*, was Porphyrios Marcella ans Herz legt, *τὸ χωρίζειν ὅτι μάλιστα ἀπὸ τοῦ σώματος τὴν ψυχὴν καὶ ἐθίσαι αὐτὴν καθ' αὑτὴν πανταχόθεν ἐκ τοῦ σώματος συναγείρεσθαί τε καὶ ἀθροίζεσθαι* p. 67 C (*αὐτὴν εἰς αὑτὴν ξυλλέγεσθαι καὶ ἀθροίζεσθαι* p. 83 A). Die Vorstellung von einer Zusammenfügung zerstreuter Glieder ist nur scheinbar. Ob *μέλη* richtig überliefert ist, scheint mir zweifelhaft; vielleicht ist *μέρη* dafür zu lesen, jedenfalls bedeutet es tatsächlich nichts anderes. Ein innerer Mensch, der durch die Zusammenfügung zerstreuter Glieder entstünde, würde meines Erachtens für Porphyrios eine unmögliche Vorstellung sein. Die *ἕνωσις* aber, von der er redet, kann nicht, wie Reitzenstein meint, von der Vereinigung von Geist und Körper verstanden werden. Die Seelen führen abwechselnd ein doppeltes Leben, teils in der jenseitigen, teils in der diesseitigen Welt (Plotin, Enn. IV 8, 4), *τὴν ζωὴν τὴν καθ' αὑτὴν* und *τὴν κατὰ σχέσιν*, wie Porphyrios in der Schrift *περὶ τῶν τῆς ψυχῆς δυνάμεων* nach Stobaeus flor. I 41 S. 255 Meineke sagte. Durch die Hingabe an die Sinnenwelt verliert die ihrem eigentlichen Wesen nach unteilbare Seele ihre Einheit und zersplittert sich in Teile (vgl. *ἐν τῇ κατὰ σχέσιν ζωῇ ὑφίσταται τὰ μέρη* an dem eben angeführten Orte), wobei übrigens die Teile als *δυνάμεις* verstanden werden. Wenn also der Mensch Einkehr in sich hält, so handelt es sich um ein Aufgeben der Zersplitterung und eine Wiedergewinnung der ursprünglichen Einheit, keineswegs aber um den Aufbau eines Ganzen aus Teilen. Als Mittel dazu wird Aufstellung und Gliederung der angeborenen Begriffe empfohlen. Diesen Prozeß der Entwirrung und Ordnung kann man aber nicht, wie Reitzenstein tut, mit der *συνάρθρωσις τοῦ λόγου* bei Poimandres vergleichen. Es bleibt also von Anklängen an die Mysteriensprache, an die der äußere Ausdruck der angeführten Stelle mehr als an die Sprache einer philosophischen Darlegung erinnern soll, nichts übrig als die Wendung *τὰ διασκεδασθέντα σου μέλη*, deren Bildlichkeit, wenn *μέλη* überhaupt richtig überliefert ist, im Zusammenhang völlig verblaßt. Wie sehr im übrigen Porphyrios der Sprache der Schule treu bleibt, mag eine Stelle aus Proklos in Platonis rem publ. I 90 Kroll beweisen, an welcher dieser die Titano- und Gigantomachie philosophisch ausdeutet: *τοῖς μὲν γὰρ ὡς πρὸ τοῦ κόσμου δημιουργοῖς ἥ τε ἕνωσις προσήκει καὶ ἡ ἀμέριστος ποίησις καὶ ἡ πρὸ τῶν μερῶν ὁλότης, οἱ δὲ εἰς πλῆθος προάγουσιν τὰς δημιουργικὰς δυνάμεις καὶ μεμερισμένως διοικοῦσιν τὰ ἐν τῷ παντί.*

Auch von der Fülle der Berührungen, die Reitzenstein zwischen Porphyrios und dem hermetischen Kapitel findet, vermag ich nichts zu sehen. Denn in dem von ihm angeführten Beispiel liegt bei der Unterscheidung des inneren geistigen Menschen als des eigentlichen Ich von seiner körperlichen Erscheinung wider eine unmittelbare Erinnerung an den platonischen Phaedon, der übrigens im folgenden Kapitel 9 wider ausdrücklich zitiert wird, zugrunde, wenn auch nicht so sehr in den Worten als im Gedanken. Man vergleiche: *τίνα οὖν ἦν ἄρα ἃ παρὰ*

Digitized by Google

τῶν σαφέστατ' εἰδότων τὰ κατ' ἀνθρώπων μεμαθήκαμεν; ἆρ' οὐχ ὅτι μὲν σοὶ ἐγὼ οὐχ ὁ ἁπτὸς οὗτος καὶ τῇ αἰσθήσει ὑποπτωτός mit den humoristischen Bemerkungen des Sokrates über sein wahres Ich gegenüber dem beschränkten Kriton p. 115 C [1]).

So scheint es mir ganz unmöglich, mit Hilfe des Poimandres die Bedeutung von *στοιχεῖα*, die Reitzenstein für Porphyrios fordert, zu erweisen. Bei Paulus aber findet sich, wie Reitzenstein selbst bemerkt (Hist. Ztschr. S. 195), sonst keine Spur von der Vorstellung einer Zusammensetzung des inneren Menschen aus Gotteskräften. Wir könnten sie also auch von Reitzensteins eigenem Standpunkte aus im 1. Korintherbriefe nicht annehmen, wenn sie bei Porphyrios nicht anzunehmen ist.

Nun mußte aber, wie Reitzenstein sagt, weiter erwiesen werden, daß Porphyrios einen älteren, im wesentlichen festen Text bietet. Dies folgt, wie er meint, aus einer wunderbaren Übereinstimmung mit den Ausführungen des Clemens Alex. Strom. VII 57, wo es heißt: *καί μοι δοκεῖ πρώτη τις εἶναι μεταβολὴ σωτήριος ἡ ἐξ ἐθνῶν εἰς πίστιν, δευτέρα δὲ ἡ ἐκ πίστεως εἰς γνῶσιν, ἡ δὲ εἰς ἀγάπην περαιουμένη ἐνθένδε ἤδη φίλον φίλῳ τὸ γιγνῶσκον τῷ γιγνωσκομένῳ παρίστησιν*, und es wird Harnack zum Vorwurf gemacht, daß er dies übersehen habe, als er Porphyrios direkt aus Paulus ableitete. Der Gedanke beschäftigt

[1]) Was übrigens das Verhältnis zwischen Poimandres und Porphyrios betrifft, so scheint es mir hier besonders deutlich, daß jene Schrift von der neuplatonischen Philosophie und nicht umgekehrt diese von jener beeinflußt ist. Reitzenstein stellt nebeneinander Porphyrios: *σοὶ ἐγὼ οὐχ ὁ ἁπτὸς οὗτος καὶ τῇ αἰσθήσει ὑποπτωτός . . . ὁ ἀχρώματος καὶ ἀσχημάτιστος καὶ χεροὶ μὲν οὐδαμῶς ἐπαφητός, διανοίᾳ δὲ μόνῃ κρατητός* und Poimandres: *διαμεμέλισταί μοι τὸ πρῶτον σύνθετον εἶδος· οὐκέτι κέχρωσμαι καὶ ἀφὴν ἔχω καὶ μέτρον, ἀλλ' ὁποῖόν μοι τὸ πρῶτον σύνθετον εἶδος· οὐκέτι κέχρωσμαι καὶ ἀφὴν ἔχω καὶ μέτρον, ἀλλὰ τοιοῦτος δὲ τούτων εἰμὶ νῦν ὁρᾷς με, ὦ τέκνον, ὀφθαλμοῖς, ὅτι δέ εἰμι, οὐ καταγοεῖς ἀτενίζων σώματι καὶ ὁράσει, οὐκ ὀφθαλμοῖς τούτοις θεωροῦμαί νῦν, ὦ τέκνον.* Damit vgl. z. B. Plotin Enn I 6, 5 *πῶς . . . ἑαυτοὺς συνεῖναι ποθεῖτε συλλεξάμενοι αὐτοὺς ἀπὸ τῶν σωμάτων* (der Ausdruck *συλλέγειν ἑαυτὸν* begegnet nach Reitzenstein, Hist. Mon. S. 99 Anm. 3 in der hermetischen Literatur öfter. Er stammt, wie oben gezeigt, aus Plato und charakteristisch wird er erst durch den Zusatz) *πάσχουσι μὲν γὰρ ταῦτα οἱ ὄντως ἐρωτικοί· τί δέ ἐστι, περὶ ὃ ταῦτα πάσχουσιν; οὐ σχῆμα, οὐ χρῶμα, οὐ μέγεθός τι, ἀλλὰ περὶ ψυχήν.* Die Wurzel der Gedanken bei allen dreien liegt bei Plato. In der weiteren Ausführung stimmen sie untereinander mehrfach überein, Porphyrios mit Plotin und Poimandres mit beiden. Soll man nun wirklich annehmen, daß Porphyrios dabei nicht von seinem Lehrer Plotin abhängig sei, sondern von Poimandres, und daß ein Mann wie Plotin sich von einem Machwerk, wie der Poimandres, habe beeinflussen lassen? — Wenn in dem Fragment des Philippus-Evangeliums bei Epiphanius Haer. 26, 13 die Seele bei ihrem Aufstieg in den Himmel den oberen Mächten zu antworten hat: *ὅτι ἐπέγνων ἐμαυτὴν καὶ συνέλεξα ἐμαυτὴν ἐκ πανταχόθεν καὶ οὐκ ἔσπειρα τέκνα τῷ ἄρχοντι, ἀλλ' ἐξερίζωσα τὰς ῥίζας καὶ συνέλεξα τὰ μέλη τὰ διεσκορπισμένα καὶ οἶδά σε τίς εἶ. ἐγὼ γὰρ τῶν ἄνωθέν εἰμι,* so erinnert auch hier *πανταχόθεν* sehr deutlich an den Phaedon (s. oben). Was *συνέλεξα τὰ μέλη τὰ διεσκορπισμένα* in Verbindung mit dem Vorhergehenden heißen soll, scheint mir nicht leicht zu sagen. Es ist sehr wohl möglich, wie Reitzenstein anzunehmen scheint, daß hier eine Anspielung auf irgendeine Form des Osirismythos vorliegt, die bei Plutarch De s. et Osir. c. 18 nicht erwähnt ist, wobei vielleicht das unter den zerstreuten Gliedern des Osiris fehlende *αἰδοῖον* eine solche Rolle spielte, daß sich daraus die Worte *ἐξερίζωσα τὰς ῥίζας* erklären. Einen Zusammenhang irgendwelcher Art mit Porphyrios vermag ich auch hier nicht zu erkennen.

Digitized by Google

Clemens schon II 31 *ἡ πρώτη πρὸς σωτηρίαν νεῦσις ἡ πίστις ἡμῖν ἀναφαίνεται, μεθ' ἣν φόβος τε καὶ ἐλπὶς καὶ μετάνοια σύν τε ἐγκρατείᾳ καὶ ὑπομονῇ προκόπτουσαι ἄγουσιν ἡμᾶς ἐπί τε ἀγάπην ἐπί τε γνῶσιν*, und III 69 sagt er, daß die Vereinigung der *γνῶσις*, *πίστις* und *ἀγάπη* den echten Pneumatiker ausmache. Aus Paulus, sagt Reitzenstein, könne Clemens an dieser Stelle (III 69) nicht schöpfen, denn Paulus erkenne ja die Gnosis gerade nicht an. Ein wunderliches Argument, wenn damit gesagt sein soll, daß Clemens die Zusammenstellung der *γνῶσις*, *πίστις* und *ἀγάπη* aus einer andern Quelle geschöpft haben müsse. Clemens setzt sich III 69 und VII 57 ganz augenscheinlich stillschweigend mit Paulus auseinander. Er, der Gnostiker, ist natürlich nicht damit einverstanden, daß die *γνῶσις* etwas Vergängliches sein soll. Darum hütet er sich wohlweislich an 1. Kor. 13, 8 zu erinnern. Im übrigen deutet er Paulus um, so daß der arglose Leser meint, er habe Paulus für sich. Das Vollkommene (1. Kor. 13, 10) kommt nach Clemens nicht etwa erst in der jenseitigen Welt. Die *γνῶσις* führt den Menschen vielmehr schon hier auf die Höhe, wo er Gott von Angesicht zu Angesicht schaut: *ἄχρις ἂν εἰς τὸν κορυφαῖον ἀποκατασήσῃ τῆς ἀναπαύσεως τόπον τὸ καθαρὸν τῇ καρδίᾳ πρόσωπον πρὸς πρόσωπον ἐπιστημονικῶς καν καταληπτικῶς τὸν θεὸν ἐποπτεύειν διδάξασα.* Ebenso ist in den schon angeführten Worten *τὸ γιγνῶσκον τῷ γιγνωσκομένῳ παρίστησιν* ein deutlicher Reflex von v. 12 *τότε δὲ ἐπιγνώσομαι καθὼς καὶ ἐπεγνώσθην.* -- Ebenso verrät Clemens III 69 deutlich seine Quelle. *Περὶ τῶν πνευματικῶν οὐ θέλω ὑμᾶς ἀγνοεῖν*, hatte Paulus 1. Kor. 12, 1 gesagt. Erkenntnis, Glaube, Liebe stehen am höchsten unter den *πνευματικά*, sagt Clemens; wer sie vereinigt, der ist in Wirklichkeit ein Pneumatiker: *ἑνώσας τὴν γνῶσιν, πίστιν, ἀγάπην . . . πνευματικὸς ὄντως.* Das *ὄντως* ist nur unter der Voraussetzung zu verstehen, daß Clemens sich auf den ersten Korintherbrief bezieht. Es zeigt, wie er den paulinischen Gedankengang aufgefaßt wissen will.

Um die Annahme eines Einflusses der hellenistischen Mystik auf den Hymnus von der Liebe auch positiv zu widerlegen, hat Harnack den Versuch gemacht, die Entstehung der von ihm sog. Formel 'Glaube, Liebe, Hoffnung' auf christlichem Boden aus zwei zweiteiligen Formeln 'Glaube und Liebe' und 'Glaube und Hoffnung' zu erweisen. Diesen Versuch hat Reitzenstein mit Recht zurückgewiesen, denn daraus, daß Begriffe, die im christlichen Denken eine bedeutende Rolle spielen, häufig miteinander verbunden werden, läßt sich noch kein Schluß auf das Vorhandensein von Formeln machen, geschweige denn, daß in den von Harnack angeführten Verbindungen solche zu erkennen wären Mir scheint schon die Anwendung des Ausdrucks Formel auf 1. Kor. 13, 13 nicht glücklich. Denn durch das gemeinsame Prädikat der drei miteinander verbundenen Begriffe ist dort ein Urteil gebildet, das mit dem Vorhergehenden auf das engste verknüpft ist, so daß es sich davon gar nicht ohne weiteres lösen läßt. Wollen wir den Begriff nicht völlig aufgeben, so müssen wir den Ausdruck Formel auf solche Sätze beschränken, die einer allgemeinen Anwendung auf einem besonderen Gebiete fähig sind, sei es, daß sie eine Regel, einen Gruß, einen Wunsch od. dgl. enthalten

Digitized by Google

gleichviel, ob sie zu solchem Zweck geprägt sind oder durch den Gebrauch eine stehende Bedeutung gewonnen haben. Die religiöse Sprache ist, weil sie in besonderem Maße der Ausdruck allgemeiner Empfindungen und Überzeugungen ist, ganz besonders zu solchen Schöpfungen geeignet, und Paulus ist reich an Wendungen, die sich zu allgemein gebrauchten Formeln entwickelt haben. Es gehört aber zu solchen Formeln auch ein feststehendes Prädikat. Man könnte sagen, daß Glaube, Liebe, Hoffnung in der Kunst eine formelhafte Verwendung gefunden haben, und davon allenfalls als von einer plastischen Formel reden, aber eine sprachliche bildet sie nicht. Ob sie aber auch schon vor Paulus so oft wie bei ihm Verbindungen unter sich eingegangen sind, ist um so zweifelhafter, als ἀγάπη bei den Synoptikern nur zweimal, ἐλπὶς aber in allen vier Evangelien überhaupt nicht vorkommt.

Aber darauf, ob Paulus zum erstenmal diese Begriffe miteinander in Verbindung gesetzt hat oder ob das schon vor ihm in der Kirche üblich war, kommt es gar nicht an. Das Entscheidende ist, daß Paulus eine so enge Verwandtschaft zwischen ihnen empfunden hat, daß sie sich ihm ganz unwillkürlich, sei es zu zweien, sei es zu dreien miteinander verbanden. So finden sich Glaube und Hoffnung in nahe Beziehung zueinander gesetzt Rom. 4, 18 (*παρ' ἐλπίδα ἐπ' ἐλπίδι ἐπίστευσεν*), Gal. 5, 5 (*ἐκ πίστεως ἐλπίδα δικαιοσύνης ἀπεκδεχόμεθα*), Rom. 15, 13, wo Freude und Friede noch dazukommen; Glaube und Liebe 1. Thess. 3, 6 (*τὴν πίστιν καὶ τὴν ἀγάπην ὑμῶν*), Gal. 5, 6 (*πίστις δι' ἀγάπης ἐνεργουμένη*) Philem. 5 (*ἀκούων σου τὴν ἀγάπην καὶ τὴν πίστιν*); Hoffnung und Liebe Rom. 5, 4 f., wo sich zu der Hoffnung die nahverwandte Geduld und die Prüfung hinzugesellt. Endlich finden sich alle drei zusammen 1. Thess. 5, 8 (*θώρακα πίστεως καὶ ἀγάπης καὶ περικεφαλαίαν ἐλπίδα σωτηρίας*) und im Anfang desselben Briefes 1, 3 *τοῦ ἔργου τῆς πίστεως καὶ τοῦ κόπου τῆς ἀγάπης καὶ τῆς ὑπομονῆς τῆς ἐλπίδος*.

Das hätte Reitzenstein allerdings nicht unerwähnt lassen dürfen, denn dadurch konnte, wie Harnack mit Recht bemerkt, bei seinen Lesern der Eindruck entstehen, als ob Glaube, Liebe und Hoffnung bei Paulus nur 1. Kor. 13, 13 miteinander verbunden seien. Nur dann aber würde man den Gedanken, daß diese Verbindung auf Entlehnung, noch dazu aus einer heidnischen Quelle beruhe, für diskutierbar halten können, wenn sie bei Paulus sonst nicht vorkäme und überhaupt seiner Art zu denken nicht entspräche. Harnack war wohl berechtigt, die Frage zu stellen, ob Paulus denn auch schon im 1. Thess.-Brief durch die Rücksicht auf die hellenistische Mystik bestimmt gewesen sei. War er es in diesem Falle nicht, so ist es von vornherein sehr unwahrscheinlich, daß er es in dem andern war. Die Annahme eines fremden Ursprungs der Verbindung in 1. Kor. 13, 13 ist doch im günstigsten Falle nur eine Möglichkeit der Erklärung einer empfundenen Schwierigkeit. Sie verliert in demselben Maße an Wahrscheinlichkeit, als nachgewiesen wird, wie nah die verbundenen Begriffe in dem Bewußtsein des Paulus beieinander lagen.

Aber auch innerhalb des Hymnus erscheinen Glaube und Hoffnung neben der Liebe keineswegs unvorbereitet. Auch das ist von Harnack richtig hervorgehoben.

Digitized by Google

Der ganze Hymnus gliedert sich deutlich in drei Teile, Strophen möchte man sagen: v. 1—3, v. 4—7, v. 8—12, dann folgt der kurze aber mächtig ausklingende Schluß v. 13. Dieser Schluß entspricht dem Schluß des zweiten Teiles v. 7: die Liebe trägt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, sie duldet alles. Hoffnung und Glauben erscheinen hier als Ausfluß der Liebe, daneben steht beide umfassend die Geduld. Diese ist namentlich mit der Hoffnung eng verwandt. Rom. 5, 4 wird die Hoffnung aus der Geduld durch die Vermittlung der Prüfung abgeleitet (*ἡ θλῖψις ὑπομονὴν κατεργάζεται, ἡ δὲ ὑπομονὴ δοκιμήν, ἡ δὲ δοκιμὴ ἐλπίδα*); Rom. 8, 25 *ἐλπίζειν = δι' ὑπομονῆς ἀπεκδέχεσθαι* und 1. Thess. 1, 3 wird die Geduld wie eine Eigenschaft der Hoffnung betrachtet. Wenn v. 7 die Übung der Geduld durch zwei Wörter zum Ausdruck gebracht ist und Glauben und Hoffen dazwischen gestellt sind, so wird dadurch das engere Verhältnis dieser beiden dem Hörer besonders eingeprägt. Mit dieser Aufzählung der positiven Wirkungen der Liebe ist bereits ein gewisser Abschluß erreicht. In dem dritten Teil wird dann die Liebe mit dem Zungenreden und Prophezeien und besonders mit der menschlichen Erkenntnis verglichen und das unvollkommene Wesen dieser geschildert, worauf der vorläufige Abschluß noch einmal wieder aufgenommen und durch die Erhebung der Liebe über die höchsten Gnadengaben zur letzten Vollendung gebracht wird. Wenn etwa dabei die Erwähnung der Geduld von jemand vermißt wird, so ist zu bemerken, daß *ὑπομονή* durch das gemeinschaftliche Prädikat *μένει* zum Ausdruck gekommen ist.

Entspringt die Verbindung der Liebe mit dem Glauben und der Hoffnung aus dem Grundgedanken des Hymnus, so entspricht sie zugleich der stilistischen Formgebung des Apostels. Er liebt den Dreiklang und läßt sich dabei mitunter noch mehr durch das Bedürfnis einer wirksamen Klangfülle als den Zwang des Gedankens bestimmen[1]). Hier aber wird durch die Harmonie des Gedankens und der Form eine unmittelbare Wirkung erreicht, die mehr als alle logische Zergliederung die schöpferische Gestaltungskraft des Apostels beweist.

Aber der grübelnde Verstand der Interpreter hat an der Dauer, die Paulus wie der Liebe so auch der Hoffnung und dem Glauben im Gegensatz zu der Erkenntnis zuschreibt, Anstoß genommen.

Paulus unterscheidet eine doppelte Erkenntnis, eine unvollkommene und eine vollkommene. 'Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort.' Noch immer begegnet man der Erklärung, Paulus denke an das verzerrte Bild eines Hohlspiegels. So noch in dem Kommentar von Bousset und den Korintherbriefen, als wenn nicht das Altertum im Besitze der vollkommensten Spiegel gewesen wäre und *ἔσοπτραν* keines-

[1]) Z. B. Rom. 2, 4 *τοῦ πλούτου τῆς χρηστότητος αὐτοῦ καὶ τῆς ἀνοχῆς καὶ τῆς μακροθυμίας.* v. 7 *δόξαν καὶ τιμὴν καὶ ἀφθαρσίαν.* v. 10 *δόξα καὶ τιμὴ καὶ εἰρήνη.* 5, 3 *ἡ θλῖψις ὑπομονὴν κατεργάζεται, ἡ δὲ ὑπομονὴ δοκιμήν, ἡ δὲ δοκιμὴ ἐλπίδα.* 7, 12 *ἡ ἐντολὴ ἁγία καὶ δικαία καὶ ἀγαθή.* 9, 9 verdoppelt *ἡ υἱοθεσία καὶ ἡ δόξα καὶ αἱ διαθῆκαι — καὶ ἡ νομοθεσία καὶ ἡ λατρεία καὶ αἱ ἐπαγγελίαι.* 11, 33 *βάθος πλούτου καὶ σοφίας καὶ γνώσεως* v. 36 *ἐξ αὐτοῦ καὶ δι' αὐτοῦ καὶ εἰς αὐτόν.* 12, 2 *τὸ ἀγαθὸν καὶ εὐάρεστον καὶ τέλειον.* 13, 13 *μὴ κώμοις καὶ μέθαις, μὴ κοίταις καὶ ἀσελγείαις, μὴ ἔριδι καὶ ζήλῳ.* 14, 17 *δικαιοσύνη καὶ εἰρήνη καὶ χαρά.*

Digitized by Google

wegs nur den künstlichen, sondern auch den natürlichen, wie z. B. eine ungetrübte Wasserfläche, bedeutete. Eine rühmliche Ausnahme macht nur, soviel ich sehe, J. Weiß, der auf die übrigens schon von Gfrörer hervorgehobene und mit Paulus in Verbindung gesetzte Tatsache hinweist, daß das selbe Bild für eine nur annäherungsweise Erkenntnis Philo ganz geläufig ist. Paulus ist hier zweifellos zwar nicht von Philo, aber von schulmäßigen, den philonischen verwandten Anschauungen abhängig. Gott ist seinem innersten Wesen nach unerkennbar, lehrt Philo. Kein Geschaffener kann Gott von sich aus nach seinem Sein erkennen.: De post. Caini 5 *τῶν γεγονότων ἱκανὸς οὐδὲ εἷς ἐξ ἑαυτοῦ τὸν κατὰ τὸ εἶναι θεὸν ἀναδιδαχθῆναι.* Der menschliche Verstand muß sich damit begnügen, zu begreifen, daß dem All eine Ursache zugrunde liegt. Darüber hinaus nach ihrem Wesen und ihrer Eigenschaft zu forschen ist eine ogygische Einfältigkeit (De post. Caini 48) *ἀνθρώπου ἐξαρκεῖ λογισμῷ μέχρι τοῦ καταμαθεῖν, ὅτι ἔστι τι καὶ ὑπάρχει τὸ τῶν ὅλων αἴτιον, προελθεῖν· περαιτερω δὲ σπουδάζειν τρέπεσθαι ὡς περὶ οὐσίας ἢ ποιότητος ζητεῖν ὠγύγιός ἠλιθιότης*). Wir erkennen die Existenz Gottes aus seinen Werken wie durch einen Schatten *οἱ οὕτως ἐπιλογιζόμενοι διὰ σκιᾶς, τὸν θεὸν καταλαμβάνουσι διὰ τῶν ἔργων τὸν τεχνίτην κατανοοῦντες* Leg. All. III 32. Anderswo wird die Welt ein Spiegel Gottes genannt: Wie durch einen Spiegel verschafft sich der Geist eine Vorstellung von dem handelnden, Weltschaffenden und das All verwaltenden Gotte (*ὡς διὰ κοτόπτρου φαντασιοῦται ὁ νοῦς θεὸν δρῶντα καὶ κοσμοποιοῦντα καὶ τῶν ὅλων ἐπιτροπεύοντα* De decem crac. c. 21. Von dieser Gotteserkenntnis spricht Paulus Röm. 1, 20, und diese Gotteserkenntnis meint er auch hier. Wenn er sagt: *βλέπομεν ἄρτι δι' ἐσόπτρου ἐν αἰνίγματι*, so ist das ein Zeugma: wir sehen Gott nicht nur nicht unmittelbar, sondern wir hören ihn auch nicht so; er spricht in dunkler, geheimnisvoller Rede zu uns, die wie ein Rätsel der Auflösung bedarf. Die jüdischen alexandrinischen Schulen wandten die griechische Philosophie auf die Interpretation des A. T.s an. So liegen auch hier alttestamentliche Stellen zugrunde Das geht am besten wieder aus Philo hervor. Obwohl dieser sagt, daß auch dem allweisen Moses trotz immer widerholter Bitten die unmittelbare Gotteserkenntnis versagt geblieben sei, so behauptet er doch auch wieder, daß Moses in dieses höchste Mysterium eingeweiht gewesen sei. Mit der verwegenen Willkür, die seine wie des Paulus Interpretation beherrscht, verbindet er Leg. All. III 33 Exod. 33, 13 *ἐμφάνισόν μοι σαυτόν, γνωστῶς ἴδω σε* mit Num. 12, 6 *ἐὰν γένηται προφήτης κυρίῳ, ἐν ὁράματι αὐτῷ γνωσθήσεται καὶ ἐν σκιᾷ ὁ θεός, οὐκ ἐναργῶς. Μωϋσεῖ δὲ ... στόμα κατὰ στόμα λαλήσει ἐν εἴδει, οὐ δι' αἰνιγμάτων.* Paulus bleibt dabei stehen, daß diese höchste Erkenntnis dem Menschen erst in der jenseitigen Welt zuteil wird, aber er beschreibt die beiden Erkenntnisarten nach Anleitung des A. T.s, wobei er wegen des Zeugma den Ausdruck *στόμα κατὰ στόμα* in *πρόσωπον κατὰ πρόσωπον* umsetzt.

Die Erkenntnis vergeht also nicht, sondern sie vollendet sich in der Ewigkeit und wird dort zum Schauen, der Glaube aber, der sich in Gewißheit, und die Hoffnung, die sich in Erfüllung umsetzt und dadurch

Digitized by Google

ihr Wesen einbüßt, denn Hoffnung, die gesehen wird, ist keine Hoffnung mehr: Rom. 8, 24 ἐλπὶς δὲ βλεπομένη οὐκ ἔστιν ἐλπίς — Glaube und Hoffnung also, sie sind es vielmehr, die aufhören, denn im Himmel ist ihre Hilfe nicht mehr vonnöten.

Nun aber sagt doch der Apostel, daß Glaube und Hoffnung ebenso wie die Liebe bleiben: νυνὶ δὲ μένει πίστις, ἐλπὶς, ἀγάπη, τὰ τρία ταῦτα. Aber sagt er oder will er sagen, wie Reitzenstein und andere Erklärer meinen, daß sie im Himmel bleiben? 'Die Liebe höret nimmer auf.' Dieses Wort, das uns vor allen Worten unserer Lutherbibel teuer ist, lenkt die Gedanken gewiß in die Ewigkeit. Wenn wir dies Wort auf den Grabstein unserer Lieben setzen, so meinen wir vielleicht zunächst, daß unsere Liebe zu ihnen auch durch den Tod nicht aufgehoben wird. Aber mit ebenso viel oder mit höherem Rechte mögen wir dabei auch die Fortdauer der Liebesgemeinschaft empfinden. Allein im Griechischen steht nicht παύεται, sondern πίπτει, und es ist doch sehr die Frage, ob Paulus, nachdem er soeben gesagt hat: 'die Liebe trägt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, sie duldet alles', sich so mit einem Schlage von der Erde in den Himmel versetzt. 'Sehe jeder, daß er stehe, und wer steht, daß er nicht falle!' sagt Goethe mit dem Apostel (1. Kor. 10, 12). Darum eben kommt die Liebe nicht zu Fall, weil sie alles trägt und alles duldet. Hoffnung und Glaube sind ihre Stützen und auf diesem Grunde steht sie fest wie ein Felsen im brandenden Meere der Unvollkommenheit. Sie ist ihrem innersten Wesen nach, wie auch die Hoffnung und der Glaube, dauernd und unveränderlich, keiner Steigerung fähig, sondern an sich schlechthin vollkommen. Das ist die menschliche Erkenntnis nicht. Sie ist Stückwerk und unvollkommen, und das Unvollkommene wird abgelöst, wenn das Vollkommene kommt. Gott schauen von Angesicht zu Angesicht, das ist gewiß das höchste Erlebnis und in diesem Erlebnis feiert auch die Liebe ihre Auferstehung, denn Gott ist ja die Liebe, wie ein Schüler des Paulus sagt, der seine Gedanken weiter gebildet hat (1. Joh. 4, 8 u. 16). Aber tatkräftig waltet die Liebe ihres Amtes mit ihren beiden kleineren Schwestern in dieser Welt der Unvollkommenheit. An dieses ihr Walten auf Erden aber denkt der Apostel. Die aufgeregten Gemeindeglieder, die in dem Streben sich über sich selbst zu erheben, die praktischen Aufgaben des christlichen Lebens vergaßen, ruft er auf den Boden der Wirklichkeit zurück. Die Vollkommenheit der Erkenntnis tritt erst in der zukünftigen Welt ein. Aber die Vollkommenheit, auf die der Christ hofft und an die er glaubt, kann er im Handeln schon jetzt auf Erden durch die Liebe bewähren (vgl. Mt. 5, 48).

νυνὶ δὲ oder νῦν δὲ betont, wie überhaupt, so bei Paulus durchweg den Gegensatz zu einer andern Zeit oder zu einem bloß angenommenen Falle. Es kommt aber bei Paulus auch vor, daß der angenommene Fall durch den mit νῦν δὲ eingeleiteten Satz nicht aufgehoben, sondern bestätigt wird, so daß νῦν δὲ geradezu einen Schluß einleitet. So Rom. 7, 16 f.: 'Wenn ich das, was ich nicht will, tue, so stimme ich dem Gesetze bei, daß es schön ist. Also (νυνὶ δὲ) tue ich es nicht mehr, sondern die in mir wohnende Sünde.' Ähnlich 1. Kor. 14, 4 ff.:

Digitized by Google

'Der Zungenredner erbaut sich selbst . . . Also (νῦν δὲ), wenn ich in Zungen redend zu euch komme, was werde ich euch nützen?' Aber dieser Fall liegt hier nicht vor, ebensowenig wie der andere, daß eine Annahme aufgehoben wird. Es bleibt also nur der Gegensatz der Zeit. Nachdem Paulus einen Blick in die zukünftige Zeit getan hat, kehrt er in die Gegenwart zurück. Der Gegensatz ist nicht: die Erkenntnis vergeht in der Ewigkeit, Glaube, Hoffnung, Liebe aber bleiben in ihr bestehen, sondern der Gegensatz wird gewonnen, indem diese mit jener verglichen werden in dem, was sie für den Menschen auf Erden leisten. In dieser Beziehung erscheint die Erkenntnis unterlegen, weil sie auf Erden unvollkommen bleibt, während Glaube, Hoffnung, Liebe in ihrer Art nicht übertroffen werden können. Weil aber die irdische Erkenntnis durch etwas Höheres abgelöst werden wird, so erscheinen ihr gegenüber Glaube, Hoffnung, Liebe dem Apostel als das Dauernde, weil an ihre Stelle nichts anderes tritt.

Logisch genommen ist der Vergleich zwischen der Erkenntnis und dem Glauben, der Hoffnung und der Liebe schief gezogen, weil diese nur in der Beschränkung auf die Gegenwart aufgefaßt werden, auf die Erkenntnis aber der Maßstab der Ewigkeit angewendet wird. Logisch aber ist es auch unrichtig, zu sagen, daß die Erkenntnis vergeht, denn der Apostel erklärt ja in demselben Atem, daß sie in der Ewigkeit bleibt, wenn auch in veränderter Gestalt. Daran gerade zeigt sich, daß er das Bleiben in dem Sinne der Unveränderlichkeit und Vollkommenheit gegenüber dem Stückwerk der menschlichen Erkenntnis versteht. Die Logik des Apostels ist oft genug brüchig, auch wo er sich von seinem spitzfindigen Verstande leiten läßt, hier aber wird er von einem mächtigen Gefühl getragen, das der kleinen Unebenheiten der Darstellung nicht achtet.

Es drängt ihn, die religiöse Überspannung der gährenden Gemüter zu lösen und eine richtige Schätzung der geistigen Gaben herbeizuführen.

'Über die geistigen Dinge (περὶ τῶν πνευματικῶν), Brüder, will ich euch nicht in Unkenntnis lassen', heißt es 12, 1. 'Der Gnadengaben sind viele, dazu gehört die Erkenntnis so gut (v. 8) wie der Glaube (v. 9); sie soll also nicht gering geachtet werden, ist sie doch auch ein Geschenk Gottes. Jaget der Liebe nach, eifert um die geistigen Dinge', sagt der Apostel 14, 1. Folgt daraus etwa, wie Reitzenstein meint (Nachr. S. 397), daß die Liebe nicht zu den geistigen Dingen gehört? Aber es heißt doch Rom. 5, 5: 'Die Liebe Gottes ist ausgeschüttet in unsern Herzen durch den heiligen Geist, der uns verliehen ist.' Und ist es richtig, wie Reitzenstein weiter meint, daß die Liebe in dem Hymnus eine doppelte Bedeutung hat, daß sie v. 4—7 ausschließlich als Nächstenliebe, am Schluß ebenso ausschließlich als Liebe zu Gott zu verstehen ist? Ist nicht mit Absicht nirgendwo ein Objekt der Liebe genannt, damit sie als eine allumfassende Kraft verstanden wird, und wäre für Paulus eine Liebe zu dem Nächsten denkbar, die nicht aus der Liebe zu Gott flösse? Es ist doch wohl kein Zweifel, daß auch das Wort des 1. Johannesbriefes: 'darin erkennen wir, daß wir die Kinder Gottes lieben, wenn wir Gott lieben' (5, 2), ganz im Geiste des Paulus gedacht ist.

Digitized by Google

Die Gnadengaben sind verschieden verteilt, nicht alle können alle haben; nicht alle haben die Gabe zu heilen, nicht alle können in Zungen reden, nicht alle verstehen auszulegen. Aber gerade nach den größten Gaben können und sollen alle streben: *ζηλοῦτε δὲ τὰ χαρίσματα τὰ μείζονα*, strebet aber nach den größten Gaben. Diese größten Gaben, das sind doch wohl eben Glaube, Hoffnung, Liebe. Oder gehört wirklich die Liebe nicht zu den Gnadengaben und soll die Einleitung des Hymnus bedeuten: 'Ich will euch lehren, was über alle *χαρίσματα* hinausführt? (S. 397)' — *Καὶ ἔτι καθ' ὑπερβολὴν ὁδὸν ὑμῖν δείκνυμι. ὑπερβολὴ* kann seiner Natur nach komparativisch oder superlativisch gefaßt werden, das vorstehende *ἔτι* beweist, daß es hier komparativisch zu verstehen ist. Es kann nicht nähere Bestimmung zu dem Substantiv *ὁδὸν*, sondern nur zu dem ganzen Ausdruck *ὁδὸν δείκνυμι* sein. Der Apostel hat von den geistigen Dingen und dem Streben nach den Gnadengaben bereits in dem vorhergehenden Kapitel gehandelt, nun will er den Weg des rechten Strebens in einem noch höheren Sinne zeigen. Alle Gnadengaben sind nichts ohne die Liebe, selbst der Glaube. Der Glaube war 12, 9 unter den Gnadengaben aufgezählt, wie könnte da die Liebe, die mit ihm und der Hoffnung als die größere, aber dem Wesen nach gleiche Kraft verbunden wird, nicht dazu gehören? Ist sie doch die erste Frucht des Geistes (Gal. 5, 22) und die geistigen Dinge und die Gnadengaben werden in c. 12 gleichgesetzt, und Rom. 12, 9 steht die Liebe mitten unter den dort aufgezählten *χαρίσματα*.

Aus der dumpfen Atmosphäre einer heidnischen Mysterienreligion stammen die heiligen Kräfte des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe nicht. Die Theologie des Paulus ist schwerlich ohne Einwirkung von dieser Seite geblieben. Aber seine innerste religiöse Empfindung, die ihren höchsten Ausdruck in dem Hymnus auf die Liebe gefunden hat, ist dadurch nicht befruchtet worden. Führt seine Theologie uns in eine Welt, die weit ab von den Gedanken Jesu liegt, so vernehmen wir hier das Rauschen des gleichen Geistes. So entschieden Paulus seinen Glauben auf den verklärten Christus gründet und so leidenschaftlich er den Einfluß der von dem fleischlichen Christus hergeleiteten Tradition auf sich bestreitet, so wird man doch diese Übereinstimmung auf den Genius Jesu zurückführen müssen.

Digitized by Google

Ehrentafel

der im Kampfe fürs Vaterland 1914—1918 gefallenen Mitarbeiter.

Dr. Fritz Arendt, Adj. am Joachimsthalischen Gymn. in Templin,
Dr. Kurt Günther, Gymnasiallehrer in Altenburg S.-A.,
Dr. Erich Klingner, Gymnasiallehrer in Berlin-Südende.
Dr. Friedrich Kurze, Professor am Luisengymnasium in Berlin,
Burghard Müller, Oberlehrer am Gymnasium in Neu-Ruppin,
Dr. Hermann Mutschmann, Prof. a. d. Univ. Königsberg i. Pr.,
Wilhelm Rehfeld, Gymnasiallehrer in Rogasen,
Dr. G. Schapper, Seminarkand. a. Augustagymn. i. Charlottenburg,
Dr. Willy Schinck, Gymnasiallehrer in Berlin-Lichterfelde,
Dr. Hermann Schulz, Privatdozent an der Universität Göttingen,
Dr. Paul Stade, Oberlehrer am Kadettenhaus in Bensberg,
Dr. Friedrich Walther, Dir. des Realgymnasiums in Wiesbaden,
Dr. Heinrich Willemsen, Oberlehrer in Düsseldorf,
Dr. Wilhelm Willige in Dresden.

ΤΩΝ· ΕΝ· ΘΕΡΜΟΠΥΛΑΙΣΙ· ΘΑΝΟΝΤΩΝ
ΕΥΚΛΕΗΣ· ΜΕΝ· Α· ΤΥΧΑ· ΚΑΛΙΟΣ· Δ· Ο· ΠΟΤΜΟΣ.

Digitized by Google

MITTEILUNGEN

Neues Leben im altsprachlichen Unterricht

Die 'Vereinigung der Freunde des humanistischen Gymnasiums in Berlin und der Provinz Brandenburg' hatte 1916 folgende Preisaufgabe gestellt: 'Wie läßt sich auf dem Gymnasium im Griechischen und Lateinischen, in Darbietung und Anforderungen der innere Ertrag des Unterrichts den Bedürfnissen der Zeit entsprechend steigern?' 32 Bearbeitungen waren eingelaufen, der Preis wurde dem Privatdozenten Dr. Albert Dresdner zu Charlottenburg zuerkannt.

Zusammen mit Dresdners Preisarbeit wurden nach Vereinbarung noch zwei weitere Bearbeitungen abgedruckt von Richard Gaede und Ottomar Wichmann.

Daß Dresdners Arbeit den Preis erhielt, versteht man leicht. Er behandelt das Thema: 'Der Erlebniswert des Altertums und das Gymnasium' von einem erhöhten Standpunkt aus, schreibt glänzend, überzeugend, weil selbst überzeugt von dem Wert der Antike und ihrer Bedeutung für das Deutschtum.

Aufrichtig gesagt, verursacht mir die neuzeitliche Ausbeutung des von Dilthey eingeführten Begriffs 'Erlebnis' eine Antipathie: Duncans Chopintänze, die Futuristengreuel, Wedekinds Hidalla, Meyrinks 'Grünes Gesicht' sind laut Besprechungen lauter 'Erlebnisse'.

Dresdner tut gut daran, den schillernden Begriff also zu umschreiben (27): 'Ich verstehe darunter die Art geistiger Nahrungsaufnahme, bei der der Zuwachs, indem er den schon vorhandenen geistigen Besitz durchdringt und sich mit ihm organisch zu einem Ganzen verbindet, den Empfangenden befähigt, bedeutende neue Gedankenassoziationen zu bilden, weitreichende neue Perspektiven zu erfassen und so durch Freisetzung bisher untätiger geistiger Energie den Erscheinungen des Lebens, im weitesten Sinne dieses Wortes, neue Seiten des Verständnisses abzugewinnen'. Das nannte man früher kurz 'Fruktifizierung des Gelernten, Erlebten'.

Erfrischend wirkt Dresdners Ablehnung des unfruchtbaren Alten, Zugriff nach dem fruchtbaren Neuen. So ist er für strenge grammatische Zucht bis Obersekunda, offenbar im alten Geiste, um dann die Hände und Herzen frei zu bekommen für möglichst umfangreiche Lektüre. Erst in den Oberklassen will er Einführung in den Organismus der alten Sprachen (Sprachwissenschaft). Stilübungen sind ihm ein

Digitized by Google

Rudiment eines veralteten Systems. Die Lektüre muß frei sein von grammatikalischen Analysen und Zerquetschungen. Es sind das Forderungen, die eigentlich der jüngeren Generation selbstverständlich erscheinen; aber noch viele können sich von dem 'formalbildenden' Geiste auch in den Oberklassen des Gymnasiums nicht losringen.

Dresdner verlangt mit Recht, in den oberen Klassen das Hauptgewicht auf die Lektüre zu verlegen, den Schüler den süßen Kern schmecken zu lassen, nachdem er sich durch die harte Schale der grammatischen Schulung gezwängt hat. Lektüre im umfassenden Sinne. Ein Lesebuch für das Lateinische, wie es Wilamowitz für das Griechische geschaffen hat, fehlt leider noch (vgl. meinen Aufsatz: Erweiterung der Lektüre in 'Lehrproben' Jahrg. 1918 S. 50 ff.). Heraus aus dem Gehege der engkanonischen Lektüre! Mit Leichtigkeit tut Dresdner den oft gehörten Einwand ab, der Schüler lerne dann nur noch Stücke kennen. Als ob er Goethe, Schiller, Lessing, Hebbel usw. ganz kennen lernte! Homer, eine griechische Tragödie, ein platonischer Dialog, eine Rede Ciceros, die Germania des Tacitus müssen natürlich als Ganzes geboten werden (S. 22). Aber sonst muß der Schüler erfahren, was die Antike bedeutet und bedeutete! Nicht bloß bis zur Karolingerzeit herauf, er muß auch einen päpstlichen Erlaß neuester Zeit, Teile der katholischen Liturgie, Stücke der byzantinischen Renaissance usw. sehen! Er muß 'erleben', wie die Antike bei Shakespeare, bei Goethe, bei Tennyson, bei Böcklin, Rich. Wagner, Nietzsche nachwirkte! Dresdner rät, deutsche Übersetzungen nebenher benützen zu lassen! Mit Recht. Benützen nicht auch soviele Lehrer Übersetzungen zur Vorbereitung? Oder nicht? Ich hätte gern auch ein Wort für die vielfach verfehmten gedruckten Präparationen gehört; aber auch die fortwährende Mahnung an die Schüler, daß Übersetzungen nur Krücken, Hilfen, kein Ersatz sind. Ganz prächtig sind des Verfassers Ausführungen, wie einzelne Autoren dem Schüler persönlich nahe gebracht werden können, Cicero, der Typus des Advokatenpolitikers (31), Caesar, der Typus des Tatmenschen (33); so solle auch Horaz, Herodot als Persönlichkeit, Plato als philosophischer Denker herausgemeißelt werden. Horaz wird leider auch von Dresdner als bloßer Nachahmer hingestellt, obschon die imitatio Horatiana heute noch nicht klargelegt ist; ob Platon unsern Schülern — abgesehen von der Apologie — näher kommt, bezweifle ich trotz allem. Daß man Homer vom Standpunkt des ästhetischen Genießens, nicht kritisierenden Anatomen lesen muß, bedarf anscheinend einer besonderen Hervorhebung.

Der Schüler muß nach dem Verfasser einen Blick bekommen für die Rationalität der Griechen, die im Römertum zum Rationalismus verflachte, und, setze ich hinzu, einen Blick für die gegensätzliche Weltanschauung, für den Aufbau der europäischen auf der mittelländischen Kultur, für den Anteil der Alten am Wissenschaftsgebäude, für das Fortwirken der Antike in Christentum und Aberglaube, in Sprache, Literatur und Kunst. Aber nicht bloß in allgemeinen Redensarten, sondern in konkreten Beispielen. Der Gymnasiast muß wissen, warum er noch Lateinisch und Griechisch lernt, sonst frommen uns alle 'Vereine der Freunde des humanistischen Gymnasiums' nichts.

Digitized by Google

Mit Recht hebt der Verfasser besonders hervor, daß der Schüler beim Herübersetzen von der antiken Satzkonstruktion sich loszulösen lernt; es muß ihm zum Bewußtsein kommen, daß die Sprachen nicht bloß 'Verkehrsmittel' sind, sondern Organismen, wie dies besonders Schopenhauer so klar dargelegt hat.

Dresdner fordert, daß auch die fremden Sprachen, Religionslehre, Geschichtsunterricht sich mit der Antike in Parallele oder Kontrast setzen, vornehmlich der deutsche Unterricht, eine Forderung, die beim bayerischen Klaßlehrersystem am ehesten Aussicht auf Verwirklichung hat. Als Ideal schwebt dem Verfasser vor die Synthese des germanischen Geistes (Irrationalismus) mit dem antiken (Rationalismus).

Die Ausführungen Dresdners sind jedem Humanisten, der es mit dem Gymnasium und der deutschen Kultur gut meint, hochwillkommen, sprechen sie doch klar und knapp aus, was manchem in der Seele ruhte.

Demgegenüber fallen die beiden angefügten Arbeiten stark ab, wennschon sie zu den mehr allgemeinen Erörterungen Dresdners Einzelergänzungen bieten.

R. Gaede behandelt das Thema: 'Welche Wandlung des griechischen und lateinischen Unterrichts auf dem Gymnasium erfordert unsere Zeit?' Er fordert sprachwissenschaftlichen Elementarunterricht; Hartke und Niepmann sind seine Götter, anathema sit Ostermann & Co.! Bei der Erlernung der Verbalformen (sequor, fungor) sind sogleich die Konstruktionen mitzulernen, ebenso im Griechischen; das Perfekt darf von Anfang nicht mit 'haben' übersetzt werden; die Bedeutung der Kasus ist aus ihrer Natur zu entwickeln; von Obertertia an übe man kleine freie lateinische Aufsätze! Wir kennen diese induktive Methodenreiterei, bei welcher die Schüler vor lauter Verständnis weder deklinieren noch konjugieren lernen, bei welcher sie vor lauter Ineinanderschachteln der Formen und Konstruktionen weder die Formen noch die Konstruktionen sicher beherrschen, bei welcher infolge verfrühter Lektüre diese zur Qual oder Schwimmerei wird. Sprachwissenschaftliche Exkurse gehören — wie auch Dresdner will — an den Schluß, nicht an den Anfang des Grammatikunterrichts. Und die Induktion, sehr maßvoll angewandt, kann nützen, muß aber, streng durchgeführt, zu Zeitvergeudung, Oberflächlichkeit und Scheinwissen führen.

Forderungen, wie: Im Unterricht möglichst viel Lateinisch und Griechisch (!) sprechen, Aufgaben, wie: Vergleich zwischen plautinischer Formenlehre und Syntax mit Ciceronischer sind Verstiegenheiten; ebenso, jeder Oberlehrer solle angehalten werden, bei einem guten Schauspieler gut vortragen zu lernen. Bestreiten läßt sich auf Grund anderer Erfahrungen, daß auf häusliche Vorbereitung zu verzichten auf keinen Fall die Regel werden dürfe, oder ob wirklich auswendig gelernt werden solle, was der Verfasser zusammenstellt (88).

Als Lektüre wünscht Gaede nur, 'was Gegenwartswert hat, packt und erziehend wirkt', eine dehnbares Postulat. Hat Homer Gegenwartswert? Auch er fordert erweiterte Lektüre (Seneca, Augustinus, Marc Aurel u. a. im Anschluß an Wilamowitz).

Digitized by Google

Gaede bringt im einzelnen manch beachtenswerten Gedanken, verliert sich aber zu sehr in Einzelheiten, daß er sogar die Lehrplanfrage anschneidet.

Wichmann faßt seine Ausführungen in einem Brennpunkt zusammen: 'Der Menschheitsgedanke auf dem Gymnasium'. In drei prächtig behandelten Punkten erörtert er als Leitgedanken für den Gymnasialunterricht 1. Die Bedeutung der großen Persönlichkeit in der Geistesgeschichte (Platons Apologie: Sokrates), 2. Macht der Idee (Gorgias), 3. Natur und Menschlichkeit (Phaidon). Im Lateinischen schlägt er vor, jeder Schüler ab O II habe sich die ersten drei Bände der Mommsenschen Römischen Geschichte anzuschaffen und im Hinblick auf Mommsens Darstellung die römischen Autoren zu lesen und kritisch zu betrachten; wie, zeigt Wichmann an Cicero.

Wichmann wurde zu dieser synthetischen Behandlung des Problems geführt durch Lagardes Forderung, daß der Schüler wenigstens mit der Weltanschauung eines Mannes völlig vertraut würde, wozu er Plato vorschlug.

Wichmanns Darlegungen sind einzigartig und bergen eine Fülle feiner Beobachtungen und Parallelen. Wenn auch der Vorschlag selbst in der Praxis kaum zur Verwirklichung kommt, so wird jeder Lehrer, der Platos Apologie oder Gorgias oder Phaidon liest, mit großem Nutzen diese Ausführungen zugrunde legen und seine Schüler hinzureißen vermögen.

So hat das Preisausschreiben zu einem günstigen Ergebnis geführt. Neue Wege sind gezeigt, bisher schon hie und da betretene Pfade eindringlicher empfohlen, Holzwege mit Warnungstafeln versehen. Noch ist das Thema nicht erschöpft; noch gilt es allenthalben mitzuringen an dem Gymnasium der Zukunft; denn wer mutlos oder hoffnungslos angesichts der gewandelten Verhältnisse die Waffen niederlegt, der gibt sich wehrlos auf Gnade und Ungnade preis, sich, das Gymnasium, das Vaterland.

München. Eduard Stemplinger.

Digitized by Google

ANZEIGEN

Paul Cauer, Die neue Prüfungsordnung für das höhere Lehramt in Preußen. Münster i. W., E. Obertüschens Buchhandlung, 1918. 8. 45. S. 1,80 ℳ.

Den Gedanken, die Geheimrat Reinhardt in seinen 'Erläuterungen' zu der neuen Prüfungsordnung (Berlin, Weidmann 1917) zur herzlichen Freude aller derer entwickelt, denen die wissenschaftliche und pädagogische Ausbildung unseres höheren Lehrer- und Erzieherstandes wahrhaft am Herzen liegt, spendet auch Paul Cauer in seinem Buche ein hohes Lob (so S. 4f.) und spricht am Schluß (S. 45) den sich hoffentlich bald erfüllenden Wunsch aus, Reinhardt möchte sich entschließen, diese seine Betrachtungen zu einer vollständigen Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen auszuführen. 'Das müßte ein prächtiges Buch werden, aus dem es für jeden zu lernen gäbe.' Nur in einzelnen Punkten erhebt Cauer auch gegen diese 'Erläuterungen' Widerspruch. So findet er, was Reinhardt S. 101 über schädliche Wirkungen des Geschlechtstriebes sage und wie ihnen zu begegnen sei, mache den Eindruck zaghaften Ausweichens vor der Schwierigkeit. Einspruch erhebt er auch gegen den Eintritt der Kandidaten in den Vorbereitungsdienst während des Semesters. Und so sehr Cauer einverstanden ist mit der Forderung ununterbrochener wissenschaftlicher Weiterarbeit (Erl. S. 42), so fordert er doch auch, daß schon auf der Universität dem künftigen Lehrer der Jugend in besonderen Vorlesungen gezeigt werde, 'wie Wissenschaft in Geistesbildung mündet, wie die Probleme der Forschung ihren Einfluß in den Unterricht erstrecken und wieder aus ihm Nahrung empfangen'.

Auch in der Prüfung für das höhere Lehramt müssen, meint Cauer, Universitätsprofessoren und Schulmänner zusammenwirken, und zwar als Gleichberechtigte. Es war in der Tat 'keine glückliche Stunde', in der Reinhardt niederschrieb (Erl. S. 48), die Schulmänner sollten, 'zunächst durch die Führung des Protokolls von den Meistern des Faches in die nicht leichte Aufgabe des Prüfens eingeführt werden und dann auch gelegentlich Prüfungen selbst übernehmen'. Als wenn nicht auch die Universitätsprofessoren in der Kunst des Prüfens manches von den Schulmännern lernen könnten! Kenner der Verhältnisse raunen einander zu, daß gar mancher Universitätsprofessor in der Kunst des Fragens die elementarsten Fehler macht, gar mancher im wesentlichen den Inhalt seiner Kollegshefte abfragt, gar mancher bestimmte Steckenpferde reitet, auf die die Kandidaten in ihren Studentenverbindungen gut eingedrillt werden; denn in diesen gibt es säuberliche, von Geschlecht zu Geschlecht forterbende Zusammenstellungen über die Lieblingsfragen der Herren

Digitized by Google

Professoren. Das Protokollieren muß zwischen Professoren und Schulmännern abwechseln, kein Professor darf sich dafür für zu schade halten, und es sollte, darin stimme ich Cauer zu, niemand dazu herangezogen werden, der nicht in einem anderen Fache den Kandidaten selbst zu prüfen hat.

Wir sind damit bei der neuen Prüfungsordnung selbst angelangt, an der Cauer eine scharfe Kritik übt. Mehrere seiner Einwendungen halte ich für unberechtigt. Nach § 1 muß der Kandidat — und das ist gewiß von den meisten Vertretern unseres Standes freudig begrüßt worden — in zwei Lehrgegenständen als Hauptfächern den Forderungen dieser Prüfungsordnung genügen. Cauer findet im Hinblick auf die Tatsache, daß im Jahre 1912/13 nur 54,5 % der Gesamtzahl der zum erstenmal Geprüften die Lehrbefähigung in zwei Fächern für die Prima erreicht haben, diese Forderung viel zu hoch; er meint, sie würde bei der Mildherzigkeit verantwortungsscheuer Prüfender nur dazu führen, daß die wissenschaftlichen Anforderungen in der Prüfung herabgesetzt würden. Daß die Anforderungen in der streng wissenschaftlichen Ausbildung überhaupt gesteigert werden, ist doch auch Cauer gewiß nicht unsympathisch, und ist, bei dem schon jetzt zweifellos vorhandenen, mit der bevorstehenden, auch gar nicht unerwünschten Verringerung der Anzahl humanistischer Gymnasien nur zunehmenden Überangebot von Kandidaten namentlich der klassischen Philologie, wenn wir nicht unter lauter Mittelmäßigkeit ersticken sollen, durchaus angezeigt. Cauer wünscht seinerseits — die Wiedereinführung des Lehrerzeugnisses. Wer nach dem Maße seiner Begabung in keinem seiner Fächer zu 'selbständigem wissenschaftlichem Urteil' (§ 10 der Prüfungsordnung) befähigt sei, meint er, könne für untere und mittlere Klassen immer noch ein sehr brauchbarer Lehrer und dabei ein guter Erzieher sein. Mit diesem Wunsche setzt sich Cauer meines Erachtens in Widerspruch mit eigenen Anschauungen. Kaum ein anderer hat ja so nachdrücklich wie er in mehreren seiner Schriften den Hauptunterschied, der auch schon zwischen dem Anfang des Gymnasialunterrichts und dem Volksschulunterricht besteht, betont (z. B. in der grammatica militans). Es ist doch z. B. dringend zu wünschen, daß der Lateinlehrer der Sexta auch die Fähigkeit hat, in Prima zu unterrichten und weiß, was dort erzielt werden soll; auch der Lehrer der Erdkunde in Sexta soll ein Fachmann sein — das verlangen schon die Lehrpläne von 1901 und neuerdings wieder sehr nachdrücklich die Geographen — und wissen, wohin die Reise geht; nicht minder befindet sich der Rechenunterricht der Sexta in der Hand eines durchgebildeten Mathematikers am besten. Die wissenschaftlichen Anforderungen in der Prüfung für Hauptfächer dürfen nicht zu niedrig gestellt werden; dafür sind der Prüfungsausschuß und besonders der Vorsitzende verantwortlich zu machen (s. § 3 der Prüfungsordnung). Der Kandidat, der bei der Wiederholung der Prüfung — es ist sehr zu begrüßen, daß sie nur einmal wiederholt werden darf (§ 43, 5) — nicht genügt, muß eben zur Mittelschule übergehen, einer Schulart, die wir nach dem Kriege wohl ohnehin weiter werden ausbauen müssen. Daß in den Lehrbefähigungen jede Abstufung nach Klassen weggefallen und

Digitized by Google

durch die Namen 'Hauptfach' und 'Nebenfach' in der Prüfungsordnung ersetzt ist, bekämpft Cauer lebhaft. Nach meiner Ansicht ist es zu billigen. Für den Universitätsprofessor, der dem Schulleben fernsteht, ist es nicht leicht, abzugrenzen, bis zu welcher Klasse er die Lehrbefähigung geben soll. Wer die Lehrbefähigung für die 2. Stufe, also bis U II einschließlich, hatte, mußte oft auch in O II unterrichten, da die Trennung zwischen diesen beiden Klassen doch nur künstlich, durch den leidigen Einjährigenschein hervorgerufen ist. Und wenn er in diesem Fache einige Jahre in O II unterrichtet hatte, dann konnte ihn sein Direktor getrost, falls es sich als erwünscht oder vielleicht gar als notwendig herausstellte, mit seinen Schülern in die Prima aufrücken lassen. Mir sind auch recht viele Fälle dafür bekannt, daß ein Oberlehrer sich durch den Unterricht gerade für ein Fach erwärmte, dem er in seiner Studienzeit nicht seine Hauptkraft zugewandt hatte, und sein Wissen in diesem Fache eifrig vertiefte. Und warum soll man einem Manne, der auf irgendeinem Gebiet wissenschaftlich arbeiten gelernt hat, nicht die Kraft zutrauen, sich auch in ein anderes Gebiet mit solchem Erfolge hineinzuarbeiten, daß er seine Schüler darin zu fördern und ihnen reiche Anregungen zu geben vermag? Ich glaube, man hat gerade in den letzten Jahren zu viel Wert auf den im Oberlehrerzeugnis bescheinigten Wissensstandpunkt gelegt und zu wenig bedacht, daß die Leute sich doch entwickeln, daß sie an den ihnen gestellten Aufgaben wachsen und ihre Neigungen sich ändern können. In diesem Sinne freue ich mich über die genannte Änderung und hoffe, sie ist so gedacht, daß die Direktoren in der Verwendung tüchtiger Oberlehrer weniger gebunden sein sollen. Freilich hat die Bezeichnung 'Hauptfach' und 'Nebenfach' in den einzelnen Schulgattungen eine ganz andere Bedeutung, worauf Cauer tadelnd hinweist. Mir scheint das nicht schlimm, da diese Bezeichnungen doch, jede auf ihrem Gebiet, durchaus verständlich und Verwechselungen ausgeschlossen sind.

Darin hat Cauer recht: es sollte den Prüflingen nicht gestattet sein, statt des Nebenfachs ein sogenanntes Zusatzfach zu wählen (§ 8). Denn nun kann es tatsächlich vorkommen und es wird vorkommen, daß Leute, die, wie Cauer sagt, gern 'möglichst dünne Bretter bohren', die ihr Studium von Anfang an auf das Ziel hin einrichten, als Oberlehrer dereinst möglichst wenig oder gar keine Korrekturlast zu haben — es gibt wirklich solche Banausen —, sich z. B. Erdkunde und Physik als Hauptfächer wählen und als Zusatzfach Turnen oder Singen. Es müßte nicht nur empfohlen, sondern gefordert werden, daß zu Erdkunde und Physik als Hauptfächern sich Mathematik als Nebenfach, zu Geschichte und Erdkunde als Hauptfächern irgendeine Sprache geselle und so mehr. Wenn nicht eine bestimmte Gruppierung innerlich verwandter Fächer unbedingt vorgeschrieben ist wie in der bayrischen Prüfungsordnung, leidet auch die Verwendungsfähigkeit der Kandidaten. Bedenklich ist es, daß Reinhardt jedem, der 'eine fremde Sprache studiert' hat, zumutet, den Unterricht im Deutschen 'bis zu einer bestimmten Klassenstufe' (Erl. S. 40) zu übernehmen — bis zu welcher Stufe, ist nicht gesagt — und auch von den Mathematikern und Naturwissen-

Digitized by Google

schaftlern 'eine Genauigkeit des Ausdruckes verlangt, die nur bei sicherer Beherrschung der deutschen Sprache möglich ist' (Erl. S. 114) und dabei doch keine ausreichende Veranstaltung getroffen hat, in der Prüfung diese Sicherheit festzustellen. Denn den letzten Satz des ersten Abschnitts von § 55 der Prüfungsordnung: 'Auch ist von Wichtigkeit, daß der Kandidat imstande ist, sich in einer auf grammatisch sicherer Grundlage ruhenden und durch gute Lektüre gebildeten Sprache in klarer Darstellung mündlich und schriftlich auszudrücken' halte ich ebensowenig wie Cauer für eine ausreichende Veranstaltung. Bei den Prüfungen im Deutschen für 'allgemeine Bildung' haben Cauer und ich ebenso wie die anderen Mitglieder der Prüfungskommission in Münster i. W. nicht selten ganz haarsträubende Unkenntnis in der deutschen Literatur und Sprache erlebt. Und das wird auf anderen Universitäten nicht anders gewesen sein. Da diese Prüfung nun weggefallen ist, ist ein Vakuum entstanden, das sich, wie ich fürchte, als solches bald geltend machen wird.

In schlimmer Erinnerung ist mir auch noch so manche Lateinprüfung von Neuphilologen, die ehemalige Oberrealschüler waren. Es fehlte ihnen nahezu jedes grammatische Rückgrat, und sie hatten sich ihre Lateinkenntnis für die Prüfung offensichtlich in den letzten Wochen mühsam angequält. Es ist sehr zu begrüßen, daß sie sich nach der neuen Prüfungsordnung 'die erforderlichen sprachlichen Vorkenntnisse schon mit dem Beginn des Fachstudiums anzueignen haben (§ 5, 2). Nach diesem Satze ist der folgende Satz: 'Daß dies geschehen ist, muß bei der Meldung zur Prüfung nachgewiesen werden' doch kaum, wie Cauer meint, mißverständlich. Aber freilich müßte danach, wer sich diese Vorkenntnisse erst gegen Ende seines Studiums angeeignet hat, von der Prüfung in seinen Fächern zurückgewiesen werden. Besser wäre es, dieser Nachweis würde am Anfang des Studiums verlangt, noch besser, wenn die neusprachlichen Professoren in ihren Vorlesungen und Seminaren ihren Studenten an jedem Tage recht faustdick begreiflich machten, daß sie ohne Kenntnis des Lateinischen nicht neuere Sprachen studieren könnten. Aber das geschieht offenbar nicht überall in genügendem Maße und läßt sich in den Seminarübungen, wenn zu ihnen, wie es in Münster geschah, mehr als hundert Teilnehmer zugelassen werden, auch schwer machen. Daß Kenntnisse in der lateinischen Grammatik und 'Bekanntschaft mit der lateinischen Literatur, soweit sie für das Verständnis der deutschen von Bedeutung ist', auch von denen verlangt werden, die sich die Lehrbefähigung im Deutschen als Hauptfach erwerben wollen, halte ich gegen Cauers Ansicht für gut.

Da nunmehr in beiden Jahren der Vorbereitungszeit pädagogische Sitzungen abgehalten werden sollen und es im zweiten Jahre nicht immer ganz leicht sein wird, Wiederholungen zu vermeiden (s. die Bestimmungen in § 5 der 'Ordnung der praktischen Ausbildung für das Lehramt an höheren Schulen in Preußen), so sollte wirklich Cauers Vorschlag, begabten jungen Leuten das zweite Vorbereitungsjahr zu erlassen, ernstlich erwogen werden. Wird es doch denen, die aus wenig bemittelten Familien stammen und die wir doch, falls sie tüchtig sind, in unserm

Digitized by Google

Stande nicht missen wollen, nach dem Kriege blutsauer werden, bis zur Anstellung durchzuhalten. Ob die neue Prüfungsordnung 'eine herzhafte Sichtung unseres Nachwuchses' in dem Sinne bewirken wird, daß sich auch Söhne besser gestellter Familien angelockt fühlen, Oberlehrer zu werden, eine Hoffnung, die Laudien im deutschen Philologenblatt ausgesprochen hat, bezweifle ich mit Cauer sehr stark. Die pädagogische Prüfung, die jetzt am Ende der Vorbereitungszeit abgehalten werden soll, ist mir in der vorgeschriebenen Art ebenso unsympathisch wie sie es Cauer und Siebourg ist. Der Direktor, der ein pädagogisches Seminar leitet, prüft, wenn er seine Pflicht tut, doch in der täglichen Arbeit der Schule und in den Sitzungen seine Referendare auf Herz und Nieren. Wenn er in Verbindung mit seinem Schulrat bis jetzt nicht den Schneid hatte, einem untüchtigen jungen Manne entweder die Probezeit zu verlängern oder, falls es nötig war, überhaupt den Stuhl vor die Tür zu setzen, dann wird die Prüfung daran vermutlich wenig ändern.

Cauers am Schluß seiner Schrift erteilter Rat, 'die neue Prüfungsordnung sobald als möglich historisch werden zu lassen und durch eine völlige Neubearbeitung zu ersetzen', ist zu scharf. Aber Änderungen in manchen Punkten werden sich, fürchte ich, bald als nötig erweisen.

Danzig. Richard Gaede.

1) Richard Wähmer, Spracherlernung und Sprachwissenschaft. Die Eingliederung des Sprachunterrichts in den wissenschaftlichen Bildungsplan der höheren Schule dargelegt am Französischen. 98 S. Leipzig, B. G. Teubner, 1914. 2 ℳ.

Die unmittelbare Veranlassung zu der Schrift waren Vorträge, die der Verfasser im pädagogischen Seminar zu Wesel über die Eingliederung des Französischen in den allgemeinen Lehrplan zu halten hatte. Er setzt sich, im wesentlichen zustimmend, aber auch bekämpfend und ergänzend mit der Reform des neusprachlichen Unterrichts auseinander, wie sie von Max Walter (Zur Methodik des neusprachlichen Unterrichts, Marburg 1912) vertreten wird. Aus den scharfsinnigen, von philosophischem Geiste getragenen und durch Beispiele aus reicher Erfahrung veranschaulichten Ausführungen hebe ich einiges heraus.

Nachdem die Reform im Gegensatz zu der grammatikalischen Methode des alten Plötz die praktische Beherrschung der fremden Sprache als Lehrziel aufgestellt hat, hat sich der neusprachliche Unterricht nunmehr zu einer fein durchgebildeten Kunst entwickelt, durch die er dem humanistischen Sprachbetrieb ergänzend zur Seite tritt, insofern in diesem auf die Herausarbeitung der Übersetzung, im Unterricht in den lebenden Sprachen auf Erziehung zur Beobachtung des Lautbildes und auf Nötigung zum Sprechen abgezielt wird. An der Hand Goethes, auf dessen Weisheit der Verfasser häufig zurückgeht, wird gezeigt, daß die Sprachfertigkeit an sich des Bildungswertes entbehrt, der nicht in dem unmittelbaren Nutzen liegt, den die betr. Sprache dem Lernenden bringt, sondern in dem, was bleibt, wenn die erworbenen Kenntnisse verflogen sind. Der Sprachlehrer darf weder bloßer Empiriker noch trockener Grammatiker sein. Die französische Sprache ist nach Goethe

Digitized by Google

'lebendig zu lehren und zu überliefern'. Und der Sprachunterricht muß auch die Wißbegierde selbständiger Schüler oder das 'Bildungstemperament' sättigen. Der Inhalt des Erarbeiteten muß den Schweiß des mühsamen Weges durch die fremde Sprache lohnen. Die Fertigkeit ist nicht Zweck, sondern Mittel zum Zweck. Im Gegensatz zum Erlernen der Muttersprache ist aller Sprachunterricht ein künstliches Vorhaben, und selbst die sog. natürliche Methode ist, genau genommen, in der Schule immer etwas Unnatürliches; anders bei Goethe, der als Knabe das Französische 'aus innerer Nötigung' zum Zweck des eigenen Gebrauchs lernte.

Für das Sprachgefühl, dessen Entwicklung die Reform als das wichtigste Hilfsmittel ansieht, ist das Sprachbewußtsein einzusetzen. Und damit das deutsche Sprachbewußtsein nicht durch das für die fremde Sprache leide, ist der Verfasser im Gegensatz zur Reform dafür, daß auch die Kunst des Übersetzens in das Deutsche geübt werde, obgleich jede französische Stunde nach Möglichkeit unter den Klang der französischen Sprache zu stellen ist.

Nicht auf Nötigung zum Nachahmen kommt es für ihn im Sprachunterricht an, sondern auf Erziehung zum Denken. Freilich in der fremden Sprache zu denken, ist schwer und für Schüler fast unmöglich. Was man für freies Denken hält, ist oft doch nur gedächtnismäßige Einprägung. Die Kenntnis der Regeln hilft zu nichts, wohl aber die selbsterworbene Erkenntnis. Über die Reform geht Wähmer auch darin hinaus, daß er nicht nur Sprachfertigkeit anstrebt, sondern auch wissenschaftliche Schulung. Während an den humanistischen Gymnasien besonders der altsprachliche Unterricht durch Erziehung zu wisssenschaftlicher Denkreife auf das Hochschulstudium vorzubereiten hat, sind an den realistischen Anstalten die neueren Sprachen zu jenem Amt berufen.

Logische Schulung bietet jeder Sprachunterricht, aber die grammatische Deduktion ist nicht so zuverlässig wie die mathematische, da die Sprache nicht eine logische, sondern eine psychologische Funktion ist. Auf die Erscheinungen zeitlichen Wandels mit den Schülern einzugehen, ist auf Schritt und Tritt Veranlassung, wenn sie das Französische von innen heraus verstehen und gebrauchen lernen sollen. Vom Lateinischen geht es über das Altfranzösische zum Neufranzösischer; aber auch für die lateinlosen höheren Schulen lohnt sich die biogenetische Methode. Geistreich wird auseinandergesetzt, daß der französische Unterricht geradezu ein biologisches Fach sei. Aber auch Psychologie zu treiben liegt ihm ob, z. B. in der Lehre vom Konjunktiv. Natürlich hat die sprachpsychologische Erkenntnis ihre Grenzen; der Sprachforscher hat manchmal Selbstbescheidung zu üben. Auch das Französische bedarf der philosophischen Vertiefung. Es ist nach dem Verfasser besser, wenn die Philosophie das alle Fächer einigende Band bildet, als wenn sie als philosophische Propädeutik ein besonderes Fach ist.

Schließlich besteigt der Verfasser eine noch höhere Zinne, indem er den wissenschaftlichen Bildungsplan der höheren Schulen zeichnet und in diesen den französischen Unterricht eingliedert. S. 87 heißt es: 'Vom philosophischen Gehalt ihres Objekts aus angesehen, ergänzen die einzelnen Fächer einander so, daß der Mathematik im Bunde mit der Physik

Digitized by Google

und Chemie die führende Rolle in der Erkenntnislehre zufällt, den biologischen Wissenschaften, denen wir die Sprachen und die Geschichte zuzählen, in der Psychologie, dem Deutschen im Bunde mit den fremden Sprachen in der Ästhetik, der Religion im Bunde mit dem Deutschen in der Metaphysik und Ethik, während Ausblicke in die Geschichte der Philosophie sich von jeder Seite her eröffnen.' Als gemeinsames Ziel alles Unterrichts wird 'die Entwicklung des Wahrheitsdranges und Wahrheitsgewissens bei Goethischer Selbstbescheidung und Glaubenszuversicht' bezeichnet.

Wird der Unterricht auf den höheren Schulen in dem Maße wissenschaftlich betrieben, wie es der Verfasser wünscht, dann werden unsere Abiturienten in der Tat so wohl ausgerüstet in die Universität und in das Leben eintreten, daß sie sich auf Grund äußerer und innerer Erfahrung zu reifen Männern entwickeln können. Auch die Lehrer des Deutschen und der alten Sprachen werden das Buch mit Gewinn lesen, das durch schönen Idealismus, hohe Auffassung des Lehrerberufes und tiefe Weltanschauung erfreut.

2) Friedrich Rausch, Lauttafeln für den deutschen und fremdsprachlichen Unterricht nach den Grundsätzen der Lautlehre Handausgabe. 26 Abbildungen mit vielen Übungsbeispielen. Klein-Oktav. 3. verb. Aufl. Marburg, Elwert, 1916. Preis 2 ℳ.

Die 26 Lauttafeln bieten für jeden Laut ein scharf und fein ausgeführtes Bild der Mundstellung in Vorderansicht und Seitenansicht sowie ein Schema der Mundstellung und des Munddurchschnitts. Darunter wird jedesmal die Stellung der Lippen, der Zähne, der Zunge und des Gaumensegels genau angegeben, ebenso der Eigenton der Stimme, die Lage des Kehlkopfes sowie die Bildung und Stärke des Luftstromes. Die Rückseite jeder Tafel enthält eine Reihe von passenden Beispielen aus der deutschen, der französischen und der englischen Sprache.

Diese Lauttafeln sind außerordentlich geeignet, die phonetischen Belehrungen und Uebungen im neusprachlichen Unterricht anschaulich und fruchtbar zu machen; auch der Lehrer des Deutschen kann daraus Nutzen ziehen, namentlich dort, wo die Aussprache der Schüler unter mundartlichen Eigenheiten leidet; die Tafeln lassen sich ferner z. B. für den Gesang-, den Taubstummen- und den heilpädagogischen Unterricht verwerten. Kurz, das hier in 3. Auflage vorliegende Werkchen kann als vortreffliches Lehrmittel empfohlen werden.

3) Zurbonsen, Wiederholungsfragen und Ausführungen aus der deutschen Literatur. Dritter Teil: Neueste Zeit bis zur Gegenwart. 126 S. Paderborn, Ferd. Schöningh. Geh. 1,60 ℳ.

Die höhere Schule hat meines Erachtens die Aufgabe, den Schülern der oberen Klassen auch eine gewisse Kenntnis der neueren deutschen Literatur zu verschaffen, obgleich die Lehrpläne darüber nichts vorschreiben. Das Bestreben des Verfassers, mit dem vorliegenden Buche jenem Zwecke zu dienen, ist daher durchaus anzuerkennen. Und doch erhebt sich die Frage Cui bono? Ist das Büchlein für Lehrer oder für Schüler

Digitized by Google

geschrieben? Wenn das erstere der Fall ist, worauf einiges hinzudeuten scheint, dann nimmt das Büchlein durch Auflösung der Literaturgeschichte in Fragen und Antworten die Arbeit dem Lehrer ab, von dem man doch erwarten muß, daß er den Stoff selbst beherrscht und das Einzelne je nach Bedürfnis bald chronologisch, bald nach den Dichtungsgattungen, bald nach den Zeitrichtungen, bald nach der inneren Verwandtschaft zu ordnen versteht. Aber auch wenn das Heft für die Schüler berechnet ist, kann man nicht behaupten, daß es einem unabweislichen Bedürfnis dient. Den Primanern kann die neuere Literatur nahe gebracht werden, wenn man sie anhält, die Schülerbücherei zu benutzen und fleißig zu Hause zu lesen, wenn der Unterricht sie bald hier, bald dort auf bedeutende und eigenartige Erscheinungen hinweist, wenn manches z. B. von Grillparzer, Hebbel, Ludwig, R. Wagner in der Klasse behandelt wird, wenn sie ihre Vorträge besonders über moderne Romane, Novellen und Dramen zu halten haben, wenn ihnen der Lehrer am Schluß der Oberprimanerzeit einen kurzen systematischen Überblick über das neuere Schrifttum gibt, und wenn sie einen Grundriß der Literaturgeschichte in der Hand haben, mag er von Kluge, Klee, Schultz, Kinzel, Wychgram oder anderen verfaßt sein. Allerdings muß gesagt werden, daß solche Abrisse meistens wenig über die neueste Zeit enthalten, die der Verfasser in diesem Hefte gerade behandelt.

Doch, um vom Grundsätzlichen abzusehen, betrachten wir das Buch, wie es ist. Es bietet 275 Fragen und Antworten über die deutsche Literatur seit Goethes Tode, indem es von den Nachklängen der Romantik über die politische Dichtung der vierziger Jahre, über Grillparzer, die älteren österreichischen Dichter, Annette von Droste-Hüllshoff, Hebbel und Ludwig zum Realismus, zum Naturalismus, zur Heimatkunst und zur sonstigen Dichtung der Gegenwart übergeht. Der Vefasser fragt besonders nach dem Inhalt, Aufbau und Wert von Romanen und Dramen, hebt die Bedeutung der wichtigsten Dichter und ganzer Gruppen hervor und bestimmt, allerdings nur ganz kurz, den Begriff von Realismus ,Naturalismus, Symbolismus, Impressionismus, Dekadenz u. a. Das Biographische ist im wesentlichen ausgeschaltet. Ein Abschnitt 'Allgemeines' gibt zuletzt wohl mit Rücksicht auf zu stellende Aufsatzaufgaben, allerlei Zusammenstellungen z. B. 'Welche namhaften Dichter haben die deutsche Sprache verherrlicht?,' welche Dichter haben die Würde des Sängertums gepriesen?, welche neueren vaterländischen Weihelieder sind am berühmtesten?, welche Lieder sangen die Sehnsucht nach Kaiser und Reich?'

Dem Urteil des Verfassers kann man meistens zustimmen. Aber der Bedeutung der Droste und Wilhelm Raabes entspricht es nicht, daß sich mit diesem nur vier, mit jener aber zehn Fragen beschäftigen. Statt zu sagen, daß Geibels Dramen an zu starker lyrischer Durchsetzung leiden, konnte der Verfasser ruhig zugeben, daß sie ohne dramatisches Leben sind. Warum werden von Ibsen nur die 'Stützen der Gesellschaft' besprochen und nicht andere bedeutendere und für seine Art kennzeichnendere Dramen? Friedrich Nietzsche kommt mit den durchaus absprechenden Worten in § 186 sicher zu kurz. Auf die neueste

Digitized by Google

Kriegsdichtung beziehen sich nur einige Bemerkungen in § 239. Warum werden neben Rudolf Herzogs 'Schlachtschilderungen' nicht auch seine gerade bei der Jugend so beliebten Romane genannt? Warum werden z. B. Walter Bloem, Dietrich Speckmann und J. K. Heer gar nicht erwähnt?

Anderseits werden im Streben nach Vollständigkeit zu viele Werke und Schriftsteller genannt. Was brauchen die Schüler von Gregorovius' Euphorion zu wissen, von Redwitz' Amaranth, von Hamerlings König von Sion, von Paul Heyses Tendenzromanen, von Otto Ernsts Zerrbild 'Flachsmann als Erzieher,' von der allzu glatten 'Familie Buchholz' Julius Stindes, selbst von Scheffels kleinen Novellen? Geschweige von dem 'Olympischen Frühling' des skeptischen Karl Spitteler, den nicht zu nennen, wir auch noch andere Gründe haben. Für unnötig halte ich z. B. auch die Aufzählung der epischen Dichter die sich an Weber anschließen in § 144, der Feuilletonisten in § 237, der naturalistischen Romane in § 193, der meisten in § 249—51 genannten Schriftstellerinnen.

Sollte das Zurbonsische Buch von Schülern benutzt werden, so wird es zur Vermehrung und Vertiefung der literargeschichtlichen Kenntnisse und zur Klärung der Ansichten beitragen und trotz der großen Knappheit manche Anregung bieten. Ich muß aber gestehen, daß es mir mehr darauf ankommt, daß die Schüler die bedeutsamsten Werke wirklich kennen lernen, als daß sie sich allerlei theoretische literargeschichtliche Kenntnisse aneignen. Zu ihrem Rechte wird die neuere deutsche Dichtung in den höheren Schulen erst kommen, wenn etwas mehr Zeit zu ihrer Würdigung in den Lehrstunden selbst zur Verfügung steht, d. h. wenn dem deutschen Unterricht in der Oberstufe, wie ich mit vielen Deutschlehrern hoffe, nach dem Kriege wöchentlich vier statt drei Stunden zugemessen werden.

4) Aus deutscher Dichtung. Erläuterungen zu Dicht- und Schriftwerken für Schule und Haus. Bd. XII. Schillers Dramen I. Die Räuber, Fiesco, Kabale und Liebe, Don Carlos, Wallenstein. Bearbeitet von weil. Oberlehrer Dr. Georg Frick. Fünfte völlig neugestaltete Auflage von Prof. Dr. Karl Credner, Oberlehrer an dem Vereinigten Gymnasium zu Brandenburg. B. G. Teubner. Leipzig 1916, 436 S. Geh. 4,80 ℳ. geb. in Leinen. 5,80, in Halbfranz. 6,80 ℳ.

Unter diesem Titel erschien die 5. Auflage des einst von Dietlein, Frick und Polack bei Hofmann in Gera herausgegebenen Unterrichtswerkes 'Aus deutschen Lesebüchern. Epische, lyrische und dramatiche Dichtungen erläutert für die Oberklassen der höheren Schulen und für das deutsche Haus,' dessen Band V einen von dem Hallischen Direktor Dr. Otto Frick († 1894), 1889—92 verfaßten Wegweiser durch die klassischen Schuldramen enthielt. Im voraus sei folgendes bemerkt: Darüber ist kein Zweifel, daß jeder Schüler, der die Oberprima durchgemacht hat, Schillers Wallenstein in der Schule kennen gelernt haben muß. Zu ebenso eingehender Behandlung von Schillers Jugenddramen fehlt es dem deutschen Unterricht bei dem jetzigen Lehrplan an Zeit. Aber wünschenswert ist es, daß auch sie den Primanern nahe gebracht werden. Daher ist es durchaus zu billigen, daß sie in dem vorliegenden

Digitized by Google

Werke in den Kreis der Behandlung gezogen sind. Der letzte Herausgeber macht dafür ihre Bedeutung für die Entwicklungsgeschichte des Dichters und ihren zeitgeschichtlichen Wert geltend. Bei Don Carlos kommt aber meines Erachtens anderes hinzu. Trotz mancher Unzulänglichkeiten und Unklarheiten, die sich auch hier in der Charakterzeichnung und in der Führung der Handlung finden, verdient er wegen der Gedankenfülle, der Tiefe der Empfindung, des hohen Schwungs der Phantasie, der hinreißenden Beredsamkeit, des edlen Idealismus von den deutschen Jünglingen gelesen zu werden, denen gerade der deutsche Unterricht das zu bieten hat, was ihre Seele mit Begeisterung erfüllen kann. Goldscheiders Einwände in Richtung des Religiösen und Kosmopolitischen sind nicht entscheidend. Denn dafür, daß neben dem vom Dichter hier gepriesenen Weltbürgertum das Nationalgefühl und die Vaterlandsliebe unserer Jugend nicht zu kurz kommen, dafür sorgt unsere große Zeit; und etwa wirklich bedenklichen Einflüssen wird ja wohl die Führung des Lehrers das Gegengewicht zu halten wissen,

Die 5. Auflage des vorher schon von Oberlehrer Georg Frick (†) bearbeiteten Buches ist in der Tat völlig umgestaltet. Der Neubearbeiter hat die einschlägigen biographischen, ästhetischen und geschichtlichen Schriften z. B. von Bellermann, Berger, Kühnemann, Minor, Goldscheider, Paul Schweitzer sorgfältig benutzt, manches erweitert, anderes gekürzt oder ganz weggelassen, einiges umgestellt, vieles vertieft und schärfer gefaßt und überall sein eigenes Urteil walten lassen. Der Umfang ist von 360 Seiten der 1. Auflage auf 436 gewachsen. Die Einrichtung ist insofern die selbe geblieben, als die vier Jugenddramen ohne Einzelerklärung eine zusammenfassende Besprechung erfahren, beim Wallenstein aber zuerst die einzelnen Aufzüge und Auftritte einzeln erläutert werden und dann eine Gesamtwürdigung des Lagers und der eigentlichen Tragödie gegeben wird. Besonderer Wert ist jetzt auf die Geschichte der Abfassung und auf die der Besprechung jedes Dramas folgende literargeschichtliche Betrachtung gelegt. Ein Vorzug ist es, z. B. daß Schillers Quelle zu den Räubern, nämlich Schubarts Erzählung 'zur Geschichte des menschlichen Herzens,' und ebenso der Bauerbacher Entwurf zum Don Carlos vollständig abgedruckt werden. Über Schillers geschichtliche Studien zu Don Carlos und zu Wallenstein wird jetzt auf Grund neuerer Forschungen Genaueres geboten. Unter den Dichtungen, die neben Emilia Galotti auf Schillers Kabale und Liebe einwirkten, erscheint jetzt wie bei Kühnemann auch Otto von Gemmingens bürgerliches Schauspiel 'Der Deutsche Hausvater' (1780).

Bei den Räubern werden nach kurzer, aber vertiefter Einleitung über die Entstehungsgeschichte die Haupt- und Nebenthemen, die Führung und Verknüpfung der Handlung, die Charaktere und die Sprache beleuchtet. Man ist erfreut, daß die beiden letzten Abschnitte hinzugefügt sind, aber man fragt sich, weshalb die Betrachtung über den tragischen Gehalt ausgelassen ist. Auf die ungewöhnliche Fülle von Motiven, auf die Kunst, große Massen auf der Bühne zu beherrschen, auf das Bestreben, im Ausdruck zu individualisieren, aber auch auf Unwahrscheinlichkeiten, Mängel der Motivierung und Charakteristik und auf mancherlei Über-

Digitized by Google

treibungen wird treffend hingewiesen. Warum ist aber hier und bei den anderen Jugenddramen nicht ein bestimmter Grundgedanke herausgeschält? Ich weiß wohl, daß es nicht leicht ist, den reichen Gedanken- und Gefühlsgehalt auf eine einfache Formel zu bringen. Aber die Betrachtung in der Schule, und nicht nur in der Schule, gewinnt ungemein an Schärfe, wenn von vornherein festgestellt wird, um welches sittliche oder psychologische Hauptproblem es sich handelt. Der für die Sturm- und Drangzeit und besonders für Schillers Jugendwerke kennzeichnende leidenschaftliche Drang nach Freiheit und Natur äußert sich in den Räubern als Auflehnung gegen die Ungerechtigkeit des Lebens und gegen die Fesseln der bürgerlichen Ordnung und die Gebrechen der menschlichen Gesellschaft überhaupt, im Fiesco als Widerstreit des republikanischen Gedankens mit den monarchischen Bestrebungen, in der sozialen Tragödie Kabale und Liebe als die Wirkung, die der Dünkel der höheren Stände und die Verderbtheit des Hoflebens auf das gesunde, aber unterdrückte Bürgertum ausübt, im Don Carlos als Kampf gegen politische und kirchliche Willkürherrschaft und als Eintreten für Menschenwürde, Gedankenfreiheit und Weltbürgertum.

Die Räuber enthalten das Gemälde eines erhabenen Verbrechers, Fiesco das Bild eines Revolutionärs, der durch Ehrgeiz bestimmt wird, selbst nach der Herrschaft zu streben; in Kabale und Liebe steht im Mittelpunkt ein Liebespaar, dem es infolge von Intrigen nicht gelingt, die zwischen den Gesellschaftsschichten bestehende Kluft zu überbrücken; im Don Carlos scheitern die kühnen Pläne, einen Idealstaat auf Erden zu gründen, an der unbarmherzigen Wirklichkeit.

Von dieser Abschweifung kehrt der Berichterstatter zu den Räubern zurück. Die literargeschichtliche Betrachtung zu diesen behandelt 1. die Quelle (vgl. oben), 2. literarische Einflüsse, 3. die Theaterbearbeitung, 4. Aufnahme und Wirkung, 5. Schillers Selbstkritik und 6. Rückwirkung des Dramas auf das Leben des Dichters. Unter 2 hätte es nahe gelegen, die Eigenart und Bedeutung der Sturm- und Drangzeit kurz zu kennzeichnen und die Räuber, etwa an der Hand von Minor, mit Goethes Götz zu vergleichen.

Ähnlich wie bei den Räubern ist das Verfahren bei der Betrachtung des Fiesco, der uns von allen Schillerschen Stücken am wenigsten sympathisch ist und in der Schule am ehesten entbehrt werden kann, und bei den beiden folgenden Dramen. Auch diese sucht der neue Herausgeber aus dem geistigen Entwicklungsgang des Dichters und aus dem allgemeinen Gehalt der Zeit verständlich zu machen. Aus der Erläuterung sei einiges angeführt. Während O. Frick wegen des Schreibens des verhängnisvollen Briefes durch Luise Millerin in Kabale und Liebe nicht nur Luise, sondern auch den Dichter tadelte, weist Credner jetzt mit Recht den Vorwurf gegen den letzteren ab und hebt mit Bellermann hervor, daß Luisens schwächliche Nachgiebigkeit durchaus in Schillers Absicht lag. Eine Verbesserung sehe ich auch darin, daß die familiengeschichtlichen Motive des Don Carlos als die einfacheren und ursprünglichen jetzt den politischen vorangestellt sind. Auf das Verhältnis des Stückes zu Lessings Nathan wird jetzt genauer einge-

Digitized by Google

gangen (S. 201f.), und die innere Verwandtschaft mit dem Humanitätsgedanken der fast gleichzeitig erschienenen Iphigenie wird betont (S. 205), was O. Frick als gesucht bezeichnet hatte. Die Übersicht über Schillers 'Briefe über Don Carles' ist willkommen.

Wallenstein wird mit Recht nicht mehr als Trilogie, sondern als einheitliche zehnaktige Tragödie mit Vorspiel angesehen, was zu einer ausführlichen, ja zum Teil fast zu ausführlichen Würdigung des Lagers führt, dessen Handlung nun nicht mehr in den Dezember 1633 verlegt wird. Soll ich auf einzelnes eingehen, so bemerke ich: Zu 'ne custodias gregem meam' in der Kapuzinerpredigt könnte vielleicht gesagt werden, daß der Schiller entschlüpfte Gebrauch von grex als Femininum ganz gut zu dem Mönchslatein paßt. Bei den Worten 'das denkt wie ein Seifensieder' im 11. Auftritt schwebt Schiller entschieden der in Goethes Egmont auftretende Seifensieder vor. Die Zusammenfassung über das Lager und seine Bedeutung ist vortrefflich. Ebenso die Einzelerklärung der 'Piccolomini' und des 'Todes.' Die von Frick eingestreuten geschichtlichen Nachweise sind erheblich gekürzt; noch größere Knappheit wäre manchmal zu wünschen.

Aber warum ist z. B. die Tiecksche Bezeichnung der wundervollen Wrangelszene als 'Krone des Stückes' gestrichen (S. 317)? Die Annahme einer Fälschung des Wallensteinschen Briefes über Buttler wird (S. 329) mit Recht zurückgewiesen. Maßgebend für mich ist aber besonders: Wir würden dem Dichter Gewalt antun, wenn wir das Schreiben für unecht hielten, da er dies mit keinem Worte angedeutet hat. Es kommt ein äußeres Zeugnis hinzu, das dem Herausgeber entgangen ist: In einem 1799 von Goethe und Schiller gemeinsam abgefaßten Bericht über die erste Aufführung der Piccolomini, zu denen damals noch die beiden ersten Akte von Wallensteins Tod gezogen waren, heißt es (Hempelsche Ausgabe von Goethes Werken Bd. 28 S. 667): 'Ein ganz anderes Betragen wird gegen Buttler beobachtet: . . . Ihn überführt Oktavio Piccolomini durch Vorzeigung authentischer Dokumente, daß Wallenstein selbst der Urheber jener Beschimpfung gewesen,' Vgl. Weizsäcker in der Ztschr. f. d. Unterr. 1902 S. 502 f. — Daß Buttler in der Tat der Veranstalter des Gastmahls in Eger ist, folgt für mich mit Sicherheit aus Terzkys Worten (W. T. IV 7): 'Denn euer Regiment will uns bewirten,' die nur an Buttler gerichtet sein können, da Illo kein Regiment hat, sondern Feldmarschall ist. Am Schluß der Szenengruppen und Akte wird das Ergebnis scharf und deutlich angegeben.

In der allgemeinen Zusammenfassung S. 384ff. scheint mir die Zusammenstellung der vielen Stellen über den geschichtlichen Hintergrund in dieser Breite unnötig. Der folgende Abschnitt entwirft ein treffendes Charakterbild des Helden und der anderen Personen des Stückes Gegen die Charakterzeichnung von Max und Thekla läßt sich ja vom Standpunkt des künstlerischen Realismus manches einwenden. Man muß z. B. zugeben, daß Maxens politische Ahnungslosigkeit um so mehr befremdet, da er in der Audienzszene (Pic. II 7) zugegen und lebhaft beteiligt war (vgl. S. 288). Aber das Urteil auf S. 401, daß das Liebes-

Digitized by Google

paar 'am stärksten mißlungen in der ganzen Dichtung' sei, scheint doch zu hart. Bei der Charakteristik Buttlers konnte hervorgehoben werden, daß es auffällt, wenn im 4. Aufzuge von Wallensteins Tod auch er Vertreter des Schicksalsglaubens wird. Aus seinen Worten: 'Was hülf's ihm auch, wenn mir für ihn im Herzen was redete. Ich muß ihn dennoch töten' (IV 8) entnehme ich übrigens nicht, daß er vor der entscheidenden Tat verhältnismäßig weich wird (S. 400), Nein, Schillers Urteil über ihn spricht Gordon aus: 'O einen Felsen streb ich zu bewegen! Ihr seid von Menschen menschlich nicht gezeugt.'

Die Meinung, daß Schillers Wallenstein eine Schicksalstragödie sei, kann als abgetan gelten. Und auch Credner hält das Drama für eine Charaktertragödie, da der Held nirgends von einer übernatürlichen, geheimnisvoll wirkenden Macht, sondern nur von seiner subjektiven Auffassung des Schicksalswillens beeinflußt wird und sich den Untergang durch eigenes Tun bereitet. Dennoch aber sieht er als innersten Grundgedanken der ganzen Tragödie die Schicksalsidee oder die absolute Notwendigkeit des Geschehens an, da der Dichter den uralten Widerspruch zwischen Willensfreiheit und Willensabhängigkeit so entschieden habe, daß er auch den Trieb des Herzens dem Zwang des unerbittlichen Kausalgesetzes unterordnete. (S. 409—11). Dem ist entgegenzuhalten, daß sowohl die innere Notwendigkeit des Handelns oder die Folgerichtigkeit der Charaktere als auch der äußere Zusammenhang der Umstände, der Notzwang der Begebenheiten und die durch das Sittengesetz bedingten Folgen des Tuns der Personen für jede echte Tragödie wesentlich sind. Der Wallensteintragödie eigentümlich ist in dieser Beziehung nur, daß hier der in jeder Tragödie notwendige ursächliche Zusammenhang zwischen dem Tun und dem Leiden des Helden klarer ist als der ebenfalls notwendige Widerspruch zwischen beiden, daß hier eine zweifellos sittliche Schuld des Helden vorliegt und ihre erschütternde Sühne findet, daß hier 'die feindliche Zusammenkunft der Dinge' oder die Verkettung der Verhältnisse, die man Schicksal nennt, von ganz besonderer Wucht ist[1]), und nicht zum wenigsten, daß Wallenstein selbst dem astrologischen Wahn huldigt und der Schicksalsglaube noch mehreren anderen Personen vom Dichter beigelegt ist. Aber mit dem Grundgedanken, wie ich ihn verstehe, d. h. mit dem seelischen Problem gerade dieser Tragödie hat das alles nichts zu tun. Den Grundgedanken sehe ich in dem Gegensatz zwischen Ehrgeiz und Treue, zwischen Herrschsucht und Untertanenpflicht, zwischen der Macht eines genialen Riesengeistes und dem ererbten Recht eines kleinlichen Monarchen oder, wenn wir die Nebenhandlung mit berücksichtigen, zwischen den realistischen Bestrebungen rücksichtsloser Selbstsucht und dem Ideal hoher Sittlichkeit. Es wird dargestellt, wie ein großer, ehrsüchtiger Feldherr der Versuchung, von seinem Kaiser abzufallen, erliegt und dadurch zugrunde geht.

Es fehlt jetzt die früher von Frick gebotene Gesamtüberschau über die allgemeinsten und bedeutsamsten der gewonnenen Anschauungen,

[1]) Vgl. Schiller an Goethe vom 2. Okt. 1797: 'Da der Hauptcharakter retardierend ist, so tun die Umstände eigentlich alles zur Krise.'

Digitized by Google

Begriffe und Motive, obgleich sie sich für die unterrichtliche Behandlung sehr fruchtbar machen ließe. Ungern vermisse ich namentlich den Rückblick auf den tragischen Gehalt des Stückes.

In dem Abschnitt über den Bau wird z. B. gezeigt, wie die Haupthandlung und die für Schiller so reizvolle Nebenhandlung sich durchschlingen. Übrigens ist auch mir das innere Leben des Dramas wichtiger als der Bau. Aber obgleich ich den Grundgedanken als die Seele, die Charakteristik als Fleisch und Blut und den Aufbau der Handlung nur als Skelett zu bezeichnen pflege, so meine ich doch, daß in einer so ausführlichen Erläuterung wie der vorliegenden auch die einzelnen Hauptstufen der aufsteigenden und der fallenden Handlung hätten angeführt werden können. Dies wäre in einigen Zeilen möglich gewesen, und es hätte die Einsicht in die Einheit der Handlung erhöht.

Über Sprache und Vers werden gute Bemerkungen gemacht. Wenn aber die zweisilbige Senkung im ersten Fuße besonders auffällig genannt wird, so kann ich nicht beistimmen. Schon bei den griechischen Tragikern findet sich der Anapäst am Eingang des Verses häufiger als in der Mitte; und in rhythmischen deutschen Versen wird der einsilbige Auftakt nicht selten durch den zweisilbigen ersetzt.

Es folgt eine gründliche Betrachtung über die Geschichte der Abfassung[1]), über Veränderungen Schillers an dem überlieferten Stoff, über den Helden des Dramas im Licht der heutigen Geschichtswissenschaft, über gestaltende Einflüsse, unter denen Shakespeares Macbeth genannt zu werden verdient, über Aufnahme, Beurteilung und Bühnengeschichte. In einer Schlußbemerkung spricht sich Credner mit Recht dafür aus, daß das Lager zwar schon in U II gelesen werden könne, aber die Behandlung der Piccolomini und des Todes erst in die Prima gehöre. Die Neubearbeitung trägt den ästhetischen, biographischen und zeitgeschichtlichen Gesichtspunkten Rechnung, erfreut durch feine psychologische Entwicklung und hebt das Werk auf den Standpunkt der modernen Forschung. Das Buch liest sich nicht leicht, sondern erfordert ernstes Studium und kommt daher für das Haus weniger in Betracht als für die Schule. Möge es besonders von den Vertretern des deutschen Unterrichts benutzt werden!

Wetzlar. Heinrich Gloël.

Friedrich Bechtel, Lexilogus zu Homer. Etymologie und Stammbildung homerischer Wörter. Halle, Niemeyer, 1914. 8. VIII u. 341 S. 10 ℳ.

Leider etwas verspätet, komme ich zur Anzeige dieses trefflichen Buches. Es ist erwachsen aus Vorlesungen über homerische Etymologie und Stammbildung an der Universität Halle. Die Auswahl ist so getroffen, daß nicht jedes beliebige Wort Aufnahme gefunden hat; Wörter, deren Herkunft trotz vielseitiger Versuche zweifelhaft bleibt, und andererseits solche, deren Zusammenhang mit Wörtern der verwandten Sprache

[1]) Die Stellen aus Schillers Brief an Goethe vom 5. Januar 1798 und an Körner vom 8. Januar 1798 hätten beibehalten werden sollen,

Digitized by Google

unmittelbar auf der Hand liegt, sind ausgeschlossen worden. Dieses Prinzip ist gewiß zu billigen, obwohl subjektive Willkür dabei unvermeidlich ist; denn darüber, was mehr oder weniger zweifelhaft ist, werden die Meinungen unter den Gelehrten immer geteilt sein. So würde ich z. B. Osthoffs Vorschlag, das η von γῆρας (im Gegensatz zu γέρας) mit dem von γηράω usw. aus einer Einwirkung des Oppositums ἡβάω zu erklären, s. Wackernagel, Sprachl. Untersuchungen zu Homer 208, trotz der Bemerkungen unter ἀκήρατος S. 25 nicht unterdrückt haben, wie ich überhaupt die grundsätzliche Ablehnung der Forschungen Osthoffs (S. VII), so geschmacklos sein Vorstoß gegen Bechtel war, nicht billigen kann. Wenn es des Verfassers Absicht ist, nicht nur die Etymologie der Wörter festzustellen und zu begründen, sondern auch im einzelnen zu zeigen, welche Gelehrte zuerst die richtige Einsicht gewonnen haben, ja wenn sogar die Umwege vielfach angegeben werden, die erst zu dieser Erkenntnis geführt haben, so scheint es mir nicht billig, die Forschungen eines um die Indogermanistik zweifellos hochverdienten Mannes ganz zu verschweigen. Überhaupt habe ich den Eindruck, daß die Etymologien gewisser Sprachforscher, auch ihre verkehrten Einfälle etwas einseitig in den Vordergrund gestellt werden, während Brugmann und seine Schule nur sehr selten zu Wort kommen. Im übrigen scheint mir die Feststellung des Urhebers einer Etymologie nicht nur eine ausgezeichnete Einführung in die Geschichte dieser Wissenschaft zu sein, sondern zugleich ein gutes Mittel, den Fernerstehenden mit dieser Wissenschaft auf einen vertrauten Fuß zu bringen; wenigstens hat es der Verfasser verstanden, indem er die zur Erklärung eines Wortes gemachten Vorschläge begründet, in recht anschaulicher Weise die verschiedenen Probleme der griechischen Etymologie vorzuführen. Ganz besonders zu loben ist die Art und Weise, wie er jedes Wort aus seiner Umgebung im Epos heraus zu verstehen versucht. Das ist eine Methode, die dem klassischen Philologen das Buch leicht verständlich und anziehend machen wird. Gar manches davon wird der Lehrer im Homerunterricht verwenden können. Ich kann deshalb das Buch zur Vorbereitung auf die Homerstunde nur angelegentlichst empfehlen.

Zu verschiedenen Wörtern möchte ich eine kleine Bemerkung hier hinzufügen; nicht berühre ich dabei diejenigen, deren Etymologie mir nicht so einwandfrei vorkommt wie dem Verfasser.

ἀγλαός. Wenn S. 8 gesagt wird: *ἀγλαός*, dessen volle Gestalt *ἀγλαϝός* ist, wird mancher Leser meinen, die Form mit *ϝ* sei in irgendeiner Inschrift überliefert, ein Sternchen vor *ἀγλαϝός* hätte sich also wohl empfohlen, wie überhaupt die nur konstruierten, nicht überlieferten Formen zur Vermeidung von Mißverständnissen durchweg dieses Zeichen tragen sollten.

ἄγρωστις. Die Betonung ist jetzt nach Wackernagel, Akzentstudien III, NGG 1914, 97fg. als Äolismus zu erklären.

ἀγχιστῖνος. Für das zweite Glied ist an *προμνηστῖνος* zu erinnern.

αἴγλη. Daß man *Αἴγλα* unbesehen aus **Ἄσγλα* herleiten darf, ist nicht richtig.

Digitized by Google

ἄριστον. Der Ablaut *$\bar{a}$ieri > *ἠερι > ἴ̈ρι und *aieri > ἀερι > ἀρι sollte zur Erklärung der beiden Formen nicht übergangen werden.

ἀσπίς. Die vorgeschlagene Etymologie ist recht zweifelhaft, sowohl von seiten der Bedeutung wie der Form. Darf man in dem Wort nicht vielleicht ein Stück Sprachgut der vorgriechischen Bevölkerung sehen? Reichels Untersuchungen über die homerischen Waffen lassen sich in diesem Sinne sehr gut verwerten.

βριήπυος. Den ersten Bestandteil möchte ich nicht von *βρίθω* trennen.

γαιήοχος. Die Bewegung der Erde wird, wie mir Georg Hoffmann in Kiel einmal nahe legte, doch wohl von dem Hin- und Herspülen des Sandes beim Fluten zu verstehen sein.

γέντο. Zu dem Verbum *γέμω* 'fasse' gehört als Substantiv *γάμος* 'Hochzeit', eigentlich 'Erfassung, nämlich der Hand', siehe meine Ausführungen N G G 1918, 219 ff.

ἑκατόμβη. Wenn man, wie es gewöhnlich geschieht, das *β* von *ἑκατόμβη* als die Tiefstufe der in *βοῦς* steckenden Wurzel auffaßt, entsteht die schwierige Frage, warum denn in diesem Kompositum das erste Stück in der Form des Neutrums auf *-om* statt wie sonst nur in der Stammform vorliegt. Die Zusammensetzung mit dem Neutrum *ἑκατόν* macht den Eindruck größerer Jugend, als sich mit jener Reduktion zur Tiefstufe, die infolge der Komposition hervorgerufen sein müßte, verträgt.

ἐννέπω. Die Geminata *νν* wird, wie Jacobsohn Hermes 45, 161 Anm. 1 in Erinnerung bringt, besser als Ausdruck metrischer Dehnung zu fassen sein, vgl. meinen Homerkommentar 5.

ἔψαρα, ἔντεα. Der Aufsatz von Schwyzer I F 30, 440 verdiente herangezogen zu werden.

ἐρίηρ. Nach den Zusammenstellungen bei Persson, Beiträge zur indogerm. Wortforschung 673 Anm. 1, lassen sich die Bedeutungen von *ἐρίηρ* und lat. *vērus* ganz leicht miteinander vereinigen.

ἴ̈ϊα 'Reisezehrung'. Thumbs Verbindung mit *εἶμι* K Z 36, 179 kann sich mindestens neben Fröhdes Etymologie sehen lassen.

ἰμύω. Buttmanns Annahme, daß *ὑπεμνήμυκε* aus *ὑπεμιήμυκε* verdorben sei, ist sehr zweifelhaft und wird durch Schulzes Hinweis auf *νώνυμνος* (Quaest. ep. 268 ff.) nicht sicherer. An dem *μν* muß etwas Richtiges sein, wie die Glossen *μνημύει· σκυθρωπάζει* und *μνήμυκεν ὑποπτήσσει, δυσχεραίνεται* lehren.

θύσθλα. Das Richtige dürfte Georg Hoffmann gesehen haben, der *θύρσος* dahinter vermutet; *θύσθλα* ist also aus *θυρσθλα entstanden wie *πάστας* aus **πάρστας*.

ἴξαλος. Für Lehnwort aus einer fremden Sprache spricht auch der erläuternde Zusatz *αἰγὸς ἀγρίου*, der gewissermaßen als Übersetzung aufzufassen ist, ebenso wie es K 257 ff. heißt *ἀμφὶ δὲ οἱ κυνέην κεφαλῇφιν ἔθηκε ταυρείην, ἄφαλόν τε καὶ ἄλοφον, ἥ τε καταῖτυξ κέκληται*. Letzteres Wort kommt ja auch Bechtel S. 187 ff. verdächtig vor. Übrigens hätte es sich recht sehr verlohnt, die nicht etymologisierbaren Wörter bei Homer noch weiter zu verfolgen. Der Prozentsatz dieser Wörter und die Bedeutungsgruppen, in die sie sich teilen lassen,

Digitized by Google

sind recht bedeutsam. Außer den Namen für Waffen und Ausdrücken, die irgendwie mit dem Kampf in Beziehung stehen, sind es im besonderen die Namen von Pflanzen, Tieren, Metallen, Gefäßen, Hausgeräten, Wörter, die sich auf Kleidung, Schmuck, Politik, Wein u. a. beziehen. Ihre Zahl ist nicht viel kleiner als die Zahl der Wörter, deren Etymologie nur ganz unsicher zu bestimmen ist. Den Löwenanteil am homerischen Wortschatz haben die Wörter, deren indogermanische Herkunft entweder völlig sicher steht oder doch höchst wahrscheinlich ist. Völlig verschwindend aber ist die ganz geringe Zahl der homerischen Wörter, die vermutlich aus dem Semitischen entlehnt sind. Genauere Nachweise hoffe ich an anderer Stelle geben zu können. Was das Schwanken der Schreibung bei ἴξαλος als Merkmal des Lehnwerts betrifft, so ist an die Auseinandersetzungen Theanders über Ὀδυσσεύς, *Ulixes* Eranos 15, 138 zu erinnern.

ἰοχέαιρα. Die abweichende Messung bei Pindar, s. Ehrlich, Zur indogerman. Sprachgeschichte 48, Kretschmer, Glotta 4, 350, war zum mindesten erwähnenswert.

ἴσσα. Die Glosse ἴσσασθαι κληροῦσθαι wird erst ins richtige Licht gerückt, wenn man auch *Eidam* dazu stellt und den Eidam als Gemahl der ἐπίκληρος faßt, s. N G G 1918, 216 ff.

μαλερός. Es ist nicht ersichtlich, warum nur lit. *málti* aus andern Sprachen genannt wird, während ahd. *muljan* 'zermalmen' u. a. fernbleiben; auch gr. μύλλω 'zermalme' wird hierhin zu stellen sein, vielleicht auch μαλακός usw. Auf μάλευρον dagegen ist meines Erachtens gar nichts zu geben, da es lediglich eine Analogie- und Reimform zu ἄλευρον ist.

ματεύω. Statt an μαίομαι und μῶσθαι scheint es mir richtiger auch ferner an lit. *matyti* und abulg. *sumotriti* anzuknüpfen.

μεσόδμη. In dem zweiten Bestandteil steht doch wohl, wie man längst angenommen hat, die hier im Kompositum zu erwartende kürzeste Gestalt von δεμ-.

οὐτιδανός. Daß hier -ανος an οὐτιδ- angetreteten ist, kommt mir sehr unwahrscheinlich vor. Aus den Adjektiven auf -δανός dieses allein so herauszuholen, dürfte sich nicht empfehlen. Wohl aber läßt sich denken, daß in dem -δανος die im zweiten Glied des Kompositums berechtigte Tiefstufe zu **dōnom,* lat. *dōnum* vorliegt. Das Suffix -δανος würde dann ähnlich wie unser *-heit* zu verstehen sein.

παλλακίς. Ich vermisse παλλάκιον· μειράκιον usw. s. Boivacq s. v. Das Wort παλλάδιον darf man nach Petersen Greek diminutives in -ιον 102/8 nicht mehr als Deminutivum bezeichnen.

παπταίνω. Wenn πτᾰ- auf eine zweisilbige Basis πατα- zurückgeführt wird wie θνᾰ auf θανα-, so liegt dem eine unhaltbare Anschauung zugrunde. Im übrigen empfiehlt es sich gerade in diesem elementaren Buch nicht, eine vorderindogermanische Basis in griechischen Buchstaben und ohne Sternchen anzugeben; das muß zu Mißverständnissen Anlaß geben und kann die unter klassischen Philologen immer noch verbreitete Meinung stärken, ais könne man in der Sprachwissenschaft beliebig mit den Lauten umspringen.

Digitized by Google

πήληξ. Es war angebracht, auf die gleiche Bildung in θώρηξ, οἴηξ hinzuweisen.

πηός. Daß nicht die Blutsverwandten, sondern die Verschwägerten gemeint sind, ergibt sich ganz besonders deutlich aus den nach dem zitierten Vers 582 folgenden Worten: οἵ τε μάλιστα κήδιστοι τελέθουσι μέθ' αἱμά τε καὶ γένος αὐτῶν. Auch das langobardische Wort *fara* 'Geschlecht' sollte nicht unerwähnt bleiben.

πλημυρίς. Ich vermisse einen Hinweis auf πλήθω.

πωτάομαι. Die Dehnstufe aufzugeben, empfiehlt sich, wie schon Fraenkel in seiner Besprechung L C 1917, 902 hervorgehoben hat, wirklich nicht.

τριχάϊκες. Die Beziehung zu Fοῖκος sollte nicht unerwähnt bleiben; es ist widerum ein Kompositum mit kürzester Ablautstufe des zweiten Bestandteils.

τροπαλίζομαι. Die Deutung mag richtig sein, genügt aber noch nicht, um die sonderbare Ableitung zu erklären. Bemerkenswert scheint mir die Lautfolge -οπαλιζ- in τροπαλίζομαι, ῥοπαλίζει, δνοπαλίζω, ohne o in ἀρπαλίζω. Sollte nicht ῥοπαλίζω oder ein anderes Verbum, das neben einer Nominalbildung auf -αλο- steht, Ausgangspunkt sein? Von Deminutiven darf man ebensowenig wie bei παλλάδιον sprechen.

ὠτειλή. Die Deutung *ὀFατελjᾱ stößt sich daran, daß *lj* außer im Kyprischen und Elischen überall λλ ergibt.

Göttingen. Eduard Hermann.

---

1) F. Wündisch, Geschichtsübersicht für Elsaß-Lothringen. Straßburg i. E., Du Mont Schauberg, 1914. 3 *M*.

Als das vorliegende Werk in den letzten Tagen des Jahres 1913 erschien, ahnte der Verfasser nicht, daß sein Heimatland so bald in den Mittelpunkt des Interesses beinahe der ganzen Welt treten sollte, indem der von Frankreich so lange ersehnte und so kräftig vorbereitete Revanchekrieg um Elsaß-Lothringen endlich ausbrach. So ist natürlich ein Buch, das über die Entwicklung des streitigen Landes aufklärt, im hohen Grade willkommen, besonders wenn es zum ersten Male die vielgestaltige Vergangenheit des Elsaß und Lothringens, die eigentlich in ihrer früheren Geschichte wenig Gemeinsames haben, einheitlich darstellt; und nach der Richtung wenigstens dürfte der Wunsch des Herausgebers sehr schnell in Erfüllung gegangen sein, die Geschichte des Reichslandes nicht schlechthin als Provinzialgeschichte, sondern als Angelegenheit des ganzen deutschen Volkes behandelt zu wissen.

Wie der Name sagt, gibt das Buch keine zusammenhängende, fortlaufende Geschichtserzählung, sondern nur eine Übersicht in tabellarischer Form, aber mit zum Teil recht ausführlichem Texte bei den einzelnen Zahlen. Es wird deshalb nicht jedermanns Geschmack sein, sich eingehend damit zu beschäftigen, da man, besonders als Laie, von der Menge von Daten und Einzelheiten verwirrt, ja fast erdrückt wird und eine Unzahl von Namen und Ereignissen über sich ergehen lassen muß, die vielleicht noch für den Einheimischen, kaum aber für den we-

Digitized by Google

niger Beteiligten von Bedeutung sind. Indes wird der geschichtlich interessierte Leser das allgemein Wichtige bald herausfinden und eine deutliche Vorstellung von der Entwicklung dieses vielgeplagten deutschen Grenzlandes im Westen gewinnen.

Die Darstellung führt uns zuerst in die ältesten Zeiten der Zusammengehörigkeit beider Länder bis zum Jahre 921, wo das Herzogtum Lothringen sich von Deutschland ab und Frankreich zuwendet; dann folgt die Geschichte Lothringens bis zu seiner endgültigen Vereinigung mit Frankreich im Jahre 1766; es schließt sich an die Entwicklung des mit dem Herzogtum Schwaben verbundenen Elsaß seit 921—1254, in einem weiteren Abschnitt die des Elsaß als reichsunmittelbaren Standes bis 1648. Hierauf geht der Verfasser über zu kurzer Besprechung von Einzelgebieten, wie des Bistums Metz, der Landgrafschaften im Elsaß, der Stadt Straßburg u. a. m., dann fährt er fort mit der Schilderung des französischen Zeitraumes von 1648—1870 und schließt mit der neuesten Zeit der Vereinigung von Elsaß-Lothringen mit dem alten Mutterlande.

Wenn es auch meist trockene Daten sind, die hier zur schnellen Orientierung gegeben werden, so zieht doch ein warmer Hauch von Vaterlandsliebe durch das ganze hin, und vor allem ist das Streben des Verfassers deutlich erkennbar, nachzuweisen und durch die lange Reihe der Jahrhunderte hin zu verfolgen, wie die vielumstrittenen Lande einst in den ersten christlichen Jahrhunderten von deutschen Stämmen besetzt, beherrscht und nach deutscher Art eingerichtet sind, dann aber ganz allmählich bei der immer mehr um sich greifenden Schwäche und Auflösung des Deutschen Reiches von dem lüsternen, die entgegengesetzte Entwicklung nehmenden Nachbar gewonnen und festgehalten wurden. So ging erst Lothringen verloren, das schon in der Mitte des 15. Jahrh. die deutsche Oberhoheit abwarf, sich ganz selbständig machte und damit um so leichter eine Beute Frankreichs wurde, während sich das Elsaß in seinen letzten Teilen erst durch die große französische Revolution vom Muttlerlande löste. Mit Wehmut sieht man, wie namentlich einzelne Teile des Elsaß ihr Deutschtum mannhaft verteidigten und sich mit aller Kraft gegen die französische Beraubung wehrten, doch blieb ihnen, von der deutschen Heimat im Stiche gelassen, schließlich nichts anderes übrig, als der Gewalt des Stärkeren zu weichen, sich in ihr Schicksal zu ergeben und zufrieden zu sein, von ihren Rechten wenigstens so viel zu bewahren, als unter den gegebenen Umständen möglich war. Wie die neugewonnenen französischen Brüder namentlich in den letzten Jahrzehnten ihrer Zugehörigkeit zu Frankreich von dort aus geachtet wurden, geht aus den häufigen Besuchen hervor, die Napoleon III. diesen Landesteilen abstattete, ebenso aus den vielen wirtschaftlichen und dem Verkehr dienenden Anlagen, wodurch die reichen Kräfte des Landes erschlossen und sein Wohlstand reichlich gehoben wurde; auch gelangten viele Elsaß-Lothringer in Frankreich in einflußreiche Stellen der Verwaltung und des Heeres. So ist es denn erklärlich, daß nach dem Wiederheimfall an Deutschland manch einer im Lande den früheren Zustand vorzog und sich dem neuen Vaterlande gegenüber zurückhaltend, ja geradezu feindlich verhielt und viele nach Frankreich auswanderten.

Digitized by Google

Schuld daran hat auch die wechselnde Behandlung der Lande durch die neuen Besitzer, die nicht so recht wußten, was sie damit anfangen und wie sie die neuen Reichsbürger mit wahrhaft deutscher Gesinnung erfüllen sollten. So folgte dem straffen Regiment des Oberpräsidenten von Möller, der das Land als preußische Provinz regierte, die nachsichtige Leitung des Feldmarschalls von Manteuffel als kaiserlichen Statthalters; dann kamen die beiden Hohenlohes, darauf Graf Wedel, der frühere Botschafter in Rom, den kurz vor Ausbruch des Krieges der frühere preußische Oberpräsident von Dallwitz ablöste. So viel Statthalter, so viel verschiedene Regierungssysteme, die aber alle das gemein haben, daß sie das elsaß-lothringische Volk in seiner Mehrzahl nicht mit dem neuen Zustande aussöhnen können; am deutlichsten kommt der Protest zum Ausdruck in den Reichstagswahlen, die mit ganz verschwindenden Ausnahmen oppositionell verlaufen, und in den Konflikten mit der Vertretung der Hauptstädte, die vielfach durch regierungsseitig eingesetzte Zwangsbürgermeister geleitet werden. Ob das letzte Zugeständnis der drei Stimmen im Bundesrat vom Oktober 1911 und die damit ausgesprochene Gleichstellung mit den andern Bundesstaaten einen heilsamen Einfluß auf die engere Verschmelzung mit dem Deutschen Reiche gehabt hätte, läßt sich bei der Kürze der Zeit und dem inzwischen ausgebrochenen Weltkriege nicht beurteilen, jedenfalls kann aber unsern Brüdern im Reichslande das Zeugnis ausgestellt werden, daß sie sich im Weltkriege im allgemeinen als gute Deutsche bewährt haben, und die Feinde können versichert sein, daß, käme es zu einer Volksabstimmung über die Zugehörigkeit zu Deutschland oder zu Frankreich, das Ergebnis für sie betrübend sein würde. Selbst wenn wir uns aber hierüber täuschen und eine größere Menge, als wir glauben, zu Frankreich neigen sollte, so dürfte und könnte gar keine Rede davon sein, daß wir freiwillig d. h. ohne völlige Niederlage auf die Reichslande verzichten: sie sind für die Sicherheit Deutschlands so nötig wie Helgoland oder wie die Provinz Posen.

So zieht in dieser Geschichtsübersicht das Schicksal eines reich ausgestatteten Landes und eines wohlbegabten Volkes in seinen überaus mannigfaltigen Wandlungen an uns vorüber, und wir können dem Verfasser nur dankbar sein, daß er mit Abfassung des Werkes zum Verständnis seines Volkes in der engeren wie in der weiteren Heimat viel beigetragen hat. Möchte dem schwergeprüften Lande bald die Ruhe wiedergegeben werden, damit es sich, dem mächtigen Deutschen Reiche fest eingefügt, immer mehr zu einem blühenden und wichtigen Gliede desselben entwickelt. Jedem aber, der sich schnell und doch gründlich über die Entwicklung von Elsaß-Lothringen unterrichten will, kann das Buch warm empfohlen werden.

Einige Winke mögen bei einer Neuauflage berücksichtigt werden. Zunächst bedarf der Ausdruck mehrfach der Verbesserung: Worte wie 'ersterer' und 'letzterer' klingen so schauderhaft, daß man sie am besten ganz vermeidet; leider liebt sie der Verfasser ganz besonders. Satzbau und Wortbildung lassen ja in tabellarischer Darstellung in der Regel viel zu wünschen; man ist geneigt, hier über manches hinwegzusehen, be-

Digitized by Google

sonders auch anstelle eines Verbums ein Substantiv anzunehmen; eine Wortbildung wie 'Außergebrauchtreten' des republikanischen Kalenders (S. 112) geht aber doch zu weit; auch der Satz S. 46, 'Jesuitenkolleg Molsheim zu Universität erweitert' ist um ein leichtes korrekter zu gestalten; Anstoß erregen 'siebenmonatliche Belagerung' (S. 24), 'Bastillensturm' (S. 108); grammatisch anfechtbar sind S. 91 'Loslösung unter dem Bischof als königlichen Grafen' und S. 122: 'Kabinettsorder des Königs als Oberbefehlshaber'. Vielfach finden sich Unstimmigkeiten nebeneinander, wie 'Alamannen' (S. 7) und 'Alemannen' (S. 10), 'endgültig' (S. 19) und 'endgiltig' (S. 33), 'Österreicher' (S. 109) und 'Östreicher' (S. 110), 'Blokade' und 'Blockade' (S. 113), 'Domherren' und 'Stiftsherrn' (S. 45); die Kapitulation Straßburgs wird S. 92 auf den 30. September, S. 102 auf den 30. Oktober angesetzt; als Friedensdatum zu Frankfurt a. M. gilt der 18. Mai, an dem der Friede durch die französische Nationalversammlung angenommen wird (S. 121); S. 124 wird als Ende der Optionsfrist erst der 1. Oktober 1873, gleich darauf der 1. Oktober 1872 angegeben; die Verleihung der gesetzgebenden Gewalt an den Landesausschuß wird S. 127 erst unter dem 2. Mai 1877, dann unter dem 1. Oktober 1879 erwähnt. — Sinnentstellende Druckfehler finden sich S. 49: 1659 als Todesjahr Bernhards von Weimar, S. 92: am 6. Aug. 1860 wird Straßburg durch die Reunionskammer Frankreich zugesprochen, S. 118: Schlacht bei Weißenburg bzw. Wörth am 4. bzw. 6. März; ist der 11. Juli 1870 als Tag der Kriegserklärung Frankreichs auch ein Druckfehler? (S. 118). Belanglos sind andere Druckfehler wie S. 7 'Äquadukte', S. 96 'ursprünplich'. — Sonst werden noch folgende Änderungen vorgeschlagen: S. 12 Schlacht bei Testri; hinzuzufügen ist der Name des Besiegten; S. 13 wird bei Karl Martell der glänzende Sieg von 732 über die Araber vermißt, der zwar mit Elsaß-Lothringen als Land nichts zu tun hat, wohl aber mit seinem Beherrscher; S. 20 Erzbischof Bruno Oberlehensherr der beiden Herzöge von Lothringen; Oberlehensherr ist der König Otto I.; S. 33: Graf Rudolf von Habsburg schließt sich Straßburg an; zur Motivierung dieser Angabe wird eine nähere Bezeichnung der Stellung der Habsburger zum Elsaß, etwa als Landgrafen des Oberelsaß, vermißt; erst S. 76 wird darauf eingegangen; S. 44: 1558, der Übertritt des Pfalzgrafen (Ottheinrich) zum Protestantismus veranlaßt den Verkauf der Landvogtei; schon sein Vorgänger Friedrich II. war Protestant geworden, während Ottheinrich den Kalvinismus in der Pfalz einführt; S. 114 gehört die Bemerkung über die Fortführung des Krieges nach Waterloo vor das Datum vom 20. Juni.

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß eine außerordentlich reiche Literatur gewissenhaft benutzt ist. Möge das brauchbare Buch viele Freunde finden.

2) P. Joachimsen, Geschichtswiederholungen in Fragen und Antworten. Zunächst zum Gebrauch der Schüler auf der Oberstufe höherer bayrischer Lehranstalten. München, H. Hugendubel, 1914. II u. 172 S. 8. 2,50 ℳ.

Infolge der Kriegsverhältnisse findet das vorliegende Buch leider eine verspätete Anzeige in dieser Zeitschrift; um so angenehmer ist es

Digitized by Google

dem Berichterstatter, rückhaltlos seine Vorzüge auch noch nachträglich anerkennen und es als eine Arbeit bezeichnen zu können, die weit über den Durchschnitt ähnlicher Erzeugnisse hinausgeht. Gewiß, wir haben ganz achtungswerte Hilfsmittel mit demselben Ziel, wie Zurbonsen, Rothert, Jäger u. a., keins geht aber so in die Tiefe und macht sich mit solchem Erfolge von rein äußerlicher Auffassung und Darbietung frei wie Joachimsen. Da gibt es keine mechanische Erledigung des gewaltigen Stoffes, indem die wichtigsten Ereignisse zergliedert und trocken aneinandergereiht werden, vielmehr sucht der Verfasser die führenden Gedanken klarzulegen durch verständnisvolles Eindringen in den Geist der politischen, wirtschaftlichen und geistigen Strömungen der einzelnen Zeitabschnitte und damit ein vollständiges und wahres Bild von der Entwicklung der Weltgeschichte aufzurollen. Das ist ein überaus dankenswertes Unternehmen, steht mit der heutigen Auffassung der Geschichtsbetrachtung und des Geschichtsunterrichts in völligem Einklang und wird viel zu seiner Vertiefung beitragen. Dabei ist aber auch den den äußeren Fortgang betreffenden Ereignissen eine genügende Anzahl Fragen gewidmet; ohne Kenntnis der wichtigeren Tatsachen der äußeren Entwicklung als Rahmen für das Ganze und ohne feste Einprägung einer gewissen Menge von Zahlen zum Zurechtfinden geht es nun einmal nicht, sonst hängt die ganze Geschichte in der Luft und man tappt wie im Dunkeln hin und her; ich glaube, Joachimsen hat hier die richtige Mittelstraße gefunden.

Das Buch ist in der Hauptsache im Anschluß an bayrische Lehrbücher entstanden, von denen ja wohl die von Stich und Preger am bekanntesten und auch jenseits der blau-weißen Pfähle geschätzt sein dürften, daneben ist aber auch Brettschneider berücksichtigt; deshalb eignen sich die 'Wiederholungsfragen' nicht nur für bayrische Anstalten, sondern können ohne jeden Anstand auch in Norddeutschland verwendet werden; daran brauchen eine Anzahl Spezialfragen über die bayrische Entwicklung, die teils in das Ganze hineingearbeitet sind, teils am Ende der einzelnen Abschnitte sich finden, ebenso wenig zu hindern wie die fehlende Behandlung der älteren brandenburgisch-preußischen Geschichte; jene kann man weglassen, für diese findet man schon anderweitig Ersatz. Diese Brauchbarkeit des Buches für alle deutschen höheren Lehranstalten ist gewiß ein schönes Zeichen für die Arbeitsweise des Verfassers, aber auch sonst erkennen wir an ihm die Merkmale eines tüchtigen Schulmannes: eindringende Kenntnis, klares Urteil, anerkennenswertes Unterscheidungsvermögen für Wichtiges und Unwichtiges, geschickte Anordnung, verständige Fragestellung, kurze, treffende Beantwortung. Für vorgeschrittene Benutzer des Buches geht der Verfasser über das in seinen Vorlagen Gebotene hinaus, indem er Fragen stellt, deren Beantwortung schon nicht mehr auf Reproduktion beruht, die vielmehr selbständiges Denken und ein größeres Maß von Urteil verlangen; diese Fragen sind mit einem Sternchen versehen. Aber auch die andern Fragen sind nicht so leichthin zu beantworten, sondern zwingen zu scharfem Nachdenken und zum Durchstöbern und ordnungsmäßigen Zusammenfassen des vorher Gelernten; und das ist doch sehr wichtig.

Wie und für wen denkt sich nun der Verfasser die Benutzung der

Digitized by Google

Wiederholungen? In erster Linie sollen sie für reifere Schüler bestimmt sein; wenn im Unterricht ein bestimmter Abschnitt durchgenommen ist, dann sollen zur vertiefenden Aneignung und Wiederholung die darüber aufgeworfenen Fragen vom Schüler am besten schriftlich beantwortet werden; zu diesem Zwecke sind denn auch die Fragen noch einmal ohne Antworten in einem besonderen Heftchen vereinigt, und erst nach der selbständigen Beantwortung sollen die Antworten des Verfassers damit verglichen und Berichtigungen vorgenommen werden. Ich könnte mir von dieser Arbeitsweise einen großen Gewinn für das geschichtliche Denken und die Urteilskraft des Schülers vorstellen, wenn eben der Schüler selbständig an die Beantwortung der Fragen herangeht; dazu gehört aber sehr viel Selbstzucht, und ob die überall bei Schülern vorhanden ist, bezweifle ich, wie ja auch noch kein Allheilmittel gegen den Gebrauch verbotener Übersetzungen gefunden ist. Nach Ansicht des Berichterstatters ist das Büchlein aber auch sehr geeignet für Studierende der Geschichte, die damit erstens ihre früher erworbenen Geschichtskenntnisse wieder auffrischen bzw. nachprüfen, dann sich auch mit schon größerer Reife des Urteils leicht einen Überblick über die fortschreitende Entwicklung in der Weltgeschichte verschaffen können. Endlich wird selbst der Geschichtslehrer das Buch mit Genuß und Vorteil gebrauchen, um gewisse Anregungen und Fingerzeige zu erhalten und schnell geeignete Wiederholungsfragen zur Hand zu haben, die sich zwar sowieso aus dem Unterricht ergeben, aber nicht immer so geschickt gewonnen werden, wie sie hier fertig vorliegen. Zu den Anregungen für den Lehrer rechne ich besonders die zahlreichen Vergleiche ähnlicher Vorgänge oder Persönlichkeiten verschiedener Zeiten, die sich durch das ganze Buch hindurchziehen; dadurch wird nicht nur ein sehr interessantes, sondern ein im hohen Grade belehrendes und urteilbildendes Element in die Darstellung hineingetragen, das sich kein Lehrer entgehen lassen wird; ich führe folgendes an: Dualismus von Athen — Sparta und Preußen — Österreich, antalkidischer — westfälischer Friede — Deutsche Bundesakte, Philipp v. Makedonien — Peter d. Gr., Prätor — Herzog, Volkstribunen — Auslandskonsuln, Etruskischer Staatenbund — Eidgenossenschaft, antike — moderne Freistaaten, Perikleisches — Augusteisches Zeitalter — Ludwig XIV., Napoleon I. — England — Deutschland, Politische Lage Deutschlands 1629/30 und 1547/48, 1. u. 2. Kaiserreich in Frankreich, Alexander d. Gr. — Napoleon I. — Zur Vertiefung dienen auch wörtlich angeführte Quellenstücke, namentlich für die alte Geschichte, besonders aus Aristoteles, Tacitus und Horaz; daraus geht zugleich die selbständige Arbeitsweise des Verfassers hervor, der durchaus aus dem Vollen schöpft. — Noch manches könnte Berichterstatter anführen, was ihm außerordentlich gefallen hat und das Buch so brauchbar macht, er fürchtet aber, damit über den zugewiesenen Raum hinauszugehen und vielleicht auch manchen zu hindern, das Buch selbst in die Hand zu nehmen und kennenzulernen; wer das erst einmal getan, wird sich nicht wieder davon trennen.

So dürften sich die Wiederholungsfragen viele Freunde erwerben und bald eine zweite Auflage erleben, für die ich einige Einzelheiten zur Berücksichtigung empfehle. Bei den Überresten, die uns über ägyp-

Digitized by Google

tische Kultur belehren, fehlen die Felsengräber (Frage 2). — Bei den griechischen Festspielen werden die nemeischen vermißt (Fr. 8). — Wenn vom Giebelschmuck und Zellafries des Parthenon die Rede ist, sind auch die Metopen zu erwähnen (Fr. 27). — Anaxagoras würde ich nicht als Beispiel der Naturphilosophie anführen; durch Anerkennung des νοῦς tut er gerade einen wichtigen Schritt darüber hinaus (Fr. 27). — Die Niederlage Athens 404 hat in erster Linie die sizilische Unternehmung verursacht (Fr. 32). — Daß die sogenannte servianische Einteilung 6 Klassen enthält, ist eine neue Auffassung (Fr. 58), sonst spricht man nur von 5. — Damals wird das römische Gebiet noch nicht in 35 Tribus eingeteilt; soviel gab es etwa zur Zeit des 1. pun. Krieges (Fr. 58). — Ordo equester ist keine Amts- (Fr. 77), sondern Geldaristokratie. — Bei der Sicherung der Grenzen, die sich Augustus zum Ziele setzt, wird die Rheingrenze vermißt (Fr. 89). — Als Grundlage des Besitzstandes wird auf dem Augsburger Religionsfrieden nicht 1525, sondern 1552 (Passau) angenommen (Fr. 182). — Bei der Würdigung der Regierung Philipps II. von Spanien fehlen die Schattenseiten, die recht beträchtlich sind (Fr. 191). — Als wirtschaftliche Wirkung der Kontinentalsperre kann auch noch angeführt werden die Überproduktion in England und damit die Anhäufung von Industrieartikeln, die, nachher auf den Kontinent geworfen, einen verheerenden Einfluß auf die Anfänge der deutschen Industrie ausüben (Fr. 269). — Die Mitglieder der italienischen Geheimbünde heißen Carbonari, nicht Carboni (Fr. 286). — Der Gasteiner Vertrag war 1865, und darnach wurde Bismarck Graf, nicht 1864 (Fr. 308). — Vermißt habe ich Fragen z. B. über die Indogermanen, über die ältesten Kulturperioden oder Zeiten nach dem verwendeten Material, über die Gegensätze zwischen Pyrrhus und Rom, von denen nur der militärische erwähnt wird, über den 1. punischen Krieg, von dem wir nur den römischen Gewinn erfahren. — Der Ausdruck bedarf zuweilen der Verbesserung, z. B. Beamtenkarriere (Fr. 72), Machtsphäre (Fr. 76), letzterer (Fr. 11, 35 und sonst), anderseits neben andererseits (Fr. 290 und 291). Nur selten ist die Fragestellung nicht genau genug wie 182: was bestimmte der Augsburger Religionsfriede? Der bestimmt doch mehr als die politische Gleichberechtigung der beiden Religionsparteien auf Grund des Besitzstandes von 1552. — Druckfehler finden sich in der Vorrede 'Baltamus' statt 'Baldamus', bei Frage 182 fehlt b), Longobarden (Fr. 286; richtig Langobarden Fr. 99).

So möge denn das Buch reiche Verbreitung finden und zur Vertiefung geschichtlicher Auffassung beitragen.

Zerbst. G. Reinhardt.

---

1) Karl Diwald, Die Landschaft als Lehrmittel. Wien, A. Pichlers Witwe & Sohn, 1914. 263 S. 4,25 ℳ.

Die Ergebnisse von 77 erdkundlichen Schülerwanderungen in die nähere und weitere Umgebung Wiens, in das Wiener Becken, den Wiener Wald, bis zu den Kalkalpen werden hier zusammengefaßt. Es mag gleich eingangs festgestellt werden, daß die Benützbarkeit des eine Fülle von Wissens- und Nachahmenswertem bietenden Werkes durch das Fehlen

Digitized by Google

eines Übersichtskärtchens und jeglichen Anschauungsmaterials an Skizzen, Profilen und Bildern leidet. Die Frage des Preises des Buches hätte hier nicht ausschlaggebend sein dürfen. Wenn man diesen Mangel in Kauf nimmt, so kann einem das Buch vielerlei Winke für eigene Lernspaziergänge geben.

Der Verfasser geht insbesondere geomorphologischen Fragen nach. Die Landschaftsformen werden auf Grund einer eindringenden, für erdkundliche Zwecke vielfach zu sehr ins Einzelne gehenden Schilderung der geologischen Beschaffenheit des Untergrunds entwickelt. Die Herausmodellierung des Geländes durch Zertalung wird an den verschiedenartigsten Landschaften gezeigt, Taldichte und Talformen in ihrer Abhängigkeit von den Gesteinsarten und der Tektonik des Gebiets dargestellt. Auf die engen Beziehungen zwischen Vegetation und Bodenform und -beschaffenheit wird gegebenen Orts hingewiesen. Dagegen treten die anthropogeographischen und wirtschaftsgeographischen Probleme den rein geologischen und geomorphologischen gegenüber leider etwas zurück. Die historische Seite der Besiedelung hätte mehr betont werden dürfen.

Die zahlreich in das Werk eingestreuten Vergleiche der heimischen mit fremden Landschaften zeigen, wie der Formenschatz der Umgebung des Schulorts zur Gewinnung eines Bildes fremdländischer Verhältnisse nutzbringend angewandt werden kann. So geben diese Lernspaziergänge Diwalds einen deutlichen Hinweis darauf, daß der induktive Weg im erdkundlichen Unterricht der Schule der allein gangbare ist. Das Buch vermag dem Erdkundelehrer vielfache Anregung zu geben.

2) Erwin Scheu, Der Schwarzwald. Mit 8 Tafeln und 11 Abbildungen im Text. Heft 1 der deutschen Landschaftstypen. Leipzig, Theodor Thomas Verlag, 1913. 11 S. 1,20 ℳ.

Mit diesem Werkchen beginnt eine Serie von etwa 25 Heften mit Demonstrationsbildern für den erdkundlichen Unterricht. Der beigegebene Text soll jeweils eine Entwicklungsgeschichte der Landschaft geben. Der Herausgeber des Gesamtwerks und die Anlage des 1. Heftes scheinen darauf hinzuweisen, daß es sich um eine Anwendung der deduktiven Methode auf verschiedene Landschaften Deutschlands handelt. Man kann deshalb auch auf die folgenden Hefte bloß gespannt sein, mag man sich zur Davisischen Methode stellen, wie man will, und mag man insbesondere auch diese deduktive Methode für den erdkundlichen Unterricht unserer Schulen im großen und ganzen ablehnen, weil die Gewinnung erdkundlichen Anschauungsmaterials auf deduktivem Weg einem auf dieser Stufe bedenklich erscheinen mag.

Nun zum 1. Heft: der Schwarzwald. Bei der Auswahl des Bildermaterials ist, wahrscheinlich unter dem Zwang der Problemstellung, die Buntsandsteinlandschaft entschieden zu kurz gekommen; dieser Mangel kann auch durch die stark schematisierten Blockdiagramme und entsprechenden Textabbildungen (No. 4) nicht behoben werden. Der nördliche Schwarzwald ist kaum vertreten. Fast überreichlich ist dagegen die Freiburger und die Gegend des Feldbergmassivs bedacht.

Digitized by Google

Der begleitende Text sucht auf neun Seiten mit elf eingestreuten Abbildungen eine Entwicklungsgeschichte des Schwarzwaldes zu geben. Daß bei dieser Enge des Raums skizzenhaft vorgegangen werden muß und daß die Fülle der in Betracht kommenden Probleme bloß angedeutet werden kann, liegt auf der Hand. Viele der Ausführungen sind noch sehr umstritten. Immerhin ist diese Art, dem Problem beizukommen, schon ein recht verdienstvolles Werk, und so, als Arbeitsmethode in die Hand des Erdkundelehrers, kann das Büchlein empfohlen werden.

Nürtingen. Karl Löffler.

---

1) P. Wagner, Lehrbuch der Geologie und Mineralogie für höhere Schulen. Große Ausgabe für Realgymnasien und Oberrealschulen sowie zum Selbstunterricht. 6. Auflage. Leipzig, B. G. Teubner, 1917. 220 S. 8. 322 Abbildungen und 4 Tafeln. 3 ℳ.

Der Verfasser geht von dem meiner Ansicht nach zweifellos richtigen Grundsatz aus, daß der naturgemäße Gang des Unterrichts von der Geologie zur Mineralogie führt, nicht umgekehrt, wie es früher üblich war und vielerorts wohl immer noch ist. Der Schwerpunkt des Buchs liegt daher in den geologischen Teilen, während die Mineralogie mehr anhangsweise behandelt ist, aber doch so weit, wie es für die Schule ausreichen dürfte. Das Buch ist wegen seiner anregenden Darstellung und seiner guten Abbildungen sehr zu empfehlen.

In ein paar Einzelheiten erlaube ich mir die folgenden Einwendungen zu erheben:

Die Abbildung 120, Schichtvulkan, S. 108 ist nicht richtig, wie die Versuche Lincks mit seiner Vulkanmaschine bewiesen haben.

S. 159 ist über die Trias gesagt: 'Die vielgestaltigen Berge der nördlichen Kalkalpen (Dachstein) entstammen jener Zeit'. Der Kalk entstammt jener Zeit, aber doch nicht die Berge, was der Verfasser natürlich auch nicht sagen wollte, was aber der Schüler sicher aus diesem Satz entnimmt.

Die Angabe auf S. 161: 'Im deutschen Juragebirge, dem die Schichten ihren Namen verdanken' stimmt nicht. Das 'deutsche Juragebirge' hat erst seinen Namen von der Juraformation und diese den ihrigen von dem schweizer Juragebirge.

S. 170 wird angegeben, im Quartär sei 'vor allem eine Vermehrung der Niederschläge' eingetreten. Das ist eine gänzlich unbewiesene Behauptung, die von mancher Seite mit großer Bestimmtheit aufgestellt ist und deshalb von vielen nachgesprochen wird.

2) Hans Offe, Ziele und Wege der Erdkunde an höheren Schulen. Leipzig, G. Freytag, 1917. 48 S. 8. 1,20 ℳ.

Die Schrift betont den allseitigen Bildungswert der Erdkunde und wiederholt die alten, leider nur zu berechtigten Klagen über die vielfach herrschende Vernachlässigung dieses Fachs. Der Verfasser macht dann Vorschläge zur Besserung, die auch nicht gerade neu sind: Reformen im Universitätsunterricht größere Berücksichtigung Deutschlands und der Völkerkunde, Vermeidung von Verstiegenheit und Unanschaulichkeit der

Digitized by Google

Lehrweise), Vermehrung der Stundenzahl, Übertragung des Unterrichts an fachkundige Lehrer.

3) R. Barm, Krieg und Erdkunde unter besonderer Berücksichtigung des erdkundlichen Unterrichts. (Vortrag in der Geographischen Gesellschaft zu Hamburg.) Hamburg, L. Friederichsen & Co., 1917. 33 S. 8. 80 ₰.

Unter Hinweis auf die durch den Krieg in den weitesten Kreisen erweckte Anteilnahme an der Erdkunde wird eine stärkere Berücksichtigung dieses Faches auf der Schule gefordert. Für die höheren Schulen macht der Verfasser folgende Wünsche geltend:

Unterricht mit zwei Wochenstunden bis in die obersten Klassen, Erteilung durch fachmännisch vorgebildete Lehrer, besondere Pflege der Länderkunde, wobei Deutschland im Vordergrund zu stehen hat, genügende Berücksichtigung der Wirtschaftsgeographie und der Staatenkunde, Pflege der Heimatskunde, möglichst mit Unterricht im Freien auf allen Stufen, eifrige Übung im Kartenlesen, Ausbildung in der Fähigkeit, statistische Zahlen mit Verständnis zu lesen. (Letzteren Wunsch halte ich für besonders beherzigenswert.)

Schulpforte. L. Henkel.

---

1) Musterblätter für Handfertigkeit aus den Werkstätten der Städtischen Handfertigkeitsschule zu Düsseldorf

2) Holz- und Hobelbankarbeiten für den Unterricht in Knabenhandfertigkeit, zur Betätigung der gewerblich arbeitenden Jugend in ihren Erholungsstunden und zur Beschäftigung der Kriegsverwundeten während ihres Aufenthalts im Lazarett. Herausgegeben von Direktor Karl Gotter unter Mitarbeit der Fachlehrer der Schule. Leipzig, B. G. Teubner, 1916. 4,40 ℳ.

80 Tafeln mit Vorlagen von Holzarbeiten sind es, die uns der Verfasser mit einem Begleitwort vorlegt, in dem er erneut auf die hohe Bedeutung der Handbetätigung für Unterricht, Erziehung und Häuslichkeit hinweist. 60 Tafeln geben Vorlagen über Gebrauchsgegenstände, 20 solche über allerhand standfestes Spielzeug. Bei den weniger einfachen Formen sind fast stets Grundriß, Aufriß und Schnitte gegeben, aus denen sich der Aufbau erkennen läßt. Ein beigefügter Maßstab gestattet das Ablesen der Maße. Man kann darüber streiten, ob es richtig ist, Form und Maß von vornherein zu geben oder ob man beides aus den gegebenen Zweckforderungen heraus selbstätig entwickeln lassen soll. Eine allgemein gültige Antwort dürfte sich wohl nicht finden lassen, die Entscheidung kann nur für den Einzelfall getroffen werden. Im Unterricht wird man der zweiten Art des Vorgehens den Vorrang lassen, aber wie wenige haben einen solchen Unterricht genossen und wieviele, die sich gern handarbeitlich betätigen möchten, haben noch nicht die nötige Menge selbstschöpferischen Könnens. Für alle diese sind derartige Sammlungen von nur aus der Praxis entstandenen, wirklich guten — mag man auch hie und da im einzelnen etwas anders wünschen — Vorlagen durchaus verdienstlich. Aber auch der Geübtere wird sicher manche Anregungen aus ihnen entnehmen. Ein gut Stück geistiger Arbeit wird übrigens jeder, der nach den Vorlagen arbeitet, immer noch zu leisten haben, da die Arbeit selbst aus der Zeichnung abgelesen

Digitized by Google

werden muß. Dieses Ablesen wird ihn aber auch befähigen, später eigene Arbeitszeichnungen zu entwerfen. Die beigegebenen Winke sind äußerst knapp gehalten, mitunter möchte man sie etwas ausführlicher wünschen. Die Konstruktionszeichnung bei der mittleren Figur auf Blatt 3 ist ohne Erklärung in ihrer Bedeutung kaum zu verstehen. Vielleicht ließe sich das Verständnis der Konstruktionszeichnungen durch einige kurze allgemeine Bemerkungen erleichtern.

Besonders für die Beschäftigung unserer Jugend im Hause und in Jugendhorten dürfte das Vorlagenwerk ein willkommener Berater sein.

3) Heinrich Pralle, Flechtarbeiten. Mit 102 Textabbildungen und 16 Tafeln. Leipzig, B. G. Teubner, 1917. 55 S. 2,50 ℳ.

Bei den Bestrebungen, der Handfertigkeit einen größeren Raum in der Erziehung zu verschaffen, wurde auch auf das Flechten zurückgegriffen. Leider beschränkte man sich auf das Flechten von Buntpapier auf der Unterstufe. Es hatte das zwei Nachteile. Einmal war die Zahl der so herzustellenden Dinge äußerst beschränkt und konnte höchstens kindlichen Ansprüchen genügen, dann aber rief die dauernde Beschäftigung des Arbeitens mit den bunten Papierstreifen ein derartiges 'Flirren' in den Augen hervor, daß Schüler und Lehrer bald die Lust verloren. Und doch bietet die Technik des Flechtens eine ungeahnte Fülle von Verwendungsmöglichkeiten und Schönheitsformen. Wir brauchen nur einen Blick in ein Völkermuseum zu werfen, um zu sehen, welche unendliche Verschiedenheit der Geflechte nach Stoff, Farbe, Form und Anwendung hier vorhanden ist, wie reiche, wirkliche Volkskunst sich hier bei den Völkern, bei denen sich das Flechten von Geschlecht zu Geschlecht vererbt hat, im Laufe der Zeiten entwickelt hat. 'Wir müssen', sagt Pralle, "gestehen, daß wir, was Geschmack und Zweckmäßigkeit anbelangt, den Naturvölkern gegenüber (in dieser Beziehung) eine beschämende Stellung einnehmen. Wir sind ängstliche Nachbildner, während jene die nötigen Stoffe aus ihrer nächsten Umwelt sammeln und ihren Arbeiten durch große Handgeschicklichkeit, praktischen Sinn und Blick für räumliches Gestalten schöne Gebrauchsformen geben. Man möchte diese rein aus der praktischen Übung entstandene Fähigkeit 'Gestaltungssinn' nennen, der uns Großstadtmenschen durch den Zwang der schematischen Anlernung abhanden gekommen ist."

Wir haben schon früher auf die großen Verdienste hinweisen können, die sich Pralle um die Wiedereinführung und Fortentwicklung dieser Technik erworben hat. In dem vorliegenden Werke beschert er uns eine prächtige, kurz gefaßte Einführung in das gesamte Gebiet.

Nach einer kurzen Anleitung über Wesen und Bedeutung des Flechtens macht er uns mit den Rohstoffen und Werkzeugen bekannt, um uns dann einen leicht faßlichen, vom leichteren zum schwereren aufsteigenden Lehrgang, der von sehr anschaulichen Bildern erläutert wird. Stets behält er dabei das Ziel vor Augen, nicht bloßes Nachmachen zu erzielen, sondern zu eigenem Gestalten anzuregen. 'Tastend und suchend wird begonnen, damit nur durch eigenes Erarbeiten das Schöne erkannt werde.' Nicht sowohl der gebotene Stoff, so wichtig

Digitized by Google

und schätzenswert er ist, ist das Wichtigste an der Schrift, sondern der Geist, der aus ihr spricht.

Die behandelten Gebiete sind: Geflechte in Palmenblatt, schwedischem Spahn und Bast, Flechtwerke aus Peddingrohr, Arbeiten aus Edelraphiabast und Spiralarbeiten. 16 Tafeln mit ausgezeichneten Abbildungen nach Lichtbildern bieten eine große Zahl schöner Vorlagen für eigenes weiteres Schaffen.

Möge die Schrift dem Flechten viele neue Freunde erwerben. Besonders den Frauen dürfte die neue Technik willkommen sein, da sie mit dem Nähen, Häkeln, Stricken, Sticken und Weben viele Berührungspunkte hat. Daß sie aber auch dem männlichen Geschlechte viel Anregung zu bieten imstande ist, zeigt die freudige Aufnahme, die sie in den Lazaretten gefunden hat.

4) Friedrich Soennecken, Die Rundschrift. Blätter für technischen Unterricht in Handelsschulen. Jahrg. 1914/15, Nr. 9/10.

5) Friedrich Sonnecken, Die Rundschrift mit Vorwort zur 1. und 100. Auflage von Geh. Reg. R. Prof. F. Reuleaux. 1. Teil. Bonn.

In 1 behandelt Soennecken unter Beigabe einer großen Anzahl von Abbildungen Bau, Wesen und Anwendungsgebiete der Rundschrift.

2 ist der erste der drei Teile des für den Selbstunterricht bestimmten Lehrganges der Rundschrift. Er bietet den einfachen Lehrgang und enthält das runde Alphabet, Satzzeichen und Ziffern. Die Einleitung in Wesen und Bau der Rundschrift und die Erläuterungen zu den Übungstafeln sind klar und leicht faßlich, sodaß das Erlernen der Schrift keine Schwierigkeiten bietet. Im übrigen genügt es wohl, zu bemerken, daß von dem Rundschriftlehrbuche von 1875—1879 100 Auflagen erschienen sind.

Berlin. W. Wetekamp.

Uebersberger, Bulgarien und Rußland. Leipzig, B. G. Teubner, 1915. 29 S. 8. 80 ₰.

Ein österreichischer Sachkenner gibt einen klaren Überblick darüber, wie Rußland seit dem Frieden von San Stefano (1878) bis zur Vertreibung des Battenbergers (1885) Bulgarien lediglich zu russischem Nutzen zu beherrschen und auszubeuten versucht hat.

von Bezzel, Luther. Bismarck. München, Müller & Fröhlich, 1917. 72 S. 12. 40 ₰.

Eine Zusammenstellung zweier mit viel Urteil und Temperament geschriebener Aufsätze, die erfolgt ist, weil 'es ohne Luther einen Bismarck nicht gegeben hätte'. Im ersten Aufsatz wird die Frage: Warum haben wir Luther lieb? dahin beantwortet: Was Luther an und in den drei Gottesstiftern des Hauses, des Staates und der Kirche getan hat, das macht ihn uns lieb. — Die zweite Arbeit versucht mit Geschick, das Innenleben Ottos von Bismarck zu schildern, der, ein evangelischer Christ und ein kerndeutscher Mann, durch die vielen Seiten seines Innenlebens die Eigenart seines Volkes in sich verkörperte und ein guter Hirte des deutschen Volkes war.

Das treffliche Volksbuch wird in jeder evangelischen Familie willkommen sein.

Hannover. A. Rohrmann.

Digitized by Google

Die Patroklosspiele

(Ἄθλα ἐπὶ Πατρόκλῳ; Il. Ψ 262 fg.)

von

Gottfried Wolterstorff.

Auch folgende Zeilen[1]) sind entstanden im Anschluß an die Ausführungen von Wilamowitz, Die Ilias und Homer, Berlin 1916. Daher kommt es, daß andere Schriften über den Gegenstand kaum eingesehen und berücksichtigt sind, nicht Mißachtung ist schuld daran. Auch bietet sich mir als Oberlehrer einer Provinzstadt nicht Zeit und Gelegenheit, die einschlägige Literatur völlig zu überprüfen, und Studientage für wissenschaftlich interessierte Oberlehrer existieren noch nicht einmal dem Gedanken nach. Das alles möge mich beim Beurteilen vorliegenden Aufsatzes entschuldigen. Andererseits gibt das der Arbeit eine gewisse unbefangene Unvoreingenommenheit, und auf den Vorarbeiten fußt man selbst unbewußt mehr oder weniger ja doch. Dann aber verdient ja der Name des Verfassers, daß man einmal seine Ausführungen zum alleinigen Ausgangspunkt nimmt, und endlich hat es auch eine gewisse, althergebrachte Berechtigung, Homer aus Homer zu erklären.

Im 23. Buch der Ilias sind die zu Ehren des Patroklos veranstalteten Kampfspiele allein schon daran, daß sie einen Stillstand der Haupthandlung mit sich bringen, deutlich als späteres Einschiebsel kenntlich; sie beginnen mit v. 262 (Wilamowitz 69). Wilamowitz hält sie für ein ursprünglich selbständiges Gedicht, bei dessen Einfügung in die Ilias Anfang und Ende ganz weggefallen seien. Indessen lehrt nähere Betrachtung, daß die Ἄθλα allein für den Zweck der Einschaltung in die Ilias entstanden sind, allerdings unter starker Verwendung anderer Dichtungen und unter Übernahme ganzer Stücke aus solchen; aber in ihrem Gesamtinhalt schließen sich die Ἄθλα so eng an die Ilias an, daß sie erst und nur um ihretwillen entstanden sein können. Und selbst wenn der Anlaß zu den Spielen nicht stark genug betont worden ist und man eine mehr hervorhebende Nennung des Patroklos hätte erwarten können, als daß er in dem uns vorliegenden Text nur 274 und 280—283 andeutenderweise, 646 mit ἑταῖρος, 748 mit ἕταρος, 619 mit Namen genannt und gleichzeitig in Verbindung mit den veranstalteten Spielen gebracht wird[2]),

[1]) Vgl. Sokr. V 1917, 102 fg.

[2]) Die Erwähnungen des Patroklos 747, 800 stehen gar nicht, 776 nur sehr lose und gekünstelt in Zusammenhang mit den Spielen.

Digitized by Google

so war es dem Eindichter neben der ausschmückenden Zeichnung des Patroklos doch auch um eine Darstellung von Kampfspielen überhaupt zu tun, und darüber ist ihm der Anlaß zu den Spielen gleichgültiger geworden. Immerhin wird ja indirekt durch die Einfügung der Ἆθλα die Figur des Patroklos außerordentlich stark betont, insofern ihr durch die Spiele ein im Verhältnis zur Gesamtilias viel zu breiter Platz eingeräumt wird.

Die acht Wettspiele, die stattfinden, sind so lose aneinander gereiht, daß fast jedes einzelne sich ohne Schaden für den Zusammenhang herauslösen läßt: nur 700 und 740 nehmen mit ἄλλα ἄεθλα Bezug auf vorangegangene Spiele. Ebensowenig mit der Umgebung verwoben sind die zwei Szenen, die in die Darstellung des Wagenrennens eingeschoben sind: die Unterweisung Nestors an seinen Sohn Antilochos (306—348) und der Streit des Idomeneus mit dem oilischen Aias (473—498). Auslösbarkeit ist indessen kein unbedingtes Zeichen für Unechtheit und Heterogenität; es ist auch die Person des Dichters zu berücksichtigen, und wir haben es hier zweifellos mit einem technisch in gewisser Beziehung unbeholfenen Dichter zu tun. Es geht nicht an, auf 301 Ἀντίλοχος δὲ τέταρτος ἐὐτριχας ὥπλίσαθ' ἵππους unmittelbar folgen zu lassen 351 Μηριόνης δ' ἄρα πέμπτος ἐὐτριχας ὥπλίσαθ' ἵππους; so kümmerlich dichtet selbst der ungeschickteste, schlechteste Dichter nicht. Eine Unterweisung in dem Augenblicke, wo jemand eine Probe seines Könnens geben will, ist nun zwar unangebracht und kann nicht durch die unüberlegte jugendhafte Stürmischkeit des Antilochos genügend erklärt werden; wir dürfen daher annehmen, daß diese Szene vom Verfasser der Ἆθλα aus einer andern Dichtung herübergenommen und hier eingefügt ist. — Anders ist es schon mit dem Streit, den der oilische Aias erregt. Der Streit erscheint sehr vom Zaun gebrochen, denn es wird ja besonders begründet, wieso Idomeneus, einzig Idomeneus schon etwas von den Kämpfern zu sehen vermag: seine Entfernung von den übrigen Griechen und seine erhöhte Stellung (451) gestatten es ihm: ἦστο γὰρ ἐκτὸς ἀγῶνος ὑπέρτατος ἐν περιωπῇ; 458 οἷος ἐγὼν ἵππους αὐγάζομαι ἦε καὶ ὑμεῖς. Trotz der Entfernung des Idomeneus aber tritt Aias mit den bestimmtesten Behauptungen (480 ἔασι) gegen das berechtigte und bescheidene δοκεῖν (459, 470) auf; trotz der Entfernung des Idomeneus ist andrerseits Achilleus sofort zur Stelle und spricht mit beiden. Auch wird es schließlich gar nicht weiter behandelt, daß Aias zu Unrecht den Idomeneus geschmäht hat: auf v. 472 könnte ohne Schwierigkeit v. 499 folgen. Dennoch ist auch diese Szene nicht zu streichen, da Absicht und Vorraussetzungen der Szene zu genau zum Dichter der Ἆθλα und zu den Ἆθλα selbst passen. Der oilische Aias ist zur Zeit dieses Dichters eine unbeliebte Figur geworden: 483 f. Αἴαν ... ἄλλα τε πάντα δεύεαι Ἀργείων. Wie hier wird er auch sonst vom Dichter lächerlich gemacht: beim Wettlauf muß er kurz vor Erreichung des ersten Preises über zufällig daliegenden Kuhmist ausgleiten und hinfallen, der Mist ihm selbst noch in Mund und Nase dringen[1]), und alle

[1]) Selbst wenn die Wendung 777 στόμα τε ῥινός τε nicht mehr buchstäblich zu nehmen und etwas abgegriffen ist — vgl. v. 395 — ändert das die Wirkung nicht sehr.

Digitized by Google

Achaier lachen laut über sein Mißgeschick (774—784). Daß die Achaier den Odysseus beim Wettlauf zur völligen Überholung des Aias ermuntern, als dieser dazu imstande zu sein scheint (766f.), möchte ich zwar auch als Beweis hierfür anführen, gleichwohl aber keinen besonderen Nachdruck darauf legen: derartiges ist ganz natürlich und geschieht auch heute noch ohne großes Ansehen der Personen. — Mit den früher gegebenen Voraussetzungen aber stimmt die Idomeneusszene insofern überein, als die Rosse des Eumelos beim Beginn des Kampfspiels an erster Stelle gestanden haben. Zum Wagenrennen haben sich nacheinander gemeldet: Eumelos (288), Diomedes (290)[1]), Menelaos (293), Antilochos (301), Meriones (351). Das Los bestimmte die Reihenfolge: Antilochos, Eumelos, Menelaos, Meriones, Diomedes (352—357). Unterwegs verunglückt Eumelos (391—397). Dadurch erhält aber merkwürdigerweise nicht Menelaos, sondern Diomedes, der immer dicht hinter ihm gewesen sei (377—381), Vorteil (398). Nirgends ist jedoch gesagt, daß Diomedes zwei Vordermänner überholt und sich vor Menelaos gesetzt habe; nirgends auch, wo Antilochos geblieben ist, der doch als erster abfuhr. Auf Diomedes folgt Menelaos (401), auf diesen wie selbstverständlich Antilochos (402), Antilochos überholt den Menelaos (423). Von Meriones erfahren wir während des Kampfspiels nichts; mit seinen schwerfälligen Pferden (530) und bei seinem Ungeschick im Wagenlenken (531) bleibt er zurück und gerät mit niemand aneinander. Wir vermissen eine Mitteilung, daß Diomedes ihn überholt. Um es kurz zu machen: das Losen um die Reihenfolge der Abfahrt bleibt völlig außer Acht; die Verse 352 bis 357 sind eine spätere Zutat und müssen gestrichen werden. Dann ist alles in schönster Ordnung: die Abfahrt erfolgt in der Reihenfolge der Meldungen, und nun wetteifern miteinander einmal Eumelos und Diomedes, dann Menelaos und Antilochos. Auch sonst ist in den Ἄεθλα bei Wettkämpfen, deren Maßstab die Zeit ist, ein Losen um die Reihenfolge des Antretens noch unbekannt; diese entspricht vielmehr der Reihenfolge der Meldungen. Der Streit zwischen Aias und Idomeneus setzt nun diese alte Art des Antretens voraus, setzt voraus, daß Eumelos an erster Stelle abgefahren ist, kennt also noch nicht das Auslosen, das den Antilochos an erste Stellle gebracht hätte. Somit ist der Streit auch aus diesem Grunde alt und gehört zu den Ἄεθλα, wie locker er auch eingefügt sein mag; wäre er eine jüngere Hinzufügung, so hätte er auf das Auslosen Rücksicht nehmen müssen[2]).

---

[1]) Daß er die Verwundung des Diomedes, Odysseus, Agamemnon aus Λ nicht kennt, zeugt für Oberflächlichkeit, also für Interpolation. Im *T* treten diese drei Helden zwar auch auf, aber doch nur beratend, nicht kämpfend.

[2]) Mit der Auslosung der Reihenfolge wollte der Interpolator einen späteren Brauch bereits auf die Ilias übertragen. Dem Diomedes wies er die letzte Stelle zu um einer dichterischen Gepflogenheit willen: der Sieger trat mit seiner Leistung gern als letzter auf; hier sollte es außerdem die Tüchtigkeit des Diomedes noch mehr hervorheben, wenn dieser als letzter abfuhr und trotzdem als erster das Ziel erreichte. — Wo der Sieger nicht als letzter in die Schranken tritt, hat es meist seinen besonderen Grund; so Ψ 887, wo schon allein vor der Person des Agamemnon alles andere verblassen soll und wo deshalb auch das Spiel gar nicht zum Austrag kommt.

Digitized by Google

Im uns vorliegenden Ψ wird das Losen auch 861 f. beim Schießen nach der Taube (850—883) angewandt und verdächtigt daher die Szene von vornherein jüngerer Entstehung. Allerdings kann sie nicht gar so viel jünger sein, denn es wirkt hier noch die zur Zeit der Entstehung der Ἆθλα übliche Weise nach, insofern die erloste Reihenfolge des Antretens die Reihenfolge der Meldungen nicht ändert: Teukros hat sich zuerst gemeldet und schießt zuerst.

Die Ungebräuchlichkeit des Losens ergibt des weiteren die Stelle Ψ 740—797, der Wettlauf. Zu ihm haben sich der oilische Aias, Odysseus und Antilochos gemeldet (754—756), und v. 757 heißt es dann: *στὰν δὲ μεταστοιχί· σήμηνε δὲ τέρματ' Ἀχιλλεύς*. Aristarch hat den Vers verworfen als unberechtigte Widerholung von 358. Der Vers ist indessen echt, und wir haben aus ihm zu entnehmen, daß die Wettlaufenden, gerade wie die am Wagenrennen Beteiligten, vor dem Ablauf eben hintereinander, nicht nebeneinander standen. Das anzunehmen verlangt auch der folgende Ausdruck *ἔπειτα ἔκφερ' Ὀιλιάδης* (758 f.): es verläßt die Schranke zunächst allein Aias, nicht alle drei zugleich; nach ihm (*ἐπὶ* 759 = *τῷ δ' ἄρ' ἐπ'* 401 u. a. O.) lief Odysseus ab. Mögen wir *ἐπὶ* auch rein zeitlich fassen, was die Korresponsion mit *ἔπειτα* zu empfehlen scheint: immer ergibt sich für die Aufstellung der Preiskämpfer das Hintereinander. Zweifellos aber schillert das *ἐπὶ* zwischen Zeit- und Raumbedeutung. Desgleichen verlangt die Beschreibung *ὄπισθεν ἴχνια τύπτε πόδεσσι* (763 f.) und *κὰδ δ' ἄρα οἱ κεφαλῆς χέε ἀντιμένα δῖος Ὀδυσσεύς* (765), daß Odysseus genau hinter Aias läuft und nicht rechts rückwärts oder links rückwärts hinter ihm. Nur vom Hintereinander läßt sich auch 636 *παρέδραμον* verstehen. Endlich verlangt es das Gleichnis 760 fg.: eine webende Frau bringt den Webschaft genau vor die Mitte der Brust, nicht vor die rechte oder linke Seite der Brust[1]), und in der gleichen Weise hat Odysseus den Aias vor sich[2]).

Wenn so bewiesen ist, daß die Wettlaufenden, dann aber auch die Wagenkämpfer beim Ablauf hintereinander standen, so wäre es gerechterweise nötig, die Reihenfolge durch das Los zu bestimmen. Da das aber nicht geschieht, man vielmehr in beiden Spielen in der Reihenfolge der Meldungen antritt, so ist völlig klargestellt, daß damals das Los überhaupt noch nicht die Reihenfolge beim Spiel bestimmte, daß man vielmehr immer in der Ordnung antrat, wie man sich zum Spiel gemeldet hatte: wer sich zuerst meldete, trat oder fuhr ganz von selber an die Schranke, der nächste stellte sich ohne weiteres hinter diesen auf Vordermann und so dann weiter alle sich sonst

[1]) Vgl. O. Schroeder, Arch. Zeitg. 42, 1884, 170. — Treffend äußert sich über den Wert der Gleichnisse für die Sacherklärung Reichel, Homerische Waffen, 2. Aufl., 1901, Wien, S. 119f. Doch nicht nur soll man, wie Reichel will, die sachliche Erklärung an den Gleichnissen prüfen: die Erklärung der Gleichnisse wird wie hier oft geradezu erst die Erklärung der epischen Handlung ermöglichen. — Die Kieler Dissertation von Johl, Die Webestühle der Griechen und Römer, 1917 behandelt diese Stelle nicht.

[2]) In der Odyssee laufen die Wettlaufenden bereits gleichzeitig, also doch wohl im Nebeneinander ab: Θ 121 f. *οἱ δ' ἅμα πάντες καρπαλίμως ἐπέτοντο κονίοντες πεδίοιο.* Das *ἅμα* trat den Zuschauern mit voller Deutlichkeit erst durch das Nebeneinander der Laufenden ins Bewußtsein.

Digitized by Google

noch Meldenden[1]). Daher lag allein schon im Melden ein stark ausgesprochenes Überbietenwollen, und es erklärt sich auch ohne beabsichtigte ästhetische Wirkung schon rein äußerlich und natürlich aus der Art des Antretens die S. 67 Anm. 2 erwähnte Gepflogenheit, den schließlichen Sieger als letzten der Bewerber in die Schranken treten zu lassen: hatte sich jemand zum Kampfe gemeldet, so hatte eine weitere Meldung Zweck nur für den, der sich überlegen dünkte oder wirklich überlegen war.

Die große Zahl der vorgeführten Einzelspiele, ihre gleichmäßige Einleitung mit oft ganz denselben Wendungen, ihre kurze Behandlung gegenüber der Ausführlichkeit des Wagenrennens legen wider die Vermutung nahe, daß es sich hier um viele Interpolationen handele, daß sogar vielleicht nur das Wagenrennen von dem Ἄεθλα-Dichter stamme. Doch hat man auch hier immer mit der Art des Dichters zu rechnen, der eben in diesen Dingen besonderes Ungeschick besaß und auch sonst aus Bequemlichkeit Verse widerholte, wenn er sie öfter verwenden konnte; so hat er z. B. v. 358 einfach noch einmal als 757 verwandt, v. 798 als 884. Doch weisen in der Tat einige Schilderungen der Spiele deutlich jüngere Züge auf, und die älteren Partien tun sich außerdem ihrerseits durch manche Züge hervor, die den jüngeren fehlen.

Daß das Wagenrennen ursprünglich nicht das einzige Spiel war, geht schon aus dem μὲν πρῶτα 262 hervor, hingegen ist bereits das Taubenschießen (850—883) verdächtigt worden. Zu dem berührten Verdacht gesellen sich weitere Verdachtsmomente. Sehr eigenartig sind die Bestimmungen, die Achilleus über das Spiel und die Zuerkennung des Preises trifft. Er setzt zwei Preise aus: zehn Ganzäxte, Volläxte (so ist πάντας πελέκεας 856 und 882 zu übersetzen[2]); πελέκεας 851) und

---

[1]) In der Losentscheidung wurde mehr oder weniger noch eine Götterentscheidung gesehen. Sie wurde daher nur für ernste, wichtige Dinge angerufen und ist so freilich bei Griechen, Römern und anderen Völkern uralt: L. Weniger, *Θεῶν ἐν γούνασι κεῖται.* Ztschr. Sokrates N. F. II (1914), 14 fg.; derselbe, Losorakel bei Griechen und Römern. ib. V (1917), 305, 307. — So wird in der Ilias gelost um den ersten Lanzenwurf im kriegsentscheidenden Zweikampf Γ 314 fg.; um den zu erwählenden Gegner Hektors im Zweikampf H 171 ff.; um Teilnahme am Krieg Ω 400. Anwendung des Losens für Kampfspiele aber erschien noch als Profanation: Spiel war eben nichts anderes als Spiel. — In der Odyssee wird bereits um weniger belangvolle, alltäglichere Dinge gelost: um Beteiligung an der Blendung Polyphems ι 331; um Ausführung einer Rekognoszierung κ 206 f.; um Erbteilung ξ 209.

[2]) Solches nicht Konkreta summierendes, vielmehr begriff-vervollständigendes πᾶς steht auch sonst: Τ 247 πάντα τάλαντα = vollwiegende Talente (auch hier erklären die Kommentare nüchtern und falsch); mit Bezug auf ein Verbum steht solches πᾶς Β 809 πᾶσαι δ' φίγγυντο πύλαι = das Tor wurde ganz geöffnet, ganz offen gemacht, ganz auf ging das Tor (gingen die Torflügel); mit Bezug auf ein Adjektivum Π 384 πᾶσα κελαινὴ βέβριθε χθών = ganz finster, tiefschwarz liegt unter schwerem Druck die Erde; hymn. in Ap. 135 f. χρυσῷ δ' ἄρα Δῆλος πᾶσα βεβρίθει (Wilamowitz 449 f.) = ganz erfüllt von Gold. — Der Vollmond heißt auf Griechisch ἡ πανσέληνος, τὸ πανσέληνον (vgl. Usener, Götternamen, Bonn, 1896, S. 69). Ganz allgemein liegt ja diese Bedeutung den mit παν- gebildeten Komposita zugrunde. — Im Lateinischen findet sich ebenso *totus* bisweilen verwendet: Mart. XI 4, 4 *summi filia tota patris* = im vollen Sinne Juppiters Tochter, Volltochter, insofern Minerva keine Mutter hat; XII 84, 4 *totum ebur* = Vollelfenbein, echtestes Elfenbein.

Digitized by Google

zehn Halbäxte (851), d. h. zehn doppelseitige und zehn einseitige Äxte. Der Preis wird fällig, sobald die Taube über dem Mast, an den sie gebunden ist, verschwindet, und das kann geschehen, wenn sie entweder selber tödlich getroffen wird oder wenn die Schnur durchschossen wird und sie mit der durchschossenen Schnur davonfliegt. Je nachdem das Spiel beendet wird, erhält der Sieger den wertvolleren oder den geringeren Preis: durchschießt er die Schnur, so bekommt er die zehn Halbäxte, erschießt er die Taube, so bekommt er die zehn Volläxte [1]). Die zwei Preise schließen also einander aus, und dieses *Entweder-oder* ist etwas derartig Neues, daß wir auch deshalb dieses ganze Stück für jünger halten müssen. Da der zuerst Schießende gegenüber allen Teilnehmern mehr noch als bei den zeitentscheidenden Kampfspielen im Vorteil ist, insofern er ihnen die Möglichkeit nehmen kann, sich überhaupt noch am Spiel zu beteiligen [2]) — wie hier Teukros an und für sich dem Meriones die Beteiligung benahm — ist bei diesem Spiel die Auslosung der Reihenfolge zum mindesten notwendiger als bei den übrigen. Je fester aber diese mit der Szene verbunden ist, desto sicherer ist das Spiel des Taubenschießens dem Ἆθλα-Dichter abzusprechen und als Interpolation aus späterer Zeit anzusehen. — Nach dem Schuß des Teukros werden die Bedingungen für das Gewinnen des Preises von Meriones überboten: Meriones entreißt dem Teukros in Hast den Bogen, schießt nach der bereits frei fliegenden Taube und trifft sie. Dieser Kunstschuß mutet uns recht modern an und wird von uns Modernen gewiß besonders gern gelesen, ja es tut uns leid, gerade mit um dieses modernen Zuges willen dieses Zirkusstück für ganz unecht halten zu müssen: den schlichten Griechen aber, für die die Ἆθλα gedichtet wurden, war solche programmwidrige Überbietung der gestellten Bedingungen fremd. Daß Achilleus entgegen seiner ursprünglichen Absicht nun beide Preise hingeben muß, ist eine Folge dieser Überbietung.

Wie eine Satire klingt es endlich, wenn Teukros nur deshalb die Taube nicht trifft, weil er beim Schießen dem Apollon die Opferung von hundert Schafen zu geloben vergißt und Apollon ihm deshalb zürnt (863—865): soviel war zweifellos selbst der eiserne und selbst der bessere Preis nicht wert, und nach dem Preis bemißt sich immerhin doch auch die Größe des durch den Sieg gewonnenen Ruhmes [3])! Daß die Götter in das Kampfspiel hineingezogen werden, ist nichts Besonderes; darauf wird später noch einzugehen sein; und wenn Meriones seinerseits v. 872 f. aus freien Stücken für das Gelingen seines Schusses eine

[1]) Wilamowitz hat diese Spielbestimmungen mißverstanden, ja sie scheinen mir bisher überhaupt noch nicht verstanden zu sein: Lehrs De Aristarchi studiis Homericis ed. recogn. Lips. 1865 S. 435 könnte sie sonst nicht absurd finden. Rothe, Die Ilias als Dichtung, Paderborn 1910 S. 324 hat sie auch nicht verstanden, sonst würde er sie erklärt und nicht einfach bloß ihre Echtheit behauptet und über die Stelle nur Urteile anderer mitgeteilt haben. Ja der nachahmende Vergil (Aen. V 485 fg.) verstand sie nicht und vergröberte sie; davon, daß er 'in diese Dinge Vernunft' gebracht habe (Lehrs), ist keine Rede.

[2]) So kommt bei Vergil in der Nachahmung dieses Spiels Acestes nicht mehr zum Schuß (V 519 fg.).

[3]) Daß. v. 864 im cod. Townl. fehlt, ist allerdings wohl nur ein Zufall; er allein kann nicht fehlen.

Digitized by Google

Hekatombe Schafe gelobt, braucht uns das nicht zu wundern: ihm konnte ja aus irgendeinem persönlichen Grunde viel am Sieg liegen Wohl aber ist es übertrieben, wenn 863 fg. solches Gelübde als unerläßliche Bedingung für das Gelingen des Schusses gefordert wird. Alles das zeigt die Fremdartigkeit des Taubenschießens.

Vom Dichter nicht recht durchdacht ist es, daß der Pfeil dicht vor dem Schützen wider zur Erde fällt (877 *πρόσθεν Μηριόναο πάγη ποδός*): danach müßte die Taube nach dem Schuß des Teukros auf die Achaier zu geflogen sein, so daß Meriones fast senkrecht schießen mußte; tödlich getroffen, hat die Taube dann noch bis zu einem Mast (doch wohl zu dem, an den sie ursprünglich gebunden war) zurückfliegen und sich noch auf ihn setzen können, fällt dann aber tot zu Boden. Indessen derartige Unwahrscheinlichkeiten wären auch dem Dichter der *Ἆθλα* wohl zuzutrauen. Auffällig aber ist es, daß mit dem Pfeilschießen ohne weiteres ein Wettstreit für Nichtgriechen angesetzt wird; denn das war nicht eine Kunst, die von den Griechen selber geübt wurde. An diesem Spiel beteiligen sich dann tatsächlich nur zwei Nichtgriechen: Teukros war Asiate (s. Wilamowitz, S. 49, Anm. 1), Meriones Kreter. Bewiesen wird die Unechtheit freilich allein durch die ersten Gründe, aber die letzten Auffälligkeiten kommen immerhin bestätigend hinzu. — Formal fallen das Hypermetron 854 f. und die im Gegensatz zu den übrigen Reden uneingeleiteten Worte des Achilleus 855 fg. auf.

Von den übrigen Spielen halte ich die Darstellungen des Faustkampfes (653—699) und des Ringkampfes (700—739) für spätere Einlagen, die ihr Dasein dem scheinbaren Versprechen dieser zwei Wettkämpfe seitens des Achilleus v. 621 verdanken. Beide Kämpfe sind für eine beliebige Anzahl Teilnehmer berechnet, würden dann aber zur Feststellung des endgültigen Siegers einer fortgeschrittenen Spieltechnik bedürfen, wie sie den einfachen Anordnungen der übrigen Kampfspiele durchaus noch nicht eigen ist[1]). Mag es Faust- und Ringkampf als paarweise Einzelspiele schon gegeben haben: als einheitliches Gesamt- und Preisspiel hat eben wegen dieser spieltechnischen Schwierigkeit weder das eine noch das andere zur Zeit des Dichters schon bestehen können.

Nun aber erwähnt der Dichter 621 und 634 f. doch Faust- und Ringkampf als Spiele eines gymnischen Agon, gerade als sei es doch schon möglich gewesen, einen endgültigen Sieger auszumachen, und es scheint, als ob keine spieltechnischen Bedenken der relativen Echtheit beider Spiele im Wege ständen. Von der Kypseloslade (Paus. V 17, 9 f.), bei der jedoch Gründe bildnerischer Darstellungskunst mitgewirkt haben können, und von den Patroklosspielen abgesehen, lehrt indessen die Beobachtung, daß Faust- und Ringkampf mit gewisser Zähigkeit am Anfang der Spiele festsitzen; in den Ψ 630 erwähnten Amarynkeusspielen standen sie an erster Stelle, desgleichen nennt sie Achilleus 621 als erste, und es ist nicht unbedingt nötig, anzunehmen, daß Achilleus, wenn auch 621 fg. um der Verse 634 fg. willen stehen, auch äußerlich der 634 f. gegebenen Reihenfolge habe entsprechen wollen: der 636 f. gegebenen Reihenfolge des Wett-

[1]) Die Odyssee tut so, als ob sie bereits aus einer Mehrzahl den endgültigen Sieger in Ring- und Faustkampf feststellen könne: Θ 127, 130.

Digitized by Google

laufs und Speerwurfs entspricht er 622 f. auch nicht. An erster Stelle festzusitzen scheinen mir Faust- und Ringkampf dort, wo es sich um Preiskämpfe handelt; im Ψ und bei Xenophon (An. IV, 8), wo keine Preise verteilt werden sollen, ist ihr Platz dagegen beliebig. Aus diesen Beobachtungen heraus[1]) möchte ich vermuten, daß der Preiskampf der Griechen mit den Paarkämpfen des Faust- und Ringkampfes begann und daß nur, wer aus ihnen als Sieger hervorgegangen war, sich an dem nächsten Spiel des Agon beteiligen durfte, und im Prinzip durfte auch nur wider, wer dort gesiegt hatte, am darauffolgenden Spiel teilnehmen. Da jedoch schon in Wettlauf und Lanzenwurf nur ein einziger als Sieger hervorging, mußte offenbar die weitere Beteiligung außer dem Sieger einer Anzahl anderer, die dem Sieg nahe gekommen waren, gestattet sein. Natürlich war bei solchen Bestimmungen dem Zufall wider Raum gegeben, denn manch einer mochte in Faust- und Ringkampf unterliegen und von weiterer Beteiligung ausgeschlossen werden, der einen zufällig anderen Gegner unter den aufgetretenen Preisbewerbern besiegt hätte, und umgekehrt mochte mancher siegen und zu weiterer Beteiligung zugelassen werden, der einem anderen Partner unterlegen wäre. Der Zufall der Paarung wäre indessen nicht größer als der Zufall des Hintereinander im Wettlauf. Für den gesamten Agon gab es nur einen Preis, und ihn errang, wer im letzten Spiel Sieger blieb. Daher vermag Nestor wohl anzugeben, wen er im Faust- und Ringkampf überwunden hat, und ebenso wird andrerseits nicht gesagt, daß er im Wettlauf und im Speerwerfen allen anderen überlegen gewesen sei; ja gerade daraus, daß er die Gegner mit Namen nennt, die er zu überwinden vermochte, im besonderen daraus, daß er mehrere nennt, die er im Speerwerfen übertraf, darf mit völliger Sicherheit geschlossen werden, daß er eben nicht alle Mitspielenden besiegte. Auch hat er, da er nicht im letzten Spiel Sieger blieb, den ausgesetzten Preis nicht erhalten. Dieses letzte Spiel pflegte ein mit Hilfe von Pferden ausgetragener Wettkampf zu sein: Wagenrennen, Wettreiten (bei Xenophon), Reigen (bei Vergil). Die Reihenfolge: Faustkampf, Ringkampf, Wettlauf, Speerwurf, Wagenrennen gründete sich also, wenn obige Ansätze richtig sind, nicht allein auf ästhetische Rücksichten, insofern sie eine Steigerung von rein körperlichen Spielen über Gerätespiel (Speer, Diskus) zu einem Kampfspiel mit Pferden bedeutete: sie entsprach in der Vorwegnahme des Faust- und Ringkampfes auch praktischen Erwägungen der Spieltechnik[2]).

[1]) Es wäre wünschenswert, diese Beobachtungen und Folgerungen an reichlicherem Material nachzuprüfen.

[2]) Daß die Trennung rein körperlicher Spiele von Gerätespielen bewußt empfunden wurde, geht aus Xenophon hervor, der von Abhaltung nur rein körperlicher Spiele und eines Pferderennens berichtet. Im Ψ ist das veranstaltete Spiel kein Preisspiel, daher vielleicht hielt es die steigende Linie eines festlichen Agon nicht inne. Im übrigen scheint das Ψ nicht den Grund zu sicheren Folgerungen abzugeben, da es auch sonst allerlei annimmt, was sicherlich nicht den Verhältnissen der Wirklichkeit entsprach: so bringt es den Ringkampf vor dem Faustkampf und reißt noch dazu diese beiden untrennbaren Spiele voneinander. So glaube ich denn auch nicht, daß die 127, 130 angenommene Möglichkeit, einen einzelnen Gesamtsieger in Ring- und Faustkampf ausfindig zu machen, Wirklichkeitsverhältnissen entsprach. Das Ψ scheint mir die Wettläufe

Digitized by Google

Der Ἆθλα-Dichter konnte, da er jedes Einzelspiel zu einem Gesamt- und Preisspiel machen wollte, mit Faust- und Ringkampf wegen der Unmöglichkeit, je einen Sieger auszumachen, nichts anfangen. Darum ersetzte er sie durch andere Spiele und änderte nun natürlich auch die Reihenfolge der Spiele. Den eigentlichen Höhepunkt eines Agon, das Wagenrennen, nahm er voran, und da er sich der schlechten ästhetischen Wirkung einer fallenden Linie der Darstellung wohl bewußt war, griff er nach einem neuen Stilmittel: er schuf im ersten, dritten und fünften Spiel drei Höhepunkte, er ordnete symmetrisch; darüber s. S. 79.

Der Eindichter hat zweifellos nach den Worten des Achilleus v. 621 einen Faust- und einen Ringkampf vermißt und hat nach der Weise jüngerer verbesserungssüchtiger Rhapsoden die beiden zu fehlen scheinenden Kämpfe nachgedichtet und eingelegt. Nun mußte er die vom Dichter der Ἆθλα glücklich vermiedene Schwierigkeit zu meistern suchen. An der junges Epigonentum verratenden Künstelei, mit der er sich hilft, läßt sich aufs allerdeutlichste erkennen, daß es auch ihm und seiner Zeit noch unbekannt war, wie aus Paarkämpfen der endgültige Sieger festgestellt werden könne. Der Eindichter läßt nämlich sowohl für Faust- als für Ringkampf die Aufforderung zur Beteiligung nur an je zwei ergehen: 659 ἄνδρε δύω usw., 707 πειρήσεσθον. Wenn außer für je einen Sieger auch nur für je den einen Besiegten Preise ausgesetzt werden (654—656, 702—705), wo man doch mit einer die Zahl der Sieger noch übertreffenden Anzahl von Besiegten hätte rechnen müssen, so zeigt dies erst recht die Künstelei, die diesen beiden Spielen anhaftet.

Ferner erregt bei aller Gefühlsseligkeit, die auch der eigentliche Ἆθλα-Dichter über seine Dichtung ausgegossen hat, der nur in diesen zwei Stücken zum Ausdruck gebrachte Gedanke eines für den Unterlegenen ausgesetzten Trostpreises mit Recht Zweifel an ihrer Echtheit. Zu welchen Ungereimtheiten tatsächlich die Einführung eines Preises für den Besiegten geführt hat, zeigt der Ausgang des Faustkampfes: blutig geschlagen, besinnungslos erhält Euryalos[1]), der sich mit hängendem Kopf nach seinem Sitz hat schleppen lassen müssen, aus den Händen der offenbar ob des erworbenen Gewinnes freudestrahlenden Gefährten den für den Besiegten bestimmten Becher! Der Eindichter hat natürlich an einen ersten und zweiten Preis, wie ihn mit einer Ausnahme die übrigen Spiele bringen, gedacht, ist aber durch die Art der von ihm eingeschalteten Spiele damit in Verlegenheit gekommen. Vielleicht haben ihn die Absicht des Achilleus, dem beim Wagenrennen verunglückten Eumelos einen Preis zuzuerkennen (537 f.) oder v. 809 (darüber s. S. 74), vielleicht direkt noch das λοισθήιον 751, 785 λοισθήιον ἄεθλον auf den Gedanken des Trostpreises gebracht; diese Stellen sollten jedoch keinen Trostpreis für den Besiegten, sondern einfach den letzten, den dritten Preis bedeuten.

---

ungeordnet durcheinander gewirbelt zu haben. Ψ 621 fg. handelt es sich dagegen nicht um ein wirklich abgehaltenes Spiel, sondern um die Fingierung eines solchen.

[1]) Euryalos erscheint in der Odyssee als Phaiake und ist dort Sieger im Ringkampf (Θ 127). Von dort mag er als eine bei Wettspielen beliebig verwendete Figur ins Ψ gekommen sein.

Digitized by Google

Umgekehrt paßt es zu der gefühlvollen Art des Dichters nicht, daß Epeios trotz seiner unheimlichen Prahlerei (667—675) den unbestrittenen Sieg über seinen Gegner davonträgt und daß nicht um den Ruhm, sondern um den Gewinn gekämpft wird (717 f.). Dabei fällt, wie Rothe l. l. 324 bemerkt, die Geringwertigkeit des Faustkampfpreises auf.

Endlich besitzt Odysseus auch für den Αἴας-Dichter noch nicht die überragende Körperkraft, daß er sie mit anderen, geschweige denn mit Aias hätte messen können. Für die älteren Dichtungen ist Odysseus nur gewandt, behende; daher läßt ihn der eigentliche Αἴας-Dichter im Wettlauf siegen. Ein größeres Maß von Körperkraft legen ihm erst die jüngeren Dichtungen bei, und so gehört der Ringkampf der Αἴας in die Entstehungszeit der Odyssee, in der Odysseus auch der Starke ist[1]).

Die Widerholung gewisser Wendungen nur innerhalb des Faust- und Ringkampfes (653 πυγμαχίης ἀλεγεινῆς θῆκεν ἄεθλα — 700 f. θῆκεν ἄεθλα παλαισμοσύνης ἀλεγεινῆς; 664 ὣς ἔφατ', ὦρνυτο δ' — 708 ὣς ἔφατ', ὦρτο δ') gestattet gleichfalls den Rückschluß auf gemeinsame Autorschaft dieser beiden Stücke und eben wider auf eine den übrigen Spielen gegenüber fremde Autorschaft. Umgekehrt aber sprechen auch gewisse, mit den übrigen Szenen gemeinsame Stileigenheiten (z. B. die Vorliebe für kurze Parenthesen) nicht gegen die Annahme von Interpolationen: Nachahmung in allen möglichen Dingen, die Stilistik natürlich nicht ausgenommen, ist ja gerade Hauptkennzeichen einer Interpolation. Tatsächlich werden sich unsere beiden Stücke als Nachahmungen erweisen. Der positive Nachweis hierfür kann indessen einzig vom Inhalt ausgehen. So stammt die auffällige Forderung von nur zwei Kämpfern aus dem Waffenkampf zwischen Aias und Diomedes (798—825). Daß sich für dieses höchst gefährliche Spiel nur wenige Teilnehmer finden werden, kann erwartet werden; daß Achilleus deshalb nur zwei Kämpfer auffordert und nicht das Leben mehrerer Helden riskieren will, wundert niemanden, das ist vielmehr nur natürlich. Eine spieltechnische Schwierigkeit wird daher hier auf durchaus natürliche Weise vermieden. Hier gibt es also mit Recht nur einen Sieger und einen Besiegten, und daß bei diesem gefahrvollen Spiel auch der Unterliegende einen Preis bekommen soll und bekommt, ist angemessen. Der Ausdruck ist trotzdem so gewählt, daß nicht von vornherein von einem Preis für den Besiegten die Rede ist; die beiden Helden, die sich melden werden, sollen vielmehr wegen ihres gleichen Mutes zu diesem gefährlichen Spiel zunächst mit einer als gemeinsamer Besitz gedachten Gabe[2]) und einem Festmahl beschenkt und geehrt werden (809 f.), und dann soll obendrein der Sieger einen besonderen Preis erhalten. Der Nachahmer hat daraus dann einen Sieges- und einen Trostpreis gemacht.

Allein als Nachahmung des Waffenkampfes zwischen Aias und Diomedes erklärt sich eine weitere Stelle innerhalb der Szene des Ring-

[1]) Hierüber sieh meine Ausführungen: Zwei alte Odysseuslieder in der Ilias. Sokr. V (1917) S. 110.

[2]) ξυνήια so auch A 124.

Digitized by Google

kampfes. Achilleus hält es ohne berechtigenden Anlaß für gut, den Ringkampf für unentschieden zu erklären, muß sich nun aber natürlich besonders über die Preisverteilung äußern. Das tut er nur mit den Worten: *ἀέθλια δ' ἴσ' ἀνελόντες ἔρχεσθ'* (736f.), und dem Leser bleibt es überlassen, sich die Preisverteilung auszumalen, wie er Lust hat; in den Iliaskommentaren, die die Stelle erklären müssen, findet man dann die Meinung vertreten, Achilleus habe beiden Kämpfern je einen Dreifuß — eben je einen ersten Preis — gegeben. Die ganze Stelle ist dem Ausgang des Waffenkampfes (823) nachgebildet[1]), wo die Achaier — nicht Achilleus allein und eigenmächtig — aus berechtigter Furcht für das Leben eines ihrer tüchtigsten Helden dem Kampf ein Ende gebieten, ihn aber nicht einmal für unentschieden zu erklären brauchen. Daß Aias dabei dem ebenso heldenhaften Diomedes nicht völlig gleichwertig erscheint, tut seinem Ruf nicht den geringsten Abbruch. Daß der Nachahmer ihn jedoch nicht einmal über Odysseus im Ringkampf siegen läßt, verträgt sich mit dem Ruf des Aias nicht. — Bestimmungsgemäß (809) wird die Rüstung des Sarpedon den beiden Kämpfenden zu gemeinsamem Besitz übergeben: 823 *ἐκέλευσαν ἀέθλια ἴσ' ἀνελέσθαι*. Beim Nachahmer hat diese Wendung keinen Sinn: Dreifuß oder Sklavin oder beides zusammen als gemeinsamer Besitz hat zu wenig praktischen Wert. Alles ist also in der Szene des Zweikampfes in ebenso schöner Ordnung wie im nachgebildeten Ringkampf in heller Unordnung. Verständnislose Nachahmung ist es auch, wenn v. 740 *Πηλεΐδης δ' αἶψ' ἄλλα τίθει ταχύτητος ἄεθλα* mit v. 700 nachgebildet erscheint. Dieses *ἄλλα* soll doch offenbar bedeuten: ein zweites Mal, einen zweiten Kampf, was sich daraus ergibt, daß es zur Einführung keiner weiteren Spiele verwendet wird; der Nachahmer aber gibt ihm die Bedeutung 'anderer' und verbindet es v. 700 unachtsam mit *τρίτα*: *Πηλεΐδης δ' αἶψ' ἄλλα κατὰ τρίτα θῆκεν ἄεθλα*. — Endlich verrät einen anderen Dichter die ungewandte doppelte Nennung der für den Faustkampf ausgesetzten Preise: 654, 656 und 662, 663.

Das Wesen des Nachahmers, besondere Verhältnisse zu übersehen und sich nur an das rein Äußerliche wie hier im Ringkampf an das Abbrechen des Spieles zu halten, ist aus der Betrachtung des vorliegenden Faust- und Ringkampfes ganz besonders deutlich geworden.

Durch Ausschaltung von Faust- und Ringkampf werden zugleich auch allerlei Übelstände beseitigt, die sich durch sie für die Gesamthandlung des Ψ ergeben hatten: es tritt nun auch Odysseus nach der Anstrengung des Ringens mit dem großen Aias nicht sofort wider zum Wettlauf an; der unerfüllte Wunsch des Achilleus, es möchten sich nun andere Achaier um Preise bewerben (737), verschwindet; der mächtige Aias geht nicht mehr zweimal als Unterliegender hervor[2]).

Die übrigbleibenden fünf Wettkämpfe, die ich ihrer Entstehung nach für eine Einheit und für relativ echt — 'relativ', da sie innerhalb

[1]) Merkwürdigerweise hielt Lehrs l. l. 435 v. 736 für das Vorbild, 809, 823 für die Nachahmung.

[2]) Über sein drittes Unterliegen im Scheibenwurf ist S. 78 die Rede.

Digitized by Google

der Ilias ja unechte Interpolation sind — halten möchte, tragen in manchen Zügen noch einen besonderen Stempel höheren Alters, relativer Echtheit an sich. So stattet der Dichter die Personen, die er auftreten läßt, und die Dinge, mit denen und um die sie kämpfen, in alt-epischer Weise mit irgendwelchen Beschreibungen, sei es ihrer selbst, sei es ihrer Herkunft oder ihres Wertes aus. Von den Personen werden uns durch Mitteilungen aus ihrem früheren Leben bekannter gemacht und näher gebracht: Eumelos 288f., Antilochos 301f. 756, Idomeneus 450, Meriones 888. In Idomeneus und Meriones stellt der Dichter ein auch sonst im Epos bekanntes Freundespaar zusammen. Von den zu den Spielen verwendeten Gegenständen werden ausführlicher behandelt die Rosse des Diomedes (291f.), des Menelaos (294—300), des Antilochos (303f.) und die Wurfscheibe (826—835), die zugleich Preis ist. Auf die ausgesetzten Preise geht der Dichter genauer ein bei den drei ersten Preisen für das Wagenrennen (263—268), bei Panzer und Schwert des Asteropaios (560—562, 807f.), dem silbernen Mischkrug (741—747)[1]), der Rüstung des Sarpedon (800), die nach *P* 162f. besonders prächtig gewesen sein muß, der Wurfscheibe (826—835), dem Kessel (885). Die jüngeren Partien bringen derartiges nur in sehr geringem Maße, und was dort in dieser Beziehung gesagt wird, verrät durch Inhalt und durch Form die gewollte Nachahmung. Belanglos sind die Angaben über das Maultier (654f.) und den Dreifuß (702f.); die Worte, die 860 über Meriones gesagt werden, sind von 888 hierher verpflanzt, und die der Nennung des Epeios vorweggehende furchterregende Schilderung dieses Mannes (664f.) ist gar nicht nach Art des Ἄθλα-Dichters. Die Bewertung der Sklavin (705 πολλὰ δ' ἐπίστατο ἔργα) erinnert an 263 ἀμύμονα ἔργα ἰδυῖαν, und überhaupt sind Dreifuß und Sklavin (702fg.) vom Wagenrennen hergenommen, wo sie zusammen den ersten Preis ausmachen (263f.). Besser muten nur die Bemerkungen aus der Vorgeschichte des Euryalos (677—680) an; solche Angaben stammen indessen zweifellos aus anderen Dichtungen. Sie finden sich daher auch in den echten Stellen der Ilias, und man kann mithin hier nur von echter Art des Komponierens reden, nicht aber von einer vorliegenden selbständigen dichterischen Erfindung des Interpolators.

Von den verbliebenen fünf Preiskämpfen bedürfen das Scheibenwerfen (826—849) und das Speerwerfen (884—897) je einer besonderen Betrachtung. Vers 826 wird eine eiserne Scheibe als Preis herbeigetragen, alter Gewohnheit gemäß ihre Herkunft erzählt und ihr Wert von Achilleus selber dargetan; aber was für ein Spiel veranstaltet werden soll, sagt er nicht. Auch beim Speerwerfen (884—897) wird nichts über die Art des verlangten Spiels gesagt und auch einfach nur eine Lanze und ein Kessel als Preise ausgesetzt. Auch die Lanze mußte von den Hörern zunächst nur als Preis aufgefaßt werden, denn sie wird vom

[1]) Die Lösung des Lykaon durch Euneos ist eine ältere Sage, wie das Vorkommen auch *Φ* 40f. beweist. Die Herkunft des Mischkrugs von dort ist für das *Ψ* erfunden, denn *Φ* 79 sagt Lykaon, er habe dem Achilleus einen Wert von 100 Rindern eingebracht; einem solchen Wert kann aber doch nicht gut ein einziges Rind als zweiter Preis im Wettspiel entgegengestellt werden.

Digitized by Google

Dichter mit einem bereits früher verwendeten Verse (798) eingeführt, in dem aber war sie Preis. Das selbe mußte aus dem parallelisierenden *μὲν — δὲ: κατὰ μὲν δολιχόσκιον ἔγχος, κὰδ δὲ λέβητ'* erschlossen werden. Auffällig ist, das hier das einzige Mal der geringere Preis vor dem wertvolleren — daß ist selbstverständlich der Kessel — genannt erscheint. Schuld daran ist zunächst die Art epischer Dichter, im besonderen auch des *Ἆθλα*-Dichters, der gern die selben Verse öfter verwendet (s. S. 69) und hier einen spieleinleitenden Vers widerholt, den er natürlich auch nur wider an einleitender Stelle verwenden konnte. Eine Lanze war nun wohl zu wenig wertvoll, als daß sie durch einen zweiten Siegespreis hätte unterboten werden können, und war zu geringwertig, als daß sie ausgerechnet Agamemnon als Siegespreis überreicht werden durfte. Indessen erkärt sich die Umkehrung der Reihenfolge noch aus einem weiteren Grund. Als Achilleus das Spiel abbricht (890), bezeichnet er nur den Kessel als Preis (892 *τόδ' ἄεθλον*), und dem Meriones die Lanze zu überweisen, macht er von der Einwilligung des Agamemnon abhängig[1]). Es ist also die Lanze von vornherein gar nicht als Preis gedacht gewesen. Dann aber durften Speer und Kessel nicht zusammen genannt werden; es mußte, da ja an und für sich ein Speer auch als Preis ausgesetzt wird (798, allerdings nicht für sich allein) auf 884 etwas folgen, was ihn nur als Kampfzeug, nicht aber auch als Preis erscheinen ließ, und das war eben die vermißte Angabe über die Art des neuen Spiels. Es liegt hier also eine erkennbare Lücke vor. Damit ist die auffallende Verkehrung der Reihenfolge der Preise nochmals und vollständig erklärt: in einer älteren Fassung hat es eine Reihenfolge der Preise bei diesem Spiel überhaupt nicht gegeben, da sie nur einen Preis kannte, ganz wie das Scheibenspiel. In dieser ursprünglichen Fassung war alles in schönster Ordnung: der Speer wurde zum Wettkampf herbeigetragen, das verlangte Spiel, war es angesichts des zum Kampf herbeigebrachten Speers auch noch so selbstverständlich, beschrieben, der eine Preis ausgesetzt, und dann folgten — wie in dem erhaltenen Text — der Abbruch des Spiels, die Ehrung des Agamemnon, die Verleihung der Lanze an Meriones. Wenn hier demnach eine Verkürzung vorliegt, so ist die ganze Stelle nicht erst für die Ilias entstanden, stammt dann vielmehr aus einer anderen Dichtung, in der sie unverkürzt gestanden hat. Die Verkürzung ist vorgenommen, damit der Umfang der *Ἆθλα*-Interpolation nicht gar zu große Dimensionen annahm. Damit haben sich interessante Blicke in eine Interpolatorwerkstatt und auf die Mannigfaltigkeit der in ältester Zeit umlaufenden Epen aufgetan.

Eine gleiche Verkürzung hat das Spiel des Scheibenwurfs erfahren. Zu dessen Beginn mußte ebenfalls etwas über das geforderte Spiel gesagt sein; mochte es angesichts der Scheibe ebenfalls auch noch so selbstverständlich sein: die Hauptsache, auf die es hier ankam, die Bedingungen des geforderten Spiels verlangten eine Äußerung. Das

[1]) Das *εἰ σύ γε σῷ θυμῷ ἐθέλοις* 894 ist nur auf die Überweisung des Speeres an Meriones, nicht auf die Gesamtentscheidung des Achilleus zu beziehen; denn daß Agamemnon sich die außerordentliche Ehre ohne langes Bedenken und gern gefallen ließ, ist selbstverständlich.

Digitized by Google

Scheibenspiel läßt jedoch noch ein weiteres vermissen. Epeios schwingt die Scheibe, ganz wie es Brauch ist, und schleudert sie dann fort (840); darüber lachen unbegreiflicherweise alle Achaier: es muß hier noch etwas gestanden haben, was die Zuschauer zum Lachen reizte. Welcher Art das war, können wir nach unserem Text nicht mehr erkennen; vermutlich aber mißglückte dem ruhmredigen (vgl. 667 fg.) Epeios der Wurf in der Weise des ebenfalls verlachten zweiten Aias (774, 784). — Endlich heißt es vom Wurf des Aias 843: *ὑπέρβαλε σήματα πάντων*. Mit *πάντες* sind hier nur zwei Personen, ja wenn Epeios ausscheidet, nur eine Person, Leonteus, bezeichnet, über die Aias siegt. Das *πάντων* steht also ganz unberechtigterweise, es steht außerdem auch vorzeitig, da ja noch gar nicht alle, die sich gemeldet haben, ihren Wurf getan haben: es fehlt noch Polypoites. Beim Wagenrennen werden die sämtlichen übrigen Teilnehmer im Gegensatz zu Diomedes und im Gegensatz zu Meriones nur mit *ἄλλων* bezeichnet (399, 532), offenbar weil die Anzahl — es sind vier — zu gering für ein *πάντων* erschien. Von Euryalos heißt es 680 *πάντας ἐνίκα Καδμεΐωνας*, vom Diskos des Odysseus *ὑπερέπτατο σήματα πάντων* (Od. Θ 192): hier sind mit *πάντας* und *πάντων* eine nicht genannte große Anzahl von Thebanern und Phaiaken gemeint, ebenso Θ 121, 127, 128, 129; auch *ἁπάντων* Ψ 890 bezeichnet die Gesamtmenge der Achaier. Das *πάντων* Ψ 843 weist also darauf hin, daß im vorhergehenden widerum etwas ausgefallen ist. Weiter aber ist eine Zusammenfassung aller übrigen Kämpfer, wie hier durch *πάντων* geschieht, nur am Abschluß der Szene, nur gegenüber einem Extrem berechtigt, sei dies der endgültige Sieger[1]), sei es der letzte Besiegte[2]). Daher berechtigt 843 *πάντων* zu dem Schluß, daß der Wurf des Aias das Scheibenwerfen ursprünglich beendet hatte und daß Aias in ihm Sieger blieb. Ein Scholiast, der all diese Dinge fühlte, hat v. 843 athetieren wollen; dann aber würde Aias aus keinem der beiden Spiele, an denen er sich beteiligte, mit irgendwelcher Auszeichnung hervorgegangen sein, und das mußte der Gewaltige zum mindesten denn doch. So müssen wir denn das Auftreten des Polypoites als eine vom *Αἰάς*-Dichter aus irgendeinem unerkennbaren Grunde vorgenommene Erweiterung seiner Vorlage ansprechen. Hier hat der Dichter also nicht nur Bestandteile einer fremden Dichtung übernommen, hier hat er vielmehr Bestandteile aus mehreren Dichtungen übernommen und zusammengesetzt. In dem der Hauptsache nach übernommenen Spiel, in dem Aias siegt, gab es den Polypoites nicht.

Das Spiel des Scheibenwurfs ist das einzige, in dem die Wettkämpfenden nicht in der Reihenfolge ihrer Meldung zum Wettkampf antreten, und das trotz des ausdrücklichen *ἐξείης* 839: der zuletzt genannte Epeios wirft als erster den Diskos. Nun kommt es ja beim Diskoswerfen als einem allein raumentscheidenden Spiel gar nicht auf eine Reihenfolge an. Wir dürfen daher annehmen, daß in echten Darstellungen von Wettkampfspielen beim Diskoswerfen keine Reihenfolge des Antretens

[1]) Sieh die eben angeführten Odysseestellen.
[2]) Ψ 532 geschieht dies durch *ἄλλων*.

Digitized by Google

mitgeteilt wurde. Da der Ἆθλα-Dichter einerseits eine Vorlage benutzt hat, andererseits die von ihm selbst gegebene Reihenfolge des Antretens umstößt, darf gefolgert werden, daß seine Vorlage die Wettkämpfenden nicht in der selben Reihenfolge sich hatte melden und antreten lassen, daß die Reihenfolge beim Antreten vielmehr eine unsachgemäße Erfindung des Ἆθλα-Dichters ist. Erfunden hat er sie, um die Szene des Diskoswerfens stilistisch den übrigen Wettkämpfen anzugleichen. Seine Vorlage hat also eine Bestimmung über das zu veranstaltende Spiel gehabt, hat ferner eine Vielheit von Teilnehmern am Diskoswerfen gekannt, unter denen die hervorragendsten, vielleicht allein mit Namen genannten Epeios, Leonteus und der Telamonier Aias waren; diese sind dann zwar in dieser Folge nicht von vornherein angetreten, wohl aber zum Wurf gekommen, und Aias blieb der Sieger. Der Ἆθλα-Dichter hat die Spielankündigung gestrichen, hat dann aus rein äußeren Gründen ein schablonenhaftes, unangebrachtes ἔξειης in die Szene hineingetragen und damit eine Reihenfolge des Antretens erfunden, hat diese aber selbst nicht innegehalten, ja ein zweites Mal durchbrochen, als er aus einer andern Vorlage die Figur des Polypoites mit hineinverarbeitete.

Die fünf Spiele[1]), die in dem Ἆθλα-Dichter ihren Verfasser und Bearbeiter haben, gliedern sich in zwei Laufspiele (Wagenrennen, Wettlaufen) und zwei Wurfspiele (Scheibe, Speer)[2]); zwischen diesen Paaren, deren eines im eröffnenden Wagenrennen, das andere im abschließenden Auftreten des Agamemnon, des obersten Heerführers, gipfelt, steht als dritter eigentlicher Glanz- und Höhepunkt der Zweikampf der beiden größten Helden im Achaierlager: des Aias und des Diomedes. Äußerlich erweist sich die Zusammengehörigkeit von Wagenkampf und Wettlauf durch das in beiden Darstellungen gebrauchte ἐν χείρεσσι (χερσὶ) τιθέναι 565, 597, 624, 797 (s. unten S. 85), die Zusammengehörigkeit von Wagenkampf und Speerstechen durch die Gleichartigkeit des Wortlautes von 291 f., 560 und 800, 808. Alle fünf Spiele dürfen des weiteren für zusammengehörig erachtet werden wegen ihrer symmetrischen Anordnung, die zweifellos ebenso beabsichtigt ist wie die besondere Ehrung des Agamemnon zum wirkungsvollen Abschluß der Spiele (darüber s. S. 84 f.). Solche symmetrische, überhaupt stilistische Wirkungen gab es zur Zeit, als die echten Teile der Ilias entstanden, noch nicht; sie werden wie einerseits zum Beweis der Zusammengehörigkeit des symmetrisch Angeordneten, so doch auch zum Beweis der späteren

[1]) Kampfspiele treten gern in der Fünfzahl auf: fünf bleiben hier als ursprünglich bestehen, vier nennt Achilleus zum Wagenrennen hinzu 621—623, fünf nennt Nestor 634—638, fünf sind es auch bei den Phaiaken in der Odyssee Θ 120—130 und auch Xen. An. IV 8, 27, wenn das παγκράτιον als eine Zusammenfassung von Faust- und Ringkampf nicht besonders gezählt wird; fünf Spiele sind es auf der Kypseloslade, und fünf Spiele sind mit Absicht und Bewußtsein, insofern das Vorbild Ψ ja acht Spiele bot, auch von Vergil Aen. V 104 fg. angeführt, wenn der Troiareigen — und das muß er doch, selbst ohne daß er Preisspiel ist — mitgezählt wird. Stereotyp wurde die Fünfzahl im Pentathlon, dessen einzelne Spiele indessen gewechselt zu haben und von Fall zu Fall immer erst festgesetzt zu sein scheinen.

[2]) Speerwerfen beim Wettkampf ist auch dem Dichter von Π 590 bekannt.

Digitized by Google

Entstehung der Ἆθλα[1]). Rein äußerlich fällt die einfache Aneinanderreihung der einzelnen Spiele auf, die ohne jede Verwebung nebeneinanderstehen, und die Gleichmäßigkeit ihrer Verknüpfung: immer kehrt dabei das θῆκε, meist sogar das Πηλεΐδης θῆκε beim Beginn eines neuen Spieles wider (263, 740, 798 f., 826, 884/6; auch in den jüngeren 653, 700, 850), und jedes Spiel beginnt der Dichter mit dem Aussetzen der Preise. Auch sonst widerholt der Dichter gern seine eigenen Verse, wenn er sie zum zweitenmal verwenden kann: 358 = 757, 753 = 831, 798 = 884, 754 ähnlich 836 usw. Widerholt läßt er dieselben Helden zu den einzelnen Spielen antreten: Diomedes, Antilochos, Meriones, den Telamonier Aias. Später — schon in der Odyssee Θ 111—130 — ist es ja Sitte, daß sämtliche Kämpfer an sämtlichen Spielen teilnehmen. Wenn aber nicht eine Reihe von Spielen zu einem Gesamtspiel zusammengefaßt ist, sondern wie im Ψ lauter Einzelspiele veranstaltet werden, erscheint es etwas armselig, daß der Dichter oft wider nach denselben Teilnehmern greift, gleich als gäbe es deren nicht mehr in dem großen Achaierheer. Ungeschickt ist es, daß der Dichter beim Wagenrennen und beim Wettlaufen gerade nur so viele Preise aussetzen läßt, als sich Teilnehmer am Spiel melden werden. Das benimmt dem Hörer oder Leser die Vorstellung, daß sich beliebig viel oder wenig am Spiel beteiligen können[2]), und es ist spaßig, wie sich der Dichter dadurch einmal selbst in Verlegenheit bringt: beim Wagenrennen bleibt infolge des Sturzes des Eumelos ein Preis übrig. Alle diese Besonderheiten aber erweisen aufs deutlichste die untrennbare Zusammengehörigkeit der fünf als ursprünglich ausgemachten Spiele.

Das Gedicht der Ἆθλα zeigt endlich einen ganz neuen, der Ilias sonst fremden Zug: der Dichter macht bewußt edle Seelenstimmungen zum Ausgangspunkt für Reden und Tun seiner Helden und gibt dadurch dem Liede etwas Unepisch-Weichliches, damit widerum die späte Entstehungszeit der Dichtung dokumentierend. Als Eumelos infolge seines Unglücksfalles bei weitem als letzter und mit zerbrochenem Wagen zum Abfahrtspunkt zurückkommt, wird Achilleus (534 fg.) von solchem Mitleid ergriffen, daß er ihm den zweiten Preis, den er ohne seinen Unfall gewonnen hätte, unter Übergehung des Antilochos, Menelaos und Meriones doch überreichen will; die Achaier stimmen dem sämtlich zu, da sie vom selben Gefühl erfaßt sind (539, 540), und als Antilochos energisch widerspricht, erhält Eumelos zum Trost als besonderes Geschenk den Panzer des Asteropaios (560 – 565). Solche Stimmung ist ungriechisch, beim Spiel sind die Griechen Egoisten, ja muß es mehr oder weniger jeder sein. Die selbe Weichheit des Gemüts zeigt Antilochos, der zuerst trotzig auf der δίκη und auf seinem Preis besteht (542—554), dann aber, als Menelaos ihn der Unredlichkeit überführt (570—585), diesem voll Reue und bitterer Selbstanklagen den Preis überläßt und sich oben-

[1]) Dagegen gab es bereits eine Regelmäßigkeit in Abwechslungen wie z. B. in den Gleichnissen Χ 139 fg.; doch will ich darauf hier des näheren nicht eingehen.

[2]) Ähnlich nimmt Κ 38, 206 auf später Dargestelltes Bezug; darauf macht aufmerksam Wilamowitz 62.

Digitized by Google

drein zu weiterer Buße in umfangreichster Weise bereit erklärt (586—595). Gegenüber diesem Zugeständnis erweicht sich widerum das Gemüt des Menelaos (597 f. τοῖο δὲ θυμὸς ἰάνθη, 600 θυμὸς ἰάνθη[1]), und dieser überläßt nun endgültig dem Eumelos den Preis. Alles das ist unepisch. Wir erkennen aber darin die selbe Weichheit, die bei der Herrichtung unserer Ilias dazu geführt hat, an die Stelle des ehemaligen kraftvollen Schlusses, der nach Wilamowitz 76—79 den Tod des Achilleus brachte[2]), die weichliche Umstimmung des Achilleus zu setzen und so der Ilias einen versöhnlichen Abschluß zu geben. Dieser Vorgang und die Entstehung der Ἆθλα liegen zweifellos zeitlich nicht weit auseinander. — Jener Gefühlsmäßigkeit entspricht auch das Übermaß an Frömmigkeit, mit der die Götter in das dem Ruhm und Gewinn einzelner, in keiner Weise einem Gemeinwesen dienende Spiel eingeführt werden[3]). Verständlich würde das sein, wenn das Spiel zu Ehren eines Gottes veranstaltet wäre und dann eben dieser eine Gott um Beistand angerufen würde; so aber erscheint es als ein gewisser Mißbrauch, den der Dichter mit den Göttern treibt, wenn Apollon und Athena während der Spiele um Beistand gebeten werden und wie in der Feldschlacht Sieg und Niederlage verleihen (383, 388, 546, 769)[4]).

Immerhin hat der Dichter ganz geschickt mit solchen Motiven umzugehen verstanden; besonders gut sogar ist ihm dabei — von der hier nicht passenden Unterweisung durch Nestor abgesehen (s. S. 66) — die Figur des jungen Antilochos geraten, der mit jugendlicher Unbesonnenheit und Rücksichtslosigkeit kein Mittel verschmäht, das ihm den Sieg einbringen kann; der rechthaberisch seinen Preis verlangt, ebenso wehleidig und reumütig aber wider davon absteht, die Zerknirschung jedoch ebenso schnell wider überwindet und sich unmittelbar darauf mit ungebändigter Jugendkraft zum Wettlauf meldet, zu dem Achilleus auffordert. So gut haben die Gemütsstimmungen bei weitem nicht alle Dichter verwerten können; wir sahen, wohin die Nachdichter gelegentlich damit gekommen sind.

Der Ἆθλα-Dichter hat indessen noch nicht ganz das ältere Griechentum verleugnen und sowohl aus seinen eigenen wie aus den übernommenen Stücken verbannen können: die Schadenfreude der Teilnehmer und Zuschauer über einen verunglückenden Mitspieler (342), die Roheit des Speerstechens (798—825), das mitleidlose Lachen über

[1]) Das veranschaulichende Gleichnis 598 f. sagt: die Härte des Menelaos erwärmte sich wider und schmolz dahin, wie im Strahl der Morgensonne das noch starre Ackerland sich wider erwärmt und der Tau von den Ähren schmilzt. Der Tautropfen braucht nicht auch übersetzt und als Träne des Menelaos verstanden zu werden; Gleichnisse haben oft nur das Tertium mit dem Verglichenen gemein. Die mehr andeutende als ausführende Art dieses Gleichnisses weist darauf hin, daß mit ihm etwas Altes vorliegt: φρίσσει δ' ἔτι γλῶσσα.

[2]) Anfangs folgte ich darin Wilamowitz, heute bin ich indessen ganz anderer Meinung.

[3]) Dem einzelnen sind die Kampfspiele natürlich von einer gewissen Wichtigkeit; so meint Antilochos, Nestor werde seine Pferde töten, wenn sie statt des zweiten nur den dritten Preis errängen (412 f.).

[4]) Das Eingreifen der Götter ist im Ψ 'ganz zum poetischen Spiel geworden, das beinahe frivol anmutet': Finsler, Homer I² (1914), 247.

Digitized by Google

den Unfall des oilischen Aias (784) und über den schlechten Wurf des Epeios (840) stimmen nicht zu den edlen Regungen, die sich in der Szene des Wagenrennens geltend machen. Zweifellos jüngere Entstehungszeit aber verraten die 798—825 vorausgesetzten Bewaffnungen und die Art, wie der Dichter mit den Waffen des Asteropaios umgeht. Einmal zerstückelt er diese, indem Achilleus dessen zinnumgossenen Erzpanzer dem Eumelos (560 fg.), sein großes Schwert dem Diomedes schenkt (824 f.)[1]). Daß beide Verse aus einer Hand stammen, wurde bereits S. 79 ausgeführt. Solche Zerstückelung erbeuteter Waffen ist jung und findet sich beispielshalber an der gleichfalls jungen Stelle *P* 231 f. Dann aber erregt die Erwähnung des Rundschildes des Diomedes (818) und des Panzers und Schwertes des Asteropaios schwere sachliche Bedenken bezüglich des Alters und der Echtheit der Stelle[2]). Panzer und Schwert sind ausgerechnet die Stücke in der Bewaffnung des griechischen Hopliten, die am allerletzten Wert gewinnen[3]); beide Stücke fehlen darum in älteren Rüstungsbeschreibungen und in solcher Erinnerung gerade

[1]) In der Realenzyklopädie von Pauly-Wissowa findet sich s. v. Asteropaios ein von Hoefer unterzeichneter Artikel, der den von unverantwortlichen Irrtümern strotzenden Satz enthält: 'Seinen Helm erhielt Sthenelos als Siegespreis.' Vom Helm des Asteropaios ist in der Ilias nirgends die Rede! Auch dürfte ein Helm wohl zu geringwertig gewesen sein, als daß er als Siegespreis hätte ausgesetzt werden können. Und Sthenelos steht in gar keiner Beziehung zu der Rüstung des Asteropaios, noch ist er überhaupt in den Ἆθλα irgendwo Sieger! Zwar empfängt er 511 f. mit Sklavin und Dreifuß den ersten Preis im Wagenrennen, aber doch nur, um beides seinem Herrn, dem Sieger Diomedes, ins Zelt bringen zu lassen. — Ob die weitere Bemerkung Hoefers, Asteropaios sei der größte Mann unter Troern und Achaiern gewesen, gleich unrichtig ist, habe ich nicht Lust, jetzt zu untersuchen; eine gewisse Skepsis hat nach Obigem ihre gute Berechtigung.

[2]) Witte in Pauly-Wissowas Realenz. s. v. Homeros (Bd. VIII, 2238) führt aus, daß die antiken Realien nicht zur sicheren Scheidung der jüngeren und älteren Schichten der Epen herangezogen werden können, da es ja möglich wäre, daß auch die ältesten Teile erst nach völligem Abschluß der Entwicklung sämtlicher im Epos berührten Realien entstanden seien, daß also der selbe Dichter zugleich alte und junge Züge nach Belieben über das Epos und seine Helden ausgegossen habe. Diese Möglichkeit ist zweifellos vorhanden, aber doch bedarf die Ansicht Wittes einer Modifizierung. Zeitbestimmend ist ja an sich schon das Vorhandensein jüngerer Züge in kulturellen und ähnlichen Dingen. Das Vorhandensein nur alter Züge erweist dagegen nicht ohne weiteres das höhere Alter der betreffenden Stelle, aber doch ist dann zu beachten, daß einmal abstrakte Vorstellungen (also etwa verschiedene Vorstellungen von den Machtbefugnissen der Götter) sich leicht addieren, daß also das Vorhandensein nur älterer Vorstellungen doch für das höhere Alter einer Stelle spricht. Andererseits pflegen Konkreta (z. B. Waffen) und mit ihnen auch die Vorstellungen von ihnen einander zu verdrängen, zu ersetzen, abzulösen: daher ist auch bei Vorhandensein nur älterer konkreter Vorstellungen der Schluß auf höheres Alter nicht völlig unberechtigt. Unbedingt alt sind Darstellungen, die sich in allen Widerholungen durchgehends und ausnahmslos mit älteren Zügen verbinden; wenn der Telamonier Aias immer nur den Turmschild führt, so ist er zweifelsohne eine Sagenfigur ältester Entstehung. So ganz wertlos, wie Witte es will, sind demnach die Realien für die Schichtenabsonderung und die Zeitbestimmung der einzelnen Schichten doch nicht.

[3]) Im 6.—5. Jahrhundert ist der Bronzepanzer vorhanden und von einer gewissen Kostbarkeit: Robert, Studien zur Ilias, Berlin 1901, S. 37.

Digitized by Google

auch bei der hier ausgesetzten Rüstung des Sarpedon. Einen Metallharnisch gab es zur Zeit der Entstehung des älteren Epos überhaupt noch nicht[1]), und außerdem weist Reichel S. 81 darauf hin, daß der Dichter von Φ 180 fg., der 'die Tötung des Asteropaios durch Achilleus beschrieb, nichts gewußt' hat von diesem Harnisch, 'denn Asteropaios stirbt hier infolge eines Schwertstreiches, der ihm am Nabel den Bauch aufhieb. Über den Nabel mußte der Harnisch herabreichen, wenn wir Angaben anderer Stellen vergleichen: N 506, P 313'. Ganz besonders aber ist das Schwert, ohne das dem Dichter hier eine Rüstung nicht mehr recht vollständig zu sein scheint, eine junge Waffe. Deren Betonung deckt ohne weiteres die jüngere Entstehungszeit der Stelle auf. Leider ist Reichel nicht dazu gekommen, eine Abhandlung über das Schwert zu schreiben und in sein genanntes Buch aufzunehmen; wir müssen daher, was er zweifellos in gründlichster Weise zu untersuchen vermocht hätte, notdürftig zusammensuchen und für unsere Zwecke dienstbar machen[2]).

Zur Zeit der homerischen Kämpfe war die allein ritterliche Waffe die Lanze; das Schwert war noch keine vornehme Waffe und diente noch nicht zum Kämpfen, es war ein Allerweltsinstrument, Messer, Beilpicke und Spaten zugleich. Mit dem Schwert gab man dem niedergefallenen oder sonst überwundenen Gegner den letzten Rest, mordend wütet Achilleus damit gegen die im Flußbett eingekeilten Troer (Φ 19); Hektor zerschlägt mit einem Schwert die Lanze des Aais (Π 115), Automedon haut mit einem Schwert die verwirrten Pferdestränge entzwei (Π 473 fg.), ebenso Odysseus die Halttaue des Schiffes (κ 126 f.); Odysseus gräbt mit dem Schwert eine Grube (λ 24 f.). Noch bei Xenophon (An. IV 6, 26) werden mit dem Schwert Schilde zerhackt, und IV 7, 16 nennt er μαχαίριον ein Werkzeug, mit dem Feinde geschlachtet werden (ᾧ ἔσφαττον). Daher bleiben Schwerter in den echten und noch lange Zeit in den unechten Stellen bei Waffenaufzählungen ebenso unerwähnt wie etwa Spaten oder Beilpicke bei einer modernen Ausrüstung. Daß 798 fg. bei der Rüstung des Sarpedon kein Schwert genannt wird, wurde oben bereits erwähnt; es fehlt weiter auch in den unechten Aufzählungen der Waffen des Achilleus (Π 131 fg., Σ 458 fg., 609 fg.), des Patroklos (Π 793 fg.), des Hektor (X 111 f.); in den echten Versen X 243 fg., 271 f. ist nur vom Lanzenkampf die Rede; X 306 greift Hektor nur in Ermangelung einer Lanze zum Schwert usw. Von einem Kampf mit Schwertern, der beinah stattgefunden hätte, spricht P 530, aber zustande kommt der Kampf nicht; H 273 spricht auch nur von gegenseitiger Verwundung durch Schwerter, nicht von einem regelrechten Schwertkampf. Ein einfaches Schwert kann also nicht wohl als Siegespreis verwendet werden. Wird es das doch, wird es sogar zu einer ganz besonderen Auszeichnung des Siegers bestimmt, ja gerade dem gewaltigen Diomedes als solche ausgehändigt, so ist entweder die betreffende Stelle außerordentlich jung,

[1]) Reichel, S. 64. Robert, S. 31, 39 f.

[2]) Vielleicht regen diese Zeilen zu der sehr erwünschten genauen Untersuchung über die Bedeutung des Schwertes in den verschiedenen Zeiträumen der griechischen Geschichte an.

Digitized by Google

oder es darf eine besondere Erwähnung der Kostbarkeit gerade dieses Schwertes erwartet werden. Trotz jüngerer Entstehung ist aber das Waffenspiel des Diomedes und Aias nun doch nicht gar zu jung, wie S. 81 dargetan ist und wie die Vorstellbarkeit einer nur dreiteiligen Rüstung (798 f.) des weiteren lehrt. Dann aber muß der Wert des Asteropaiosschwertes irgendwo hervorgehoben worden sein, so etwa wie Σ 597 f. goldene Schwerter genannt werden. Die einzige Angabe über das Schwert enthält 824, wo es 'groß' genannt wird; sie ist indessen eine ungenügende nachträgliche Angabe und klingt, als seien über den Wert des Asteropaiosschwertes schon Mitteilungen gemacht worden. Doch steht weder im Φ noch sonst irgendwo in der Ilias etwas vom Schwert des Asteropaios, geschweige denn von dessen Wert. Es ist dort ebenso unbekannt wie der Harnisch des Asteropaios. Wenn wir daher nicht annehmen wollen, daß der Dichter die Waffen des Asteropaios verwandte, um in oberflächlicher Weise eine gewisse Beziehung zu Patroklos herzustellen, insofern Achilleus den Asteropaios im ersten Zorn um den gefallenen Freund erschlug, müssen wir eben wider sagen: die Ψ-Stelle kann nicht auf der Ilias, im besonderen nicht auf Φ basieren, kann also nicht echte Ilias-Dichtung sein; ja selbst in dem Falle, daß sie die Φ-Stelle zur Voraussetzung hätte, wäre sie unechte Erweiterung, da der Tod des Asteropaios im Φ sich als Interpolation, wenn auch als Interpolation von höherem Alter als die Ἆθλα erweisen wird. Andererseits weist Ψ 798 fg. auf eine Vorlage hin, in der der Tod des Asteropaios ausführlicher besungen, seine Rüstung eingehend beschrieben gewesen sein muß. Auch sonst nötigt sich dieser Schluß auf: 807 f. klingen nicht so, als sei die Tötung des Asteropaios erst vor zwei Tagen, am letztvergangenen Schlachttag, wie es die Ilias annimmt, erfolgt; die Verse klingen — wie etwa Φ 55 u. ä. — nach längerer Vergangenheit, gerade wie auch 800 auf einen größeren als nur dreitägigen Zeitabstand weist, selbst wenn hier der inzwischen eingetretene Tod des Patroklos den Tod des Sarpedon in fernere Vergangenheit zu rücken scheint. Die Erwähnungen des Asteropaios im Ψ führen also in ganz klarer Weise zu einer Vorlage außerhalb der Ilias. Für vorliegende Untersuchung kam es vor allem auf den Nachweis an, daß die Dichtung vom Waffengang des Diomedes und Aias nicht das Alter der echten Iliasdichtung hat, sondern jüngeren Datums ist; die Einfügung eines kostbaren Schwertes macht die Szene ebenso jung wie den Diskoswurf die Einfügung des vorerst noch überaus seltenen und kostbaren Eisens.

Ein letzter junger Zug in den Ἆθλα sei noch erwähnt. Als Agamemnon sich zum Kampfe meldet, läßt Achilleus das Spiel nicht zum Austrag kommen mit der Begründung, die Überlegenheit des Agamemnon sei ja doch allgemein bekannt. Aus Wort und Vorgang spricht hier eine fast überirdische, jedenfalls höhere Auffassung vom Königtum, die den König selbst in seinem menschlichen Können über seine Mitmenschen erhebt, eine Auffassung, wie wir Modernen sie leicht nachzuempfinden vermögen, wie sie aber der Zeit der echten Ilias noch durchaus fremd ist: da unterscheiden und trennen sich die Könige in ihrem Privatleben noch in keiner Weise von ihren Mitmenschen und

Digitized by Google

Mitbürgern, und nur als Krieger sind sie den Volksgenossen an Rechten und Pflichten überlegen. Schon in der Ehrung des Nestor durch Achilleus (616fg.) liegt etwas Ähnliches, doch wird diese Ehrung dem sichtbaren ehrwürdigen Alter des Nestor erwiesen, während Agamemnon sie um einer unsichtbaren Eigenschaft willen erfährt. Eine derartige Sonderstellung konnte bei aller Feinheit der Empfindung, die einen einzelnen Dichter auszeichnen mochte, doch erst in jüngerer Zeit erdacht und dem Könige eingeräumt werden. — Wenn bei dieser außerordentlichen Ehrung des Agamemnon auch jeder kleinste Schatten von dem kurz zuvor noch verhängnisvoll wirkenden Groll des Achilleus spurlos verschwunden ist, so folgt gleichzeitig widerum auch daraus, daß die Stelle nicht von vornherein zur Ilias gehört hat.

Auf Eigenheiten des Stils und des Wortschatzes im Ψ ist in den Kommentaren genugsam hingewiesen worden; manches davon ist jedoch im gegenwärtigen Zusammenhang als junge Erscheinung besonders zu beachten. So wird 542 und 566 *ἀνίσταμαι, ἀνέστην* im Sinne von ‚reden, sprechen' gebraucht: Antilochos und Menelaos stehen noch bei ihren Wagen, als sie das Wort ergreifen, können also jetzt gar nicht aufstehen: das Verbum weist also hier eine übertragene späte Bedeutung auf, die dem lateinischen prodire, unserem auftreten etwa gleichkommt. — Vers 578 bedeutet *ἀρετή* Würde, Rang, denn es wird ja gerade angenommen, daß Menelaos und seine Rosse an Tüchtigkeit hinter Antilochos zurückstehen: auch hier liegt eine späte Wortbedeutung vor. — Der Ausdruck *ἐν χείρεσσι (χερσὶ) τιθέναι*, der auch im unechten *A* 441, 446, *K* 528f. und ähnlich auch im unechten *P* 40 (*ἐν χείρεσσι βάλω)* nicht mehr in eigentlicher Bedeutung gebraucht ist, wird im Ψ geradezu abgegriffen und mit *θώρηκα, ἵππον, φιάλην, ἡμιτάλαντον* verbunden (565, 596, 624, 797). — Unepisch und völlig einer späteren rhetorischen Neigung erwachsen ist die pathetische Doppelung *ὁ μὲν ἔμπεδον ἡνιόχευε, ἔμπεδον ἡνιόχευ'* (641 f.). — Endlich sind viele nichtssagende Selbstverständlichkeiten über das Lied verstreut und muten wie Lückenbüßer an; die aber widerstreben dem ausdrucksvollen Stil des älteren Epos. Doch sei mit diesen Andeutungen dieser Betrachtung Genüge getan.

So trägt das Gedicht der *Ἄθλα* formell und inhaltlich die ausgesprochenen Züge des Interpolators und Nachahmers. Vom echten Ψ 140, 193 übernahm dieser den Übergang mit *ἄλλα* 740, von ihm dann wider der Verfasser von 700. Vers 534 stammt aus *Π* 5; er ist dort schon unecht, dort aber eher berechtigt als hier, wo er ein ganz übertriebenes, ja komisches, ironisches Pathos in die *Ἄθλα* bringt. Wenn Athena dem Diomedes ohne realistische Vermittlung 389f. seine Peitsche wider zureicht, so ist das bei der großen Seltenheit solcher märchenhaften Züge in der Ilias eine ganz offenkundige Nachahmung der Szene *X* 276f., wo dem Achilleus im Zweikampf mit Hektor Athena die fortgeschleuderte Lanze zurückgibt. Auch sonst lehren allerlei Übereinstimmungen, daß der *Ἄθλα*-Dichter die Ilias benutzt hat: wie von ihm, so sind *X* 164 Dreifuß und Sklavin als Preis für den Sieg im Wagenrennen gedacht. Wären andererseits diese Preise die üblichen, so läge in ihrer Vermehrung durch

Digitized by Google

Achilleus widerum eine besonders prächtige Ausgestaltung der Patroklosspiele und eine ungebührliche, also junge Betonung der Bedeutung des Patroklos. Aus der Ilias entnahm der Dichter den Tod des Sarpedon (*Π* 480 fg.: *Ψ* 800). In seinem Bestreben, die Ilias auszuschmücken, übersah er oberflächlicherweise, daß drei seiner Helden in der Ilias verwundet vom Kampfplatz weggetreten waren, also auch für Kampfspiele augenblicklich unfähig sein mußten: die echten Verse *T* 48f. berücksichtigen die Verwundungen. Nicht nur die eigentliche Ilias, sondern selbst schon eine interpolierte Ilias hat der Ἀθλα-Dichter gekannt, wie die Übernahme von *Π* 5 als *Ψ* 534 zeigt. Außer der Ilias dienten ihm auch eine Reihe anderer Epen als Vorlage: die Unterweisung des Nestor (306fg.), das Schwert des Asteropaios und die Spiele des Scheiben- und Speerwurfs deuteten darauf. Eben diese Spiele zeigten zugleich in ihren Verkürzungen, wie willkürlich der Interpolator mit überkommenem Gut umgegangen ist. An drei Stellen ist ihrerseits wider die Ἀθλα-Interpolation interpoliert worden: 352—357, 653—739, 850—883.

Aus den Lehrjahren des Sokrates

von

Adolf Busse.

Sokrates Jugend ist in ein tiefes Dunkel gehüllt, aus dem nur zwei Lichtpunkte hervorschimmern, das ist seine Tätigkeit in der väterlichen Werkstatt und sein Verkehr mit Archelaos. Aber beides ist bestritten worden, die Bildhauerei noch kürzlich in dieser Zeitschrift (Jahrg. 1918, Heft 1/2 S. 10) von Friedrich Vogel. Die Entscheidung der Fragen scheint für unser Urteil über den Entwicklungsgang des Philosophen wichtig genug, um eine Nachprüfung der vorgebrachten Beweisgründe zu rechtfertigen. Vogel hat hauptsächlich, um für den jungen Sokrates das Schülerverhältnis zu Archelaos zu retten, seine Bildhauertätigkeit geleugnet. Aber es ist ein Irrtum, daß eins das andere ausschlösse. Sokrates kann sehr wohl im Alter von 17 Jahren das Handwerk ausgeübt und zu gleicher Zeit, in seinen Mußestunden nach der Überlieferung des Porphyrios (Diels I[8] 411, 17) der Weisheit des Philosophen gelauscht haben. Und beides ist nicht nur gut bezeugt, sondern wird auch durch die Zeitverhältnisse und Lebensumstände, unter deren Herrschaft Sokrates stand, wahrscheinlich gemacht.

Sokrates stammte aus einer kleinbürgerlichen Familie, in der das Handwerk des Steinmetzen oder Bildhauers erblich war. Durch der Hände Arbeit waren damals, wie heute, Reichtümer nicht gut zu erwerben, und wenn auch bei Sokrates nicht, wie bei Kant oder Fichte, die Dürftigkeit eine Gefährtin seiner Jugend war, so befand sich der wackere Sophroniskos (vgl. Plat. Lach. 180 E) offenbar kaum in besserer Vermögenslage

Digitized by Google

als später sein Sohn. Ist es da denkbar, daß ein Mitglied der Familie die väterliche Werkstatt verläßt und sich dem unpraktischen Studium der Philosophie widmet? Den Luxus konnten sich nur reiche Leute leisten, die durch ererbtes Vermögen oder die Fabrikarbeit ihrer Sklaven von des Lebens Sorgen befreit waren. Der junge Sokrates wurde schon durch die Lebenslage der Familie gezwungen, eine praktische Tätigkeit auszuüben. Auch war der Vater gesetzlich dazu verpflichtet, den Sohn ein Handwerk lernen zu lassen. Hatte doch schon Solon die Bestimmung getroffen, daß ein Sohn nur dann die Pflicht habe, seinen alten Vater zu ernähren, wenn dieser ihn einem Handwerker in die Lehre gegeben hätte (Plut. Sol. 22). Wir würden deshalb, auch wenn keine Überlieferung uns zur Seite stände, es für wahrscheinlich erklären müssen, daß Sokrates in seiner Jugend, ja vielleicht noch weit ins Mannesalter hinein, praktisch tätig gewesen ist. Daß er aber gerade das Handwerk des Vaters ausgeübt hat, wird schon durch die damals weit allgemeiner als heute verbreitete Gewohnheit nahe gelegt. Die Erblichkeit des Berufs war zwar nur in Sparta für einzelne Zweige, z. B. für Herolde, Flötenbläser und Köche, gesetzlich bestimmt (Herod. VI 30), aber daß sie auch in Athen allgemein üblich gewesen ist, lehren uns Stellen wie Plat. Prot. 328 A. Staat IV. 421 E, in denen es als selbstverständlich gilt, daß die Söhne die handwerksmäßige Fertigkeit von ihren Vätern lernen. Und das Geschlecht des Sokrates bietet das schönste Beispiel für die traditionelle Pflege eines Handwerkes. Platon weist bekanntlich an mehreren Stellen auf die Abstammung seines Lehrers aus dem Geschlecht der Dädaliden hin, d. h. der Bildhauer, als deren Ahnherr und Heros Daidalos galt (Euthyphr. 11 C. 15 B. Menon 97 D). Was nun die Überlieferung betrifft, so geht sie freilich nur bis zu den Peripatetikern zurück, bei Platon und Xenophon fehlt ebenso wie in den 'Wolken' des Aristophanes jede Anspielung auf die praktische Bildhauerei des Sokrates. Aber da wir von diesen aus der Jugend und Entwicklungszeit des Philosophen überhaupt nichts erfahren, so ist ihr Schweigen gar nicht auffällig und darf auf keinen Fall zu einem argumentum ex silentio gemacht werden. In der peripatetischen Schule dagegen gewann die einzelne Persönlichkeit erhöhtes Interesse, und man suchte zusammen, was sich an mündlicher Überlieferung erhalten hatte. Dazu gehörte sowohl die Bildhauertätigkeit des Sokrates wie sein Verkehr mit Archelaos. So erzählte Duris (nach Diog. L. II 19), daß er Sklavenarbeit verrichtet und Steine behauen habe, der Skeptiker Timon (ebenda) gab in den Sillen von ihm jene ergötzliche Schilderung, in der er ihn den Steinmetzen nennt, den Bezauberer der Griechen, der immerfort von Recht und Unrecht schwatzt und spitzfindige Worte drechselt, und der Historiker Timaios (Müller, Frg. hist. Gr. I 218) berichtete in dem 9. Buche seines Geschichtswerkes wenigstens, daß er das Steinmetzhandwerk erlernt habe. So ist denn auch begreiflich, daß die Fabel entstehen konnte, die bekleideten Chariten auf der Burg, das Werk eines obskuren thebischen Bildhauers (vgl. Robert im Hermes 50 S. 160), stammten von der Hand des Philosophen. Wir sehen, etwa 100 Jahre nach dem Tode des Sokrates herrscht die Meinung, daß er in der Jugend sich mit der Bildhauerei beschäftigt habe. Das

Digitized by Google

ist eine erfreuliche Bestätigung dessen, was wir als das natürliche und durch die Sachlage gegebene erkannt haben. Aber da meldet sich ein, wie Vogel meint, durchschlagender Gegengrund. Platon läßt ja in der Apologie (22 D) den Sokrates selbst erklären 'Schließlich ging ich zu den Handwerkern; denn ich war mir bewußt, davon nichts zu verstehen, sozusagen'. Ist aus diesen Worten zu schließen, daß Sokrates auch von der Bildhauerei nichts verstand, daß er diese Kunst niemals ausgeübt hat? Es gehört ein gutes Stück philologischer Pedanterie dazu, diesen Schluß zu ermöglichen. Weiß Vogel nicht, daß hier der Meister der Ironie spricht, der große Nichtwisser, der aber schließlich auf allen Gebieten, und nicht zum wenigsten in den verschiedenen Handwerken sich als ein sehr kluger Sachverständiger erweist? Und in diesem Fall lehnt er die Sachkenntnis nicht einmal ganz ab, sondern schränkt sein Eingeständnis der Unwissenheit mit einem 'sozusagen' ein. Wie seinerzeit in Athen für den harmlosen Bürger, so empfiehlt es sich noch heute für den unbefangenen Philologen, dem Sokrates gegenüber recht vorsichtig zu sein, wenn einer nicht seiner überlegenen Ironie zum Opfer fallen will. Anders verhält es sich mit jener Stelle im 'Staat' (VI. 496 B), wo Sokrates von denen spricht, die sich mit Ernst der Philosophie widmen, und auch des allerdings seltenen Falles gedenkt, daß ein gut beanlagter Mensch den bisherigen Beruf aus triftigem Grunde mißachtet und sich von ihm abwendet, um ganz der Philosophie zu leben. Die Worte machen allerdings den Eindruck, als ob sie aus eigener Lebenserfahrung geflossen sein.

Es hindert also nichts, im Gegenteil es spricht vieles dafür, daß wir uns Sokrates in seinem Jünglingsalter als fleißigen Gehilfen in der Werkstatt des Vaters vorstellen. Die freie Zeit mag er dann dazu benutzt haben, seinen Wissensdurst an den Quellen zu stillen, welche die neue Weisheitslehre jedem Lernbegierigen bot. Aber Sokrates scheint von früh an weniger Neigung für die naturphilosophischen Spekulationen als für die anthropologischen Fragen gehabt zu haben. Deshalb schloß er sich nicht dem Anaxagoras, sondern dem Archelaos an, dessen Eklektizismus die physikalischen Theorien der Ionier mit den modernen Menschheitsproblemen verband. Die Hyperkritik hat zwar auch hier ihr scharfes Messer angesetzt und die Nachricht über den Verkehr des Sokrates mit Archelaos unbarmherzig weggeschnitten. Vogel glaubt die Überlieferung durch die merkwürdige Übereinstimmung der Lehre des Archelaos mit den Theorien, die nach der bekannten Phaidonstelle (96 A) Sokrates in seiner Jugend kennen gelernt haben will, erhärten zu können. Aber das ist ein löblicher Versuch mit untauglichen Mitteln. Man hat längst erkannt, daß Platon hier inhaltlich überhaupt keinen historischen Bericht gibt, weder von dem eigenen noch von des Sokrates philosophischen Entwicklungsgange, sondern eine in die Form eines geschichtlichen Rückblicks gekleidete Begründung der Ideenlehre (Bonitz, Plat. Stud. S. 288, Windelband, Platon S. 100). Ist doch die ganze Darstellung von vornherein auf die Ideenlehre zugespitzt. Ausgehend von der Frage, was die Ursache des Entstehens und Vergehens sei, erklärt der Erzähler, daß weder in den mechanischen Theorien der Naturphilosophen noch in der

Digitized by Google

teleologischen Spekulation des Anaxagoras eine befriedigende Antwort gegeben sei. Erst die Ideenlehre sei imstande, die Probleme zu lösen. Denn jedes Ding werde zu dem, was es ist, durch die Teilnahme an der Idee. Die Idee ist also die Ursache der Erscheinung. 'Die Welt als Werden ist nur aus der Welt als Wesen, das Geschehen nur aus dem Sein zu begreifen' (Windelband). Also die Phaidonstelle zur Verteidigung des Archelaos ins Feld zu führen, geht nicht an. Aber dessen bedarf es auch nicht. Wenn dokumentarisch nachgewiesen werden kann, daß Archelaos anthropologische Fragen in den Kreis seiner philosophischen Betrachtung zog, so ist jedem Zweifel an seinem Einfluß auf Sokrates der Boden entzogen. Nun erfahren wir aber aus der doxographischen Überlieferung, daß er über die Entstehung der lebenden Wesen aus der Erde und besonders über den Ursprung und die Entwicklung des Menschengeschlechts sehr eingehende Theorien aufstellte (Diels I[8] 412, 2). Durch die Erwärmung der Erde seien alle lebenden Wesen und auch die Menschen entstanden, die anfangs sämtlich in gleicher Weise lebten und sich vom Erdschlamm nährten. Später aber sei eine geschlechtliche Fortpflanzung eingetreten und die Menschen hätten sich über die andern Lebewesen erhoben, hätten Führer und Gesetze aufgestellt, Kunstfertigkeiten erfunden, Städte gegründet und alle anderen Einrichtungen geschaffen. Wenn Archelaos diese Ansichten zuerst ausgesprochen hat, so muß er als der Urheber der Lehre angesehen werden, die den Menschengeist zum Schöpfer aller Kultur machte, und die Nachricht, daß er zuerst die Behauptung aufgestellt habe, wonach Gesetz und Sitte nicht auf einer Naturnotwendigkeit, sondern auf Menschensatzung beruhen, gewinnt sehr an Glaubwürdigkeit. Ob die Formulierung des Gegensatzes von *φύσις* und *νόμος* von ihm stammt, steht freilich dahin. Das scharfe Gepräge des Ausdrucks deutet auf sophistischen Ursprung. Aber der Gedanke scheint von Archelaos und nicht von Protagoras zu stammen; denn diese Probleme sind zweifellos auf athenischem Boden gewachsen, wo allein durch das stark pulsierende politische Leben Anlaß und Verständnis für alle sozialethischen Fragen gegeben war. Protagoras kam auch erst ungefähr 451 nach Athen, als Archelaos, der geborene Athener, der in dem kimonischen Kreise verkehrte, schon eine angesehene Stellung einnahm. Die beiden Männer scheinen in eine nähere Berührung nicht getreten zu sein. Nicht nur die wissenschaftlichen Bestrebungen, sondern auch die politischen Richtungen trennten den Freund des Perikles und den Anhänger Kimons. Doch nahm, wie es scheint, Protagoras aus den Spekulationen des Archelaos den Gedanken einer allmählichen Entwicklung des Menschengeschlechts aus tierischem Zustande auf und spann ihn in seiner Schrift 'Über den Urzustand' weiter aus. Den Inhalt dieser Schrift können wir noch rekonstruieren aus dem Mythos im Platonischen Dialog 'Protagoras', während wir von den Ideen des Archelaos eine dichterische Darstellung in Sophokles 'Antigone' finden, dessen erstes Stasimon man nur mit den oben angeführten Werken zu vergleichen braucht, um sich zu überzeugen, daß Sophokles hier die Gedanken seines Freundes Archelaos in ein dichterisches Gewand kleidet. Doch das führt uns von unserm Gegenstande zu weit ab. Es handelte

Digitized by Google

sich darum, festzustellen, daß Archelaos sich mit sozialethischen Fragen beschäftigt hat und imstande gewesen ist, den jungen Sokrates an sich zu ziehen, der gewiß mehr geneigt war, sich einem Athener und Vertreter der kimonischen Politik anzuschließen, als einem Fremdling, der sich von vornherein auf die Seite des Demokraten Perikles stellte.

Nun noch ein Wort über den Vorschlag Vogels, in der Platonstelle τὸ ὑγρὸν für τὸ ψυχρὸν zu schreiben. Diese Verbesserung ist schon recht alt, sie stammt von Spengel und ist auch von Diels (I[8] 214) in der Anmerkung angeführt, die Vogel übersehen haben muß[1]). Aber Diels hat sich gegen die Konjektur erklärt unter Hinweis auf Doxogr. 564, 3, wo es in dem ausführlichen Bericht des Hippolytos über Archelaos heißt: περὶ δὲ ζώων φησίν, ὅτι θερμαινομένης τῆς γῆς τὸ πρῶτον ἐν τῷ κάτω μέρει, ὅπου τὸ θερμὸν καὶ τὸ ψυχρὸν ἐμίσγετο, ἀνεφαίνετο τά τε ἄλλα ζῷα πολλὰ καὶ οἱ ἄνθρωποι. Ebenso Doxogr. 653, 26 (aus Hermias, Irrisio gentilium philos.) καὶ μὴν οὐκ εὐδοκιμεῖ Ἀρχέλαος ἀποφαινόμενος τῶν ὅλων ἀρχὰς θερμὸν καὶ ψυχρόν. An andern Stellen werden offenbar das θερμόν und das ὑγρόν als die ersten Stoffe bezeichnet, z. B. Diog. L. II 16 ἔλεγε δύο αὐτίας εἶναι γενέσεως θερμὸν καὶ ὑγρόν, wofür auch πῦρ und ὕδωρ gesetzt wird, wie Doxogr. 280, 11. 12. In einer Platonstelle wird jeder der beiden Stoffe mit zwei Ausdrücken genannt. Soph. 242 D heißt es nämlich über die verschiedene Zahl der aufgestellten Prinzipien: δύο δὲ ἕτερος εἰπών, ὑγρὸν καὶ ξηρόν ἢ θερμὸν καὶ ψυχρόν. Die Ausdrücke sind hier chiastisch gestellt; das eine Prinzip ist das Kalte oder Feuchte, das andere das Warme oder Trockene. Damit wird auf Anaxagoras und Archelaos hingedeutet. Nach der Auffassung des Anaxagoras sonderte sich das μῖγμα durch die Wirbelbewegung zunächst in zwei Stoffmassen. Die eine wird bezeichnet als das Dünne, Warme, Helle, Trockene, d. h. der Äther, die andere als das Dichte, Kalte, Dunkle, Feuchte, d. h. die Luft. Archelaos schloß sich eng an seinen Lehrer an. Da er aber den Urstoff der Luft gleichsetzte, so nannte er die abgeleiteten Stoffmassen Feuer und Wasser, oder das Warme und Kalte, das Trockene und Feuchte. Durch das Zusammenwirken beider Elemente war die Entwicklung bedingt. Unter der Einwirkung des Feuers entstand aus dem Wasser die Erde, und allmählich auf der Erde das organische Leben. Den Beginn dieser letzten Entwicklungsstufe stellte sich Archelaos als einen Gärungsprozeß (σηπεδών) vor, in dem sich aus der kalten, feuchten Erde unter dem Einfluß der Wärme die niedrigsten Lebewesen entwickelten. Darauf deutet Platon hin, und da er für Kenner der Lehre schrieb, so konnte er das zweite Element sowohl τὸ ψυχρόν wie τὸ ὑγρόν nennen.

[1]) Schanz versuchte einen andern Weg und klammerte die Worte καὶ τὸ ψυχρόν ein.

Digitized by Google

Die Sonne tönt nach alter Weise . . .

von

Ludwig Kleeberg.

Allmorgendlich, wenn aus unbekannten Tiefen das strahlende Gestirn des Tages emporzusteigen scheint, Licht und Leben der Erde und ihren Wesen spendend, mögen wir, insofern die feineren Empfindungen unserer Seele nicht vollends betäubt sind, ein Ereignis in tiefster Bewunderung erleben, welches, solange dessen menschliche Augen Zeugen sind, ungezählte Herzen mit zitternder Ehrfurcht erfüllte und in den Geistern zuerst jene Widerklänge weckte, die wir als hymnische Gesänge der frühen Vorzeit kennen. Entflohen ist die Nacht, die stille, unheimliche, geheimnisvolle, es weicht die Beklommenheit von unsrer Brust und erschienen ist das Licht in seiner leuchtenden Klarheit, — eingeatmet von allen Lebewesen, tausendstimmig begrüßt von gefiederten Chören, indes sich ihm Blüten und Blätter zuwenden, dem sie Gedeihen und Wachstum verdanken. Freilich, wir sind ergriffen von der Größe dieser Erscheinungen, doch glauben wir die Deutung ihrer Natur zu besitzen und fühlen uns jenes heiteren und doch so ernsten Glaubens unserer Vorväter überhoben, von denen alte Überlieferungen berichten. Nur Dichtern noch ist es erlaubt, in jenen Bildern zn sprechen — für uns Bilder! —, indessen wir nicht hinausgeschritten sind über die Wirklichkeit. Die Sonne und die sichtbaren und unsichtbaren Strahlen, die sie aussendet, sind das Element unseres Lebens. Ihre Bewegungen sind der Rhythmus unseres Daseins. Aber man begnügte sich nicht damit, in ihr, wie in den andern Körpern des Firmamentes, eine glühende Masse zu sehen, vielmehr schaute man hinter der sichtbaren Sonne deren Geistigkeit und wußte, daß das intelligible Licht seiner Erscheinung vorausgeht. Als der Mittelpunkt unseres Kosmos ist die Sonne umgeben von den Planeten, deren harmonische Bewegung früh erkannt und, insbesondere bei dem Volke der Griechen, musikalisch empfunden wurde.

Nahm der Mensch mit dem Gesichtssinn die Erscheinungen der Umwelt in ihren mannigfachen Formen, Farben und gegenseitigen Verhältnissen wahr, so verband sich mit diesem der verwandte Sinn des Hörens, dessen Organ uns gleich jenem anderen als eine der sinnreichsten Einrichtungen der Natur am menschlichen Körper bekannt ist. Mit dem einen wurde die lichtvolle Seite der Dinge aufgefaßt, während der andere ein gleichsam Seelisches offenbarte. Aber hier begegnet uns die Eigentümlichkeit, daß meistens auch dort die Erscheinungen des

Digitized by Google

Lichtes mit denen des Tones zugleich empfunden wurden, wo wir deren Verbindung als dichterische Licenz und nichts anderes gelten lassen. Zu ihnen gehört auch jene Ansicht, welche in der harmonischen Anordnung der sich bewegenden Weltkörper eine musikalische Symphonie glaubte. In dieser war alles und jedes ein Ton, denn nichts war vorhanden, das nicht ein 'Wort' war. Die Sonne aber war als die Quelle alles Lebens und Lichtes auch der Einklang und Grundton, von dem aus sich alle Harmonien ableiteten und regelten. Wir kennen jene Lehre von der pythagoreischen Sphärenharmonie, wir erinnern uns ihrer jedesmal bei dem Hymnus der drei Erzengel: Die Sonne tönt nach alter Weise in Brudersphären Wettgesang; und meinen hiermit, die 'dichterische Freiheit' entschuldige, was der offenbaren sinnlichen Wahrnehmung widerspreche. Und wie in anderen Fällen möge auch das Auftreten solcher durch keine Erfahrung erklärter Anschauungen hier und dort zu der letzten Auskunft verführen, eine Entlehnung oder Übertragung liege vor. Wo eine Widersinnigkeit obwaltet, erscheint uns die Unabhängigkeit des Entstehens ausgeschlossen. Wie nun? auch in Indien begegnen wir früh jenen Anschauungen von der Harmonie des Weltalls und singenden Sternen [1]). Die große Chāndogya Upanishad legt dar, wie die gesamte Weltordnung durch Maß und Zahl und Rhythmus regiert wird [2]). In eben der selben heißt es, daß bei der Geburt der Sonne sich hinter ihr her lautes Jauchzen erhob und bei ihrem Aufgange seither die Natur und alle Wesen ein lautes Jubeln erhöben [3]). Die belebte und selbst die 'unbelebte' Natur verherrlichte durch Lobgesänge den Schöpfer. Der 19. Psalm ist ein Hymnus auf die Schönheit des Himmels und die leuchtende Pracht der Sonne. 'Er schlug sein Zelt in der Sonne auf, und sie gleicht dem Bräutigam, der aus dem Brautgemache hervorgeht; gleich einem Helden jauchzt sie, ihre Bahn zu laufen' [4]). Ebenso jubilierten die Sterne bei der Welterschaffung und waren die Chorführer in der großen Symphonie des Weltalls [5]).

Aber dies ist es nicht allein, was uns beschäftigt, der Gesang der Sonne mag immerhin in Brudersphären der Planeten ertönen. Auch ohne Beziehung auf die ihr untergeordneten Sterne wird ihr zu der Eigenschaft des Leuchtens die des Tönens zugeschrieben. Wider ist es Goethe, der also das Nahen der Sonne verkündet: 'Tönend wird für Geisterohren schon der eine Tag geboren. Felsentore knarren

---

[1]) S. Albrecht Weber, Indische Studien 1, 89.

[2]) Von chandas = metrum. Ebd. 2, 385ff. Die genannte Upanischad ist übersetzt in den 'Sechzig Upanishads des Veda' von Paul Deußen (Leipzig 1897).

[3]) 3, 19, 3. Deußen a. a. O. S. 116. Die Sonne ist ein Preisgesang (stoma) Shatapatha-Brāhmana 8, 5, 3, 2.

[4]) V. 6. Der 3. Vers (Ein Tag überbringt dem anderen das Wort, es gibt eine Nacht der anderen die Kunde) kann verglichen werden den Worten des Faust-Prologs: Und schnell und unbegreiflich schnelle dreht sich umher der Erde Pracht; Es wechselt Paradieseshelle mit tiefer schauervoller Nacht. Im Rigveda sind es solche Lieder wie 1, 113, die das aufgehende Licht mit jubelndem Tone begrüßen, die strahlende Führerin schöner Lieder, die Morgenröte, welche die Tore des Himmels öffnet (v. 4).

[5]) Hiob 38, 4 ~ Baruch 3, 34—35 ~ vgl. Ps. 138, 3 ~ Dan. 3, 62.

Digitized by Google

rasselnd, Phöbus' Räder rollen prasselnd, Welch Getöse bringt das Licht! Es trommetet, es posaunet, Auge blinzt und Ohr erstaunet, Unerhörtes hört sich nicht'[1]). Kein menschliches Ohr nimmt heute wahr, was Goethe in solchen Worten schildert. Nur 'Geistesohren' sind dessen imstande. Es ist aber nicht weniger willkürlich, eine phantasievolle Erfindung anzunehmen, die in Zeiten des Altertums dem allgemeinen Glauben angehörte, als vielmehr, daß einmal die Sinne des Menschen den feineren Empfindungen der Natur geöffnet waren und im Fortschritte kultureller Entwicklung eine Abstumpfung eingetreten ist[2]). Der auf die feineren Töne der Natur abgestimmte Organismus eines Hölderlin mag jenes Tönen empfunden haben, wenn er seinen Hyperion ausrufen läßt: 'Lebt wohl, ihr Himmlischen!' sprach ich oft im Geiste, wenn über mir die Melodie des Morgenlichtes mit leisem Laute begann, 'ihr herrlichen Toten lebt wohl!'[3])

Tacitus berichtet von dem Glauben der Germanen, daß beim Aufgange der Sonne ein Ton hörbar sei[4]). Und auch später finden wir bei ihnen die Anschauung, daß die süßen Töne der aufgehenden Sonne Saitenklang und Vogelsang übertreffen wie Gold das Kupfer[5]). Ebenso war bei den Kelten verbreitet, die Sonne gehe mit einem Klange auf[6]). Ausdrücke der Sprache deuten auf diesen Zusammenhang hin; so wenn der Deutsche vom Anbruch des Tages spricht, der Engländer von break of day, romanische Völker von romper, crevar (crepare), der Holländer vom krieken van den dag, der Engländer auch sich des Wortes peep (hervorschauen) bedient, das an pipe (pfeifen) anklingt[7]). Damit ist in Übereinstimmung die indische Anschauung. 'Der dort leuchtet', heißt es in der oben erwähnten Chāndogya Upanishad, 'den soll man als Udgītha (= Lobgesang und Bezeichnung für die heilige Silbe ōm, das Symbol des Gottesnamens) verehren, denn indem er aufgeht (udyan), lobsingt er (udgāyati) für die Geschöpfe. Und indem er aufgeht, verscheucht er Dunkel und Furcht. Als Klang (svara) bezeichnet man die Sonne, und auch als Widerneuklang (pratyāsvara).' 'ōm singend wandelt sie (ōm iti svarann eti)'[8]). Die Sonne wurde aber auch einem Rosse

---

[1]) 2. Teil, 1. Akt v. 4667 ff.

[2]) Gomperz, Griechische Denker 1², Leipzig 1903, S. 95f. erinnert an das Gleichnis von der Schmiede.

[3]) Hyperion 1. Buch (Werke, herausgeg. von M. Joachimi-Dege, 2. Teil, S. 44) Könnte man hierzu auch das Alcaeusfragment 71 stellen: *ἦρος ἀνθεμόεντος ἐπάιον ἐρχομένοιο*?

[4]) Tac. Germ. c. 45 sonum emergentis [sc. solis] andiri (erkl. von A. Gudemann, Berlin 1916).

[5]) J. Grimm, Deutsche Mythologie ⁴, 2. Bd., Berlin 1876, S. 618f.

[6]) Ebd. 3. Bd. (1878), S. 221.

[7]) Ebd. 2. Bd., S. 621 ff. Justi in Benfeys Or. und Occ. 2, 69.

[8]) 1, 3, 1—2 und 1, 5, 1. Deußen a. a. O. S. 71 und 74. Die heilige Silbe ōm ist monophthongisiert aus aum. Dieser Dreilaut ist das vielgepriesene Symbol des Brahman und ist zugleich der Ausdruck der Bejahung in menschlicher Rede, kosmisch 'le Oui de l'univers', s. Indische Studien 9, 61. Man vergleiche mit dem Gebrauch dieses Wortes die Stelle der Apoc. 3, 24: *Τάδε λέγει ὁ ἀμὴν κτλ.* In der oben angeführten Stelle bedeutet der selbe Verbalstamm svar leuchten und tönen, und das davon abgeleitete Wort für

Digitized by Google

verglichen, das aus dem Ozean auftaucht, Uccaiḥsravas genannt, welches die Welt mit seiner Stimme erfüllt[1]), ein Bild, das ähnlich in den spätlateinischen Dichtungen Claudians vorkommt[2]). — Hierbei erinnern wir uns der klingenden Memnonsäulen, die hell ertönen, sobald die ersten Strahlen der Sonne auf sie fallen und ihnen antworten die Morgenpsalmen der Priester[3]). Die Morgenröte, die der Sonne voraufgeht, wird im Rigveda die strahlende Führerin schöner Lieder genannt[4]), mag, unter diesen immerhin der Dichter priesterliche Hymnen und Lieder der Vögel verstanden haben, welche das Auftauchen des Lichtes begleiten. Es scheint nicht, daß der Mensch, von ewiger Nacht umgeben, Sprache hätte ausbilden können. Das Licht ist der Vater des Wortes. — Bezieht sich dieser Gedanke in unserem Zusammenhange auf eine Erscheinung des Lebens der Natur, so tritt er uns in ungleich machtvollerem entgegen in der christlichen Kosmogonie. In dieser steht am Anfang das Wort (*λόγος*), durch das alles geschaffen ist. Dies war zugleich das Leben, und Leben war das Licht der Menschen[5]), womit an Stelle der 'natürlichen' Auffassung eine rein geistige tritt: Da nobis, quaesumus, omnibus, Deus: ut qui nova incarnati Verbi tui luce perfundimur, hoc in nostro resplendeat opere (Oratio der Missa in aurora des Weihnachtsfestes). Anders in der Vision, die der ägyptisch-gnostische Poemander des Hermes Trismegistos schildert. Hier erscheint über der Finsternis ein Licht und wird ein Ton hörbar als eine Stimme des Lichtes (*ὡς εἰκάσαι φωνὴν φωτός.*). *Ἐκ τοῦ φωτός τις γὰρ λόγος ἅγιος ἐπέβη τῇ φύσει*, und dies Wort (*λόγος πνευματιός*) bewegte die Massen. Das Licht wird erklärt als *νοῦς* (Gott, *ὁ πρὸ τῆς φύσεως ὑγρᾶς τῆς ἐκ σκότους φανείσης*), das leuchtende Wort aber als Gottes Sohn (*ὁ δὲ ἐκ νοὸς φωτεινὸς λόγος υἱὸς Θεοῦ*). Ihre Vereinigung ist das Leben (*φωή*[6]). — Es ist bekannt, welche Stellung in der indischen Schöpfungslehre die Vāc (das Wort vox) einnimmt, die Helferin Prajāpati's bei dem Werke der Erschaffung aller Wesen[7]). Als bei diesem Prajāpati ermattete, richtete ihm die Vāc Licht empor. Er sprach: 'Wer ist's, der mir Licht emporrichtet?' 'Die Vāc, welche dein eigen', sprach sie. Er sprach zu ihr: 'Als virāj (Licht) unter den Metren sollen sie dich verehren, da du Licht (jyotis) gemacht'[8]). In einem andern Mythus

---

Himmel (svarga) ist ebenso eine Art des Lichtes wie der Lieder. Vgl. Ferdinand Justi, Die iranische Religion, Preuß. Jahrb. 88, 244. A. A. Macdonell, Vedic Mythology (Straßburg 1897), S. 172.

[1]) Ind. Stud. 1, 384 (vāgbhis [= vocibus] āpūrayan jagat).

[2]) J. Grimm, Deutsche Mythologie, 3. Bd., S. 220f. ~ 216. Velox Aurorae nuntius Aether qui fugat hinnitu stellas IV consol. Hon. 561.

[3]) Ebd. 2. Bd., S. 619 und Creuzer, Symbolik und Mythologie [4] (1837—43), S. 175 ~ 181f. ~ 185.

[4]) 1, 92, 7 und 113, 4.

[5]) Ev. Joh. 1, 1—3.

[6]) Poem. ed. Parthey, 4, 1. '*φῶς* gehört zu den Wörtern, deren Semasiologie geschrieben zu werden verdient.' E. Norden, Agnostos theos, Leipzig 1913, S. 299, 1.

[7]) R. Garbe, Die Sāmkhya-Philosophie [2], Leipzig 1917, S. 134. Albrecht Weber, Ind. Stud. 9, 473ff.

[8]) Ind. Stud. 9, 478.

Digitized by Google

wird erzählt, — indem in echt indischer Weise über die Erscheinungen etymologisiert wird —, wie 'Prajāpati, der Schöpfer, singend tätig war (arcan acarat). Da er sang, entstanden die Urwasser, und er sprach: 'Da ich sang (arc), ward mir Freude (ka).' Dies ist das Wesen des Lichtes (arka[1])'.

Ein solcher Zusammenhang zwischen Licht und Ton wird ernsthaft von keinem anderen als dem Romantiker E. Th. A. Hoffmann behauptet. 'Es ist kein leeres Bild', sagt er, 'keine Allegorie, wenn der Musiker sagt, daß ihm Farben, Düfte, Strahlen als Töne erscheinen und er in ihrer Vereinigung ein wundervolles Konzert erblickt.' 'Da fuhren Lichtstrahlen durch die Nacht', phantasiert sein Ritter Gluck, 'und die Lichtstrahlen waren Töne, welche mich umfingen mit lieblicher Klarheit. Ich erwachte in meinen Schmerzen und sah ein großes helles Auge, das blickte in eine Orgel, und wie es blickte, gingen Töne hervor und schimmerten und umschlangen sich in herrlichen Akkorden, wie ich sie nirgend gedacht hatte[2]). Wie in jener indischen Upanishad ist ihm die Sonne 'der Dreiklang, aus dem die Akkorde sternengleich herabschießen[3]).' Was Hoffmann hier behauptet, ist der Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen gewesen. Es ist bekannt, daß Menschen mit gesteigerter Empfindlichkeit, sei diese nun ein Atavismus oder eine Antizipation, mit der Wahrnehmung von Gesichtseindrücken die von Schall und Ton verbinden und umgekehrt. Es war Johannes Müller in seiner Physiologie des Gesichtssinnes und in der Schrift 'Über die phantastischen Gesichtswahrnehmungen' (beides 1826), der diese zuerst untersuchte, aber ihrer Deutung uns nicht näher führt[4]). Es werden Täuschungen angenommen, die durch unregelmäßige Überleitung der von außen kommenden Eindrücke auf den Nervenorganismus aufgefaßt werden. Goethe, der selbst im Faust das Licht des Tages tönend aufgehen läßt, will Farben und Ton nicht untereinander vergleichen, trotzdem solche Auslegung der allgemeinen Anschauung am ehesten entsprechen würde. Er will beide auf eine höhere Formel beziehen, aus einer Formel, jedes für sich, ableiten[5]). Mag die Sache sich physikalisch wie auch immer verhalten: es gelang dem Amerikaner Graham Bell, einen Apparat herzustellen, der ihn in den Stand setzte, durch Licht hörbaren Ton zu erzeugen, und den er das Photophon nannte[6]).

Unser Gegenstand ist indessen auch der Betrachtung von einer anderen Seite fähig. Die Sprache war, ehe sie zu einem bloßen Verkehrs-

---

[1]) Brihadāraṇgaka-Upanishad 1, 2, 1; bei Deußen a. a. O. S. 383. Die Sonne ist 'Wort' (vāc). Ihr Licht sind die Sāman-Lieder. Carcis sāmāni Shatap. Brāhm. 10, 5, 1, 4 f.

[2]) H. von Wolzogen, E. Th. A. Hoffmann und Richard Wagner, Harmonien und Parallelen, Deutsche Bücherei Bd. 63, S. 31 ff.

[3]) E. Th. A. Hoffmanns Werke, herausgeg. von G. Ellinger, Bd. 1, S. 27.

[4]) Vgl. Josef Klemens Kreibig, Die Sinne des Menschen [2], Leipzig 1917, S. 109. G. Marinesco, Über Mitempfindungen, insbesondere über farbiges Hören, Deutsche Revue, Mai 1914, S. 207 ff.

[5]) Farbenlehre, Deutsche Nat. Lit. 116, 284 ff.

[6]) A. G. Bell, Das Photophon, Leipzig 1880. Endemann, Schall, Licht und Wärme in ihren Beziehungen zur Radiophonie, Progr., Celle 1883.

Digitized by Google

mittel wurde und die Worte zu bloßen Marken, ein lebendiger Organismus, ein Produkt des innigsten Verkehres, in dem der Mensch mit der gesamten sichtbaren und unsichtbaren Welt stand. Wie nun die Sprache Wörter schuf, zeigte es sich, daß, wie von konkreten Gegenständen mit entfernteren irgendwelche Beziehungen stattfanden, so auch die Wörter nach Sinn und Bau mit anderen in einer Verbindung standen, die sich uns als sinnvoll erweist. Wir wissen, wie eng den Alten Wort und Ding zusammengehörten, daß beide ihnen identisch und von den Hebräern mit der selben Vokabel (dabhar) begriffen wurden. Dessen ist der platonische Kratylos und die altindische Literatur Zeuge. Hier zeigt sich auf einem Sondergebiete, daß Licht und Ton nicht nur 'aus einer höheren Formel abzuleiten sind', sondern daß die Sprache — oder der sprachschaffende Geist — auch solches in die Worte selbst legte. J. Grimm spricht mit Bezug auf die Entstehung der Sprache diesen Gedanken also aus: 'Es ist ein folgenschwerer Satz, daß Licht und Schall aus den selben Wurzeln fließen'[1]). Polle in seiner so lesenswerten Schrift 'Wie denkt das Volk über die Sprache?'[2]) bekennt, daß er diese überraschende Bemerkung J. Grimms nicht verstanden habe. Der Zusammenhang ist aber der: J. Grimm legt dar, daß alle Verbalwurzeln sinnliche Vorstellungen enthielten, aus denen unmittelbar auch analoge und abstrakte knospen und sich erschließen könnten; vorauf jener Satz. Diese will besagen, daß auch abstrakten Wörtern sinnliche (optische) Begriffe zugrunde liegen, daß der Sprache das Schauen vorausgeht und zuletzt verschiedene Erscheinungen sich verhalten, wie Körper zu Seele und Seele zu Körper, denen widerum eine höhere Geistigkeit zugrunde liegt[3]). Wenn der antike Mensch die Worte '*φωνή-φῶς*' oder 'sonor-solo' aufnahm, verband sich ihm damit das Gefühl einer inneren Zusammengehörigkeit. Mochte er aus eben solchen Gleichheiten eine eigentümliche Naturlehre entwickeln: Die beiden Beispiele aus der altindischen Chāndogya Upanishad belehren uns, wie beides untrennbar bis in den Ausdruck der Sprache zusammengehörig erschien. Schon A. W. Schlegel wies auf die bestehenden Zusammenhänge hin. Er vermittelt die beiden Begriffe des Leuchtens und des Redens durch die gemeinsamen des Offenbarwerdens. Aber unser Zeitalter, meint er, wenn es ein spracherfindendes wäre, würde nach seiner zergliedernden und sondernden Denkart diese Verwandtschaft schwerlich hervorgehoben haben. In den alten Sprachen ist sie unverkennbar niedergelegt. Das selbe Wurzelwort, nur aus einem Konsonanten und einem Vokal bestehend, bedeutet im Sanskrit ausschließend leuchtend, im Lateinischen ausschließend reden und im Griechischen beides zugleich: 'Wurzel bhā lucere, fāri *φαμί*'.

---

[1]) Über den Ursprung der Sprache (Abh. der Kgl. Ak. der Wiss., Berlin 1851), Berlin 1866, S 44. Vgl. Plut. Plac. philos. IV, 19 *φωνὴ φωτί ζουσα.*

[2]) [3] Leipzig 1897, S. 69.

[3]) Vgl. Laz. Geiger, Ursprung der Sprache, Stuttgart 1869, S. XXVIIIf.: Sie selbst, die Sprache, ist nicht dem Ohre, dem Schalle, sondern dem Auge und dem Licht entsprungen. W. Wackernagel, Kleine Schriften, Leipzig 1874, 3. Bd. S. 18: Die Phantasie geht zuerst aufs Gesicht, dann aufs Gehör.

Digitized by Google

Schlegel vergleicht wieder bhās lux φαος φως fās (Licht und Recht; 'beugungslos, wie auch die Sache beugungslos war'). Doch will er im Sanskrit die Spuren der vormals gemeinsamen Bedeutung erkennen, in bhās leuchten und bhāsh reden, was allerdings nicht eine Differenz der Aussprache, sondern auch etymologisch begründet sein kann[1]). Auch G. Curtius stellt beide Wortstämme zusammen, dazu alle verwandten: aus der Wurzel bhā werden durch Wurzeldetermina etwa fünf sekundäre Wurzeln abgeleitet, die alle die Bedeutungen φῶς und φωνή verkörpern; hierdurch werde bewiesen, daß leuchten und sprechen ursprünglich eins waren[2]). (Also eine Lichtsprache?) Hierunter gehören die Wortwurzeln bhaṇ rufen und das Substantiv bhāna Scheinen[3]). Das Wort arka (Wurzel arc) bedeutet, wie aus dem Petersburger Wörterbuch zu belegen, Lichtstrahl, Sonne und Lied; das hierzu gehörige Verbum strahlen und singen. Die Sonne heißt ravi, rava der Ton[4]). Zuletzt sei als bemerkenswerteste die Wurzel svar angeführt, das gebräuchliche Wort für den Himmel (auch svarga) und die Sonne selbst (nach Oldenburg zu Rigveda 10, 189), das verglichen mit dem Altpersischen unter Abänderung des letzten Konsonanten die Form svan vorausgesetzt[5]). Zu svar gehört einerseits sūrya (Sonne), womit lat. sōl, got. sauil und griech. ἥλιος < ἀ Fελιος zusammenzustellen ist, andererseits svara der Ton mit der Nebenform svana = lat. sonus. Die oben angeführte Stelle der Chāndogya Upanishad verwendet svar sowohl in der Bedeutung des Leuchtens als des Tönens[6]). Wackernagel will lux mit loqui verbinden, worin wir ihm nicht sogleich zu folgen vermögen, doch stellt er richtiger φάος zu φάναι[7]). Curtius wies darauf hin, daß in der Dichtersprache φαίνειν von der Rede gebraucht wird, z. B. κλεινὸν ἔπος πέφανται Soph. Ant. 621[8]). In anderen sprachlichen Prägungen ist widerum der Ton auf das Licht übergegangen: hellan sonare, hell sonans, später lucidus; galan sonare, gelo lucidus, flavus, gold (sonorum et lucidum[9]). Und die Sprache der Kunst redet von Klangfarben und

[1]) Indische Bibliothek 2, 284 ff. Uhlenbeck, Etymologisches Wörterbuch, Amsterdam 1898/9, s. v. bhāsh. Walde (Lateinisches etymologisches Wörterbuch[2], Heidelberg 1910, s. v. fās) lehnt die Anknüpfung von fās an bhā scheinen ab. Der Sachverhalt selbst stand fest: Δίκας δ' ἐξέλαμψε θεῖον φάος fr. adesp. 41, 9 N. Stob. Ecl. I 3, 48b. Das dreifache Gesetz leuchtet Shatap. Brāhm. 10, 5, 2, 2.

[2]) Grundzüge der griechischen Etymologie[5] (Leipzig 1879), S. 269f. Vgl. August Fick, Vergleichendes Wörterbuch der indogerm. Sprachen 2[3] (1876) S. 162f.

[3]) Ebd.

[4]) Worauf J. Grimm, Deutsche Mythologie, 3. Bd. S. 221 aufmerksam macht.

[5]) Benfey, Orient und Occident, 2. Bd. S. 535 und 1. Bd. S. 285.

[6]) Pott, Etymologische Forschungen (1869), II 3 S. 731 u. II 4 S. 150. Aug. Fick, Vgl. Wörterbuch (1874), I[3] S. 257 ~ 462 ~ 2[3] (1876), S. 162.

[7]) A. a. O S. 18.

[8]) A. a. O. vgl. Sophocles erkl. von Schneidewin-Nauck, 8. Bändchen (1899), Anhang § 256 Licht für Klang. Es mag dahingestellt werden, ob auch hebr. šēm Namen mit der Wurzel šamā' leuchten zusammenhängt. Im Rigveda 1, 52, 9 selbstglänzender Preisgesang. Die glänzenden Sänger sollen aufleuchten Atharva-Veda 4, 1, 5.

[9]) J. Grimm, Deutsche Grammatik, 2. Teil (1826) S. 86f. Deutsches Wörterbuch s. v. hell (zu hallen). Zu galan gehört der Name unserer Nachti-

Digitized by Google

Farbentönen, und das Gefühl sagt dem Musiker, welche Farbe diesem oder jenem Ton entsprechen möchte.

Wir aber freuen uns täglich des unermüdlichen Lichtes, des Spenders und Erweckers von Leben und Hoffnung, von Freude und Jubel. Es ist in seiner strahlenden Schönheit nicht stumm, wie sollte es nicht reden? Lauschen wir auf die verborgenen Saiten unseres Innern und machen wir uns stille in der Unruhe der Zeit, so mag es sein, daß wir verstehen, wie im Glauben unserer Vorväter mehr enthalten gewesen, denn ein Gebilde aus Phantasie und Nichts.

---

gall. Den Inhalt dieses Namens mögen Grabbes Verse (aus dem 'Aschenbrödel') erläutern: 'Fühlst du den Widerhall? Was singt die Nachtigall? Verstehst du sie nicht? Ihr Schlag ist klar ja wie das Licht: Durchs laubige Dunkel bricht Glutgefunkel, entzündet mir die Brust. Hoch flammt mir auf die Stimme und preist der Liebe Schmerz und Lust.

Digitized by Google

ANZEIGEN

1) Otto von der Pfordten, Ethik. Berlin u. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung, 1916. 147 S. (Sammlung Göschen.) Geb. 90 Pf.

Mit den klaren und auf das Wesentliche gehenden Ausführungen des Büchleins kann ich mich in der Hauptsache einverstanden erklären. Freilich scheint mir die Definition der Ethik als 'Beurteilung des Menschen nach einem Ideal' (S. 9) nicht zutreffend. Ethik ist vielmehr die philosophische Disziplin, die jene Beurteilungen des Menschen nach einem Ideal und die daraus sich ergebenden Normierungen zum Gegenstand hat.

S. 26 erklärt der Verfasser: 'Eine Verpflichtung dazu (nämlich: Werte zu wollen) läßt sich aus der Tatsache des Lebens ableiten.' Demgegenüber möchte ich geltend machen, daß sich aus einer 'Tatsache' nie eine 'Verpflichtung', aus einem bloßen 'Sein' nie ein 'Sollen' logisch 'ableiten' läßt. Tatsächlich erkennt das auch in anderem Zusammenhang der Verfasser an, wenn er z. B. S. 30 schreibt: 'Neue Normen, wie alle Grundnormen[1]), lassen sich eben gar nicht weiter begründen, erläutern, rechtfertigen und müssen autoritativ und dogmatisch vorgetragen werden, wie sie es auch geschichtlich allezeit wurden.' Normen ‚begründen' heißt ja eben ihre Verpflichtungskraft 'ableiten'. Die Norm aber, daß wir Werte (bzw. deren Verwirklichung) zu wollen haben, ist recht eigentlich die 'Grund'norm. Aus der bloßen Tatsache, daß wir in eine 'ethisch geordnete' Welt hineingeboren werden, folgt an sich nicht logisch, 'daß wir uns in sie zu fügen und die ethische Pflicht auf uns zu nehmen und zu tragen haben' (S. 26).

Das würde auch nicht stimmen mit dem, was Pfordten über die Freiheit vorträgt: Frei[2]) ist der Wille 'in der handelnden Zustimmung zur Norm, die er sich selbst zur Ursache seines weiteren Verhaltens macht' (S. 52).

Die Behandlung des Freiheitsproblems läßt übrigens nicht klar erkennen, wie sich der Verfasser zu dem Gegensatz von Indeterminismus und Determinismus stellt. Er scheint sich dem ersteren zuzuneigen, sofern er in dem 'zweifellos gegebenen Ich der menschlichen Persönlichkeit noch eine letzte Art von Ursache statuiert, die mit keiner der in Physik, Chemie oder Biologie angenommenen zusammenfällt' (S. 52). Andererseits spricht es wieder für Determinismus, wenn er fortfährt: 'Was diese Ich-Ursache wirkt, muß nach Naturgesetzen verlaufen.' Endlich

[1]) Von mir gesperrt.
[2]) In der Zustimmung zu logischen Ableitungen sind wir nicht 'frei'.

Digitized by Google

werden beide Auffassungen kombiniert in dem Satze: 'Erst determiniert sich der Wille selbst in der Erfassung der Norm; dann determiniert die Norm das weitere Handeln' (S. 53). Es bleibt hier aber die Frage unbeantwortet, ob diese Selbstdetermination des Willens ihrerseits durch die (etwa angeborene) Beschaffenheit der 'Ich-Ursache' eindeutig bestimmt ist oder nicht.

2) Otto von der Pfordten, Religionsphilosophie. Berlin u. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung, 1916. 152 S. (Sammlung Göschen.) Geb. 90 ₰.

Der Verfasser gibt folgende grundlegende Definition von 'Religion': 'Sie ist der Glaube an eine geordnete Wechselwirkung zwischen dem Menschen und einem übersinnlichen guten Geist' (S. 17). Diese Definition ist zu eng. Religion ist nicht nur 'Glaube', als eine intellektuelle Funktion[1]), sondern sie ergreift das Gefühl in seiner Tiefe, beeinflußt das Wollen und führt zu Handlungen wie Gebet und sonstigen Kultusakten.

Ferner ist doch auch der Buddhismus 'Religion', obwohl er in seiner reinen Form nicht Glaube an einen übersinnlichen guten Geist ist[2]).

Wenn endlich die geglaubte Wechselwirkung mit dem Übersinnlichen als eine 'geordnete' bezeichnet wird, so wird das dem irrationalen, geheimnisvollen Charakter der Religion wenig gerecht.

Die Schwierigkeiten, die dem wissenschaftlich-philosophischen Bewußtsein bei der Fassung des Gottesbegriffes, bei den sogenannten 'Gottesbeweisen' und bei dem Theodizeeproblem erwachsen, werden zwar erwähnt, aber sie werden meines Erachtens in ihrer Bedeutung und in ihren Folgerungen nicht ausreichend gewürdigt.

Im allgemeinen kann aber das Büchlein, das in engem Rahmen reichen, wohl geordneten und klar gefaßten Inhalt bietet, empfohlen werden.

3) Th. Erismann, Angewandte Psychologie. Berlin u. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung, 1916. 159 S. (Sammlung Göschen.) Geb. 90 ₰.

Das Buch bietet eine recht brauchbare Einführung in die immer vielseitiger sich gestaltenden Anwendungen der Psychologie. Wem das umfangreiche Werk von Hugo Münsterberg, ‚Grundzüge der Psychotechnik' (Leipzig 1914)[3]) zu umfangreich ist, der mag sich an der Hand dieser Schrift über unser Gebiet orientieren. Behandelt werden darin 1. Berufswahl und die experimentell-psychologische Prüfung geistiger Fähigkeiten; 2. die Schule und die experimentell-psychologische Untersuchung der Kinder (Vorstellungstypen, Intelligenzprüfung); 3. die Psychologie und das Recht (Zur Psychologie des Verbrechers und seiner Feststellung, der Zeugenaussage, der Schuldstufen); 4. Psychologie und

[1]) Vgl. S. 11 'Die Annahme einer übersinnlichen . . . Welt ist ein Gedanke, nicht etwa ein Gefühl'.

[2]) Unter den Modernen lehnen z. B. die Vertreter des kritischen 'Idealismus' (Cohen, Natorp u. a. jede Transzendenz ab (die Pfordten auch S. 118f. für notwendig erklärt) und nehmen gleichwohl 'Religion' für sich in Anspruch.

[3]) Seltsamerweise fehlt gerade dieser Wert in dem Literaturverzeichnis

Digitized by Google

Sprachwissenschaften; 5. Suggestion und Hypnose in ihrer Bedeutung für die andern Wissensgebiete und das praktische Leben.

4) Max Dessoir, Vom Jenseits der Seele. Die Geheimwissenschaften in kritischer Betrachtung. Stuttgart, Ferd. Euke, 1917. 344 S. 11,50 M. (Eine zweite, kaum veränderte Auflage ist bereits 1918 erschienen.)

Man kann die 'Bewußtseinstatsachen, die im verständlichen Zusammenhang mit der erkenntnismäßig bearbeiteten Natur stehen und den Aufgaben des äußeren Lebens angepaßt sind', als das 'Diesseits der Seele' bezeichnen. Für das Un- oder Unterbewußte erscheint dann der Name 'Jenseits der Seele' passend. Eine Reihe von Erscheinungen des normalen Seelenlebens, besonders die Gedächtnis- und Erinnerungsvorgänge, rechtfertigen die Annahme eines psychisch Unterbewußten. In ihm wird man wohl auch die Erklärung zu suchen haben für eine Reihe von Phänomenen, die Dessoir zusammenfassend als 'parapsychische' bezeichnet, sofern sie 'über das Gewöhnliche hinaus und neben ihm hergehen' und insofern sie in ein bisher noch unbenanntes Grenzgebiet zwischen dem gesunden Durchschnitt und dem Krankhaften gehören. Es gehören hierher Lockerung oder Zerfall des Bewußtseins- (d. h. Ich-) Zusammenhangs, wobei sich ein förmliches seelisches Doppelleben entwickeln kann. Ferner Traum und Hypnose, seelischer Automatismus, Fernwirkung und Fernsehen.

Auf diesem ganzen Gebiet wie auf dem des Spiritismus (dem der zweite Abschnitt des Buches gewidmet ist) kommt es zunächst einmal darauf an, Tatsachen zu sammeln und zu ordnen. Das ist besonders schwierig nicht nur infolge der Eigenart des Parapsychischen selbst, sondern weil hier ungenaue Beobachtung, Leichtgläubigkeit, pseudowissenschaftliche Theorie, auch absichtliche Täuschung bisher meist das Feld behaupteten. Man begreift, daß die Vertreter der psychologischen Wissenschaft — in Deutschland wenigstens — lieber an dem 'Parapsychischen' vorübergingen. Um so mehr ist es aber zu begrüßen, daß hier ein Psychologe von Rang daran geht, seiner Wissenschaft Neuland zu erobern.

Nicht minder verdienstvoll ist die (den Inhalt der beiden letzten Abschnitte ausmachende) Auseinandersetzung mit der kabbalistischen Geheimwissenschaft und der vielgestaltigen Theosophie, die ja in der Gegenwart so viele philosophisch Ungeschulte in ihren Bannkreis zieht. Dessoir führt den überzeugenden Nachweis, wie in Okkultismus und Theosophie uralte Vorstellungsformen weiterleben, die gleichsam die primitive Gestalt einer idealistischen Weltanschauung ausmachen, in der das Geistige noch stofflich gedacht wird und die Beziehungen zu ihm wesenllich als magische gefaßt werden.

Daß heute so viele, sogar unter den sog. Gebildeten, selbst unter den Vertretern von Einzelwissenschaften, in solche von der ersten Philosophie längst überwundene Vorstellungs- und Denkweisen verfallen, beweist eine beschämende Unfähigkeit zu wirklich philosophischer Kritik. Woher diese aber? Zum guten Teil aus dem Mangel an philosophischer Schulung. Eine solche genießen im allgemeinen ja nur die künftigen Oberlehrer und Pfarrer. Dessoirs Buch bietet so einen unbeab-

Digitized by Google

sichtigten, aber deshalb um so stärker wirkenden Beweis für die Notwendigkeit eines philosophisch-propädeutischen Unterricht an unseren höheren Schulen.

Gießen. A. Messer.

E. Fehrle, Deutsche Feste und Volksbräuche. Aus Natur und Geisteswelt, 518. Bändchen. Leipzig u. Berlin, Verlag v. B. G. Teubner, 1916. 8. VI u. 107 S. 1,50 ℳ.

Über alte Volksfeste und Volksbräuche und ihre Bedeutung haben weitere Kreise vielfach noch recht unvollkommene und irrige Darstellungen. Die populären Schriften über dieses Gebiet — Bücher und vor allem Zeitungsaufsätze — sind zum großen Teil wenig geeignet, diesem Übelstand abzuhelfen. Zum Teil schildern sie nur die Sitten, ohne sie zu erklären, und wo eine Erklärung versucht wird, da erben sich vielfach alte, von der wissenschaftlichen Forschung längst aufgegebene Anschauungen mit zäher Ausdauer fort, weil diese Darstellungen zum größern Teile nicht von Fachleuten, sondern von Laien verfaßt sind, bei denen die Sachkenntnis mit der guten Absicht nicht gleichen Schritt hält. Daß das vorliegende Büchlein anders geartet ist, dafür bürgt schon der Name des Verfassers. Fehrle hat sich schon durch sein Buch über 'die kultische Keuschheit' und durch einzelne Aufsätze als einen wohlausgerüsteten Forscher auf dem Gebiete der Volkskunde bewährt, und er zeigt auch in dieser Schrift die selbe Eigenschaft. Entsprechend dem Charakter der Sammlung enthält sein Buch im einzelnen keine Literaturnachweise (nur am Schluß sind auf knapp eineinhalb Seiten die wichtigsten Arbeiten zusammengestellt), aber wer auf diesem Gebiete etwas Bescheid weiß, merkt auf Schritt und Tritt, daß der Verfasser die neueren Forschungen durchgearbeitet und für die Erklärung der geschilderten Bräuche gut ausgenutzt hat. Der erste Teil des Buches behandelt die Jahresfeste, der zweite das Menschenleben von der Geburt bis zum Tode. Bei mehreren Festen geht er auf die Entwicklung ein, in der richtigen Erkenntnis, das nur ein Einblick in die Entwicklung zum Verständnis führen kann. 30 gut gewählte Abbildungen z. T. nach sonst noch nicht veröffentlichten Photographien, bilden eine wertvolle Ergänzung des Textes.

'Verständnis für unsere Feste und Volksbräuche muß jeder haben, der unser Volk kennen will', sagt Fehrle treffend im Vorwort. Als ein bequemes Mittel zu solcher Kenntnis ist sein Büchlein sehr zu empfehlen. Auch für die Schule kann es nutzbringend verwertet werden. Im Unterricht bietet sich ja oft genug die Gelegenheit, ja die Notwendigkeit, von Volksbräuchen zu sprechen. Deshalb sollte jeder Lehrer, der nicht schon durch eingehendere Studien mit der Volkskunde vertraut ist, das kleine Buch lesen. Auch für reifere Schüler ist es eine sehr geeignete Lektüre, es sollte deshalb in keiner Bibliothek für Obersekundaner und Primaner fehlen.

Im Vorwort hebt Fehrle hervor, daß gar manche Äußerungen unseres Volksglaubens nicht auf das deutsche Volk beschränkt sind, sondern sich in auffälliger Ähnlichkeit in vielen Ländern finden. Er erwähnt, daß

Digitized by Google

die Völker solche Gedanken oft voneinander übernommen haben, aber zutreffend weist er auch auf die selbst heute noch bisweilen verkannte Tatsache hin, daß oft Änlichkeiten sich bei Völkern finden, die nicht in Kulturgemeinschaft miteinander stehen und wo auch Übertragung durch Dritte ausgeschlossen ist. 'Dann beruht die Ähnlichkeit auf der gleichen Veranlagung der menschlichen Denkorgane, die unter gewissen Voraussetzungen die Gedanken nur in bestimmter Form hervorbringen können.' Dem Zweck und Titel des Buches entsprechend hat Fehrle sich mit Recht auf die Schilderung deutscher Bräuche beschränkt. Zur Ergänzung des hübschen Buches brauchten wir nun noch eine ebenfalls für weitere Kreise bestimmtes, also auf gelehrtes Beiwerk verzichtendes Büchlein, das sich etwa 'Bilder aus der vergleichenden Volkskunde' nennen könnte. Auch darin müßte man von deutschen Bräuchen ausgehen, diese aber nicht systematisch und einigermaßen vollständig behandeln, sondern man müßte nur einzelne, besonders lehrreiche Bräuche herausgreifen, diese dann aber im Zusammenhang mit den verwandten Sitten fremder Völker aus alter und neuer Zeit ausführlicher besprechen und erläutern. So ließe sich das Verständnis für Volksbräuche, auch für die deutschen, noch erweitern und vertiefen, zugleich eröffnete sich auch dem Fernerstehenden wenigstens ein Blick auf die Wege, auf denen die Forschung zum Verständnis der Bräuche gelangt ist[1]).

Berlin. Ernst Samter.

---

1) K. Weitzel, 500 Kriegsthemen für Aufsätze und Schülervorträge. Dresden-N., Verlag v. C. Heinrich. 44 S. 8.

2) Arno Schmieder, Der Aufsatzunterricht auf psychologischer Grundlage. 3. Aufl. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1916. VI u. 86 S. 8. 1,40 ℳ.

An welchen Leiden der deutsche Schulaufsatz krankt, ist jedem Fachmann schmerzlich bewußt. Vielleicht werden gerade die gewissenhaftesten Deutschlehrer es so empfinden, als ob die Mehrzahl dieser Krankheiten erst durch die unberufenen Ärzte verursacht worden ist. Ihre Werke und Werkchen haben wie eine Wasserpest gewirkt, die alles Lebendige unbarmherzig zerstört. Ich fürchte, die üblichen Themensammlungen gehören mit in diese Rubrik. Sie sind doch eigentlich nur für die bestimmt, die das Wesen des deutschen Aufsatzes verkennen, denen der niedere Handwerksbetrieb liegt. Der Aufsatz soll aus der geistigen Sphäre des Schülers organisch herauswachsen, darf also nicht als Fremdkörper hineingetragen werden. So dachte wohl zunächst auch Weitzel. Wir alle lebten in unserm Kriege, Lehrer wie Schüler. Wir suchten mit ihm äußerlich und innerlich fertig zu werden. Wir haben alle in der Schule gelegentlich davon gesprochen, wenn es der Anlaß mit sich brachte oder die Stimmung. Daraus konnte wohl auch einmal ein Aufsatz oder ein Vortrag hervorgehen. Brauchte es aber nicht. Jedenfalls durfte das nie zum Massenbetrieb werden. Eine Sammlung von 500 Kriegsthemen könnte aber leicht zu solchem Unfug führen.

---

[1]) Korrekturzusatz: inzwischen habe ich es selbst übernommen, ein solches Büchlein für die Sammlung 'Aus Natur und Geisteswelt' zu schreiben.

Digitized by Google

Die Gefahr scheint mir dabei doch größer als der Nutzen. Die Aufgabe der Schule war wohl gerade in diesen Jahren vielfach die, ihr eigenstes Reich zu behüten vor all den eindringenden Störungen. Man konnte bei solchem Standpunkt noch immer ein rechter Deutscher und auch ein moderner Mensch sein. Weitzel möchte die militärische Vorbereitung der Jugend gleichzeitig mit durch sein Buch fördern. Bedurfte die dessen noch? Es gibt Leute, die anders darüber urteilen. Eingehende Vorbereitung von Kriegsthemen gehört nicht in den deutschen Unterricht hinein. Wir haben wohl allmählich alle empfunden, was uns zu dieser Zeit not tat; gerade je innerlicher wir den Krieg miterlebten, um so mehr fühlten wir, daß Kriegskultus nicht Aufgabe der Schule war. Nach dem Kriege wird uns das erst zu vollem Bewußtsein kommen.

Um so mehr möchte ich das andere Büchlein jedem empfehlen. Nicht, weil ich ihm unbedingt zustimmte, aber weil es eine Freude ist, zu sehen, wie hier ein Künstler seines Gebiets seinen Schülern lebendige Wege zeigt, wie er ihnen das Sehen, Beobachten, Erleben beibringt. Man macht das gern mit und hat wahren Genuß von solcher feinen Methodik. Damit läßt sich sicher viel errreichen. Schade, daß gerade die Kunst der Methodik den Verfasser manchmal verführt hat, der Art des Kindes Gewalt anzutun. So schreibt kein elfjähriges Kind, wie es hier vielfach in den Aufsätzen geschieht. Da muß ihm erst viel Gewaltsames eingeimpft sein. Schmieder verrät das auch hier und da, wie ihm das gelungen ist. Aber er hätte sich bescheiden sollen, dem Kind größere Freiheit lassen, für die er doch sonst so warm eintritt. Auch erlahmt gegen Ende die Kraft des Büchleins und mündet auf den letzten Seiten in alte gefährliche Bahnen ein. Doch das lasse man fort. Das übrige lohnt sich nachzulesen und nachzuerleben. Man wird dann einen Weg finden, den man gehen kann. Freilich, das Verhängnis finge auch da wider an, wollte man diese Methode zur alleinseligmachenden erklären. Ich nehme an, auch dem Verfasser liegt nichts daran. Aber als einer der Wegführer soll er uns willkommen sein.

Gotha. Anz.

---

1) F. Preisigke, Antikes Leben nach den ägyptischen Papyri (Aus Natur und Geisteswelt 565). Leipzig, B. G. Teubner, 1916. 127 S. 1,50 *M*.

Das vorliegende Bändchen der rühmlich bekannten Sammlung 'Aus Natur und Geisteswelt' gibt uns, aus der Feder Preisigkes, ein Bild des antiken Lebens, wie wir es uns aus den zahllosen Papyri, die wir in Ägypten gefunden haben, für die ptolemäische und römisch-byzantinische Zeit rekonstruieren können. Das Bändchen zeigt die selbe Sachkenntnis und Sorgsamkeit in der Verarbeitung des vorliegenden Materials, die alle Arbeiten Preisigkes auszeichnet, und ich glaube kaum, daß einer der Leser es unbefriedigt aus der Hand legen wird. Mit dem hübschen Büchlein von Helbing verglichen, das ich in dieser Zeitschrift N. F. 1 (1913) S. 430 besprochen habe, in dem in kurzen, knappen Worten auf die Bedeutung der Papyruskunde für die Wissenschaft hingewiesen und dann eine Auswahl von 34 Papyri gegeben wird, die dem Herausgeber

Digitized by Google

für das große Publikum besonders interessant erschienen, mit ihm verglichen, ist das Buch von Preisigke viel inhaltreicher, hat eine breitere, wissenschaftliche Grundlage, da alle einzelnen Gebiete, über die die Papyri uns Aufschluß geben, genau und systematisch besprochen sind. Freilich eine Seite des antiken Lebens kommt bei dieser Darstellung zu kurz: das wissenschaftliche und literarische Leben, wie es uns die reichen Funde literarischer Papyri erschließen, für die großen Griechenstädte ebenso wie für die Gaumetropolen und Dörfer. Dieser Teil des antiken Lebens liegt Preisigke nach dem ganzen Gang seiner Studien und Arbeiten ferner, dafür aber ist er um so mehr auf dem andern Gebiete zu Hause, dem der Urkunden des staatlichen und privaten Lebens, und da hat er, aus voller Sachkenntnis schöpfend, ein vortreffliches Bild jener Zeiten gegeben.

In den einleitenden Kapiteln finden wir Auskunft über Wesen und Bedeutung der Papyruswissenschaft, über Funde, Schreibmaterialien, Entzifferung der Texte usw. Andere Kapitel sind der Bevölkerung, den von ihr gesprochenen Sprachen und der Geschichte des Landes gewidmet. Dazu kommt eine kurze, allgemeine Betrachtung über die Bedeutung Ägyptens für die Kultur des Abendlandes, die Preisigke vor allem darin sieht, daß Griechen und Römer von der straffen Zentralisation der Verwaltung, die, durch die Natur des Landes bedingt, ihnen in Ägypten entgegentrat, für ihre eigenen staatlichen Verhältnisse viel lernen konnten; ja viele Einzelheiten des ägyptischen Verwaltungswesens haben über Rom ihren Weg bis zu uns gefunden, und darin scheint mir auch ein besonderer Reiz des Büchleins zu liegen, daß der Leser immerfort auf Ähnlichkeiten oder Unterschiede zwischen dem altägyptischen und dem heutigen öffentlichen Leben hingewiesen wird, wie diese Beziehungen ja besonders auf dem Gebiete des Rechts schon häufig von den Juristen hervorgehoben worden sind. Dadurch wird das Interesse des Lesers, der ja meist nicht Fachmann sein wird, angeregt und wachgehalten. Die so oft ausgesprochene Behauptung, die Ägypter seien ein besonders schreibseliges Volk gewesen, sucht Preisigke auf ein richtiges Maß zurückzuführen, indem er sagt, daß zu allen Zeiten und überall kaufmännische und behördliche Gewissenhaftigkeit den gleich starken Gebrauch von Feder und Tinte verlange. Und in der Tat, was, nach den Papyrusfunden zu urteilen, die Ägypter niederzuschreiben pflegten, das bedarf eigentlich in jedem zivilisierten Staat der Niederschrift. Freilich eine Entwicklung von Kürze und Knappheit des Stils zu entsetzlich ermüdender Weitschweifigkeit kann man erkennen, wenn man den kurzen amtlichen Stil einer Ptolemäerurkunde mit den unglaublich wortreichen und schwülstigen Urkunden der Byzantinerzeit vergleicht. Solche Entwicklung sieht man aber auch in modernen Staaten. Ein Kuriosum sei noch erwähnt. Hephaistion, der königliche Schreiber des Gaues Nesyt, vertritt auch den Strategen. Als königlicher Schreiber hat er an den Strategen ein Dienstschreiben zu richten. Das adressiert er folgendermaßen: 'Hephaistion, genannt Ammonios, königlicher Schreiber des Gaues Nesyt, Vertreter des Strategenamtes, an den hochgeehrten Hephaistion, genannt Ammonios, königlichen Schreiber des selben Gaues.' Aber auch so etwas hat seine

Digitized by Google

Parallele bei uns. Übernimmt ein Beamter zu seinem Amte noch die Vertretung eines andern, so kann es auch bei uns vorkommen, daß er aus seinem eigenen Bureau an das von ihm vertretungsweise übernommene ein Dienstschreiben richtet, ein Schreiben, das er also selbst in Empfang nimmt. Aber der Unterschied ist der, daß bei den Ägyptern im amtlichen Verkehr das Schreiben immer persönlich an den Inhaber des Amtes gerichtet wurde, daß also in amtlichen Fragen der Personalitätsgrundsatz galt, daß wir aber nicht an den Vorsteher einer Behörde persönlich schreiben, sondern an die betreffende Behörde als solche, z. B. 'An das Kaiserliche Postamt zu x'.

Auf knappem Raum sind so in klarer Weise außer dem Beamten- und Kanzlei- und dem Bank- und Finanzwesen auch die landwirtschaftlichen Verhältnisse, Gerichts- und Prozeß-, Notariats- und Vertragswesen, Militär-, Kultus- und Priesterwesen besprochen, ebenso die körperliche und geistige Ausbildung, Verkehrs- und Privatleben, alles belegt durch zahlreiche Papyri, die bald ganz, bald zum Teil in Übersetzungen der Darstellung eingefügt sind. Möge das Büchlein viele Leser finden, es wird ihnen sicherlich reichlich Anregung und Belehrung bieten.

2) A. Stein, Untersuchungen zur Geschichte und Verwaltung Ägyptens unter römischer Herrschaft. Stuttgart, Metzlersche Buchhandlung, 1915. XI u. 260 S. 8. 9 ℳ.

Der Abschluß und der Druck dieses Buches fällt in die ersten beiden Jahre des gewaltigen Weltkrieges; der muß es auch entschuldigen, daß erst jetzt über das Buch Bericht erstattet wird.

Um eine richtige Grundlage für seine Untersuchungen zu gewinnen, geht Stein von einer Würdigung der Augusteischen Dyarchie, wie man seit Mommsen den Prinzipat zu bezeichnen pflegt, und einer Erörterung der Anfänge des Kaiserkults aus. Die große Machtstellung des Augustus beruht in erster Linie darauf, daß er auf die Neuordnung und Zusammensetzung des Senats, obwohl er nicht Zensor war, doch tatsächlich großen Einfluß gewann, sodann darauf, daß er das Proletariat durch Getreidespenden für sich gewann, und drittens auf seinem militärischen Imperium. Aber von dieser ganzen Entwicklung sind die orientalischen Königreiche, namentlich Ägypten, nicht betroffen worden, da es bei ihnen dieser Überleitung von der Republik zur Monarchie nicht bedurfte. Hier wurde Augustus der Nachfolger der früheren Könige als absoluter Herrscher, hier knüpfte auch der Herrscherkult, der sich im Westen ganz anders entwickelte, an längst bestehende Traditionen an. Hier wurde Augustus als θεός verehrt, und der Eid wurde bei ihm, nicht bei seinem Genius geleistet. Freilich nimmt Ägypten unter den östlichen Provinzen eine Sonderstellung insofern ein, als es in diesem Lande nur einen städtischen Kaiserkult gab, weil hier ja kein κοινὸν τῆς Αἰγύπτου existierte, ein Provinzialkult also nicht eingeführt werden konnte, und insofern der Herrscher nicht zu seinen Lebzeiten, sondern erst nach seinem Tode als θεός bezeichnet wurde. Das bedeutet freilich den Ptolemäern gegenüber eine Minderung, aber in der absoluten Stellung des Herrschers änderte das nichts.

Digitized by Google

Die weiteren historischen Betrachtungen Steins über Ägypten unter der römischen Herrschaft, die Stellung des Kaisers als König des Landes, dessen Eroberung und die Neuordnung der Dinge, im besondern die staatsrechtliche Stellung Ägyptens zum Reiche und die Sprachenfrage zeugen alle von Klarheit und besonnenem Urteil. Stein führt aus, wie Augustus möglichst wenig in der Verwaltung änderte, damit dem Volk der Wechsel der Herrschaft gar nicht recht zum Bewußtsein käme; jedoch, war es im Interesse des Staates, so schreckte er nicht davor zurück, neue Maßnahmen durchzuführen, wie z. B. die Unterdrückung der Macht der Priesterschaft und ihre Unterordnung unter den Staat. Trotz der vielerörterten Sonderstellung, die Ägypten bekanntlich zum Prinzeps hatte und auf die ich ja nicht erst einzugehen brauche, möchte Stein das Verhältnis doch nicht als eine Personalunion, sondern als eine Realunion bezeichnen, weil auf dem Gebiete der Finanzen und des Heeres der enge Zusammenhang mit dem übrigen Reiche gewahrt worden ist: die Einnahmen flossen nach Rom in die Kaiserliche Staatskasse, die Rekrutierung in Ägypten beruhte, wenn auch vorwiegend, so doch nicht ausschließlich auf lokaler Aushebung. Eine völlige Verschmelzung mit dem übrigen Reiche trat aber erst unter Diokletian ein.

In der Sprachenpolitik zeigt sich gleichfalls die Sonderstellung Ägyptens. Die Sprachenpolitik der Römer kann nach Stein am ehesten verglichen werden mit der der Perser. Wie zu deren Zeit das Aramäische als Amtssprache galt, so zur Römerzeit das Lateinische. Doch haben die Römer diese Forderung nicht mit der gleichen Strenge durchgeführt. Im Geltungsbereich des römischen ius civile war freilich die lateinische Sprache vorgeschrieben — ich will die Einzelheiten übergehen —, aber seit Caracalla, unter dem der Kreis der römischen Bürger bedeutend erweitert wurde, mußte man auch hierin nachlassen, da ja die meisten der Neubürger der lateinischen Sprache nicht mächtig waren. Man kam den Griechen im Einzelfalle sehr weit entgegen. Die kaiserlichen Erlasse waren nur so weit in lateinischer Sprache abgefaßt, als sie an römische Reichsbeamte gerichtete Reskripte und Mandate oder Kundgebungen an die Truppen waren. Die interne Dienstsprache bis zum Strategen hinauf ist stets das Griechische gewesen, aber auch der Präfekt und die Prokuratoren mußten griechisch mit den niederen Beamten korrespondieren, da diese ja das Lateinische gar nicht zu verstehen brauchten. Unter den Ptolemäern erschienen die Regierungserlasse griechisch und demotisch, bei den Römern blieb aber das Demotische ausgeschlossen; unter ihnen erschienen die Regierungserlasse nur griechisch. Das war einerseits eine strengere Haltung in der Sprachenfrage gegenüber den einheimischen Ägyptern, andrerseits durch den Verzicht auf das Lateinische ein größeres Entgegenkommen gegenüber dem Griechischen. Das ging sogar so weit, daß auch die Gerichtssprache in der römischen Zeit durchweg das Griechische war und erst zeitweise eine Reaktion in byzantinischer Zeit eintrat. Auf eins möchte ich aufmerksam machen. Wenn die Soldaten trotz der Festsetzung des Lateinischen als Heeressprache über ihre Löhnung griechisch quittierten, obwohl sich dabei sogar eine Datierung nach römischen Konsuln findet, und auch in andern Fällen die griechische

Digitized by Google

Sprache angewandt wurde, so hat dies seine Parallele darin, daß für Steuerzahlungen häufig demotisch, nicht griechisch von den Beamten quittiert wurde, oft freilich unter Hinzufügung kürzerer griechischer Beischriften. In welcher Ausdehnung und ob das nach bestimmten behördlichen Verfügungen geschehen ist, läßt sich noch nicht übersehen. Vielleicht gibt eine umfangreiche Veröffentlichung der demotischen Steuerquittungen, wie sie z. B. von Spiegelberg für die Straßburger Ostraka geplant ist, dereinst darüber Aufschluß. Die gleiche Erscheinung, daß man dem Gebrauch der griechischen Sprache weit entgegenkam, zeigt sich auch in den Aufschriften der Münzen und in den offiziellen Inschriften. Es tritt also, wenn auch im Prinzip das Lateinische als die Amtssprache in Ägypten anzusehen ist, das Griechische doch, und zwar mehr als sonst in den östlichen Provinzen, neben dem Lateinischen als die Vermittlungssprache zwischen der Regierung und den Bewohnern des Landes hervor.

In dem ersten Anhang legt Stein die Organisation der Kanzlei des Präfekten von Ägypten dar, soweit sich aus den Schriftstellern und den erhaltenen Urkunden darüber zu Resultaten kommen läßt; in dem zweiten bringt er eine Übersicht über die ganz oder teilweise lateinisch geschriebenen Papyri aus Ägypten. Für die Einzelheiten muß ich auf das Buch selbst verweisen, dessen Lektüre jedem, der sich mit den in ihm erörterten Fragen beschäftigt, dringend empfohlen werden muß.

3) L. R. Dean, A Study of the Cognomina of Soldiers in the Roman Legions. Diss. Princeton University. 1916. 321 S. 8.

In der Kaiserzeit rekrutierten sich die Legionssoldaten bekanntlich hauptsächlich aus den Provinzen, und bei ihrem Eintritt in die Legion erhielten die neuen Soldaten mit dem römischen Bürgerrecht zugleich einen römischen Namen, anfangs nur einen Vornamen und Geschlechtsnamen, selten vor der Zeit des Claudius auch einen Beinamen. Seit Claudius und Nero aber führen sie diesen fast regelmäßig, er wurde allmählich obligatorisch. Ein besonders bemerkenswertes Zeugnis für die Annahme eines römischen Namens ist der hübsche, von mir in BGU II 423 veröffentlichte Brief des Apion, eines jungen Ägypters, der, für das Heer ausgehoben, nach der Überfahrt von Alexandrien nach Misenum seinem Vater Epimachos, der in Philadelphia im Faijum in Garnison lag, von seinen Erlebnissen Mitteilung macht und daran die Bemerkung knüpft: *ἔστι δέ μου ὄνομα Ἀντῶνις Μάξιμος.* Steine und Papyri liefern uns ein umfangreiches Material für solche Soldatennamen, und Dean hat nun, durch Arbeiten von Bormann u. a., hauptsächlich auch durch Schulzes Geschichte lateinischer Eigennamen angeregt, dies Material gesammelt und die Beinamen untersucht.

Im ersten Kapitel sind die häufig, d. h. mindestens zwanzigmal vorkommenden Beinamen zusammengestellt und auf die verschiedenen Provinzen verteilt. Ebenso ist, soweit es möglich war, ihre Zeit und die Herkunft der Leute, die sie tragen, festgestellt (vgl. auch die Tabelle S. 61 f.).

Das zweite Kapitel enthält eine Einteilung der Beinamen nach ver-

Digitized by Google

schiedenen Gesichtspunkten: Adjektiva, Substantiva, Vornamen, die als Beinamen gebraucht sind, von Götternamen abgeleitete, den Namen von Kaisern entlehnte und von römischen Geschlechtern übernommene Beinamen. Weiter werden sie geordnet nach ihren Endungen und nach ihrer Herkunft, ob arabisch, keltisch, ägyptisch, germanisch usw. Die adjektivischen Beinamen sind besonders mannigfaltiger Art. Teils hängen sie mit militärischen Dingen zusammen, teils geben sie körperliche Merkmale an, teils geistige Eigenschaften, andere wider weisen auf die Herkunft, auch einfache Ordinalzahlen finden sich. Von den Beinamen wie Kalendinus, Januarius, Martialis, Saturninus und vielen anderen sind einige vielleicht mit Rücksicht auf den Geburtstag oder Geburtsmonat gewählt. Meist lassen sich in diesen Dingen nur Vermutungen aufstellen, da wir ja fast immer nur den Namen des Soldaten kennen, von seinem Leben sonst aber nicht das geringste wissen.

Im dritten Kapitel macht der Verfasser auf das häufigere Vorkommen doppelter Beinamen (vgl. z. B. Q. Annaeus Balbus Faventinus), ebenso doppelter Geschlechtsnamen (vgl. z. B. Aurelius qui et Septimius Constantinus) aufmerksam, darauf, daß Claudius, Flavius und Julius oft als Vornamen gebraucht sind und die Beinamen verschiedener Gegenden eine gewisse lokale Färbung zeigen, wie man in Afrika den Einfluß des Punischen, namentlich punischer Götternamen nicht verkennen könne. Kurze Streiflichter auf das Soldatenleben und den derben Ton, der bei ihnen herrschte, werfen die Spottnamen, die naturgemäß nicht sehr zahlreich erhalten sind, Namen wie Mucco, Porcellus, Sterceius u. a.

Zum Schluß hat der Verfasser die etwa 5700 Soldatennamen, die das Material für seine Untersuchungen gebildet haben, nach den Beinamen alphabetisch geordnet, hinzugefügt. Über viele Einzelfragen ein Urteil abzugeben, fühle ich mich nicht kompetent genug, das jedoch glaube ich sagen zu können, daß das reiche Material, das in dem Buche Deans zusammengetragen ist, jedem, der sich eingehend mit diesen Fragen beschäftigt, willkommen sein wird.

4) W. Schubart, Einführung in die Papyruskunde. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1918. VII u. 508 S. 8. 16 ℳ.

Die Absicht Schubarts war, nicht nur eine einfache Einführung in die Papyruskunde zu geben, sondern unter Benutzung aller zur Verfügung stehenden Quellen ein Gesamtbild des Lebens im griechisch-römischen Ägypten zu entwerfen. Dadurch wollte er es denjenigen, die erst neu an die Papyrusfunde herantreten, ermöglichen, diese in einen großen Zusammenhang einzureihen. Das ist ihm meines Erachtens gelungen, weil er den Stoff in souveräner Weise beherrscht. Seit vielen Jahren Verwalter einer der größten Papyrussammlungen, immer also gleichsam an der Quelle sitzend, Herausgeber von zahllosen literarischen Texten und Urkunden, von großen zusammenfassenden Arbeiten und einzelnen Aufsätzen, schöpft er — das merkt man auf jeder Seite des Buches — aus dem Vollen, mag er über literarische Papyri oder über Urkunden, über Verwaltungssachen oder kulturgeschichtliche Dinge, über politische oder wirtschaftliche Probleme und Zusammenhänge reden.

Digitized by Google

Überall sind die Fragen klar gestellt und ebenso klar und besonnen erörtert und beantwortet. Die Darstellung selbst ist gewandt und, wie nicht genug betont werden kann, frei von jedem gelehrten Ballast von Zitaten und Literaturnachweisen. Das ist dadurch erreicht worden, daß dies alles hinter den einzelnen Abschnitten in Sonderbemerkungen zusammengefaßt ist. In ihnen werden Streitfragen behandelt, Literatur und Quellen nachgewiesen, Texte angeführt, noch zu lösende Aufgaben berührt, alles mit Auswahl, und doch wird kaum etwas vermißt werden, weil eben diese Auswahl von einem den Stoff vollständig beherrschenden Forscher getroffen worden ist.

Mit Recht weist der Verfasser darauf hin, daß die Ergebnisse, die aus den Papyri gewonnen sind, nicht ohne weiteres auf den ganzen Kreis der griechisch-römischen Welt übertragen werden dürfen, daß sie aber, wenn sie auch in erster Linie nur für Ägypten in Betracht kommen, doch auch für die Kenntnis der Zustände besonders der Nachbarländer Ägyptens heranzuziehen sind, weiter aber auch für das eigentlich hellenische Wesen, für das Mutterland, und für die römischen Verhältnisse, vor allem für römische Staatsverwaltung und römisches Recht eine Quelle sind, die man unter keinen Umständen außer Acht lassen darf. Wie kaum jemand hat Schubart, um einzelnes noch hervorzuheben, einen Einblick in die Entwicklung der Schrift gewonnen, wie sie uns in literarischen Texten und in Urkunden entgegentritt; er bricht mit der alten Einteilung in ptolemäische, römische und byzantinische Schrift und glaubt sieben andere Perioden für das Jahrtausend, aus dem uns griechische Papyri vorliegen, feststellen zu müssen (S. 22), von denen eine Periode z. B. die Zeit der letzten Ptolemäer und den Anfang der Kaiserzeit etwa bis Nero umfaßt, was ich persönlich aus der Beobachtung der Schrift der Ostraka als richtig bestätigen kann.

In dem Überblick über die literarischen Papyri schließt sich Schubart im wesentlichen an seinen Aufsatz in der Internationalen Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik 1914 an, nur daß er jetzt in den hinzugefügten Bemerkungen viele Texte und kritisches Material beibringt. Schon aus jenem Aufsatz ging hervor, daß die Griechen des Ägyptens der Kaiserzeit zwar mit der klassischen Literatur und auch mit der hellenistischen noch immer Fühlung behielten, daß sie aber den großen Schriftstellern der Kaiserzeit kein Interesse entgegenbrachten. Wohl aber bekommen wir in die niedriger stehende Literatur der hellenistischen und römisch-byzantinischen Zeit durch manches interessante Fundstück einen Einblick. Für jeden klassischen Philologen wird die Auseinandersetzung über den Wert der Papyrushandschriften und ihr Verhältnis zu den mittelalterlichen von großem Werte sein, ebenso die ausführliche Behandlung der neu gefundenen Texte. Ich brauche hier ja nicht noch einmal Namen zu nennen, wie Sappho, Alkaios, Korinna, Pindar, Menander, Aristoteles, den Historiker von Oxyrhynchos und andere, das ist ja alles schon Gemeingut der Philologen geworden, eher würde es mich verlocken, noch einmal genauer einzugehen auf Stücke wie jene merkwürdige Posse aus Oxyrhynchos, die von der Befreiung eines durch indische Räuber geraubten

Digitized by Google

Mädchens handelt und in der die Barbaren in ihrer eigenen, der kanaresischen Sprache sprechen, oder von Volksliedern zu reden wie dem rhodischen Schifferlied oder dem Hochzeitslied, das mit dem Wunsche schließt: *ὁμοφροσύνην δ' ὀπάσειεν | ἤδη που θεὸς ὔμμι καὶ αὐτίκα τέκνα γενέσθαι | καὶ παίδων παῖδας καὶ ἐς βαθὺ γῆρας ἱκέσθαι.* Aber ich will dem Leser des Buches nicht vorgreifen. Übrigens ist ein vollständiges Verzeichnis der literarischen Papyri auf S. 472—484 hinzugefügt.

Vortrefflich scheinen mir die Ausführungen über die ägyptische *κοινή* und ihre Einzelerscheinungen zu sein, ebenso der Versuch, den verschiedenen Stil der ptolemäischen, römischen und byzantinischen Zeit zu charakterisieren, wofür auf S. 213—224 eine ganze Reihe von Stilproben abgedruckt sind. Interessant sind auch die Ausführungen über das Völkergemisch Ägyptens und die rechtliche und soziale Stellung der einzelnen Klassen, über das gesamte Wirtschafts- und Verkehrsleben wie über Lebensweise und Sitten der Bewohner des Landes, wobei wir auch manches von der Anlage der Städte und Dörfer, dem Bau und der Einrichtung der Häuser, von Ernährung, Kleidung, Bädern, Festen, von Familien- und gesellschaftlichem Leben, von Tod und Begräbnis erfahren. Dabei konnten die heutigen Zustände Ägyptens, die Schubart aus eigener Anschauung kennt, häufig zur Erklärung und Erläuterung herangezogen werden. Doch auch von all diesem will ich nichts Genaueres angeben, um möglichst viele zu veranlassen, das treffliche Buch Schubarts selbst in die Hand zu nehmen.

Zehlendorf bei Berlin. P. Viereck.

---

1) H. Thiersch, Winckelmann und seine Bildnisse. Vortrag gehalten für die Freiburger Wissenschaftliche Gesellschaft am 8. Dezember 1917 zur Vorfeier von Winckelmanns 200. Geburtstag (Freiburger Wissenschaftliche Gesellschaft Heft 5). Mit fünf Abbildungen. München, Becksche Verlagsbuchhandlung, 1918. 59 S. 8. 3,50 ℳ.

Gesprochen war dieser Vortrag gewiß die wirkungsvollste aller Winckelmannsfeiern des vergangenen Jahrs — wie sollte es anders sein, da die Entdeckung, von der er ausgehen durfte, am Ort selbst gemacht, vielen der Zuhörer wie ein persönliches Erlebnis erscheinen mußte. Gedruckt ist er ohne Zweifel die wertvollste Gabe, die uns der Gedenktag gebracht hat, nicht nur als Ankündigung der größeren, die uns die Wissenschaftliche Gesellschaft in einer 'Ikonographie Winckelmanns' und seinen Briefen an Bianconi zu bieten verspricht[1]), sondern auch an sich, indem er freilich jener größeren Veröffentlichung das Wichtigste vorwegnimmt.

Wie ein Erlebnis mutet es auch den Leser an, wenn er erfährt, daß in einer deutschen Gelehrtenfamilie ein Bild seit Generationen als

---

[1]) J. J. Winckelmann. Eine Gabe zur Wiederkehr seines Geburtstages. I. Ikonographie Winckelmanns. Von Hermann Thiersch (etwa 40 Tafeln!). II. Briefe Winckelmanns an Bianconi nebst einigen anderen bisher nicht gedruckten. Von Emil Jacobs. In Kommission der C. H. Beckschen Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.

Digitized by Google

'unser Winckelmann' bezeichnet worden ist, von dem weitere Kreise nichts wußten noch ahnten, auch die nichts ahnten, die dem ἥρως κτίστης ihrer Wissenschaft alljährlich am 9. Dezember ihre Verehrung bezeugten.

Vielleicht war das Bild deshalb so unbekannt geblieben, weil mancher, dem es als 'unser Winckelmann' gezeigt wurde, befangen in der Erinnerung an die allbekannten Bilder des großen Mannes, bei sich oder auch sichtbarlich den Kopf geschüttelt, vielleicht gar gesagt hat: 'Euer Winckelmann mag es ja sein, meiner aber ist es nicht; Johann Joachim Winckelmann ist es nicht!'

Das ererbte Bild zu besitzen ist kein Verdienst; bei dem Kollegen es zu 'entdecken' ebensowenig. Aber auch wirkliche Entdeckungen werden nicht selten zum Verdienst erst durch ihre Verfolgung. So ist es Thiersch's Verdienst, daß er die Verwunderung, die vor dem Bild auch seine erste Empfindung gewesen ist, zum Anstoß der Forschung werden ließ, deren Lohn dann der Glaube an die überlieferte Benennung ward. Denn die Entdeckung einer fast genau übereinstimmenden Wiederholung des Bildes, diese Entdeckung nun schon an sich ein Verdienst, weil nicht vom Zufall geboten, brachte die, man kann wohl sagen, urkundliche Bestätigung der Benennung. Kopien waren beide Bilder, wie es schien; auf dem Freiburger fehlte eine Künstlersignatur; auf dem 'Wiesbadener' war sie nicht mit voller Sicherheit zu lesen, wies aber den Kopisten noch ins achtzehnte Jahrhundert, eine Datierung, der die Malweise nicht widersprach. Wichtiger aber als der Name des Kopisten war der Meister des Originals, und dessen Name war mit der Sicherung des Dargestellten fast zur Gewißheit gebracht: es konnte kein anderer als Adam Friedrich Oeser sein. Dieser Zuweisung konnte im Weg zu stehen scheinen, daß vor etwa zehn Jahren Julius Vogel in einem schönen Bildnis der Leipziger Universitätsbibliothek Oesers Winckelmannbildnis erkannt zu haben meinte, das überhaupt nicht bezeugte, aber nach dem Verhältnis der beiden Männer zueinander bis zur Gewißheit wahrscheinliche. Aber dieses Bild stellt weder Winckelmann dar, noch ist es von Oeser gemalt: so hören wir und erwarten den Beweis von dem in Aussicht gestellten größeren Werk.

Wenn dieses Werk vorliegt, werden wir sehen, daß Thiersch's Verdienst um die Ikonographie Winckelmanns sich keineswegs auf den Nachweis dieses ältesten Bilds beschränkt: sehr weit wird er die von Otto Jahn einst gegebene Zusammenstellung der Winckelmannbildnisse hinter sich lassen. Aber auch das Verdienst des vorliegenden Vortrags beschränkt sich nicht auf jenen Nachweis, und was er darüber hinaus bietet, wird vermutlich auch durch das kommende Werk nicht überboten, wahrscheinlich gar nicht in ähnlicher Weise erstrebt werden.

Meisterhaft ist hier, wie dem Oeserschen Bild, so den drei anderen Hauptbildern, dem erst kürzlich aufgetauchten des Raffael Mengs und den beiden altbekannten der Angelika Kauffmann und Anton Marons ihr Platz im Leben Winckelmanns angewiesen. Fein durchdachte knappe Sätze umranken sozusagen die vier Bilder, verbinden sie zu einer anschaulichen Lebensschilderung des Gefeierten, aus der den Bildern hin-

Digitized by Google

wiederum die Erklärung starker Unterschiede, die Beglaubigung des Dargestellten wie des Darstellers zuwächst.

Davon könnte eine Besprechung, auch wenn ihr breiterer Raum verstattet wäre, als er hier zur Verfügung steht, eine Vorstellung nicht zu geben versuchen und dürfte es nicht. Lese ein jeder die Schrift selbst! Mit Spannung wird er die fünfzig Seiten in einem Zuge lesen, und die Spannung hört auch mit der letzten Seite nicht auf, weil sie nun auf das folgende große Werk gerichtet ist, auf das wir hoffentlich nicht lang mehr zu warten brauchen.

2) Jacob Burckhardts Vorträge 1844—1887. Im Auftrage der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft zu Basel herausgegeben von Emil Dürr Benno Schwabe & Co., Verlag, Basel. 1918. 8. XIII u. 483 S. 26 M.

Wer immer Basel kennen lernt — nicht nur vom Bahnhof oder vom Gasthof aus, sondern bei einigem Verweilen mit den Bürgern der Stadt in Berührung tretend — der empfängt den Eindruck einer ungewöhnlich feinen, vornehmen Lebensstimmung: hier scheinen nicht nur die Denkmäler der Vorzeit von einer hohen Kultur zu erzählen, sondern die Stadt scheint sie noch zu genießen, als ob hier weniger als anderwärts die Fäden zerrissen wären, die von unserer Zeit zu den Tagen eines Erasmus und Ainerbach leiten. Mit diesem Eindruck verbindet sich dann wohl unwillkürlich die Erinnerung an den Mann, dessen Name mit der 'Kultur der Renaissance' unauflöslich verknüpft ist, der für uns, wie nur ganz wenige, ein Vertreter höchster Geisteskultur ist, der ein Baseler war von Geburt, ein Baseler geblieben ist bis zu seinem Tod, an Jacob Burckhardt. Dann fragt man sich wohl, ob Jacob Burckhardt so, wie er war, gewesen ist, weil er Baseler war, oder ob Basel, so wie es ist, geworden ist, weil es Burckhardts Stadt war. Man kann wohl die eine wie die andere Frage bejahen. Um die Bejahung der ersten zu begründen, bedarf es freilich einer intimeren Kenntnis Basels in Geschichte und Gegenwart, als ich sie besitze, auch einer intimeren Kenntnis Burckhardts: diese Begründung dürfen wir erwarten von der Lebensbeschreibung, die als nachträgliche Gabe zu Burckhardts hundertjährigem Geburtstag in Aussicht gestellt ist. Die Bejahung der anderen Frage aber scheint uns kaum der Begründung bedürftig, wenn wir das hier genannte Buch in Händen halten, wenn wir sehen, was es uns bietet, und lesen, was es uns darüber hinaus bieten könnte, was Jacob Burckhardt im Lauf eines langen Lebens außer seinen herrlichen Schriften, deren tiefe Einwirkung wir alle erfahren haben, die für viele ein Erlebnis waren und auch in Zukunft sein werden, was außer diesen Schriften seinen Baselern Burckhardt in lebendigen Worten geboten hat. Einhundertsiebzig solcher Vorträge, wie deren uns hier vierundzwanzig zugänglich gemacht werden: das bedeutet in der Tat eine Einwirkung auf die Bildung der Stadt, die noch nach Jahrzehnten sich muß spüren lassen [1]).

Vielleicht mag einer seufzen 'ach, wäre doch diese Einwirkung unserem Berlin zuteil geworden! ach, hätte doch der Vierundfünfzig-

[1]) Ein Verzeichnis findet sich auf S. 476—483.

Digitized by Google

jährige den Ruf nach Berlin nicht abgelehnt!' Der Wunsch trägt den Fluch der Unerfüllbarkeit in sich — nicht nur weil er auf die ewig stillstehende Vergangenheit gerichtet ist. Niemals hätte Burckhardt solchen Einfluß auf Berlin gewinnen können: in der Riesenstadt kann der einzelne, auch der Größte, so viel nicht bedeuten.

Schwerlich hätte auch Burckhardt in Berlin diesen Einfluß gesucht, obgleich wir hören, daß er die öffentlichen Vorträge und seine Tätigkeit an der Universität 'durchaus als Einheit betrachtete, ohne irgendwelchen Unterschied in Stoff, Form und Auffassung zu machen', daß er 'aus innerem Bedürfnis' 'zu der gebildeten Basler Bevölkerung von dem gesprochen hat, was ihm in Geschichte, Kunst und Literatur wesentlich und groß erschien.' Zu diesem inneren Bedürfnis gesellten sich doch Verpflichtungen, zum mindesten moralische Verpflichtungen, die er in der fremden Stadt wohl nicht auf sich genommen hätte, die er selbst in seinem Basel in der späteren Zeit zuweilen als lästig empfand. Geboten ward ihm so die Einwirkung auf seine Mitbürger in doppeltem Sinn, geboten im Sinn von auferlegt, als ein *nobile officium* seines Amts, geboten im Sinn von ermöglicht, weil er der Sohn der Stadt war; denn die Vorträge würden auf Basel bei weitem nicht die Wirkung geübt haben, wenn, der sie hielt, nicht Baseler von Geburt, vielleicht dürfen wir auch sagen: nicht ein Mitglied einer der großen Familien gewesen wäre.

Wir sind der 'Historischen und antiquarischen Gesellschaft' zu großem Dank verpflichtet, dafür daß sie durch die Veröffentlichung der Vorträge die weitesten Kreise teilhaben läßt an der 'allgemeinen Anregung zu geschichtlicher Betrachtung der Welt', die Burckhardt damit, nach seinem eigenen bescheidenen Wort, hat geben wollen, daß sie dem Bild von Burckhardts Lebensleistung, das uns aus seinen gedruckten Werken entgegentritt, diese wesentliche Ergänzung gibt.

Nur eine Auswahl ist es, wie schon gesagt, aus der etwa siebenfachen Zahl während eines halben Jahrhunderts gehaltener Vorträge, von denen freilich etwa ein Viertteil überhaupt nicht in Niederschrift, ein weiterer großer Teil 'nur in mehr oder weniger ausführlichen Skizzen oder Übersichtsblättern als letzter Form der Aufzeichnung' sich vorgefunden hat, so daß es nur etwa fünfunddreißig Vorträge waren, aus denen man 'im Hinblick auf die Vollendung der Überlieferung' die Auswahl treffen mußte, wenn man nicht zu Referaten greifen wollte, von denen allerdings zum Teil vorzügliche und getreue zu Gebote gestanden hätten und auch bei den hier gedruckten Vorträgen zuweilen benutzt worden sind.

Von den Gesichtspunkten der Auswahl gibt der Herausgeber Rechenschaft. Er schildert uns auch die Gelegenheiten und Bedingungen dieser Vorträge und erklärt es uns, warum es fast ausschließlich 'akademische Vorträge in der Universitätsaula' sind, die in dieser Auswahl erscheinen, auch warum sie vorwiegend aus der späteren Zeit stammen — sechzehn davon aus den 80 er Jahren.

Von dem weiten Umkreis des Stoffgebiets, dem Burckhardt seine

Digitized by Google

Vorträge entnahm, gibt auch diese Auswahl eine eindrucksvolle Vorstellung: ein buntes Durcheinander bieten sie in ihrer chronologischen Folge, vom ersten aus dem Jahre 1844 bis zum letzten aus dem Jahre 1887; aber sie erscheinen nicht weniger abwechslungsreich, wenn man nur die letzten vier Jahre ins Auge faßt, aus denen je drei Vorträge stammen: der alte Burckhardt ließ sich so wenig wie der junge in eine der zahlreichen Provinzen der historischen Wissenschaft einsperren, die uns anderen schon als weite Reiche erscheinen, ließ sich nicht beengen durch die Grenzen von Jahrhunderten, ja von Jahrtausenden. Der Herausgeber wird sich an die Zeitfolge der Vorträge gehalten haben, weil diese Mannigfaltigkeit jeder Rubrizierung spottet; daß eben die Zeitfolge uns einen Wandel in der Art der Vorträge erkennen lasse, wage ich bei der Spärlichkeit der Beweisstücke aus den früheren Jahrzehnten nicht zu behaupten, obgleich ich den Eindruck habe, daß zu Anfang mehr der Stoff, später mehr der Gedanke, sozusagen, den Vortrag bestimmt und beherrscht, was man ja auch an sich ganz glaublich finden wird.

Selbst auf die drei großen Zeitfächer 'Altertum, Mittelalter, Neuzeit lassen sich die Vorträge nicht reinlich verteilen. Der über 'die Allegorie in den Künsten' (S. 374—394) führt uns durch die ganze Kunstgeschichte, auffälligerweise ohne sichtbare Beziehung auf Hugo Blümners wenige Jahre zuvor (1881) im ersten Heft seiner 'Laokoon-Studien' erschienene Abhandlung über den gleichen Gegenstand ('Über den Gebrauch der Allegorie in den bildenden Künsten'). Der Vortrag über 'Format und Bild' (S. 312 bis 323) berührt wenigstens im Vorübergehen auch antike Denkmäler. Von den ausschließlich dem Altertum gewidmeten Vorträgen überschauen einige weite Zeitspannen unter gewissen Gesichtspunkten. So: 'Über das wissenschaftliche Verdienst der Griechen' (S. 175 – 192), 'Die Griechen und ihre Künstler' (S. 202—214), diese beiden im wesentlichen in die 'Griechische Kulturgeschichte' übergegangen oder ihr entnommen. So ferner: 'Die Weihgeschenke der Alten' (S. 215—227), hier abgedruckt in der Fassung eines Aufsatzes aus dem Jahr 1880, mit einigen Zusätzen, die bis in die Zeit nach dem Erscheinen von Reischs 'Griechischen Weihgeschenken' (1890) herabreichen[1]). So endlich: 'Über Prozessionen im Altertum' (S. 296 – 311). Andere Vorträge befassen sich mit einem beschränkten Zeitraum, für den eine einzelne Persönlichkeit Zeuge oder Mittelpunkt ist. So: 'Über den Wert des Dio Chrysostomus für die Kenntnis seiner Zeit' (S. 35 – 59) und 'Der Zustand Roms unter Gregor dem Großen' (S. 17 – 29). Wieder andere sind ganz der Betrachtung bedeutender Persönlichkeiten gewidmet. Das gilt von 'Pythagoras (Wahrheit und Dichtung)' (S. 228 - 249) und 'Demetrios der Städtebezwinger' (S. 395 – 419). Endlich handeln zwei Vorträge von literarischen Stoffen weit auseinanderliegender Zeiten: 'Das Phäakenland Homers' (S. 116 – 129), dieser Vortrag ausmündend in eine Betrachtung über Goethes 'Nausikaa', und endlich 'Über die Kochkunst der spätern Griechen' (S. 103 - 115); denn hier ist es doch nicht die Kochkunst an sich,

[1]) Das Erscheinen von W. H. D. Rouses Greek votive offerings (Cambridge 1902) hat Burckhardt nicht mehr erlebt.

Digitized by Google

sondern die Rolle der Kochkunst in der Literatur, die Burckhardt in anmutiger Weise schildert[1]).

Ich weiß, daß es Leute gibt — mögen sie auch heute schon seltener sein als noch vor zehn, vor zwanzig Jahren! — die auf Burckhardts Vielseitigkeit ohne Neid blicken, weil sie sich in ihrem Spezialisten-Pharisäertum für bessere Menschen halten. Solche Vielseitigkeit soll mit 'Vertiefung' unvereinbar sein. Wenn nur da 'Vertiefung' ist, wo für den Arbeitenden der Rand des Loches, in dem er steht, als Horizont erscheint, dann ist es freilich so. Aber auf die Tiefe des Schürfens kommt es doch schließlich auch weniger an, als auf das, was man findet. Ein Burckhardt mochte in geringer Tiefe schon Goldkörner finden, die viele seiner Kritiker in zehnfacher Tiefe noch vergebens suchen. Aber es ist auch nicht wahr, daß Burckhardt sich die Arbeit leicht gemacht hat — auch nicht die an diesen Vorträgen: 'Burckhardt hat seine Vortragstätigkeit sehr ernst genommen'. So lesen wir im Vorwort. Mancher briefliche Seufzer aus den späteren Jahren beweist es. 'Es ging den einzelnen Vorträgen immer eine ebenso umfassende wie sorgfältige Vorbereitung voraus: Quellenstudium, Gruppierung des Stoffes unter bestimmte Gesichtspunkte, Disposition des Vortrags auf Übersichtsblättern, die entweder selbst schon als Grundlage des Memorierens dienten, oder denen gar eine volle Niederschrift des Vortrages vorausging, die der ohne irgendwelche Notizen gehaltenen Rede als Vorbereitung diente.' Man beachte: auch 'Quellenstudium'. Aber man braucht ja auch nur den Vortrag über Dio Chrysostomus zu lesen: nicht um dieses Vortrags willen wird Burckhardt alle 80 Reden gelesen haben; aber er hat es doch getan, und wie viele von denen, die sich auf das Gebiet der Geschichte des Altertums beschränken, werden es getan haben?

Mit Recht hat der Herausgeber den Vorträgen die 'Anmerkungen' angeschlossen (S. 438 — 475), 'fast ausschließlich eigene Notizen Burckhardts'. 'Sie durften nicht beiseite gelassen werden, wenn Burckhardts Vorträge auch für die Forschung in Betracht kommen sollten.' Sehr ungleich an Zahl bei den einzelnen Vorträgen, füllen diese Anmerkungen, fast immer doch nur 'Galerie-Zitate' und Schriftsteller-Zitate, bei einigen viele Seiten. Mit Recht auch hat der Herausgeber — mit mehr Recht als der der 'Griechischen Kulturgeschichte' — 'im allgemeinen auf die Berichtigung von Daten und materiellen Angaben verzichtet'. 'Der wissenschaftlich Interessierte weiß sich ja nötigenfalls zu helfen, und wer sich nur dem

[1]) Anmerkungsweise seien die übrigen noch nicht angeführten Titel zusammengestellt. Mittelalterliche Geschichte: 'Byzanz im 10. Jahrhundert' (S. 343—373), 'Über die Lage Frankreichs zur Zeit des Armagnakenzuges 1444' (Habilitationsvorlesung 1844, S. 1—16). — Neuere Geschichte: 'Die Briefe der Madame de Sévigné' (S. 420—436); 'Napoleon der Erste nach den neuesten Quellen' (1881, S. 151—174). — Kunst der neueren Zeit: 'Aus großen Kunstsammlungen' (S. 193—201); 'Über erzählende Malerei' (S. 250—265); 'Die Malerei und das Neue Testament' (S. 282—295); 'Über die niederländische Genremalerei' (S. 60—102); 'Die Anfänge der neuern Porträtmalerei' (S. 266—281); 'Rembrandt' (S. 130—150); 'Anton van Dyk' (S. 324—342) — 'Gedächtnisrede auf Schiller' (S. 30—34, Skizze mit mehrfachen Wortergänzungen; schon früher gedruckt).

Digitized by Google

Genuß der Vorträge hingibt, den bekümmert ein etwa möglicher Irrtum oder eine wissenschaftliche Überholung Burckhardts im einzelnen nicht groß.'

Möchte denn das Buch recht viele Leser finden, die sich dem Genuß der Vorträge so hingeben und soviel daraus gewinnen, wie einst die Baseler, die dem gesprochenen Wort lauschen durften, und möchten auch, die etwa hier und da eine 'Überholung' bemerken, das nicht zum Anlaß der Überhebung werden lassen, sondern ihren Blick lieber dankbar und bewundernd auf das richten, was nicht überholt worden ist und zum Teil gar nicht überholt werden kann.

Frankfurt a. M. Friedrich Koepp.

P. Maas, Die neuen Responsionsfreiheiten bei Bakchylides und Pindar (= S. A. aus den Jahresberichten des Philol. Vereins zu Berlin, 39. Bd.). Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1914. 32 S. 80 ₰.

Die Besprechung ist durch den Heeresdienst des Berichterstatters leider um Jahre verzögert worden. Wenn sie doch noch erfolgt, so geschieht es, weil die vorliegende (O. Schroeder gewidmete) Untersuchung inhaltlich wie methodisch bedeutsam ist.

Die Entdeckung des Bakchylides in den 90er Jahren stellte die Metriker vor ein schweres Problem. Die sonst so straffe Responsion der Strophen, die häufig bis zur silbenmäßigen Übereinstimmung geht, war an nicht wenigen Stellen schwer gestört, ohne daß textliche Anstöße auffielen. Sie schien nur gerettet werden zu können, wenn man sich entschloß, nach einer auch schon im Altertum aufgetauchten Anschauung Choriamben, Ioniker, Iamben, Trochäen (Epitrite) als metrisch gleichwertig anzusetzen. Da sich bei näherer Vergleichung zu zeigen schien, daß im Pindar das Problem genau so lag, so wurde die Lehre von Blaß, Wilamowitz, insbesondere Schroeder (der im Pindar von 1914 am weitesten geht) ausgebaut und errang die fast allgemeine Zustimmung der Metriker. Jetzt erhebt sich dagegen Maas mit dem Anspruch, sie als unnötig erweisen zu können, da man der Schwierigkeiten auf anderem Wege Herr werden könne. Falls sich dies erreichen ließe, so wäre damit die metrische Gestaltung der beiden Lyriker freilich vereinfacht und es wäre die straffe Entsprechung, die in geradezu rigoroser Form ein Charakteristikum dieser chorischen Lyrik ist, gewahrt.

Wie versucht es Maas und ist er erfolgreich?

Er registriert sämtliche in Betracht kommenden Stellen in sorgfältigster Weise nach dem Grade der textlichen und metrischen Bezeugung (als Textstelle oder Versstelle, als gesichert, zulässig oder fraglich): es ergibt sich, daß von 'Gesichertheit' nicht die Rede sein kann. Da nun die bei den übrigen Lyriken 'gesichert' überlieferten Freiheiten (z. B. die Anaklasis der Lesbier und der Tragödie in äolischen Partien) nicht ohne weiteres auf die anders geartete und metrisch viel 'konservativere' Lyrik der Pindar und Bakchylides übertragen werden dürfen (— dies ist berechtigterweise ein Hauptpunkt in Maasens Beweisführung —), so könnten die angenommenen Freiheiten als erledigt gelten, wenn es Maas gelingt, die registrierten Stellen anders zu erklären oder textlich überzeugend zu ändern. Das versucht er mit allen diplomatischen, sprachlichen, prosodischen,

Digitized by Google

auch metrischen Mitteln. Man muß ihm zugeben, daß er mit schonender Hand verfährt. Oft geht er auf Varianten oder Scholien zurück; Textänderungen, von denen er nicht selten Gebrauch macht, werden meist durch die Überlieferung an die Hand gegeben oder auf guten sprachlichen Betrachtungen aufgebaut. Es widerstehen nach meiner Ansicht nur P III 6 IV 184 (beide Male unwahrscheinliche Längung von Endsilben), O III 35 (zu gewaltsam), O VII 86 (Dativ *Αἰγίνᾳ*), O IX 76 und P IV 118 (beide Male gewaltsame Textänderungen) und die beiden Lieder J V und Nem VI. Diese beiden aber machen jeder Metrisierung die größten Schwierigkeiten [1]). Es wird danach die Frage, ob Maas der Nachweis gelungen ist, je nach der Stellung des Beurteilers verschieden beantwortet werden können. Ich glaube, daß eine Sicherheit für die Annahme anaklastischer Freiheiten bei Bakchylides und Pindar nicht mehr besteht. Damit ist freilich für die übrigen Lyriker nichts bewiesen. Vielleicht handelt es sich um die Ablehnung bestimmter metrischer (bzw. musikalischer) Praxis durch beide.

Der Wert der Untersuchung als methodischer Arbeit ist groß. Sie zeigt, daß wir auch für andere metrische Gebiete (auf denen wir nur leider nicht über gleich zuverlässiges Material verfügen) durch Sonderuntersuchungen weit kommen können, und bietet ein schätzenswertes Gegengewicht gegen die jetzt vorherrschenden, entwicklungsgeschichtlich gerichteten Forschungen (z. B. neuerdings E. Fraenkel im Rhein. Mus. 1918 über 'Lyrische Daktylen').

Der Anhang der für Metriker und Lyrikforscher gleich ergebnisreichen Arbeit enthält Exkurse 1. über die Frage der metrischen Normalisierung in der Überlieferung des Pindar und Bakchylides, 2. zur Prosodie (Patronymika, Hiat, Längung von Endsilben, hierin viel Zweifelhaftes), 3. Konjekturen zu Bakchylides und Pindar, 4. Interpretationen von Nem V, J VI und Bakchylides XVIII K (wo mir die Schwierigkeiten in der Stellung des Fragers übertrieben erscheinen; man lese die Übersetzung des Liedes bei Schroeder, Berl. philol. Wochenschr. 1898, 326f.).

Halle. Rudolf Ebeling.

M. A. Schwartz, Erechtheus et Theseus apud Euripidem et Atthidographos. Leidener Diss. 1917.

Die fleißige und scharfsinnige Dissertation handelt hauptsächlich über den Erechtheus, den Aigeus und den Theseus des Euripides. Die Überlieferung von dem Kampfe des Eleusiniers Eumolpos gegen Erechtheus gestaltete Euripides nach Schwartz dadurch um, daß er jenen von Eleusis,

[1]) Bei J V 16, 37, 58 läßt sich eine gesicherte metrische Fassung überhaupt nicht erreichen. Am wahrscheinlichsten ist mir —⏑⏑—⏑⏑— wegen Strophe v. 4 und Epode v. 8, so daß v. 16 korrupt wäre. In Nem VI (Schlußzeilen der Strophen) ist in sämtlichen Strophen und Gegenstrophen die Frage der Lesung nach Ausweis der Textgeschichte auch schon im Altertum aufgeworfen worden, so daß danach die Behauptung Maasens (S 14), daß keine metrische Normalisierung der Lyrikertexte durch die alten Gelehrten erfolgt sei, etwas einzuschränken ist. Es scheint, als führte die Strophe auf eine überlieferte Form —⏑⏑—⏑⏑—⏑⏑—⏑⏑—. Jedenfalls kommen aber beide Lieder für den Nachweis anaklastischer Freiheiten nicht in Betracht.

Digitized by Google

das in den Bruchstücken nicht genannt wird, löste und zu einem reinen Thraker machte, der Athen als Erbe seines Vaters Poseidon beanspruchte. Die Atthidographen haben entweder zwei Eumolpos unterschieden oder den Thraker durch Ismaros oder Immarados ersetzt. Diese Entwicklung der Sage ist erwägenswert, aber vielleicht beruht die Nichterwähnung der Mysterien in den immerhin spärlichen Resten des Erechtheus auf Zufall, und die Berufung auf den Anspruch, den Poseidon auf Athen machte, schließt nicht aus, daß Eumolpos auch bei Euripides als Verbündeter der Eleusinier auftrat. — Im Aigeus hat der Dichter nach Schwartz den Vergiftungsversuch damit begründet, daß Medeia bei Theseus' Ankunft fürchtet, ihrem' Sohn, dem von Euripides neu eingeführten Medos, könne sein königliches Erbe durch den älteren Stiefbruder Theseus entzogen werden; die ältere Sage von der Artemispriesterin (Hyg. fab. 26) wurde dadurch entbehrlich. — Im Theseus hat Euripides weder die älteste, wahrscheinlich auf dem Kypseloskasten dargestellte Sagenform, nach der Theseus den Minotauros in seiner Höhle mit Hilfe des von Dionysos der Ariadne geschenkten Kranzes aufspürt, noch den bald nach den Perserkriegen gedichteten Zug benutzt, daß Amphitrite dem Stiefsohn den leuchtenden Brautkranz überläßt, er hat vielmehr der Sage zum Siege verholfen, daß Ariadne mit ihrem Knäul dem Helden die Rückkehr aus dem unendlichen Labyrinth, das jetzt Behausung des Ungeheuers geworden ist, ermöglicht. — Außer diesen Hauptpunkten werden zahlreiche Einzelfragen behandelt, die hier nicht alle erwähnt werden können, deren Beantwortung aber auch da, wo sie nicht vollständig befriedigt, anregend und förderlich ist und künftig bei Untersuchungen über attische Sagen nicht übersehen werden darf. Als Beispiel führe ich das S. 47 ff. über Xuthos, Ion und die Boedromien Bemerkte an. Es scheint mir nicht ausgeschlossen, daß bei der Eroberung von Eleusis die nicht sehr lange vorher — nach Schwartz kurz vor Solon — mit Athen verbundenen Tetrapoliten diesem beistanden und daß der Monat, in dem die großen eleusinischen Feste fortan von den Athenern gefeiert wurden, den Namen Boedromion nach einem Fest erhielt, das zur Erinnerung an jene Hilfe eingesetzt ward, daß also in der Festlegende bei Philochoros FHG I 389, 33 sich geschichtliche Vorgänge aus dem sechsten Jahrhundert widerspiegeln.

Charlottenburg. O. Gruppe.

Xenophons Anabasis. Für den Schulgebrauch mit Erklärungen hrsg. von Karl Hamp. I. Text, II. Erklärungen. Zweite Auflage. Bamberg, C. C. Buchners Verlag, 1917. I XXV, 231 II 148 S. 8. 2 (1,30) ℳ.

Die Ausgabe ist für den Schulgebrauch bestimmt und verzichtet demnach auf alles, was über diesen unmittelbaren Zweck hinausgeht. Die sachlichen und sprachlichen Bemerkungen erscheinen jedoch zuweilen recht dürftig. Die lexikalischen Beihilfen sind reichlich, vielleicht zu reichlich; namentlich zu den letzten Büchern gleichen die Anm. allzusehr einem Wörterbuch zur Anabasis. In der Darstellung des Lebens Xenophons (in der Einleitung) hält Hamp an der gewöhnlichen Annahme fest, daß Xenophon schon in früher Jugend sich an Sokrates ange-

Digitized by Google

schlossen habe und ein eifriger Schüler und Anhänger des Philosophen geworden sei. Aus der einzigen Stelle, wo Xenophon in der Anabasis von Sokrates spricht, geht das aber nicht hervor (III 1, 5. 7). — Der Wert des Dareikos (Einleitung S. XXIII) beträgt nach unserm Gelde nicht 15 Mark, sondern etwas mehr als 22. — Was den Text betrifft, so hat Hamp auf die seit Gemoll wohl allgemein angenommene Orthographie verzichtet. Wir lesen also *ἀθροίζω, οἰκτείρω, συμμίξειαν, ἀνστόν, ἀποθνήσκω, σώζω, εὔχοντο, εὗρε* usw. Auch sonst weicht er gelegentlich von Gemolls Text ab. *I* 2, 12 ist der Schlußsatz ausgelassen (aus pädagogischen Rücksichten), *I* 6, 9 schreibt Hamp *τοὺς ἐθέλοντας ἀγαθοὺς εἶναι εὖ ποιεῖν* u. a. m. — Die auf dem beigefügten Kärtchen angegebene Skizze des Rückzuges der Zehntausend ist an ihrem letzten Ende entschieden unrichtig, vgl. v. Hoffmeister, Durch Armenien. Eine Wanderung und der Zug Xenophons. Leipzig und Berlin, Teubner, 1911. — Zehn beigegebene Bildertafeln werden das Interesse des jugendlichen Lesers gewiß erhöhen. — Die Ausstattung des Buches macht der Verlagsbuchhandlung alle Ehre. Das Papier ist zwar Kriegsware, der Druck aber ist vorzüglich; einige unwesentliche Akzentfehler lassen sich leicht verbessern (*Κύρος I* 2, 27; *I* 9, 1 und 29; *ἐλεγετο* III 1, 9 ohne Akzent, *πιστὸν* statt *πιστόν I* 9, 29).

Charlottenburg. E. Richter.

C. Bardt, Zur Technik des Übersetzens lateinischer Prosa. Zweite durchgesehene Auflage bearbeitet von Dr. Kurt Hubert. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1918. IV u. 65 S. 8. Geh. 1,20 ℳ, dazu 40 % Teuerungszuschlag.

'Kurz gefaßte praktische Stilistik der lateinischen Sprache', so möcht ich das feine Büchelchen bezeichnen, das ursprünglich als Hilfsheft zu Bardts 'Ausgewählten Briefen aus Ciceronischer Zeit' gedacht war, jetzt aber auch selbständig benutzt werden soll, mit dem Zweck, 'aus dem Lateinischen leidliches Deutsch und aus dem Deutschen wirkliches Latein herzustellen.' Diesen Zweck erfüllt das Büchlein vollauf. Man wird selten auf so kleinem Raum so viele treffliche stilistische Bemerkungen beisammen finden. Es handelt: I. von der Kunst und Möglichkeit des Übersetzens (S. 1—3), II. von lateinischer und deutscher Satzbildung, Beseitigung von Nebensätzen (S. 3—16), III. von den Begriffspaaren (S. 16—20), IV. von der Bildersprache (S. 21—35), V. von dem prosaischen Charakter der lateinischen Sprache (S. 35—41), VI. von der Vertauschung der Ausdrucksmittel (S. 41—59). Beigegeben ist ein Sach- und Wortregister. Dies goldene Büchlein kann nicht warm genug empfohlen werden.

Charlottenburg. A. Kurfeß.

Wolfgang Fischer, Das römische Lager, insbesondere nach Livius. Mit 1 Tafel. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1914. 8. 207 S. Geh. 7 ℳ, geb. in Leinwand 8,50 ℳ.

Eine fleißige, nicht gerade wesentlich Neues bietende, sondern mehr sorgfältig zusammenfassende Arbeit. Sie behandelt im ersten Teil die 'innere und äußere Einrichtung': 1. Ort des Lagers, 2. Befestigungen, 3. Orientierung und Tore, 4. Plätze und Straßen, 5. Die Zelte, 6. Die

Digitized by Google

Besetzung; einfaches und doppeltes Lager, 7. Die verschiedenen Arten von Lagern; im zweiten Teil den 'Lagerdienst': 1. Aufschlagen des Lagers; Ein- und Ausmarsch, 2. Lagerkommandant, 3. Befehlsausgabe und Parole, 4. Lagerordnung, 5. Lagerdisziplin, 6. Consilium und Contio, 7. Wachtdienst, 8. Verpflegungsdienst.

Als Vorarbeit ist das Werk für weitere Untersuchungen wohl brauchbar, nur hätte es erheblich kürzer gefaßt werden können, wodurch sein Inhalt bequemer verwendbar geworden wäre. Z. B. erscheint die ziemlich ausführliche Polemik gegen Oxé und Stolle über 'einfaches und doppeltes Lager' überflüssig, nachdem Schulten im sog. Lager III bei Renieblas (Numantia) ein Beispiel entdeckt hat, das den Angaben des Polybios über die römische Lagerform entspricht, und nachdem Fischer selbst festgestellt, daß schon bald nach dem Erscheinen des polybianischen Werkes — etwa 150 v. Chr. — eine neue Lagerform entstand, die anscheinend von Scipio Aemilianus eingeführt wurde, daß also die Lager aus späterer Zeit dem polybianischen Schema nicht mehr zu entsprechen brauchen.

Methodisch ist zu bemerken, daß eigentlich schon der Titel des Buches einen Fehler darstellt. Denn erstens soll man, wo Polybios zur Verfügung steht, nicht zugleich auch auf Livius zurückgreifen, besonders in allen militärischen Dingen, sondern zunächst ausschließlich nach dem griechischen Gewährsmann sich ein Bild zu machen versuchen, und wo Polybios fehlt, andere, den Ereignissen zeitlich näher stehende Quellen befragen, ehe man sich an Livius wendet; zum wenigsten muß man wissen, daß Livius zwar in bester Absicht, aber nicht mit genügend peinlicher Kritik und Sachkenntnis in seiner Darstellung seine eigene ausmalende Auffassung von Geschehnissen und Zuständen längst vergangener Zeiten niederlegt. Zweitens soll man für Fragen des Lagerwesens wie überhaupt für militärische Dinge die erste Dekade des Livius gar nicht heranziehen. Hier hat annalistische Phantasie seit Ennius und Dürftigkeit des Urquellenmaterials den Livius bei seinem Bemühen, dem römischen Publikum eine lesbare Darstellung der römischen Urzeit zu bieten, veranlaßt, mehr farbenreich auszumalen als sich streng auf das geschichtlich Gesicherte zu beschränken. Methodisch richtiger wäre wohl das Verfahren gewesen, zu fragen: Was sagt Polybios? Wie stimmen dazu die Lagerfunde aus der Zeit bis zum Erscheinen seines Werkes? Was sagt Hyginus bzw. Vegetius? Wie verhalten sich dazu die Ausgrabungen von Lagern aus späterer Zeit? Noch wichtiger als das Nachlesen des Livius wäre also hinsichtlich der Lageranlage das Studium der Grundrisse der bereits aufgedeckten Römerlager gewesen.

Am Schluß (S. 206 f.) ist eine schematische Darstellung des einfachen Lagers eines Zweilegionenheeres nach Polybios gegeben, wie sie sich Fischer denkt. Beiläufig bemerkt leidet auch sein Entwurf an einer gewissen Unvollständigkeit, da die Frage nicht geklärt ist, wo und wie der ziemlich bedeutende Troß des Heeres, d. h. die Knechte, das große Gepäck und die Tragtiere untergebracht waren, wo die Latrinen sich befanden usw. Erwünscht wären auch weitere Skizzen gewesen, wie sich Verfasser das Einrücken der Abteilungen in die abgesteckten Räume, das Kochen, ferner

Digitized by Google

das Antreten der einzelnen Heeresteile und Troßkolonnen nach dem Abbrechen und Aufladen der Zelte und schließlich den Ausmarsch der Einzelkolonnen aus den Toren und den Übergang in die Heeresmarschkolonne bzw. deren Aufmarsch aus den Lagergassen zur Schlacht denkt — soweit die Quellen und Sachkritik solche Kombinationen überhaupt ermöglichen.

Als stilistisch nicht zulässig möchte ich einige mir aufgefallene Ausdrücke anmerken: S. 85 'beim stativa' (sc. castra), S. 86 'das eben erwähnte castra Claudiana' und S. 117 'bis zum via principalis'.

Berlin-Steglitz. Konrad Lehmann.

Wilhelm Schüßler, Das Verfassungsproblem im Habsburgerreich. Politische Bücherei geleitet von Erich Marcks u. a. Stuttgart u. Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt, 1918. 237 S. 6 ℳ.

Seit der bosnischen Krisis und vor allem seit Ausbruch der Balkankriege ist eine eingehendere Beschäftigung mit dem 'wichtigsten außenpolitischen Problem unseres Volkes' festzustellen. Aber während eine französisch-englische Literatur über das österreichische Problem in großem Umfang und großer Bedeutung bestand, erscheint in der vorliegenden Arbeit erst jetzt die erste größere reichsdeutsche Schrift von selbständiger historisch-politischer Bedeutung. Nicht eine Lücke in der gelehrten Forschung ausfüllen will der Verfasser, sondern 'den Reichsdeutschen als Reichsdeutscher das Bild der verbündeten Monarchie von der verfassungspolitischen Seite zeigen'. Aus genauer Kenntnis der wissenschaftlichen Literatur und reifer geschichtlich-politischer Anschauung werden uns die geschichtlichen Grundlagen der Kämpfe vermittelt, in denen die habsburgischen Völker um den verfassungspolitischen Ausgleich ihres staatlichen Lebens ringen. Die den Tatsachen gegenüber idealistische Geschichte, politische und Wirtschaftsgeographie geben dem Verfasser Hoffnung darauf, daß Österreich-Ungarn auch den letzten Teil des Weltkrieges als Großmacht überdauert. Und wenn die letzten Vorgänge als Ergebnis der 'Selbstbestimmung' und der Überspannung des Nationalitätsprinzips die Gefahr der Balkanisierung Österreichs naherücken, so hört Österreich wohl auf, fortan eine Geschichte zu haben. Für das Deutsche Reich und das gesamte Deutschtum hat das Habsburgerreich den Sinn, der deutschen Nation eine Erweiterung ihrer weltpolitischen Wirksamkeit zu gewährleisten. Was fortlaufend zwischen den Zeilen der Arbeit Schüßlers steht, das formuliert er als Ergebnis in seinen letzten Sätzen; Konzeption und Ausdrucksmittel entstammen — individuell geprägt — dem nationalen Geist, um dessen willen wir Geschichte treiben.

Bremen. E. Schwartze.

Aloys Schulte, Frankreich und das linke Rheinufer. 2. Aufl. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlagsanstalt, 1918. 364 S. 10 ℳ.

Präsident Wilson fordert im achten Punkt seiner Vorschläge für den Weltfrieden, 'das Unrecht, das Frankreich durch Preußen im Jahre 1871 hinsichtlich Elsaß-Lothringens zugefügt wurde, sollte wider gut gemacht werden'. Das ganze Buch von Schulte ist eine Widerlegung dieses

Digitized by Google

Satzes. Der Verfasser weist zunächst nach, daß das Elsaß geographisch zu Deutschland gehört. Der Rhein ist Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze. Wie schon Hans v. Gagern sagte: 'Ein Fluß ist eine hübsche Grenze für Knaben, wenn sie Geographie lernen.' Aber auch ethnographisch war der Rhein nur einige Jahrhunderte lang die Grenze zwischen Germanen und Kelten. Seit der Völkerwanderung bilden die Vogosen die Sprachscheide. Die Verträge von Verdun und von Mersen setzten politische, nicht nationale Grenzen fest. Daß im Mittelalter das Elsaß politisch und kulturell ganz deutsch war, wird nachgewiesen, aber freilich auch, daß seit etwa 1300 französische Ansprüche auf das linke Rheinufer auftauchen. Genauer geht dann der Verfasser auf die Erwerbung von Metz, Toul und Verdun im Jahre 1552 und auf die Politik Richelieus und Mazarins ein, die mit diplomatischer Freiheit zu erreichen sucht, was später Ludwig XIV. gewaltsam verwirklicht. Besonders eingehend wird die Frage behandelt, wie die sich widersprechenden Bestimmungen des Westfälischen Friedens hinsichtlich der Abtretung des Elsasses an Frankreich zu erklären seien. Schulte schließt sich hierbei im wesentlichen den Ausführungen Overmanns an. Er glaubt, daß die Widersprüche infolge der Unkenntnis der Unterhändler entstanden seien, namentlich, weil niemand wußte, was eigentlich 'La Igrafschaft des Unterelsaß' bedeute. Sollte aber nicht doch eine von beiden Seiten gewollte Unklarheit vorliegen? Im Hinblick auf Metz, Toulon, Verdun wenigstens hat der französische Gesandte das geradezu ausgesprochen. Klar wird dann dargestellt, wie die Reunionen wirklich ein Unrecht waren und wie die Wegnahme Straßburgs geradezu ein Raub war, dem die Bürger nur der Gewalt weichend sehr ungern zustimmten. Die weitere Geschichte des Elsaß zeigt, wie das Elsaß sich zwar mit der französischen Herrschaft abfand, aber im Grunde deutsch blieb. Erst durch die Revolution und Napoleon wurde das Elsaß auch innerlich für Frankreich gewonnen, während die Bewohner des linken Rheinufers, das ja von 1795—1814 französisch war, sich ablehnend gegenüber der französischen Herrschaft verhielten, wie gegenüber französischen Darstellungen nachgewiesen wird.

Seitdem dann 1814 zwar die Rheinlande, aber nicht Elsaß an Deutschland zurückkamen, tauchten in Frankreich immer wider Pläne auf, die Rheingrenze zu gewinnen, was denn auch 'wissenschaftlich' begründet wurde. 1871 kam dann durch den Präliminarfrieden von Versailles, der von der französischen Kammer mit 547 gegen 107 Stimmen gutgeheißen wurde, Elsaß-Lothringen wieder an Deutschland. Doch wurde die Revancheidee von den elsässischen Emigranten in Frankreich hochgehalten, und wie Hervé es noch vor einem Jahr aussprach, 'die Frage nach Elsaß-Lothringen ist der tiefste Grund des Krieges', der 1914 ausbrach. Seitdem aber haben französische Publizisten immer maßlosere Forderungen gestellt, das linke Rheinufer, Zertrümmerung Deutschlands usw.

Schulte setzt sich im Verlauf seiner Darstellung gründlich mit den französischen Hetzhistorikern, einem Reuß, Babelon, Floch, Driault usw. auseinander, denen er die maßvollen und leidlich objektiven Meinungen

Digitized by Google

der wirklichen französischen Historiker, eines Sorel, Chuquet, Lavisse gegenüberstellt. Dazu widerlegt er mit dem ganzen Rüstzeug deutscher gründlicher Geschichtsforschung die Behauptungen der Franzosen.

Die eingehende und flüssige Darstellung ist jedenfalls geeignet, bei dem, der sich wirklich unterrichten will, die Überzeugung zu stärken: das Elsaß ist deutsches Land.

Charlottenburg. Gottfried Koch.

L. Schwabe, Dorpat vor 50 Jahren. Aus den Lebenserinnerungen eines deutschen Professors. Leipzig, L. Hirzel, 1915. 1,50 ℳ.

In der Zeit, als unsere glänzenden Erfolge im Osten, das siegreiche Vordringen unserer Truppen in die russischen Ostseeprovinzen die Augen immer weiterer Kreise auf das Baltenland lenkten, ist das vorliegende Büchlein erschienen, von dem Schwager des verstorbenen Verfassers aus dessen Erinnerungen herausgegeben. Recht zur Zeit erschien es. Denn, seien wir ehrlich — wie viele Deutsche hatten damals noch auch nur eine allgemeine Vorstellung von Kurland, Livland, Estland. Es war beschämend, wie falschen Vorstellungen man noch bei Beginn des Krieges über baltische Provinzen und Balten begegnete, wie schiefe, verständnislose Urteile man zurückweisen mußte. Erst unsere Feldgrauen, die bei ihrem Einmarsch in Kurland erstaunt erkannten, daß sie da nicht nach Rußland, sondern zu gut deutschen Stammesbrüdern und in ein durch und durch deutsch kultiviertes Land kamen, änderten das Bild, und nach und nach erwachte das innere Interesse an den Ostseeprovinzen in immer weiteren Kreisen Deutschlands, erwachte die Teilnahme und das Verständnis für unsere Volksgenossen, die damals, nachdem sie jahrhundertelang ihr Deutschtum treu verteidigt und durch oft schwere Anfechtungen und Leiden gerettet hatten, das schwerste, tragischste litten: gegen ihre eigenen Blutsbrüder für ihren Unterdrücker kämpfen zu müssen. Da wars am Platze, daß man einen zu Worte kommen ließ, der selbst einst als junger Mann aus Deutschland dort hinauf verschlagen, das Baltenland und sein Herz, die Dorpater Universität, kennen gelernt hatte, und der seine Eindrücke nicht etwa unter dem Einfluß der neuesten Geschehnisse mit bestimmter Tendenz, sondern für die Seinigen bereits fast 20 Jahre vorher, im Jahre 1897 aufgezeichnet hatte.

Mit Interesse liest man diese Aufzeichnungen eines fein empfindenden warmherzigen Mannes, der rasch in den baltischen Ländern heimisch ward und mit feinem Verständnis das echt deutsche Wesen erkannte, das unter einer leichten, hier und da fremd anmutenden Tünche, das reiche geistige Leben, das unter schlichter Schale sich verbarg. Wer der stimmungmachenden Tagesliteratur das Deutschtum der Ostseeprovinzen nicht glauben mag, lese diese anspruchslos geschriebenen Zeilen, der lese z. B. die Schilderung des Widerhalles, den die Ereignisse von 1870 in Dorpat fanden. Wer aber das alte Dorpat gekannt hat, dem wird es in diesen mit einem behaglichen Humor gewürzten schlichten Schilderungen wieder vor Augen stehen — das Muster einer kleinen deutschen Universität, in manchen Äußerlichkeiten gegen die damaligen glücklicheren deutschen Schwestern zurückgeblieben, und doch in seiner überaus ein-

Digitized by Google

fachen, vielfach altmodisch anmutenden Hülle mehr echte Kultur bergend, als manche glänzende Universität der letzten Jahrzehnte.

Mit Wehmut freilich legt man das Büchlein heute aus der Hand. Das Dorpat, das Schwabe schildert, hatte die plumpe russische Tatze bis auf kümmerliche Reste zertreten. Mit Jubel begrüßten wir am Anfang dieses Jahres die Nachricht, daß Dorpat befreit sei, und für die Gesinnung der Ostseeprovinzen ist es bezeichnend, daß sie als eine der ersten Forderungen die Wiedergeburt der deutschen Universität Dorpat aufstellten, die dem Deutschtum der Balten Jahrzehnte hindurch den festesten Halt gegeben. Im August v. Js. schien dieser Traum aller Balten und aller, die im Baltenland dankbar Gastfreundschaft genossen hatten, erfüllt, als in Gegenwart des preußischen Kultusministers die deutsche Universität Dorpat wider eröffnet wurde. Heute blicken wir aus unseren eigenen schweren Sorgen heraus mit banger Sorge auch auf die Zukunft der Balten, auf die Zukunft ihrer Alma mater. Wird, was mit dem Blute der deutschen Brüder für die Balten erstritten wurde, Bestand haben? Wird Dorpat weiterleben oder Jurjew? H. D.

Georg Pfeilschifter, Feldbriefe katholischer Soldaten. Freiburg i. Br., Herder, 1918. 3 Bände. XXIV u. 226, 263, 169 S. 8. Zusammen 13,60 ℳ.

Dank der großartigen Organisation der katholischen Kirche konnte der 'Arbeitsausschuß zur Verteidigung deutscher und katholischer Interessen im Weltkriege' mit Unterstützung der bischöflichen Amtsblätter eine Sammlung von 4500 Feldbriefen zuwege bringen, von denen der Kirchenhistoriker Pfeilschifter den zehnten Teil zur Veröffentlichung ausgewählt und in drei Gruppen ('Aus Tagen des Kampfes. Aus Ruhestellung und Etappe. Die religiöse Gedankenwelt des Feldsoldaten') geordnet hat. Zweifellos sind diese Zeugnisse geeignet, die von der feindlichen Presse verbreiteten Verdächtigungen unserer Krieger gründlich zu widerlegen, sofern man auf der andern Seite der Stimme der Vernunft und Gerechtigkeit überhaupt Gehör schenken mag. Sicherer ist schon der Gewinn, den die Sammlung für eine Geschichte der Feldseelsorge und des religiösen Elements in diesem Kriege verspricht, zumal neben den Soldaten auch die Feldgeistlichen zu Worte kommen.

Breslau. P. Kalkoff.

Max Fürst, König Ludwig I. von Bayern und seine Bauwerke. Mit 116 Abb. (= Die Kunst dem Volke No. 33/34.) München 1918, Karlstraße 33. 72 S. 2,20 ℳ.

Der Wert dieses Doppelhefts liegt lediglich in den trefflichen Abbildungen und in den, wie es scheint, zuverlässigen tatsächlichen Angaben des Textes. Im übrigen wird die Kritik entwaffnet durch die wohlmeinende Gesinnung des offenbar nicht zum Schriftsteller gebornen Verfassers; das Deutsch hätte nach dessen vorzeitigem Tode unbedingt gründlich umredigiert werden müssen. Daß der edle König, der seiner Hauptstadt für alle Zeiten das Gepräge gab, eine volkstümliche Monographie erhielt, war nicht bloß für Bayern selbstverständlich. s.

Digitized by Google

Paul Cauer, Walther Rathenaus staatsbürgerliches Programm. Darstellung und Kritik. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1918. 72 S. 8. 2 ℳ.

Rathenaus volkswirtschaftliche Schriften haben berechtigtes Aufsehen erregt wegen ihres für Kriegs- und Friedenszeiten wichtigen Inhalts. 'Daß der Fuß nie den Boden, das Auge die Gestirne nie verliere', ist Rathenaus Wahlspruch. Seine Gedanken sind nicht in leicht verständliche, gefällige Form gekleidet. Daher hat sich Cauer unzweifelhaft ein Verdienst dadurch erworben, daß er aus der Fülle der Betrachtungen die besonders wichtigen oder eigenartigen hervorhebt und aus allen die Summe zieht. Können die Forderungen verwirklicht werden? Cauer verneint diese Frage, hält mit Recht die Verwirklichung auch nicht für unbedingt wünschenswert, fordert aber mit dem selben Recht, daß sich möglichst viele mit den von Rathenau vertretenen Grundsätzen durchdringen, damit uns der nötige neue Aufbau gelinge. 'Zwei große Aufgaben werden einer erzieherischen Politik für unser Volk nach dem Kriege gestellt sein: gerüstet zu bleiben auf den Wettkampf der Nationen, in dem es sich behaupten soll, und Einkehr zu halten bei sich selbst, damit der unterbrochene Zusammenhang deutschen Geisteslebens wieder aufgenommen werde' (S. 61). — Unter den dankenswerten literarischen Angaben in den die beiden letzten Seiten füllenden Anmerkungen ist der Hinweis auf Alfred Webers 'Gedanken zur deutschen Sendung' besonders beachtenswert.

Görlitz. E. Stutzer.

Ed. Tièche, Der Dithyramb os in der Aristotelischen Kunstlehre. Separatabdruck a. d. Neujahrsb der literarischen Gesellschaft in Bern auf das Jahr 1917. (Gedenkschrift zu Ehren Georg Finslers.) Bern, K. J. Wyss, 1916

In bescheidnem Rahmen eine saubre kleine terminologische Studie über Form und Stil des Dithyrambos, seine enthusiastische Natur, seinen mimetischen Charakter und sein Verhältnis zum Nomos. Schade, daß der Verfasser seine Bemerkungen zu Ar. rhet. III 9 über die ἀναβολή nicht weiter geführt hat! er würde vielleicht dem Mißbrauch ein Ende gemacht haben, den man mit der Stelle treibt, um die ἄστροφα von Pindaros und Aischylos abwärts, durch eine dem Aristoteles fernliegende völlige Gleichstellung mit der primitiven λέξις εἰρομένη, rhythmisch zu diskreditieren. s.

Eingegangene Bücher*)

Teubners Verlag, Leipzig.

Aus Natur und Geisteswelt. Kl.-Okt. 1.25 ℳ.

Graetz, Das Licht und die Farben. 4. Aufl. 130 S.

Sachs, Bau und Tätigkeit des menschlichen Körpers. 4. Aufl. 146 S.

Auerbach, Die Grundbegriffe der modernen Naturlehre. 4. Aufl. 146 S.

Ziegler, Schiller. 3. Aufl. 97 S.

Steinhausen, Germanische Kultur in der Urzeit. 3. Aufl. 134 S.

Richert, Schopenhauer. 3. Aufl. 122 S.

Pischel, Leben und Lehre des Buddha. 3. Aufl. 122 S.

Schmidt, Geschichte des Welthandels. 3. Aufl. 127 S.

*) [Die steigende Betriebsamkeit in Herstellung von Schulbüchern und Kompendien aller Art nötigt uns zu einem Verfahren, gegen das wir uns bisher gesträubt haben, zu einer bloßen Registrierung neuer Eingänge. Die Herrn Verleger wollen darin eine Empfehlung sehn. Die Herrn Kollegen aber bitten wir, falls ihnen ein Buch solche Empfehlung nicht zu verdienen scheint, uns eine ausreichend begründete Beschwerde einzureichen, damit jedem das Seine werde.]

Digitized by Google

Teubners Verlag, Leipzig.
Külpe, Immanuel Kant. 4. Aufl. 137 S.
Cohn, Führende Denker. 3. Aufl. 114 S.
Bitterauf, Napoleon I. 3. Aufl. 104 S.
Köhler, Martin Luther. 135 S.
Bavink, Einführung in die allgemeine Chemie. 108 S.
Spieß, Das deutsche Volksmärchen. 124 S.
Lyrische Dichtungen. Hrsg. v. Polack u. Frick. Okt. 594 S. 5 ℳ.
Velhagen & Klasings Sammlung deutscher Schulausgaben. Kl.-Okt.
Porger, Die deutsche Frau und der Krieg. 168 S. 80 ₰.
Mackel, Kriegsnovellen. 134 S. 1 ℳ.
Deutscher Krieg und deutscher Geist. Siebzehn Aufsätze zeitgenössischer Schriftsteller. Ausgew. v. Wychgram. 156 S. 1.20 ℳ.
Deutschlands Weltpolitik. Siebzehn Aufsätze zeitgenössischer Schriftsteller. Ausgew. v. Wychgram. 152 S. 1 ℳ.
Aus der Liller Kriegszeitung, Ernste und fröhliche Bilder deutschen Heldentums. Ausgew. v. Richter. 230 S. 1,50 ℳ.
Der große Krieg, Urkunden und Briefe. Hrsg. v. Laudien. 220 S. 1,60 ℳ.
Deutsche Kriegsgedichte. Hrsg. v. Kloevekorn. 112 S. 80 ₰.
Jahn, Deutsches Volkstum. 117 S. 90 ₰.
Moderne Redner. Hrsg. v. Laudien. 142 S. 1 ℳ.
Geibel, Gedichte. Ausgew. f. d. Schule von Anthes. 129 S. 90 ₰.
Walther von der Vogelweide, Ausgewählte Dichtungen. Hrsg. v. Watenphul. 85 S. 70 ₰.
Velhagen & Klasings Sammlung französischer und englischer Schulausgaben. Kl.-Okt.
Yonge, The little Duke. Hrsg. v. Sturmfels. 118 S. 1,10 ℳ.
Gardiner, The Victorian Era. Hrsg. v. Pestalozza. 84 S. 1 ℳ.
Lea, The day of the Saxon. Hrsg. v. Paul. 116 S. 1,30 ℳ.
Doyle, Danger and other sea-tales. Hrsg. v. Schild. 111 S. 1,10 ℳ.
Locke, On cilvil government. Hrsg. v Humpf. 116 S. 1,20 ℳ.
Eliot, The mill on the floss. Hrsg. v. Hallbauer. 129 S. 1,10 ℳ.
Margall, En pleine vie. Hrsg. v. Lindemann. 98 S. 90 ₰.
Seignobos, Histoire de la civilisation contemporaine. Hrsg. v. Wüllenweber. 77 S. 1,60 ℳ.
Französische Marine-Novellen. Hrsg. v. Glöde. 70 S. 1,60 ℳ.
La grande guerre, racontée par les temoins. Hrsg. v. Pariselle. 44 S. 1,30 ℳ.
Rapports, adressés par les ministres et les charges d'affaires de Belgique à Berlin, Londres et Paris au Ministres des affaires étrangères à Bruxelles 1905—1914. Hrsg. v. Schmitz. 69 S. 1,50 ℳ.
Sammlung Göschen. Kl.-Okt. 1 ℳ.
Trabert, Meteorologie. Neubearb. v. Defant. 143 S.
Weller, Württembergische Geschichte. 182 S.
Buchners Verlag, Bamberg.
Hoffmeister, Kurze Einführung in die Wunder am Sternenhimmel. 25 S. Kl.-Okt. 50 ₰.
Neusprachliche Klassiker. Kl.-Okt.
Mémoires de femmes célèbres. Hrsg. v. Scholl. 105 S. 1,05 ℳ.
Psychologie du peuple français. Hrsg. v. Beck. 78 S. 1,40 ℳ.
Modern short stories. Hrsg. v. Kroder. 82 S. 1,10 ℳ.

Digitized by Google

Rengersche Buchhandlung, Leipzig. Französische und englische Schulbibliothek. Kl.-Okt.
Auswahl französischer Gedichte. Zusammengestellt v. Gropp u. Hausknecht. 268 S. 2,20 ℳ.
Kommentar zur Auswahl französischer Gedichte. 116 S. 1,40 ℳ.
Scènes de la grande guerre. Hrsg. v. Roepke. 104 S. 1 ℳ.
English traits. Hrsg. v. Herrmann. 112 S. 1,10 ℳ.
Ewing, Jackanapes and other stories. Hrsg. v. Gade. 78 S. 1 ℳ.
Herdersche Verlagsbuchhandlung, Freiburg i. B.
Koch, Gottes Schlachtfeld. 138 S. Kl.-Okt. 2 ℳ.
Spengler, Wir waren drei Kameraden 159 S. Kl.-Okt. 2,20 ℳ.
Sebastian von Oer, Ohne Furcht und Tadel. 80 S. Kl.-Okt. 1 ℳ.
Franckhsche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.
Fendrich, Wir. ein Hindenburgbuch. 142 S. Kl.-Okt. 1,60 ℳ.
Fendrich, An Bord. 140 S. Kl.-Okt 1,60 ℳ.
Zentralstelle zur Verbreitung guter deutscher Literatur, Bad Nassau.
Bäuerle, Krieg und Schule. 22 S. Kl.-Okt. 50 ₰.
Buchhandlung W. Köhler, Leipzig.
Geh, Homer im Felde, Bilder zur Ilias. 53 S. 41 Bilder. Kl.-Okt. 1,50 ℳ.
Sozialpädagogischer Verlag, Berlin-Pankow.
Mäder, Das Einjährige. 64 S. Kl.-Okt. 50 ₰.
Hugo Bermühler Verlag, Berlin-Lichterfelde.
Brunner, Unsre Jugend unsre Zukunft. 100 S. Kl.-Okt. 50 ₰.
Verlag des evangelischen Bundes, Berlin.
Buchwald, Martin Luther. 47 S. Okt.
Mosapp, Reformations-Jubelbüchlein. 48 S. Okt. 25 ₰.
Teubners Verlag, Leipzig. Deutche Feld- und Heimatbücher.
Arndt, Deutschland und der Weltmarkt. 41 S. Kl.-Okt. 40 ₰.
Fuchs, Stenographisches Diktierbuch. 112 S. Kl.-Okt. 1 ℳ.
Simon, Der Weltkrieg und die Judenfrage. 80 S. Okt. 1,20 ℳ.
Verlagsbuchhandlung Schwetschke & Sohn, Berlin.
Dickhoff, Stilübungen. 478 S. Okt. 6 ℳ.
Lehmanns Verlag, München.
Deutschlands Zukunft bei einem guten und bei einem schlechten Frieden. 48 S. Kl.-Okt. 1 ℳ.
Verlag von Greiner u Pfeiffer, Stuttgart.
Des deutschen Kriegers inneres Erlebnis. 38 S. Kl.-Okt. 50 ₰.
Verlag Walter Möschke, Leipzig.
Schilling, Englands Werdegang. 42 S. Kl.-Okt. 80 ₰.
Verlag Schauenburg, Lahr i. B.
Rolle-Sehring, Gesänge für höhere Lehranstalten. 232 S. Kl.-Okt. 1,80 ℳ.
Verlag Quelle & Meyer, Leipzig.
Olbricht, Heimatkunde der Umgebung Breslaus. 31 S. Okt. 80 ₰.
Verlag Steffen, Havelberg.
Heuer, Schema der Behandlung einer geographischen Einheit. 3 S. Okt. 15 ₰.
Verlag von Mohr (Paul Siebeck), Tübingen.
Paschen, Über Ursachen und Heilung des Stotterns. 101 S. Kl.-Okt. 4 ℳ.

Digitized by Google

Rousseau und Schopenhauer

von

Richard Groeper.

Rousseau und Schopenhauer — eine Zusammenstellung von Namen, die dem Ohr nicht geläufig klingt. Wie sollte das auch möglich sein, da beide Männer verschiedenen Völkern und Jahrhunderten angehören, nicht in derselben Sprache schreiben, nicht das gleiche Fach vertreten und außerdem noch der eine als Einsiedler ein unbekanntes Dasein führt, der andere als gefeierte und auch verfemte Größe die Augen der ganzen Welt auf sich zieht, weil sein Geist wie ein Zündfunke Westeuropa durchzuckt. Dennoch haben gerade diese Philosophen ein Recht, nebeneinandergestellt und gewertet zu werden. Ein so eigenartiger Kopf unter den französischen Denkern Rousseau ist, so sehr Schopenhauer von dem Typus des deutschen Weltweisen absticht, die Variationen in der Geschichte sind lange nicht so mannigfaltig wie in der Natur. Vor dem Forum unverfälschter Wissenschaft, die sich den Blick durch Rasseninstinkte nicht trüben läßt und die schaffenden Kräfte nach Ursache und Wirkung untersucht, vollziehen sich manche Gleichungen, für die erst der Nachlebende sehend wird. Von solcher Perspektive betrachtet, gehören Schopenhauer und Rousseau durchaus auf eine Linie.

Philosophen kann man in zwei Gruppen einteilen, in solche, die den Problemstoff an sich herantreten lassen, die in Büchern und Traditionen schwelgend von der Fülle der Erscheinungen im System erdrückt werden, und in solche, die von sich aus die Stellung zur Welt finden, die in ihrer Persönlichkeit ständig wachsend für ihre Stimme den breitesten Widerhall suchen, in Gelehrte, die sachlich und kühl unter Menschen und Dingen Umschau halten, und in Gelehrte, die aus den drängenden Kräften des Innern heraus ihre Erlebnisse zu neuen allgemeinen Erkenntnissen und Werten umdenken, oder kurz gesagt in Wissenschaftphilosophen und Kunstphilosophen. Ohne Frage gehören sowohl Rousseau als auch Schopenhauer zur zweiten Klasse, welche die erste Klasse wegen des tieferen persönlichen Gehalts auch unstreitig überragt. Das Entscheidende bei ihnen ist nicht Studium oder Wissen, noch weniger Rücksicht auf menschliche oder staatliche Autoritäten, sondern das eigene Ich, ein Sich-Entschleiern des Blicks, durch das ihnen plötzlich Welt und All in einem bisher verborgenen Sinn aufgehen. Von dem Augenblick an müssen diese schaffenskräftigen Naturen alles, wovon ihre Seele überschäumt, von sich abstoßen und ihre Innenschwingungen sich als

Digitized by Google

Gedankenkomplex in die Welt fortpflanzen lassen. Das ist die Art Schopenhauers und Rousseaus, Philosophie zu machen und zu schreiben. Weil also der Grund des geistigen Erlebens und Mitteilens beider die gleiche Wurzel hat, nur deshalb kann man ihre Person und ihr Werk in Parallele setzen. Dabei braucht man nicht darauf zu achten, ob der spätere sich vom früheren abgestoßen oder angezogen gefühlt hat. Das ist höchstens menschlich von Interesse, hat aber keinen geschichtlichen Wert. Wir stehen heute über beiden und sehen unbefangen die Auslösung gleicher Energien, die bereits durch ähnliche Lebenszüge in der Entwicklung vorbereitet wird.

Schon ihre frühesten Eindrücke als Kinder entspringen der gleichen Atmosphäre. Rousseau wächst als Glied eines wohlhabenden Geschlechts, das zur Aristokratie Genfs gehört hat, inmitten einer kleinen Republik von selbständigem Geist und rigoroser Sittenstrenge auf, kommt noch vor dem zehnten Jahre aus dem Elternhaus und versucht sich als Schreiber und Graveur, ehe er seiner geistigen Bestimmung übergeben wird. Republikanisch-freiheitlicher Geist ist auch die Luft, die um den keimenden Genius Schopenhauers weht. Dem Vater ist das absolute Preußen ein Dorn im Auge. Der Knabe muß frühzeitig, ohne in der Heimat Danzig Wurzel zu fassen, ins Ausland und geht erst über den Umweg eines verunglückten Kaufmanns auf Gymnasium und Universität.

Mit vorrückendem Alter leben beide, unbekümmert um alles, was sonst um sie in der Welt vorgeht, nur ihrem Werk. Sonderbarerweise greifen Preisfragen von Akademien bedeutungsvoll in ihr Leben ein. Als Jean Jacques in der Sommerhitze 1749 Diderot im Gefängnis besuchen will, stößt er unterwegs in der Zeitung auf die Preisaufgabe der Dijoner Akademie, ob die Erneuerung der Künste und Wissenschaften zur Sittenreinigung beigetragen habe. Die unerwartete Bearbeitung durch den jungen Pariser Schriftsteller wird gekrönt. Gegenteiligen Erfolg hat ein zweiter Diskurs über Ursprung und Grund der Ungleichheit unter den Menschen, zu dem wider die Akademie zu Dijon Anlaß gegeben hatte. Ähnlich kommt die Zeitstimmung Schopenhauer entgegen, als die K. Nowegische Sozietät eine Preisfrage über die 'Freiheit des Willens' ausschreibt. Auch die Beantwortung dieser Frage wird des Preises für würdig befunden, während die Krönung für die Preisschrift der Dänischen Akademie über die 'Grundlagen der Moral' unterbleibt.

Aus diesen ringenden Versuchen um Anerkennung läßt sich leicht der persönliche Kern der Preisbewerber herausschälen. Beide gelüstet es, ihrer Zeit neue Maße und Gesichtspunkte für Sittlichkeit und Bildung einzuimpfen, aber der übliche Professorenstuhl der Universität erscheint dabei wie ein alter Zopf. Zwar hat sich Schopenhauer an der Berliner Universität habilitiert und seinen Namen gern im Vorlesungsverzeichnis gelesen, allein sich unter die staatlich anerkannten akademischen Forscher zu zählen, ist eine Zeitlang ein eitler Irrtum gewesen, den das spätere Leben korrigiert hat. Zum amtlichen Dozieren im überlegenen Tone des Berufenen sind beide Neuerer so wenig geschaffen wie zum Erziehen. Ihr Interesse und ihre Kraft liegt einzig bei ihnen, ihre eigne

Digitized by Google

Dehnung und Weitung ist ihr Ziel, der Lehrer bekanntlich muß sich vergessen und andern leben. Nicht der Hörsaal ist das Feld der Wirksamkeit, sondern — auffällig genug — die Einsamkeit. Nur wo sie mit ihren embryonalen Lebensbedingungen zu finden ist, ist Boden für sie. Dort ist ihr Glück. Wenn unsere Klassiker sich im lebendigsten gegenseitigen Austausch bereichern, wenn die Stärke der Romantiker die Konversation im vornehmen Salon ist, wenn Voltaire oder Hegel in Fürstengunst sich sonnen, der Naturprediger und der Willensethiker wollen einsame Menschen sein, weltenfern wie Asketen erkennen, genießen und sich freuen. Selten hat die Abgeschlossenheit von der Gelehrtensippe große Denker so befriedigt und zur Entwicklung gebracht wie hier. Unter den Jüngsten hat vielleicht nur Paul von Winterfeld die Abkehr von der maßgebenden Welt so in Einkehr und Selbstkräftigung umgesetzt.

In diesem Zusammenklang der beiden kann man schon keine reine Äußerlichkeit sehen, hier äußert sich Charakterausfluß. Um ihrem inneren Wesen erfolgreich näher zu treten, muß man beachten, daß beide Denker keine einfachen Naturen sind, die sich wie Fäden auf- und abwickeln lassen. Problematisch und kompliziert sind ihre Seelen, Erscheinungen mit immer neuen Enthüllungen und Widersprüchen. Der Grundton ihres Innern ist zunächst der unauslöschliche Drang, das eigene Selbst voll zu behaupten und zu erhalten, sich nach allen Seiten zu entfalten und auszuleben. Amour de soi ist der Name des Selbsterhaltungstriebes bei Rousseau, Wille zum Leben der bei Schopenhauer. 'Mein Blut brennt von Sinnlichkeit schon von der Geburt an', 'die Geschlechtsbegierde ist der Wunsch, der das Leben des Menschen ausmacht' — so lauten die Bekenntnisse. Je freier und zügelloser, um so natürlicher die Entwicklung! Daneben das höhere Dasein der Philosophen, ein Leben in Schmerz, Verfolgung, Lästerung und Entbehrung. In dieser Bitternis sehen beide das eigentliche Leben so intensiv, daß sie später mit einem Gefühl aus Wollust und Koketterie gemischt selbstgefällig in der vergangenen Leidenszeit herumwühlen. Die ästhetische Freude an ihrem Schicksal und seinen Tücken bedeutet für sie eine Förderung des Selbstbewußtseins, und sie verdichtet sich, je mehr sich beide an ihrer Selbstbespiegelung berauschen, zu blindwütigem Haß gegenüber ihren philosophischen Feinden. Schopenhauer greift dabei zu Kraftausdrücken, die in ihrer Deutlichkeit und Ursprünglichkeit nur von Luther überboten werden. Das ist norddeutsch-ehrlich. Rousseau ist in seiner Kampfstellung mehr resigniert. Beide glauben aber in ihrer Vergnitterung an eine Verschwörung der anerkannten Faktoren gegen das neu ausgestreute geistige Eigentum des Fortschritts. Der Glaube steigert sich bis zum Wahn, so daß der Blick getrübt ist. Solche potentiellen Steigerungen gehören zur umfassenden Größe, ein ewiges Auf und Nieder, verzehrende Leidenschaft und abgeklärte Ruhe, rätselhaft für sie selbst, rätselhaft für andere.

In diesem Aufgebot menschlicher Fülle zeigt sich die eigentliche Anlage ihrer verwandten Künstlernaturen. Ihr Gefühlsleben jedoch ist nur die eine Seite des Wesens, der Geist erst macht ihr Schaffen voll-

Digitized by Google

kommen. Auch da ist Schopenhauer wie Rousseau gleiches Gepräge aufgedrückt. Zunächst machen sie dieselben Entwicklungsstadien durch. Was Frankreich im geistigen Leben des achtzehnten Jahrhunderts voraus hat, das ist Rousseau seinem geistigen Doppelgänger gegenüber an Alter vorgegeben. Die ausbildenden, richtunggebenden Tatsachen in Leben und Geschichte weisen darum keine Unterschiede auf. Sie sind in erster Linie ohne das Zeitalter der Aufklärung schlechthin unmöglich. Das ganze Rüstzeug der Kritik an Staat, Gesellschaft, Wissenschaft, Kunst und Religion entnimmt Rousseau dem Rationalismus. Mit seiner scharfen Leuchte bringt er überall dahin Aufhellung, wo er die Welt gebessert wissen will. Keine andere Waffe führt Schopenhauer, wenn er die bisherige Philosophie über den Haufen werfen will und gegen falsche Traditionen kämpft, wenn er den geschulten Denker dem Durchschnittsmenschen, dieser 'Fabrikware der Natur', gegenüberstellt, oder wenn er Pfaffentum und Heuchelei bloßlegt. Daneben tritt eine stark romantische Richtung. Jeder der Philosophen hat seine besondere Stellung zur Natur, der eine mehr als Schwärmer und Genießer, der andere mehr als Forscher, jeder hat Sinn für das Einfache, Primitive, Ursprüngliche; ihr Denken ist brüchig, nicht harmonisch geschlossen, aphorismenartig, mehr revolutionär als evolutionär, und die beste Spruchweisheit ihres Mundes entsteigt nicht dem logischen Verstande, sondern dem Idealismus des Herzens und ist im ekstatischen Zustande des Sehers geboren. Das Höchste ist von ihnen visionär geschaut. Wenn in solchem Paroxysmus auch stets eine gewisse Übertreibung liegt, derartige Kraftproben sind notwendig gewesen, wenn der damaligen Menschheit nach vielen tastenden Versuchen abstrakter Vernünfteleien der Gefühlswert als unveräußerlicher Besitz neu eingeprägt werden sollte. Statt das Leben einseitig weiter zu rationalisieren, wird hier der entscheidende Schritt gewagt, das Gemüt, die empfindsame Innerlichkeit zu lockern und frei zu machen. Der Ankläger der Gesellschaft wird der Prophet der Umbildung des überkultivierten Menschen zu ursprünglicher, selbstherrlicher Einfachheit. Der Schüler des Rationalismus entwindet sich den Schranken der Vernunft und gründet als Denker die Kraft menschlichen Daseins auf das Gefühl. Was wäre bei Rousseau die bis zur Vernichtung zerstückelte Kultur, wenn sie nicht von den lauteren Quellen der gefühlsstarken Naturreine neu gespeist würde, was wäre bei Schopenhauer der blinde Wille mit Leid und Not, wenn nicht in seiner möglichen Verneinung auch der Sehnsuchtsausbruch der Seele zu seinem Recht käme. Im Anschluß an den citoyen de Genève übernimmt die Selbständigkeit des Fühlens und Empfindens gegenüber Glauben und Denken das gebildete Europa des achtzehnten Jahrhunderts, im Anschluß an den einsamen Genius in Frankfurt das philosophische Leben Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert.

Was sich in der Entfaltung der Philosophen schon andeutet, dringt in ihren Systemen noch klarer ans Sonnenlicht. Der hervorstechendste Zug der Übereinstimmung ist das Verhältnis von Gefühl und Vernunft, oder wie Schopenhauer sagt, von Wille und Vernunft. Lebensgefühl und Lebenswille sind in ihren Augen ohne Frage primärer Natur. Drang,

Digitized by Google

Trieb, Lust und Unlust äußern sich beim Menschen früher als Vernunft. Gefühl und Wille gehören zur Schöpfung, Intellekt ist ein Produkt der Entwicklung. Ohne ihn kann man sich organische höhere Wesen denken, nie jedoch ohne die beiden erstgenannten Funktionen. Wenn die rationalistische Philosophie den Instinkt, den unbewußten Trieb mit bestimmter Richtung, nichtachtend übergeht, so legen Rousseau wie Schopenhauer auf ihn großes Gewicht und stellen ihn in deutlichen Gegensatz zur Vernunft. Aus ihm entwickelt der eine gemäß seiner idealistischen Betrachtungsweise sogar Gewissen und Genie, der andere gemäß seinem kühleren Tatsachenblick alle Bosheit und Schlechtigkeit.

War hier die Folgerung aus der Grundanschauung wie eine Gabelung auseinandergegangen, so kamen sie in einer anderen Folgerung wider zusammen. Der Schweizer Gefühlsphilosoph schrieb seinem Selbsterhaltungstrieb — amour de soi war sein Ausdruck — sich mitteilende, auf andere Gegenstände überfließende Kraft zu, sofern sie uns wesensähnlich sind. Diese spezielle Form des amour de soi nennt er Mitleid. Es setzt sich aus der Ähnlichkeit zwischen uns und anderen, die notwendig zur Verwechslung führt, und aus der übertragbaren Energie unseres Gefühls zusammen. Dadurch erhält das Mitleid die Kraft zu schrankenloser Wirkung; alles und jeder kann von ihm erfaßt werden. In gleicher Weise schließt auch der voluntaristische Philosoph von der belebenden Willenskraft in sich auf die selbe Struktur in andern Organismen und sogar in der leblosen Natur. Das einheitliche Gefühl, welches das All durchdringt, erzeugt Mitleiden oder Mitleid, die 'allein echte moralische Triebfeder'. Die notwendige Folge der Identifikation der eignen Person mit gleichgearteten Geschöpfen ist die Liebe. Eigenliebe und Menschenliebe sind das selbe. Sogar in der Form, daß die Gefühlsäußerung nur auf das eigene Ich beschränkt bleibt, sind Rousseau wie Schopenhauer einer Meinung. Der Naturevangelist nennt diesen Zustand se complaire dans le sentiment de son existence. Frei von Reflexion und Zivilisation sich dem Glücksgefühl reiner Natürlichkeit überlassen, das ganze Sein in sich zusammenfassen! Der Voluntarist spricht von den Augenblicken, in denen der Wille zum Leben zum Schweigen gebracht ist. Das Sein im Anschaun des ewigen Seins. 'Die Welt als Vorstellung ist dann allein noch übrig, und die Welt als Vorstellung ist verschwunden.'

Man kann sich nicht genug darüber wundern, daß zwei so aufgeklärte Philosophen, namentlich wenn man Rousseau einfach als Rationalisten rubrizieren will, schließlich bei der Mystik enden. Doch man darf sich der Totalität der Männer nicht entziehen. Sie sind mehr, als sie scheinen. Religion ist trotz der Kritik an Kirche, Dogma und Theismus ein Brennpunkt ihres Lebens. Der Deutsche ist dabei im ganzen streitsüchtiger als der Franzose, beide gehen aber von der ethischen Seite an die Frage des Unendlichen, des Jenseits heran. Einem katholischen Pfarrer empfiehlt Rousseau, den Menschen eher Glauben an Gott und Achtung vor der Kraft der Tugend beizubringen als die Absurditäten des Katechismus. Das klingt nicht kirchlich, und so ist auch Schopenhauer. Aber Gottesnähe, Gottähnlichkeit spürt er, wenn ihm auch jede

Digitized by Google

anthropomorphe Vorstellung der Gottheit ein Greuel ist. Ein heiliges Leben verehrt er mit der inbrünstigen Scheu des schwachen Sünders. Beide können mit ihrem scharfen Verstande die Grenze zwischen Irdischem und Überirdischem nicht ziehen, im Herzen bleibt ein Platz für das frei, was in der Welt gedanklich nicht zu enträtseln ist, für das Ewige. Die Worte der Philosophen machen's nicht, wohl aber das innere Bedürfnis, und sie bekennen mutig, daß die Aufklärung in nichts so bankrott gemacht habe als in der Religion.

Wenn Schopenhauer und Rousseau in diesem wichtigen Punkte nicht übereinstimmten, wäre ein Vergleich zwischen ihnen müßig. Sie gehören aber zusammen, weil beide, obwohl sie in der Luft des Rationalismus groß werden, dem tiefsten Verlangen der Menschenbrust Raum geben. Sie speisen ihr philosophisches Denken nicht durch die üblichen versandeten Zuflußröhren, sondern führen wider zur frischen Quelle zurück, zum wirklichen zentripetal gerichteten Leben, wo Kunst, Wissenschaft und Frömmigkeit eine Einheit bilden. Aus bunten Steinen zusammengesetzt, kommt ihr Lebenswerk zustande, voll Anerkennung für den bleibenden Wert menschlichen Tuns und voll Glaubens an die Unzerstörbarkeit seelischer Willenskraft. Persönlich durchdrungener Pietismus, kein starr überlieferter Dogmatismus!

Da aber keiner von beiden bloß des andern Schatten ist und die Geschichte überhaupt zwei geistige Persönlichkeiten nie aus dem selben Stoff formt, weisen ihre Bilder auch Unebenheiten auf. Wenn man nicht trivial sein will, darf man sich nicht bei Äußerlichkeiten weiter aufhalten. Ihre Zahl ist natürlich Legion, nur kommt man damit nicht vom Fleck, wenn man das Wesen der Persönlichkeiten fassen will. Tiefgründige Unterschiede wird man zwischen beiden kaum aufweisen können. Nur formal weichen sie in der Art, wie sie ihren Lebensfaden spinnen und ihre Gedanken zum Austrag bringen, voneinander ab. Der eine ist gläubiger Theoretiker, der andere nüchterner Praktiker. Rousseau lebt, frühzeitig mit erklügelten Moralromanen überladen, stets mehr in der Phantasie als in der realen Welt, er schwelgt im Gedanken an idealisierte Menschen und verschönerte Natur. Er sieht sie schon verzaubert, wenn er nur wandern kann. Die *manie ambulante* gibt ihm seine großen Gedanken ein. Nicht an Buch und Schreibtisch, an den Brüsten der Nährmutter Natur lernt er immer wieder träumen, hoffen und wünschen, die Kultur verachten und die Natur als die oberste Richtlinie verehren. Dieser hohe Schwung, dem alle Erdenschwere nichts anhaben kann, zündet schon bei Lebzeiten in ungeahnter Weise. Bei jedem Gerücht von einem neuen Werk aus seiner Feder werden die Läden der Buchhändler belagert. Von alledem nichts bei Schopenhauer. Der kaufmännische Tatsachensinn, ein Erbe der Familie, macht ihm sentimentale Literatur von vornherein unleidlich, wobei nicht zu übersehen ist, daß sich der Geschmack darin seit Rousseau wesentlich geändert hat. Schopenhauer wandert auch nicht. Mit der Lupe untersucht er in möglichst genauer Wirklichkeitsmessung, wie sich Leib und Seele, Mensch und Welt gegeneinander ausnehmen, und macht daraus ein wissenschaftliches System. Sein Hauptwerk wird beim Erscheinen kaum beachtet — erst

Digitized by Google

seit 1850 wird es eins der gelesensten modernen Bücher —, sein Verfasser aber wird an sich und seiner Weltdeutung nicht irre.

Noch schärfer als in der Lebensgestaltung manifestiert sich der Gegensatz zwischen Rousseau und Schopenhauer im Denken. Im Verhältnis von Leib und Seele wird er am anschaulichsten. Da ist Rousseau Spiritualist, Schopenhauer Parallelist. Die Seele eine andere Substanz als der Körper, das paßt zu dem träumerischen Naturprediger und zu dem Theologen mit den zwei Prinzipien Gott und Materie. Schopenhauer muß das All auf Grund seiner naturwissenschaftlichen Bildung in ausgleichender Denkarbeit viel monistischer fassen. Er hat weniger vom Künstler an sich, und er besitzt das schwerflüssigere Blut. Darin wurzelt auch, wenn man auf die gesamte Weltanschauung sieht, bei dem einen der Zug zum Optimismus, bei dem andern die ausgesprochene Neigung zum Pessimismus. Nur der eine schreibt einen Erziehungsroman, und das ist der Optimist Rousseau.

Im letzten Grunde ist das unterscheidende Merkmal zwischen beiden die Nation, die Rasse. Der Romane ist schneller, glatter, weichlicher, der Germane langsamer, behäbiger, stärker. Der eine erlebt mehr, der andere denkt mehr, der eine gibt, streut aus, der andere sammelt, sichtet. Sein Naturdogma hat Rousseau seiner Auffassung von der Poesie, vom Staat und von der Erziehung einverleibt. Schopenhauer hat seinen Voluntarismus in einem großen Werk begründet und später nur spezielle Untersuchungen als Anhänge angeschlossen. Man soll so faszinierende Persönlichkeiten wie Rousseau und Schopenhauer nicht lange unterschiedlich bewerten, sondern man soll sich freuen, daß die selbe Urform durch die treibenden Bildungskräfte von Zeit und Volk zu verschiedenen Prägungen umgebildet worden ist. An Rousseau hat Frankreich Anteil, an Schopenhauer Deutschland, die Welt an beiden.

Ein Auszug aus Rankes Werken

von

Wilhelm Gebert.

Mit großer Genugtuung nahm ich Kenntnis von dem Versuche Rudolf Schulzes[1]) in Unna, einen Auszug aus den Werken Leopolds von Ranke in drei handlichen Bänden dem deutschen Volke vorzulegen. Das war wider etwas, was wir Soldaten im Schützengraben oder in Ruhe nötig haben, einmal um uns gelegentlich ganz der Gegenwart zu entziehen, sodann um die deutsche Gegenwart, für die wir so hart kämpfen müssen, aus der Geschichte — vorgetragen von ihrem größten Meister

[1]) Männer und Zeiten der Weltgeschichte, eine Auswahl aus den Werken von Leopold von Ranke. Eingeleitet und herausgegeben von Rudolf Schulze. 3 Bände, bei J. P. Bachem, Köln 1917.

Digitized by Google

— verstehen und erkennen zu lernen. Auf diese Weise nur kann Ranke wieder weiteren Kreisen des gebildeten und bildungsuchenden Volkes zugänglich gemacht werden, denen der Umfang der Werke die Kenntnis erschwert. Gerade jetzt müssen wir uns auf Ranke besinnen, den Meinecke in seiner geistreich eingeleiteten Kriegsausgabe von Rankes 'Großen Mächten' in den Inselbüchern neben Bismarck stellt, denn 'das Programm des modernen historischen Realismus wurde damals nur von wenigen verstanden, aber es wurde von Bismarck in die Tat umgesetzt und ist durch Ranke zur Grundlage alles unbefangenen politischen Denkens geworden'. So begründet auch Schulze seine Ausgabe im Vorwort damit, daß der Weltkrieg bewiesen habe, Mitteleuropa sei das Herz der Welt, und ein Gang durch die Weltgeschichte lehre, wie es zu dieser Stellung gekommen sei, ein Gang, für den es keinen berufneren Führer als Ranke geben könne, der deshalb unbedingt in einem Auszuge zugängig gemacht werden müsse. Die Auswahl soll 'ein einigermaßen abgerundetes Bild geben von der Erzählungs- und Darstellungskunst unseres größten Geschichtsschreibers. Sodann aber auch die Kenntnis der großen Männer der Weltgeschichte verbreiten und vertiefen'. — Gewiß eine nützliche, freilich nicht ganz leichte Arbeit. — Dann folgt eine Ankündigung, die schon Bedenken erregt und uns nötigt, ihre Ausführung näher ins Auge zu fassen, nämlich daß die 'Bearbeitung' sich darauf beschränkt, 'die von Ranke vielfach gebrauchten Fremdwörter nach Möglichkeit auszumerzen und durch einen deutschen Ausdruck zu ersetzen. Dabei bin ich mir selbst bewußt, daß es mir nicht immer so gelungen ist, wie man es für das Kleid unserer Muttersprache wünschen möchte', und, möcht ich hinzufügen, wie es die Ehrfurcht vor den Werken eines Klassikers wie Ranke gestattet, dessen Stil und Ausdruck ebenso unverletzlich sein sollte wie der Goethes. Schon beim ersten Lesen des Werkes stößt man auf Worte wie 'vernunftwissenschaftlich' und andere, die man Ranke nicht zutraut und die störend wirken. Um den Umfang der Zerstörungen festzustellen, die Schulze durch Ausmerzung der Fremdwörter im Rankischen Texte bewirkt hat, nehme man einen Vergleich mit dem Urtext vor, indem man z. B. in dem erwähnten, leicht zugänglichen Inselbüchlein 'die großen Mächte' den von Fr. Meinecke pietätvoll gewahrten Ranketext gegen den Text von Ranke-Schulze hält. Ich wähle den ersten Abschnitt dieser Schrift (Schulze III S. 7—14) und stelle dem Rankischen Fremdwort den Schulzischen Ersatz gegenüber:

Ranke	Schulze
S. 7 Studien und Lektüre	Untersuchungen und Lesen
Summe des geistigen Lebens	Gesamtbetrag, Endergebnis
Momente . . .	Augenblicke
Resultate	Ergebnisse
historische Periode	geschichtlicher Zeitabschnitt
S. 8 Infanterie und Kürassiere	Fußvolk und Panzerreiter!
S. 9 durch Politik	durch Staatskunst
in einem offiziellen Blatte	in einem amtlichen

Digitized by Google

Ranke	Schulze
in französischem Interesse	in französischem Belange
Es war alles ein System	. . . . . Plan
Subsidien	Hülfsgelder
S. 10 er beherrsche sie despotisch:	. . . . selbstherrlich
er ward in Miskredit gebracht	. . . . in üblen Ruf
Vereinigigung der mannigfaltigsten Beweggründe der Politik und der Liebe, des Luxus' und der Religion, der Interessen und Intriguen	. . . . . der Staatskunst und die Liebe, der Üppigkeit und der Religion, der Belangen (!) und Ränke
S. 11 so indepedent, so republikanisch gesinnt	so unabhängig, so freistaatlich gesinnt
dem nationalen Widerwillen	dem völkischen
Ambassadeur	Gesandte
S. 12 einige Forts	. . . Festen
. . . man versammelt ein Heer, man läßt es vor den Damen paradieren, der König rückt ein, eilt zurück; — so ist es hauptsächlich diese triumphierende Pracht der Rückkehr	. . . . . man läßt es vor den Damen feierlich einherschreiten! . . . . . so ist es hauptsächlich diese siegesstolze Pracht der Rückkehr
S. 13 System des Reiches	Ordnung des Reiches
Literatur, Nation	Schrifttum, Volkstum
Sprache, im Dictionnaire	. . . . im Wörterbuch
der Akademie fixiert	. . . . festgelegt
S. 14 Bündnisse, Assoziationen	Bündnisse, Vereinigungen
die Anmaßungen des exorbitanten Hofes, wie man sich ausdrückte	. . . . . des unerhörten! Hofes, wie man sich ausdrückte
dem Genius vertrauen	. . . dem guten Geist.

Das sind die hauptsächlichsten 'Ausmerzungen' auf acht Textseiten; sie genügen, um für die 900 Seiten der drei Bände eine Vorstellung zu erwecken, wie weit der Verfasser von seinem Ziele 'ein einigermaßen abgerundetes Bild von der Erzählungs- und Darstellungskunst' Rankes zu geben, wenigstens nach der auch dazu gehörenden stilistischen Seite hin entfernt geblieben ist. Gegenüber etwaigen veralteten Ansichten Rankes erklärt Schulze, es selbstverständlich vermieden zu haben, 'den neuesten Standpunkt der Wissenschaft' geltend zu machen. Ist das nicht auch dem Stil eines so großen Meisters gegenüber, dessen Bücher ohne weiteres Werke der deutschen Literatur mit eigenartigem Stil und Ausdruck sind, ebenso selbstverständlich? Wer schützt dann unsere andern Klassiker vor Sprachreinigung! 'Geschichtsschreibung im höheren Sinne ist nun einmal individuelles Bedürfnis und individuelle Kunst', sagt Fr. Meinecke mit Recht in der erwähnten Einleitung eines Rankebändchens. Das gilt für Inhalt wie für die Form, und so muß man kurz und rund sagen, daß Schulze seine wertvolle Arbeit durch diese Sprachreinigung sehr beeinträchtigt hat, und daß man diesem Vergewaltigungsversuch an Kunstwerken deutscher Literatur keine Nachfolger wünschen muß. Daß wir

Digitized by Google

selbst einen großen Teil der vorgenommenen Ausmerzungen in unserer eigenen Sprache, vor allem in der unserer Jugend vornehmen müssen, ist ohne weiteres wünschenswert: aber mit Fug und Maß! Worte, die dem gemeinsamen Kultur- und Bildungsgrunde der abendländischen Welt entspringen und Gemeingut der abendländischen Sprachen sind, wollen und müssen wir beibehalten, wie wir in unserm ganzen Kulturleben nicht ohne weiteres die fremden Grundelemente ausstoßen können, die wir aufgenommen und im Laufe der Entwicklung verarbeitet haben. Das gilt auch von der Sprache, die ein getreues Abbild unseres Werdeganges gibt, und daher nicht alles Fremde übertünchen kann. — Vielfach sind auch solche Ersatzworte unzureichend, ungeschickt oder falsch, z. B. vernunftwissenschaftlich, Vernunftgelehrter für philosophisch, Philosoph und andere, die Schulze einführt.

Ehe wir nach Betrachtung dieser für Ranke abzulehnenden Bearbeitungsart uns mit dem eigentlichen Inhalt beschäftigen, werfen wir noch einen Blick auf die Gestaltung und Einkleidung des Werkes, das der Verfasser mit Einleitung und Anmerkungen versehen hat. Die Einleitung enthält einen ganz knappen, und daher wenig in die Tiefe gehenden Überblick über die europäische Geschichtsschreibung bis auf Ranke und eine ausführlichere Darstellung von Rankes Leben und Werken: sachlich und kenntnisreich, soweit also dankenswert, da sie sowohl mit der Persönlichkeit wie den Werken des großen Historikers gut und gründlich vertraut macht. Besonders angenehm berührt die Darstellung durch die warme Liebe zum Stoffe, die aus ihr spricht und die anerkennenswerte Objektivität gegenüber Ranke und seiner Geschichtsauffassung, auch da, wo der Verfasser auf anderem Standpunkte steht, wie z. B. bei der Beurteilung der Reformation (S. 22. 23). In ihrer einfachen Darstellungsweise, die vor allem das Tatsächliche berücksichtigt, sticht sie naturlich ab gegen die geniale, die größten historischen Gesichtspunkte hervorkehrende Einleitung Meineckes, wie Schulze vielleicht auch mehr das Ziel einer schulmäßigen Einführung vor Augen hat, die ihm recht gut gelungen ist. Ganz schulmäßig sind auch die Anmerkungen, die der Verfasser nach seiner Angabe auf das Notwendigste beschränkt hat — mit Recht hat er dem Ziel des Werkes entsprechend Rankes eigene gelehrten Fußnoten ganz weggelassen. Daß man auch ohne jede 'Anmerkungen' auskommt, zeigt die kleine Rankeausgabe von Meinecke. Was erwartet man von Anmerkungen zu einer Rankeauswahl? — Gelegentliche ausführlichere Angaben über ein nur kurz erwähntes, nicht allgemein bekanntes Ereignis oder über unbekanntere Persönlichkeiten, gelegentliche Quellenangabe, Richtigstellung, Beifügung an derer Ansichten, Anführung von Parallelstellen, Erklärungen philosophischer oder literarischer oder biographischer Natur. Alles das finden wir bei Schulze in 60 Seiten Anmerkungen! Aber daneben eine Menge von Anmerkungen im Stile allerknappster Geschichtstabellen nach der Art von Plötz, die der historisch doch immer etwas vorgebildete Leser Rankes entweder ganz entbehren oder in ihrer jetzigen Knappheit und Nacktheit gar nicht verwenden kann: ich zitiere einige Anmerkungen zur Veranschaulichung:

Digitized by Google

Zu Caesar': '44 v. Chr. ermordet. Er begründete die Alleinherrschaft. Caesar ist der größte römische Staatsmann und Feldherr.'
Zu Lucian: 'Griechischer Spottdichter (120—180 v. Chr.).'
Zu Terenz: 'römischer Lustspieldichter † 159 v. Chr.'
Zu Epikur: 'Griechischer Vernunftgelehrter, geb. 341 v. Chr. auf Samos, † 270 v. Chr. Lukrez wurde später der eifrigste Verkünder seiner Lehren.'
Oder 'Otto v. Bismarck wurde 1862 preußischer Ministerpräsident, 1866 als solcher auch Kanzler des norddeutschen Bundes und 1871 Reichskanzler des deutschen Reiches,' oder 'Konfutse, geb. 552 v. Chr., † 479 v. Chr.' Diese Beispiele, die beliebig vermehrt werden könnten, zeigen, daß bei dieser Technik der Anmerkungen weniger mehr gewesen wäre, zeigen eine zeitweilig beliebte Richtung unserer Geschichtsbücher und unserer 'Schulausgaben', die alles Lebendige ersticken muß. Es muß daher auch diese Art der Anmerkungen als nutzlose Arbeit bezeichnet werden, wenn wir auf der andern Seite dankbar anerkennen wollen, daß ein Teil der mit großem Fleiß und Wissen aufgestellten, über 1000 zählenden Anmerkungen, dem Leser außerordentliche nützliche Beiträge aus allen Gebieten des Wissens und des Lebens bietet und die Lektüre der Rankischen Werke erheblich fruchtbarer zu gestalten vermag und das Werk im ganzen zu einem sehr verdienstlichen stempelt.

Nun zum Inhalt und zur Art der Auswahl. Auffällig bevorzugt erscheint die Zeit der Gegenreformation und der Zeit Ludwigs XIV., 1555—1740, die den ganzen zweiten Band ausfüllt, während der dritte Band die Neuzeit bis 1871, der erste die Geschichte bis 1555 umfaßt. Man wird dem Verfasser Recht geben, daß er gerade aus dem Altertum, wo Rankes Forschungen durchweg überholt sind, nur einige Proben bietet, die die großzügige, geschichtsphilosophische Betrachtung und Darstellung Rankes erkennen lassen, auch daß der Raum für das Mittelalter vor der Reformation verhältnismäßig knapp bemessen ist, während rund zwei Drittel des ersten Bandes der Reformation gewidmet sind. Ebenso ist ein Vorzug der Auswahl des dritten Bandes, daß sie nach dem Gesichtspunkt 'Deutscher Aufstieg' gruppiert ist; daß darin Bismarck nur in einer kurzen Skizze charakterisiert wird, mag daran liegen, daß das Werk mit dem Jahre 1871 seinen Abschluß erreicht; im übrigen gibt dieser Band ein sehr anschauliches Bild von dem Entwicklungsgang der neueren Geschichte Mitteleuropas, dessen einzelne Bestandteile sehr geschickt aus Rankes Werken zu einem einheitlichen Ganzen zusammengefügt sind. Das selbe kann man auch vom Gesamtgemälde des Mittelalters, der Reformations- und Gegenreformationszeit sagen, nur fällt hier auf, daß die Farbenmischung etwas einseitig ist, daß einige Farben zu kräftig hervorleuchten, andere dagegen verblassen. Was verleiht der deutschen Geschichte des Mittelalters ihr eigentliches Gepräge, was gibt ihr Licht und noch mehr Schatten? Der Kampf um die Vorherrschaft zwischen Kaiser und Papst, die allmähliche Ausbreitung einer päpstlichen Weltmacht auf Kosten des deutschen Königtums, des Kaisertums. Dieser Werdegang ist in den Stücken der Auswahl nicht zu erkennen, ja kaum angedeutet. Auch das Bild der Reformation tritt nicht klar und ungetrübt hervor: der Gang durch die äußere Geschichte der Reformation

Digitized by Google

führt im wesentlichen durch Tiefen, Bauernkrieg, Widertäufer, Mühlberg, Moritz von Sachsen, während die 'innere Geschichte der religiösen Bewegung' sich auf folgende Abschnitte beschränkt: 'Luthers Jugend, Luther auf dem Reichstage zu Worms, Erasmus von Rotterdam, alles zusammen auf zwölf Seiten, genau soviel, wie allein je auf Loyola und auf Pius V. verwendet sind. Sollte das mit dem Satze des Vorwortes zusammenhängen: 'Für katholische Leser bemerke ich ausdrücklich, daß ich aus dem Werke "Die römischen Päpste" . . . nur solche Abschnitte ausgewählt habe, die in keiner Weise überlieferte Gefühle verletzen könnten'? Sollte das herrühren von des Verfassers Überschätzung der Janssenschen Beurteilung der Reformation (I. S. 22) oder gar von einer einseitigen Bevorzugung der Anschauungen, wie sie Grisar (S. 7) in seiner Lutherbiographie bringt, die im gleichen Verlage in der Kölnischen Volkszeitung, Nr. 452, vom 11. Juni 1917 als Gegengift gegen 'protestantische' Lutherbiographien und Reformationsjubiläumsschriften als objektive Darstellung gefeiert und empfohlen wird? — Es muß gesagt werden, die Auswahl auf diesem Gebiet ist nicht ganz paritätisch, erstrebt nicht das Ziel, das Bülow in seiner deutsche Politik so schön kennzeichnet (S. 221): 'Jeder Patriot muß hoffen und wünschen, daß in der künftigen Friedenszeit die konfessionellen Gegensätze so wenig geltend gemacht werden, wie heute in der Not des Krieges. Das wird um so leichter erreichbar sein, wenn volle Parität unser geistiges wie unser öffentliches Leben durchdringt.'

Mußten diese Ausstellungen im einzelnen gemacht werden, so darf man doch dem ganzen Werke Anerkennung nicht versagen und muß ihm das Verdienst zuschreiben, daß die Hoffnung, der Meinecke mit Bezug auf 'die großen Mächte' Ausdruck verleiht, auch für die andern Werke Rankes ihrer Erfüllung näher gebracht wird: nämlich daß sie 'Gemeingut aller derer werden, die es mit historisch-politischem Denken ernst nehmen und es nicht nur stofflich bereichern, sondern schulen und verfeinern wollen. Möchten sie auch den historischen-politischen Geschmack überhaupt heben, der heute bei uns nicht auf der Höhe der weltgeschichtlichen Entscheidungen unserer Tage steht'.

Theod. Birt, Römische Charakterköpfe, ein Weltbild in Biographien. 3. Aufl. Leipzig, Quelle & Meyer, 1918. 362 S. 8 *M*.

Das von uns, Sokrates II 1914 S. 654ff., ausführlicher besprochene Buch hat rasch einen großen Leserkreis gefunden. In erster Linie vielleicht dank seiner, im Stile des Verfassers zu reden, 'süffigen' Schreibweise. Aber man sei auch gerecht: Birt ist ein Schriftsteller, der den Mut hat ganz das zu sein, was er ist. Das fordert Achtung auch bei solchen, die mit seiner Art Menschen- und Geschichtsbetrachtung nicht sympathisieren. Die dritte Auflage weist gegen die erste zahlreiche Zusätze auf, darunter namentlich in den Anmerkungen, wertvolle, daneben freilich, ohne daß die Vorrede eine Erklärung gäbe, einen schmerzlichen Verlust: wo sind die schönen Bildnisse geblieben?, unter denen damals — ein echt Birtescher Witz — Alexander der Große und Pompejus Magnus, dicht zusammengeheftet, einander in die Augen sehen mochten, und Pompejus nicht einmal errötete, was ihm doch sonst so leicht geworden sein soll. S.

Digitized by Google

MITTEILUNGEN

Aus dem neusten Oxyrhynchosband (XIII. Pind. dithyr.).

Der neueste Oxyrhynchosband (XIII) beschert uns mit pap. 1604 die erste Strophe und den größten Teil der Gegenstrophe des uns bisher nur aus zwei bis drei Bruchstücken bekannten Dithyrambos *πρὶν μὲν ἔρπε σχοινοτένειά τ' ἀοιδά*. Das von Pindar, vermutlich bald nach seiner Heimkehr aus Syrakus (475), seinen Landsleuten gedichtete Lied — auch der Athenerdithyrambos, mit *ὦ ταὶ λιπαραί κτλ* muß in diese Jahre fallen — behandelte, nach der glücklich erhaltenen Überschrift der alten Ausgabe, Herakles Hadesfahrt zur Heraufholung des Kerberos. Das Prooimion bietet ein dionysisches Gegenstück zu der *Χρυσέα φόρμιγξ* Apollons (470, Pyth. I). Für heute mag es genügen, den Text herzusetzen, hie und mit stillschweigenden Verbesserungen und in der sofort vollkommen klaren Gliederung der wie in der *Χρυσέα φόρμιγξ* chalkidischen Strophe:

Θρασὺς Ἡρακλῆς ἢ Κέρβερος
Θηβαίοις

Πρὶν μὲν ἔρπε σχοινοτένειά τ' ἀοιδά
διθυράμβων
καὶ τὸ σὰν κίβδηλον ἀνθρώ-
ποισιν ἀπὸ στομάτων,
διαπέπτα[νται δὲ νῦν ἱροῖς?] πύλαι κύ-
κλοισι νέαι· [δονέοντ' ε]ἰδότες
οἷαν Βρομίου τελετάν
καὶ παρὰ σκᾶπτον Διὸς Οὐρανίδαι

ἐν μεγάροις ἱστάντι. σεμνᾷ μὲν κατάρχει
ματέρι πὰρ μεγάλᾳ ῥόμβοι τυπάνων,
ἐν δὲ κέχλαδ[εν] κρόταλ' αἰθομένα τε
δαῒς ὑπὸ ξανθαῖσι πεύκαις·
ἐν δὲ Ναΐδων ἐρίγδουποι στοναχαί
μανίαι τ' ἀλαλαί τ' ὀ-
ρίνεται ῥιψαύχενι
σὺν κλόνῳ.

ἐν δ' ὁ παγκρατὴς κεραυνὸς ἀμπνέων
πῦρ κεκίνηται τό τ' Ἐνυαλίου
ἔγχος, ἀλκάεσσα τε Παλλάδος αἰγίς
μυρίων φθογγάζεται κλαγγαῖς δρακόντων.

Digitized by Google

ἀντίσρ. 1 ῥίμφα δ' εἶσιν Ἄρτεμις οἰοπόλος ζεύ-
2 ξαισ' ἐν ὀργαῖς
3 Βακχίαις φῦλον λεόντων
ἀγρότερον Βρομίῳ·
4 ὁ δὲ κηλεῖται χορευούσαισι καὶ θη-
5 ρῶν ἀγέλαις. ἐμὲ δ' ἐξαίρετον
6 κάρυκα σοφῶν ἐπέων
20 7 Μοῖσ' ἀνέσιασ' Ἑλλάδι καλλι[χόρῳ

8 εὐχόμενον βρισαρμάτοις ὅ[λβον τε? Θήβαις,
9 ἔνθα ποθ' Ἁρμονίαν φάμα γα[μετάν
10 Κάδμον ὑψηλαῖς πραπίδεσ[σι λαχεῖν κεδ-
11 νάν· Διὸς δ' ἄκουσεν ὀμφάν,
12 καὶ τέκ' εὔδοξον πὰρ ἀνθρώπο[ις γενεάν.
25 13 Διόνυσ' . . .
14 ματέ[ρος. (?)

15 πει . . .

Bezeichnet sind nur die zweifelhafteren Ergänzungen. Neu ist darunter im 5. Kolon der Strophe δονέοντ(αι), etwas reichlich für die angegebne Lücke; indes: *to find an anapaest short enough for the lacuna before* ε]ἰδότες *is difficult.* Das κέχλαδ[ον] der Herausgeber im 10. Kolon möcht ich für einen Druckfehler halten[1]); Tempus und Numerus bestimmen sich durch das vorangehende κατάρχει und das nachfolgende ὀρίνεται, dazu 16 κεκίνηται.

Zum Inhalt sei nur bemerkt, daß der erste, uns bereits bekannte und meist, auch von den Herausgebern, mißverstandne Satz sich gegen den wohl etwas ausgeleierten Stil des älteren dorischen Dithyrambos richtet, nebenher gegen die dorisch-grobe Aussprache des *S*, (ἔρπε ... ἀπὸ στομάτων), die dem Vorgänger Pindars, Lasos von Hermione, die Schrulle mag eingegeben haben, ein und das andre Mal ein Lied ohne jeden S-laut zu dichten.

Wer die Gliederung der Strophe in 1 2 1 2 $\overline{2}$, 1 2 2 1 $\overline{2}$, 1 2: 1 2*, 2 1 1 2 $\overline{2}$, 2 1 $\overline{2}$ 2_v 1; 3 1 2 1 2 3, d. i. 8 8 3:3* 8 8; 4 × 3 Metren, nicht anerkennen will, der mag sich melden. O. S.

[1]) An Flüchtigkeiten fehlt es freilich auch sonst nicht: den 'neuen Wörtern' (S. 28) ist u. a. hinzuzufügen κυανοχίτων (Korintherdith. 5), aber nicht mit langem ι, wie das metrische Schema (S. 32) angibt; man wird κυανόπεπλος, κυανόστολος vergleichen dürfen, und μελαγχίτων, vielleicht auch Διόνυσος Μελαναιγίς. In dem selben Liede 9 wird der Imperativ ἔλθε betont. 14 soll ὑύοιτο ein langes ῡ haben, (trotz νιν ὑέοντο Pind. Isthm. VIII 53[2]). Die Recensio scheint wie immer vortrefflich. In den Ergänzungen tut sich erfindungsreich Bury hervor.

Digitized by Google

ANZEIGEN

Julius Hirschberg, Geschichte der Augenheilkunde. Registerband. Berlin, Julius Springer, 1918. 289 S. 8°. 16 ℳ.

Mit dem vorliegenden zehnten Bande seiner Geschichte der Augenheilkunde hat der hochverdiente Verfasser das gewaltige Werk zu Ende geführt. Er ist als 'Registerband' bezeichnet und enthält in der zweiten Hälfte ein allgemeines Inhalts- und Namensverzeichnis (S. 134—289). Die Benutzer einzelner Bände — der erste, 'Geschichte der Augenheilkunde im Altertum', ist bereits 1899 erschienen — werden ein solches lange vermißt haben und sehen sich nun reich entschädigt. Der Verfasser hat es nicht verschmäht, die mühsame und zeitraubende Arbeit selbst auf sich zu nehmen, wie einst der unermüdliche Littré, ein Meister der Lexikographie, seine Hippogratesausgabe mit einem besonderen, den Inhalt anschließenden Indexband ausstattete. So ist keine mechanische Leistung zustande gekommen, sondern eine zwar alphabetisch angeordnete, aber mit Sachverständnis historisch und systematisch ausgearbeitete Stichwörterfolge von wissenschaftlichem Eigenwerte. Der Umstand, daß sich das Register auf das Gesamtwerk bezieht, als ein umfangreiches Material aller Zeiten ausbreitet, läßt die geschichtliche Entwicklung deutlich hervortreten; wichtige Forschungsergebnisse sind aus den knappen Übersichten der Einzelartikel schnell erkennbar, besonders auch das Verhältnis antiken Wissens und Könnens zur neueren Augenheilkunde. Eine Reihe von Stichwörtern hat Anlaß zu größeren Zusammenstellungen gegeben; so sind alle ophthalmologischen Kunstausdrücke unter 'Nomenklatur' auf 20 Spalten vereinigt.

Vor dem Register stehen drei 'Anhänge' zu dem Hauptwerk. Der erste (S. 1—57) bietet eine 'Entwicklungsgeschichte der augenärztlichen Kunstausdrücke' in sehr interessantem Streifzug durch die Jahrhunderte. Hier ist die 'Nomenklatur' lebendig geworden[1]) und wird uns in ihrem einfachen Werdegang während des griechischen Altertums wie auf den oft seltsamen Bahnen gezeigt, die sie später eingeschlagen hat, als das Prunken mit fremdsprachiger Gelehrsamkeit in den arabischen, mittellateinischen und landessprachlichen Übersetzungen um sich greift. Das wissenschaftlich auf diesem Felde ungemein erfolgreiche 18. Jahrhundert hat dennoch auf ihre fast gar keine neuen Namen eingeführt, außer-

[1]) Ebenso der Registerartikel 'Instrumente zur Operation' zum Teil in dem Aufsatz 'Die augenärztliche Instrumente der alten Griechen' (Centralbl. f. prakt. Augenheilk. 1918, Mai-Juniheft).

Digitized by Google

ordentlich viele dagegen das 19., und darunter schwerverständliche, überflüssige und falschgebildete, so daß Hirschberg diesem Übermaß schon längst den Krieg erklärt hat. Wenige sind berufen, auf die Fachgenossen so maßgebend einzuwirken wie dieser Sach- und Sprachkenner; möchte es ihm gelingen, seine gesunden Grundsätze mehr als bisher durchzusetzen.

Der zweite Anhang (S. 58—74) enthält eine Zeittafel von Hammurabi bis Helmholtz, der dritte (S. 75—133) 'Verbesserungen und Zusätze' zu den früheren Bänden, und zwar meist zum ersten, dessen handschriftlich vollendete Umarbeitung leider noch nicht gedruckt werden konnte, da der frühere Verleger einen anastatischen Neudruck der ersten Auflage veranstaltet hat. Die vielen wichtigen Einzelheiten dieses Anhanges entziehen sich der Besprechung an dieser Stelle. Sie zeugen von dem rastlosen Bemühen des Verfassers, sein Werk ebenso durch eigne Forschung wie durch Aufnahme fremder Ergebnisse zu vervollkommnen. Berichtigend sei nur erwähnt, daß die pseudogabrische Schrift Ἰατρός nicht im 3. Jahrhundert n. Chr. entstanden ist, wie öfters angegeben wird (S. 2, 10, 59, 76 f.), sondern bereits zu Galeas Lebzeiten auf seinen Namen gefälscht wurde (s. zuletzt Aem. Issel, Quaist. Sextinae et Galenianae, Marburg 1917, S. 16 ff.). Von Interesse ist die Auffindung des arabischen Urtextes aus dem Continens des Rhazes, sowie des Antyllos Verfahren bei Starroperationen beschrieben wird. Hirschberg gibt eine deutsche Übersetzung davon (S. 115 f.); wie stellt es sich aber zu der wesentlich von der seinigen abweichenden Ansicht seines verstorbenen Kollegen H. Magnus (Die Augenheilkunde der Alten, Breslau 1901, § 346) über Starausziehung im Altertum?

Leipzig. Johannes Ilberg.

K. A. Martin Hartmann, Das erste Vierteljahrhundert der Geschichte des Sächsischen Gymnasiallehrervereins 1890—1915. Nach den Quellen dargestellt. (Sammlung von Schriften des Sächsischen Gymnasiallehrervereins IV.) Leipzig, Hesse & Becker, 1915. 310 S. 3 ℳ.

Das vorliegende Werk ist in gewisser Beziehung die Fortsetzung der von dem selben Verfasser 1904 veröffentlichten 'Geschichte der sächsischen Gymnasiallehrerversammlungen von 1848—1890'; beide Schriften zusammen geben einen interessanten Einblick in die Geschichte des Gymnasiallehrerstandes im Königreich Sachsen. Hartmann war wie keiner zu der Arbeit berufen, hat er sich doch für die Gründung des Sächsischen Gymnasiallehrervereins auf das lebhafteste eingesetzt und seiner Entwicklung mit nimmer müder Tätigkeit als Mitglied des Vorstandes gefördert. Die Darstellungsform ist die annalistische, da jedes Jahr 'je nach den Vorstandspersönlichkeiten und den besonderen Verhältnissen sein eigenes Gepräge hat, das ihm erhalten bleiben sollte'. Dadurch wird es dem Leser allerdings erschwert, das Studium einer bestimmten Frage durch die Reihe der Jahre zu verfolgen; ein Rückblick am Ende der Arbeit und ein ausführliches Personen- und Sachregister sollen dieser Unbequemlichkeit begegnen.

Digitized by Google

Die Geschichte des Vereins ist typisch für die Entwicklung der Philologenvereine überhaupt. An die Stelle einer loseren Vereinigung einzelner Gymnasiallehrer tritt eine straffe Organisation des gesamten Gymnasiallehrerstandes, ja die innere Entwicklung führt mit Notwendigkeit über das zunächst verfolgte Ziel hinaus zum Zusammenschluß aller Verbände akademisch gebildeter Lehrer Sachsens. Ohne starke Hemmungen von außen und innen geht es dabei nicht ab. In den Reihen der Amtsgenossen gab es noch viele Fürsprecher der überkommenen Gymnasiallehrertage; sie wollten eine ihnen liebgewordene Einrichtung, die der Förderung kollegialer Gesinnung diente und die Möglichkeit zu gegenseitigem Bekanntwerden, freiem Meinungsaustausch und wissenschaftlicher Anregung bot, nicht sang- und klanglos beiseite geschoben sehen. Andrerseits glaubten ängstliche Gemüter, bei einer Vertretung der Standesinteressen allerlei Befürchtungen hegen zu müssen. Es erschien ihnen vornehmer, sich um die eigensten Angelegenheiten des Standes, dem sie doch durch ihren Lebensberuf angehörten, nicht zu kümmern, sondern sie trotz der bittern Enttäuschungen, die sie erlebt hatten, dem Wohlwollen anderer zu überantworten, ja man sah in der Vereinsgründung geradezu ein Mißtrauensvotum gegen das Königliche Ministerium; man glaubte, die neue Gemeinschaft werde sich zu einem Kampf- und Petitionsverein auswachsen, und sie werde an inneren Zwistigkeiten zugrunde gehen. Die Geschichte hat bewiesen, daß solche Bedenken nicht begründet waren. Wohl hat der Verein sein gutes Recht ausgeübt, seine Interessen selbst zu vertreten; er hat es durchgesetzt, daß dem Stande die ihm gebührende Anerkennung, wie sie sich in Gehalt, Rang und Titel ausspricht, immer mehr zuteil geworden ist; er hat schwere Angriffe auf das Wesen und die sittliche Ehre des Standes in der Öffentlichkeit mit Erfolg zurückgewiesen. Aber er hat es stets in vornehmer, einwandfreier Form getan; er hat das Verantwortungsbewußtsein seiner Mitglieder gestärkt; er hat im besten Einvernehmen mit der Staatsregierung die für ein gedeihliches Wirken unerläßlichen Bedingungen schaffen helfen. Ebensowenig hat die Entwicklung denen recht gegeben, die befürchteten, die Pflege der Standesinteressen werde der Beschäftigung mit wissenschaftlichen und erzieherischen Fragen Abbruch tun. Der Verein hat in der Förderung der äußeren Angelegenheiten des Standes nie den letzten Zweck seiner Tätigkeit gesehen, sondern damit immer nur den höheren Aufgaben des Gymnasiallehrerstandes dienen wollen; er hat vielmehr erst den Rahmen für deren ausgiebige Erörterung geschaffen. Weit über zweihundert Vorträge teils allgemein interessierenden, teils fachwissenschaftlichen Charakters sind gehalten worden, von denen viele durch den Druck auf weitere Kreise gewirkt haben. Es ist schade, daß in der vorliegenden Schrift nicht der Ort der Veröffentlichung angegeben worden ist. Mit welcher Gründlichkeit der Verein seine höhere Aufgabe erfaßt hat, lehrt das großzügige Unternehmen einer auf urkundlicher Grundlage beruhenden Geschichte des Gelehrtenschulwesens im Albertinischen Sachsen. Der Verein kann am Schlusse des ersten Vierteljahrhunderts seines Bestehens auf das Erreichte stolz sein. Auf der von ihm in harter Arbeit geschaffenen festen Grundlage geordneter äußerer Standesverhält-

Digitized by Google

nisse vermag er die Pyramide seines Daseins immer höher in das Reich idealer Interessen zu gipfeln. Wünschen wir ihm für seine weitere Entwicklung ein fröhliches Gedeihen und der Darstellung seiner Geschichte aufmerksame, für die Angelegenheiten ihres Standes warm fühlende und freudig eintretende Leser.

Berlin. Dihle.

Kopp und Hubert, Geschichte der griechischen Literatur. 9. Aufl. bes. von Kurt Hubert. Berlin, Julius Springer, 1917. 4,80 ℳ.

Der Verfasser hat die 9. Auflage eines Buches besorgt, das, wie er selbst sagt, sein verstorbener Vater vor Jahrzehnten aus der Hand gelegt hatte. An der Gesamtanlage sind gegenüber der 8. Auflage nur unwesentliche Änderungen vorgenommen. Die Haupttätigkeit des Verfassers erstreckt sich auf die Erweiterung und Neuformieruug der Einleitungen und Überblicke über die historische Entwicklung; gerade dadurch hat das Buch entschieden gewonnen. Freilich erscheint der allmähliche Übergang von der epischen Poesie zur Prosa nicht scharf genug herausgearbeitet: 1. Poesie nach Inhalt und Form (das alte Epos); 2. dichterische Form und prosaischer Inhalt (Hesiods Erga, Xenophanes u. a); 3. Prosa nach Inhalt und Form, letztere, wie S. 140 kurz berührt, in der ersten Zeit noch sehr an das Epos streifend: Anaximandros, dessen Prosabuch doch wohl hätte erwähnt werden sollen, Pherekydes, Herakleitos, Hekataios, Herodot, ältere Atthis. Auch die geschichtlichen Entwicklungsstufen der Prosa selbst scheinen nicht scharf genug betont: 1. die ionische Periode; 2. die sog. archaische Periode (Attisch und Ionismen: Thukydides); 3. die rein attische Prosa (Plato, Isokrates u. a.), deren Tochter die hellenische Prosa ist (Wilamowitz Ar. u. Ath. I 170). Dankenswert ist die neue Einleitung in die Tragödie; aber ihr Ursprung, wie ihn der Verfasser nach der gangbarsten Annahme wohl mit Recht sich vorstellt, wird doch den Uneingeweihten, für die ja das Büchlein bestimmt ist, nicht voll klar werden, besonders unverständlich ist die Bemerkung über Aristoteles 'andere Nachricht'. Notwendig war da doch wohl die genaue wörtliche Anführung der bekannten Andeutungen des Aristoteles. Auch die inhaltliche Wandlung des Begriffes τραγῳδία konnte wohl etwas verständlicher hervorgehoben sein.

Im einzelnen hat der Verfasser die 8. Auflage vielfach berichtigt (z. B. die Angaben über Zahlen und Handschriftenverhältnisse, das Urteil über den Roman, den Abschnitt über Stobaios u. a.), neue Funde der letzten Jahre, wie Sophokles Ἰχνευταί, Eupolis Δῆμοι u. a., aber auch neue Literatur, wie Bethes und Wilamowitzens Homerwerke, verarbeitet, Urteile und Charakteristiken, z. B. über Aischylos und viele Dramen des Euripides, schärfer betont. Vielleicht werden bei einer Neuauflage auch die Inhaltsangaben verschiedener Dramen teilweise einer Umarbeitung unterzogen. Sie sind gegenwärtig vielfach zu äußerlich (z. B. König Ödipus); der Inhalt des Ödip. Kol. ist nicht befriedigend: das Hauptorakel, um das sich die ganze Handlung kristallisiert, ist nicht einmal erwähnt. — Mit Recht ist endlich auch einheitlich die griechische Form der Eigennamen grundsätzlich angewandt, wenngleich noch mancherlei

Digitized by Google

übersehen ist: Ptolemäus S. 156, 206, 218 (dagegen Ptolemaios S. 252, 284 und im Verzeichnis), Pontus S. 255 (neben der gegenüber der 8. Auflage veränderten Form Amaseia), Alexandria S. 211, 281, Stobäus, Athenäus u. a.

Noch einige Einzelheiten hätte ich zu bemerken. Bei Andokides fehlt der Hinweis auf die Rede *πρὸς τοὺς ἑταίρους*. Isokrates Panegyrikos ist doch wohl schon 384 fertig, wenngleich erst 380 erschienen. Isokrates Friedensrede, inhaltlich mit dem Panegyrikos stark kontrastierend, ist unerwähnt geblieben. Die Veranlassung zu Demosthenes *περὶ εἰρήνης* und *παραπρεσβ* (S. 197) ist sehr unverständlich dargestellt. *Δημοσθένης ὁ χρίθινος*, Deinarchos Spitzname, kann man mit Diels sehr gut als 'Bierdemosthenes' übersetzen.

Theokrits Geburt ist um 350, also etwas zu früh, angesetzt. Beim Asianismus (S. 233) fehlt die historische Anknüpfung an Gorgias.

In der Literaturübersicht vermisse ich Wilamowitz, Aristoteles und Athen, das in vielen Partien wertvolle literargeschichtliche Erörterungen enthält. An Druckfehlern sind mir drei auf S. 276 (Zeile 3, 5, 6) und einer S. 282 (Larensis) aufgefallen. Gehört dazu vielleicht auch Theokrits Geburtsdatum?

Das Buch beweist im ganzen ein gründliches und liebevolles Studium der einschlägigen Literatur und wird sich mit vollem Recht viele neue Freunde erwerben.

Rogasen. Vielhauer.

Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorff, Die Ilias und Homer. Berlin, Weidmann, 1916. 523 S. 15 ℳ, geb. 19 ℳ.

Das vorliegende Buch hat die Eigentümlichkeit, daß es nicht aus einheitlichem Guß ist. Eine seiner Grundlagen, die Patroklie, ist mehr als 30 Jahre alt, ist also älter als die neuere Homerforschung, die Wilamowitz nicht berücksichtigt; eine andere, die Untersuchung über das *Θ*, fällt in das Jahr 1910, ist also modern. Nun sind die Einzeluntersuchungen, aus denen das Buch zusammengesetzt ist, weder nach der Zeit ihrer Abfassung, noch nach der Reihenfolge der Iliasbücher geordnet, wie man denn überhaupt ein Prinzip der Anordnung durchaus vermißt. Das Buch ist deshalb schwer zu lesen, noch schwerer zu genießen, es ist auch nicht leicht, in Kürze ein Bild davon zu geben, wie Wilamowitz die Ilias sieht.

Die Ilias Homers umfaßte *A* bis *H* 321, dahinter hat der Verfasser von *Θ* einiges gestrichen, weiter umfaßt sie *A* bis *O*, *Π* bis *Ψ* 256, jetzt von dem Dichter des *ΣT*, in *ΥΦ* auch von dem späteren Überarbeiter teils erweitert, teils ersetzt, so daß in *Σ* nur wenig, in *TΥ* kaum etwas von dem Echten erhalten ist; dagegen in *Φ*, außer den Zusätzen, und in *XΨ*[1] liegt das Echte so gut wie rein vor. — Der Schluß von Homers Ilias, der bis zum Tode des Achilleus reichte, ist durch die Aufnahme von *Ψ*[2] und *Ω* verdrängt.

Zu beweisen wäre, daß d i e s e Ilias und nicht die überlieferte den im Proömium und weiter im *A* gezogenen Richtlinien entspricht. Zu diesem Zwecke gibt Wilamowitz eine kommentarartige Besprechung

Digitized by Google

des *A*. Ich glaube von einer allzu eingehenden Kritik absehen zu dürfen und begnüge mich zu erwähnen, daß sich auch in meinem Buche 'Die Ilias und ihre Quellen' eine kommentarartige Besprechung des *A* auf S. 294—318 findet, die von S. 311 ab geradezu zu einem Kommentar wird. Der Leser wolle gütigst vergleichen; er wird manche Übereinstimmung (andersartiger Auffassung gegenüber), auch manche Abweichung bemerken. Ich beschränke mich hier darauf, auf einen grundsätzlichen und überaus wichtigen Unterschied in unserer Auffassung hinzuweisen.

Die μῆνις des Achilleus ist das Thema der Ilias des Homer. Sie hat ihre Ursache in einer Ehrenkränkung des Achilleus durch Agamemnon. Ein Beschluß des Zeus (Διὸς βουλή), den Thetis für ihren Sohn von Zeus erbittet, verheißt schwere Heimsuchung des Heeres des Agamemnon (der Achäer) und somit des Königs selbst — 'bis Achilleus Geschenke erhält', sagt Wilamowitz. Wenn er sie erhalten hat, ist die μῆνις und damit das Thema erledigt. Das *I*, in dem er die Geschenke abweist und weiterzürnt, gehört demnach nicht zur Ilias.

Diese Auffassung oder Beweisführung stammt nicht von Wilamowitz, sondern von Grote; sie ist für niemand, der sich in homerischen Dingen halbwegs auskennt, etwas Neues. Da sie vordem viel Glauben gefunden hat, habe ich ihr in meinem Buche (S. 159ff.) eine ausführliche Widerlegung gewidmet. Freilich, da ich nicht bloß die Absicht hatte zu zeigen, wie die Ilias ist, sondern wie sie geworden ist, so ist auf letzteres in dieser Widerlegung das Hauptgewicht gelegt. Das *I* enthält bekanntlich ein Referat aus der Meleagersage. Nun besteht zwischen Achilleus und Meleager eine vollkommene Parallele. Auch Meleager entschließt sich zur Kampfenthaltung infolge einer ihm widerfahrenen schweren Kränkung, auch Meleager weist Bittgesandtschaften und Geschenke ab, bis schließlich die Not aufs höchste gestiegen ist, bis die Tränen des geliebtesten Wesens seinen Starrsinn brechen usw. Diese Parallele ist von mir in meinem Buche bis ins einzelne durchgeführt worden. Ich habe daraus geschlossen und den Schluß begründet, daß die Meleagersage ein Vorbild, eine 'Quelle' des Dichters der Ilias sei. Das mag bezweifeln, wer will, widerlegen, wer kann, aber so viel beweist doch dieser Meleager, der ähnliche Geschenke ohne Bedenken abweist und schließlich, ohne Geschenke zu bekommen, hilft, daß das griechische Altertum nicht eben in dem raffgierigen Helden sein Ideal sah.

Doch weiter: 'Die Ilias' (aber), sagt Wilamowitz an einer anderen Stelle (S. 246) sehr richtig, 'müssen wir aus ihr allein erklären'. Nun ist es doch in der Ilias zweifellos so, daß Achilleus das Versöhnungsangebot der Bittgesandtschaft abschlägt. Wem das gegen seine Vorstellungen oder Erwartungen derart geht, daß er die Bittgesandtschaft als unerträglich aus der Ilias herauswerfen will (statt sie aus sich zu erklären), dem liegt zum mindesten der Beweis ob, daß die sich in unserer Ilias vorfindende Lösung des durch die μῆνις geschürzten Knotens sich mit der Schürzung nicht vertrüge. Aber das gerade Gegenteil ist der Fall. Nur wenn man die μῆνις, wie Grote tut, als eine harmlose, oberflächliche Sinnesbewegung ansieht, kann man meinen, sie müsse sich beim ersten Angebot selbstverständlich legen. Aber etwas anderes

Digitized by Google

ist sie dem Wortstamm nach, etwa Zornesraserei oder rasender Zorn. Ein solcher handelt anders als nach Nützlichkeitsgründen. Mag ruhige Überlegung oder Fischblut zur Annahme des Angebots raten; die lodernde Leidenschaft wird den Triumph auszukosten versuchen. Das ist wahrlich ein lahmer und zahmer Achilleus, den sich Wilamowitz (nach Grote) bildet, und eine lahme und zahme Ilias, die er sich dichtet. Dagegen halte man das Gehabe des Achilleus in *A* und in *I* (und auch sonst, sobald auf Agamemnon die Rede kommt); wie wettert der los! Noch in ganz andere Not muß der verächtliche, hochmütige Mensch geraten, bevor er, Achilleus, sich herbeilassen wird zu helfen! Dem Umriß, in welchem Achilleus gezeichnet ist, dem Gegensatz, in dem er sich gegen Agamemnon befindet, entspricht einzig und allein die Abweisung des Angebots und im besonderen dieses Angebots. Und dann die ganze weitläufige Vorkehrung, um dem Achilleus zum Triumphe zu verhelfen: des Achilleus Klage, der Bittgang der Thetis, die *Διὸς βουλή*! — Kann man sich die aufgeboten denken, damit die Sache ausläuft, wie das Hornberger Schießen, damit Achilleus eine Tochter des Agamemnon heimführt? Und wen der Gedanke bekümmert, Achilleus könne in seiner Verbitterung herrlichen Gewinns verlustig gehen, der wolle bedenken, daß Achilleus in diesem Spiel sämtliche Trümpfe in Händen hat — da er ja um die *Διὸς βουλή* weiß.

Ich würde die Grenzen einer Besprechung weit überschreiten, wenn ich hier darlegen wollte, wie das *I* auch im kleinsten genau zu dem *A* stimmt: der Leser wolle das, was ich über das *I* bei Pauly-Wissowa gesagt habe (Sp. 1013, 14) einsehen, ebenso das, was über den grundsätzlichen Gegensatz zwischen Agamemnon und Achilleus Sp. 1005, 6, auch Anm. 3 u. 5 und dabei über das von Grote so gründlich mißverstandene *εἴ μοι χρείων Ἀγαμέμνων ἤπια εἰδείη* (*Π* 72 b 73 a) Anm. 30—33 ausgeführt worden ist.

Für die Verwerfung des *I* läßt sich Wilamowitz an dem Grotischen Vorgang, für die des *K* an dem *φασί* des Scholions (*K* 1 Townl.) genügen. Die Überzeugung von der Festigkeit dieser beiden Eckpfeiler seines Glaubens an eine Mehrzahl von Iliasdichtern stellt ihn ganz von selbst vor die Frage: 'Wie sind diese beiden Bücher in die Ilias gekommen?' Darauf soll der Aufsatz über das *Θ* der Ilias, 1910 in den Berl. Sitz.-Ber. erschienen, Aufschluß geben (wieder abgedruckt S. 26—59). Hier erschließt Wilamowitz zu den beiden selbständigen Gedichten *K* und *I* ein drittes selbständiges Gedicht *Θ* und behauptet, die beiden andern seien von dem Dichter des *Θ* in die Ilias aufgenommen, *K* fast rein erhalten, *I* stark überarbeitet. Freilich weiß keine Überlieferung irgendwelcher Art, kein *φασί* davon; so schafft denn Wilamowitz einen Ersatz. Er stellt fest: das *Θ* führt den Namen *κόλος μάχη* und das veraltete Wort *κόλος* garantiert, daß man sehr früh gefühlt hat, wie sehr seine 'abgerissene Schlachtbeschreibung' von der Art der Ilias abweicht! So schafft Wilamowitz ein literarisches Zeugnis des großen Unbekannten. Natürlich heißt *κόλος μάχη*, wie Wort und Zusammenhang gleicher Weise zeigen, 'die (durch Nacht und Biwak) abgebrochene Schlacht' und nicht '"abgerissene" Schlachtbeschreibung'. Wie wunderlich verkehrt diese 'abgerissene Be-

Digitized by Google

schreibung' ist, wird auch der Fernerstehende fühlen, wenn er sich etwa auch die anderen Überschriften wie die Schlacht bei den Schiffen, die Götterschlacht, die Schlacht am Flusse als Stilkennzeichnungen vorzustellen bemüht.

Wenn man nun fragt, was denn der Dichter des Θ für eine Befugnis oder Veranlassung hatte, in die Ilias so allerlei Fremdes und Eigenes, dazu so Grundverschiedenes wie I und K unmittelbar hintereinander, in einem Atem sozusagen, 'aufzunehmen', so antwortet Wilamowitz: 'Er wollte von H über I und K zu Λ und weiterhin eine Brücke schlagen, also daß er eine vorhandene Ilias um die beiden Einzelgedichte erweitern wollte'. Es ist also jetzt ausgemacht: 'Es ist einmal ein Dichter gewesen, der wollte die beiden Einzelgedichte Λιταί (I) und Δολώνεια (K) in die Ilias aufnehmen — sagen wir einmal so, da wir ja schon wissen, daß er auf $B\,\Delta\,E$ Bezug nimmt, durch die Litai auf den Inhalt von Λ, daß er Λ mit einbezog, $Z\,N\,\Pi$ kannte' usw. (S. 39). Ich habe diesen Satz hergesetzt, weil er Form, Art und Tragweite dieser grundlegenden Entdeckung gut beleuchtet. Wie schon aus der Erörterung über die Überschrift κόλος μάχη hervorgeht, hat Wilamowitz sein Urteil über Θ auf eine stilistische Grundlage zu stellen gesucht: 'Ich zähle die vielen jungen Vokabeln und Konstruktionen nicht auf, die sich über diese Partie hinziehen', sagt er — warum nicht? möchte ich fragen. Und anderswo heißt es (S. 45): 'Hier ist überall der selbe Stil, hastig, zuviel fortissimo, im einzelnen unfrei, immer etwas κόλον.'

'Die beiden Gedichte, um die der Verfasser des Θ die Ilias vermehrt hat, haben so besonderen Reiz, daß man dem Rhapsoden, der sie eingeschoben hat, seine eigene Flickerei gern verzeiht', heißt es weiter (S. 60). 'Flickerei' ist das Endurteil über das Θ, und dies Stilurteil wird dadurch begründet, daß Entlehnung aus Π oder Z oder B (S. 33 usw.) oder sonst woher angenommen, ein umgekehrtes Verhältnis aber durchaus abgelehnt wird. Über den Wert eines solchen Beweises für Alter oder Jugend von Büchern hab ich mich 'Die Ilias und ihre Quellen' S. 322ff., auch in Bursians Jahresberichten ausführlich ausgesprochen.

Über das erste der 'aufgenommenen' Gedichte (K) äußert sich Wilamowitz S. 60—64: 'Es ist geradezu vollständig und bewahrt seinen charakteristischen Ton.' Er betont das Junge und Unheroische in diesem Buche und seine vermeinte Abhängigkeit von der Odyssee. Hier ist es Pflicht darauf hinzuweisen, daß Wilamowitz auch bezüglich der Doloneia nichts tut als sehr veraltete Ansichten wiederholen, ohne sich um die eingehende und fleißige Arbeit zu kümmern, die von Modernen auf die Dolonie verwandt worden ist (z. B. A. Shewan, the lay of Dolon, London 1911).

Über das I heißt es: 'Ganz anders ist der Charakter des I. Es läßt sich jetzt nicht mehr aus der Bearbeitung herausschälen weder im Anfang noch am Ende (S. 64).' Genau genommen widerlegt Wilamowitz damit seine eigene Entdeckung, daß der 'Nach- oder Eindichter' des Θ eine vorhandene Ilias mit den selbständigen Gedichten K und I erweitern und daß er eine Brücke über K und I zu Λ schlagen wollte. Denn er würde seine Absicht zwar bezüglich des K, aber nicht bezüglich des I erreicht haben.

Digitized by Google

Am Schlusse dieses Abschnittes über das *Θ*, *I* u. *K* noch eine kleine Erläuterung zu Wilamowitz' Eingeständnis, daß er die 'moderne' Homerliteratur zu wenig kenne. Er sagt bezüglich eines Punktes, der in der Kritik des *I* einmal eine erhebliche Rolle gespielt hat: 'Die rätselhaften Duale *I* 182 vermag ich nicht aufzuklären; denn der Versuch den Phönix auszuscheiden, bricht den Edelstein aus dieser jungen Dichtung ersten Ranges.' Ich glaube, die ganze Frage völlig erledigt zu haben, zunächst die Teilnahme des Phönix an der Bittgesandtschaft im allgemeinen, dann den 'rätselhaften' Dual, im Lit.-Ber. Bursian Bd. 157 S. 219 in einer Besprechung von O. Immisch, Die innere Entwicklung des griechischen Epos. Dort heißt es: 'Agamemnon disponiert folgendermaßen: Aias und Odysseus sollen Gesandte sein, Phönix soll von hier zu Achilleus, wohin er ja als dessen Mann gehört (wie könnte er also 'dritter' Gesandter sein!), zurückkehren, er soll die Gesandten bei ihm einführen, ihnen die Wege ebnen — wie ein *πρόξενος*. Das ist ganz aktuell und ist allgemeiner diplomatischer Gebrauch; auch die Anordnung wird es sein: erst der einführende *πρόξενος* (*ἡγησάσθω*), dann die Gesandtschaft (die beiden), dann die Herolde. Eliminiert man den *πρόξενος* um des Duals willen, so bleibt der Dual noch ebenso anstößig — oder sollen auch die Herolde eliminiert werden?'

Wer nun der Meinung sein sollte, wenigstens 'von *A* bis irgendwo in *H*' eine wirklich einheitliche Dichtung lesen zu dürfen, der wird durch die Ausführungen in Kap. 13 (der Auszug in die Schlacht *B*) und Kap. 14 (Ein kleines Epos *ΓΔE*) und Kap. 15 (Hektors Besuch in Ilios und Zweikampf mit Aias *ZH*) eines andern belehrt. Auch von all diesen Büchern hat Homer nichts oder so gut wie nichts gedichtet, der Iliasdichter hat das alles nur 'aufgenommen', aufgenommen trotz des klaffenden Widerspruchs gegen das *A*!

Über den bekannten Anfang des *B* läßt sich Wilamowitz folgendermaßen aus: 'Da finden die einen einen unerträglichen Widerspruch, die andern alles in schönster Ordnung.' Einen unerträglichen Widerspruch fand hier Lachmann, weil er die Bedeutung des *ἔχε* in *Δία δ'οὐκ ἔχε νήδυμος ὕπνος* nicht faßte. Wilamowitz urteilt: 'Ein Widerspruch zwar nicht, aber eine unerträgliche Stilisierung ist unbedingt vorhanden.' Aber nicht bloß aus dieser 'unerträglichen Stilisierung' des Eingangs, sondern aus 'dem Stil des *B* überhaupt' erkennt Wilamowitz, daß hier die Kunst eines andern Dichters unverkennbar sei. Aus dieser Einsicht folgt also, daß *B* mit *A* früher nie etwas zu tun gehabt hat, daß es vor *A* da war und ein 'fremdes Stück' ist. Und aus ihr steigt nun die hochwichtige Frage empor, und hier befinden wir uns wieder auf Wilamowitz' eigenstem Forschungsgebiet (bis dahin hörten wir eigentlich Lachmann), wer das 'fremde Stück' (das *B*) 'aufgenommen' hat: 'Homer' (d. h. der Dichter des *A*) oder ein Dritter (ein Brückenbauer). Nahm 'Homer' 'das fremde Stück' (das *B*) auf und setzte es hinter das *A*, natürlich ohne zu sehen oder zu ahnen, daß es von seinem eigenen Anfange so verschieden war — nun, dann hat er selbst eine eigene Fortsetzung des *A* nicht gedichtet; hat ein Dritter (ein Brückenbauer) es aufgenommen und hinter das *A* gestellt, so muß es eine andre, eigentliche Fortsetzung des *A* gegeben haben, die wir

Digitized by Google

dann noch zu suchen hätten. Ob nun das eine oder das andre der Fall ist, jedenfalls muß der, welcher das 'fremde Stück' aufnahm, 'es für verständlich gehalten haben'! Aus diesem Ausdruck kann man ermessen, in welch hoffnungslos verkehrter Weise Wilamowitz das *B* bespricht. Ich verweise dagegen auf meine eingehende Erläuterung des *B* (Die Ilias und ihre Quellen S. 105ff. und Pauly-Wissowa Sp. 1007). Nur meine Erklärung von *B* 2 setze ich hierher: '*B* 2 sagt ganz unzweifelhaft, daß während die anderen Götter und Menschen die ganze Nacht schliefen, der Schlaf den Zeus nicht hielt.' Gewiß schlief er, wie *A* 611 mitteilt, aber der Schlaf hielt ihn nicht fest, er schlief nicht aus, nicht bis zum Morgen, weil ihn das der Thetis gegebene Versprechen beschäftigte (*μεριμνῶν*). Die richtige Erklärung ist übrigens in den Scholien zu *B* 2 zu lesen, ich setze sie hierher, um noch einmal Wilamowitzens Scholienbenutzung zu beleuchten: *οἱ μὲν ἄλλοι παννύχιοι εὗδον, Ζεὺς δὲ οὐ παννύχιος* usw. oder *λέγομεν δὲ ἡμεῖς, ὅτι ἐκάθευδε μὲν, ἀλλ ἐπ' ὀλίγον ἐκαθεύδησε καὶ οὐ διὰ πάσης τῆς νυκτὸς, ὡς οἱ ἄλλοι, μεριμνῶν.* Die Vortrefflichkeit der Überleitung von *A* zu *B* und der genaue Zusammenhang beider Bücher ergibt sich daraus ohne weiteres. Daß innerhalb des *B* der Katalog wieder 'Einlage' ist, (wie die Chryseepisode in *A*), ist für Wilamowitz selbstverständlich (vgl. dagegen Die Ilias und ihre Quellen S. 92 ff.; über die Anknüpfung *ἐκ τοῖο* vgl. den Artikel Ilias bei Pauly-Wissowa-Kroll); er glaubt auch hier der älteren deutschen Homerforschung gegen das griechische Altertum ohne Nachprüfung.

Wenn Wilamowitz sich bezüglich der Frage, wer das fremde Stück *B* eingelegt hat, für Homer (den Verf. des *A*) selbst entscheidet, so wird es ihm nicht schwer fallen, das nämliche bezüglich des kleinen Epos (*Γ Δ E*) zu vermuten. Und so forscht er denn weiter, ob zwischen den beiden von Homer selbst aufgenommenen Epen, dem *B* einerseits und dem *Γ Δ E*, vor der Aufnahme schon Beziehungen bestanden haben, und kommt zu dem Ergebnis, daß *B* nicht nur auf die Epipolesis des *Δ* deutet, sondern für sie verfaßt ist (S. 276). Auch diesen Begriff 'für sie verfaßt' wolle der Leser unter die Lupe nehmen. Die auch von Wilamowitz nicht zu bestreitende Tatsache ist die, daß 'von *B* bis *E* ein unverkennbarer ungestörter Zusammenhang ist' (eigene Worte Wilamowitz'). Während der einfache Verstand daraus Einheitlichkeit und einen Dichter erschließen würde, folgert Wilamowitz, daß *B* für *Δ* verfaßt sei. Ich bekenne offen und ehrlich, daß es nicht in meinen Sinn hineingeht, wie ein Gedicht für ein andres verfaßt sein kann. Im Register wird dann das Ergebnis so ausgedrückt: 'Aufgenommen hat Homer das Epos *B-E*, von dem *B* schon eine Erweiterung war.'

Soviel sehen wir also, daß des Verfassers unsrer Ilias stärkste Seite nicht das Dichten, sondern das Aufnehmen war, so daß man sich nicht wundern wird zu lernen, daß auch von *Z H* der göttliche Homer nicht viel gedichtet hat; die Glaukosepisode, Hektors Besuch in Ilios, den Zweikampf zwischen Hektor und Aias hat er jedenfalls nur 'aufgenommen'.

Somit stehen wir nun mit der Erkenntnis, daß der Iliasdichter das *A* (größtenteils) gedichtet, *B* bis *H* aber aufgenommen hat, daß wir

Digitized by Google

Θ I K einem Brückenbauer verdanken, beim dritten Abschnitt. 'Λ macht einen neuen Anfang', sagt Wilamowitz (S. 315). Dies Stück mit dem neuen Anfang ist Λ bis O. Glaubt man nun, dies Stück sei eine Fortsetzung des anderen von Λ bis H reichenden, da ja doch jener 'Eindichter' des Θ eine Brücke zum Λ schlagen wollte, so erfährt man bald, daß das nur bedingt richtig ist. Zusammenhängen tun die Stücke, so wie wir sie in der Ilias finden, auch nach Wilamowitz, 'aber der Zusammenhang ist künstlich aus ursprünglich gesonderten Stücken hergestellt' — 'also hat ihn jemand gemacht'! Während aber der jemand, der den Zusammenhang zwischen den ursprünglich selbständigen Stücken von Λ bis H gemacht hat, der Dichter des Λ ist, ist der jemand, der ihn von Λ bis O hergestellt hat, der Dichter der Διὸς ἀπάτη. Schließlich kommt Wilamowitz zum Schluß, daß der erste Jemand und der zweite Jemand der selbe Jemand seien, daß wir diesen als Homer anzusehen haben und Λ bis O (mit Ausnahme von $I K \Theta$) als sein 'Werk' — d. i. 'die' Ilias. Aber das muß der Leser sich stets gegenwärtig halten, daß das Wichtigste an dieser neuen Erkenntnis ist, Homer hat nicht gedichtet, sondern nur Zusammenhänge gemacht, sonst würde ja der Glaube an eine Vielheit von Dichtern bedenklich ins Wanken geraten.

Wenn ein 'Jemand' die Zusammenhänge von Λ bis O gemacht hat, so wird sich die Möglichkeit nicht ausschließen lassen, daß er noch weiteres gemacht habe. Es ist nun der Wilamowitzischen Analyse nicht mehr zu folgen, wenn man sich nunmehr nicht entschließt, mit ihm von hinten anzufangen. Betreffs der ἄεθλα und λύτρα sagt er: 'Wir haben nun eine andere Erweiterung der Ilias abzutragen. An ihrem Schlusse stehen zwei Einzelgedichte: das darf als notorisch gelten.' Es gab einmal eine Zeit, wo diese Behauptung über das Ω und die ἄεθλα einen gewissen Glauben fand — aber heute? Wilamowitz hält es auch nicht für nötig, die Gründe für diese ganz unhaltbare Ansicht vorzutragen; die Hauptsache ist ihm, Ψ 257ff. sei ungeschickt angeknüpft, aber die Art seiner dies Urteil begründenden Erklärung von Ψ 257—261 ist von der Art, daß mit ihr alles und jedes auf den Kopf gestellt wird. Ich habe diese Stelle (Die Ilias und ihre Quellen S. 274) besprochen, auch findet man dort S. 273—293 eine eingehende Besprechung und Erklärung der ἄεθλα. Die Unechtheit des Ω erweist Wilamowitz mit der selben Leichtigkeit: 'Das Ω ist mit gleicher Sorglosigkeit an die Wettspiele 'angestückt'. 'Was könnte ärmlicher (Ψ 257ff. bezeichnete Wilamowitz als schäbig) sein als λύτο δ' ἀγών? Warum bemüht sich Wilamowitz (seiner eigenen Anweisung gemäß) nicht zu lernen, wie solche Übergänge gemacht werden, hier wie vorher in B und so oft sonst?

Wilamowitz hat nur eine kritische Hauptfrage, die stets wiederkehrt, nämlich die, wer von seinen vielen Dichtern, Nachdichtern, Eindichtern, Brückenbauern, Flickern das oder das 'gemacht' hat. Bei der kritischen Prüfung dieser Frage für Ω melden auch Seelen (für uns wenigstens) noch ungeborener Dichter ihre Ansprüche an (S. 76, also ganz zu Beginn der ganzen weitläufigen Analyse). Da ist der Dichter des echten $X \Psi$, da ist derjenige, der die Ilias zusammengearbeitet hat, da ist der 'Wandel

Digitized by Google

des sittlichen Empfindens' zur Persönlichkeit verdichtet. Von all diesem ahnen wir auf S. 71 noch nichts. Bald wird dann (S. 75) von dem Dichter von $\Phi X \Psi$ geredet, dann wieder von Absichten des Dichters von Φ, nach einem Ausweis für alle diese Personen sucht man auch im Register vergebens. S. 76 wird dann einiges Licht: 'Σ ist ein spätes Gedicht, es hat den Waffentausch eingeführt, den das echte $\Phi X \Psi$ nicht kannte. Mit Hilfe des Registers kann man nun feststellen, daß $\Phi X \Psi$ (von O 592 an) ein echtes selbständiges Epos nicht eigentlich sind, aber doch gewesen sind, ein weiterer Dichter, der von ΣT, hat es 'überarbeitet'. Nehmen wir nun an, daß in dem gleich anzuführenden Satze 'der Dichter von Σ' gleichbedeutend sein wird mit dem im Register aufgeführten 'Dichter von ΣT, der $\Phi X \Psi$ überarbeitete', so werden wir auch den weiteren Satz verstehen: 'Als Σ gedichtet ward, war $\Phi X \Psi$ noch nicht für Ω umgearbeitet.' Das ergibt immer neue Umarbeitungen durch Dichter früherer oder späterer Bücher: eine Vermutung, die dem guten und immer aufs neue zutage tretenden Zusammenhange im Sinne des Glaubens an eine Mehrzahl von Dichtern Rechnung trägt. Darf doch die einfache Folgerung, daß hier überall ein und der selbe Dichter schafft, auf keinen Fall gezogen werden. Damals, als Ω gedichtet ward, fährt Wilamowitz in seiner Art zu folgern fort, hat also die Ilias mit dem Tode des Achilleus geendet, und wer dürfte leugnen, daß der Eingang des A nicht schöner wahr gemacht werden kann, als wenn 'die zahllosen Leichen der Achäer im Tode des Achilleus gipfeln.' Ich wage das durchaus zu leugnen und zu behaupten, daß durch diesen 'Ausgang' der Ilias das ganze Gedicht verballhornt wird. Auf diesen Punkt komme ich besser später zurück.

Zunächst geh ich Wilamowitzens Aufstellungen über die noch nicht besprochenen Teile der Ilias nach. Über Abschnitt 5 'Flußkampf und Götterschlacht' läßt sich am besten berichten mit dem Anfangssatze von Abschnitt 6 'Achilleus' ($X \Psi^1$): 'Was sich unter der Eindichtung' in $\Upsilon^c \Phi$ verbirgt, gehört mit X und Ψ zusammen. Daß $X \Phi$ 'nicht zu ertragen sind', ist wieder 'notorisch': 'So ist es denn nicht zu bestreiten, ist auch hinlänglich bewiesen, daß hier eine Eindichtung das Ursprüngliche zerstört hat, hinter dem aber eine Einheit, eine Ilias steht.'

Und hinter dieser Eindichtung findet so Wilamowitz wieder eine ältere originale Dichtung, einen älteren Flußkampf, der von dem Verfasser unserer Bücher $\Upsilon^c \Phi$ umgestaltet ist, aber während in Υ kaum etwas von dem Echten enthalten ist, liegt das Echte in Φ außer einigen Zusätzen so gut wie rein vor. Aber das Echte wird viel mehr gewesen sein als jetzt noch in Φ erhalten geblieben ist. S. 115 sagt Wilamowitz über diesen Verlust: 'Bitter ist, daß die im Grunde seelenlose Großspurigkeit in $\Upsilon^c \Phi$ so wenig von dem Epos übrig gelassen hat. Dies Epos, die 'Achilleis', ist durch die Eindichtung in $\Upsilon^c \Phi$ so stark entstellt, daß wir den Anfang nicht mehr feststellen können; es muß aber die Beratung der Troer nach dem Fall des Patroklos noch mit umfaßt haben.' Ich muß mich hier kurz fassen; wer aber all diese Fragen von einer anderen Seite beleuchtet wünscht, den bitte ich, die entsprechenden Abschnitte in meinen Homerschriften nachzulesen.

Digitized by Google

Schließlich wird noch die Patroklie *ΠΡ* im siebenten Kapitel (S. 116—160) 'von allem, was vor ihr liegt', gelöst, und es wird behauptet, 'daß sie sich weder auf *A*, noch *I*, noch A^2, noch den ersten Teil von *O* bezieht' (S. 160), doch ist 'die letzte Szene des *O* zur Patroklie zu rechnen', so daß also die Patroklie von *O* 592 bis Schluß von *P* reicht. Natürlich ist auch die Patroklie 'überarbeitet', das Ursprüngliche läßt sich aber durch Ausscheiden von Erweiterungen wiederherstellen.

Nun wird noch ein Wort zu sagen sein von der ursprünglichen Ilias Wilamowitzens, dem Stück des großen Dichters Homer, das, wie die Analyse gezeigt hat, durch 'Eindichter' usw. verunstaltet wurde. Da zeigt sich denn zunächst, daß Wilamowitz eine einzigartige Vorstellung vom Dichten und von großen Dichtern hat. Dieser große Homer hat nämlich fast gar nichts von seinem Werke gedichtet, er hat immer fertige Dichtwerke aufgenommen. Paßten denn, fragt man, diese aufzunehmenden Werke von selbst auf den dichterischen Leisten Homers? Nicht immer; dann verfuhr aber Homer so, daß er 'ganz von frischem formte'. Gewöhnlich machte er sich die Aufgabe leicht, er begnügte sich, die aufzunehmenden Werke zu 'überarbeiten', d. h. Bindeglieder (Verbindungsstücke) einzufügen. Etwas hat er aber doch trotz Wilamowitz selbst gedichtet — das *A*. Dies *A* hat ein Proömion, das, wenn es auch keine Inhaltsangabe ist, doch auf einiges hinweist, was wir zu erwarten haben. Da ist denn innerhalb dieses Proömiums einiges von einer *βουλὴ Διός* zu lesen. Über diese lehrt Wilamowitz: *Διὸς δ' ἐτελείετο βουλή* mit dem bezeichnenden Imperfektum ist nichts anderes als in Prosa *κατὰ βουλὴν Διός*. Gewiß ist das Verschen viel mißverstanden worden, und aus dem Mißverständnis ist manche weitreichende Folgerung gezogen worden — aber von wem? Immer doch von Forschern, die den guten Zusammenhang der Ilias aufzulösen sich bemühten. Zu diesen gehört u. a. auch Finsler. Über das, was dieser aus der *βουλὴ Διός* macht, habe ich Bursian Band 157 S. 211 gesprochen. Aber auch Wilamowitz selbst mißversteht die *βουλή* — ähnlich wie Finsler. Er sagt: 'Unverkennbar weht in diesem Proömium hesiodischer Geist. Zeus selbst hat dem Weltalter der Heroen ein Ende gemacht.' Hier führt die Sucht, tiefere Zusammenhänge zu finden, den Forscher irre, und es muß ganz allgemein davor gewarnt werden, solchen Ergebnissen wissenschaftlicher Tiefschürfung besonderes Vertrauen zu schenken. Der gesunde Menschenverstand erkennt leicht, daß der Dichter der Ilias, den man allerdings 'aus ihr allein' und ohne nach Hesiod und 'dem Dichter oder Redaktor der Kyprien' zu schielen, erklären muß, nicht einen solchen theologischen und teleologischen Ratschluß meint, sondern den ganz bestimmten poetischen Beschluß, den Troern bis zum Wiedereingreifen des Achilleus Überlegenheit im Felde zu geben. Diesen Beschluß des Zeus erbittet Achilleus selbst sich von seiner Mutter, Thetis von Zeus, und von dem Erfolge ihres Bittganges gibt sie ihrem Sohne selbst Bescheid.

Am Schlusse der Einleitung (S. 25) sagt Wilamowitz: 'Ich hoffe und erwarte, daß die Wissenschaft gerade auf diesem meinem Wege über mich hinauskommen wird.' Das erlegt uns noch die Pflicht auf, diesen Weg genau zu prüfen.

Digitized by Google

Zwei Kennzeichen dieses Weges habe ich schon aufgezeigt: 1. das Verfahren, von den Ergebnissen früherer Homerforschung genau so viel für 'notorisch' zu erklären, als der eigenen Willkür gefällt, 2. den entschiedenen Willen, den Text gemäß der Analyse, die man in petto hat, zu verstehen, unter Nichtbeachtung der antiken Erklärung. Das dritte ist die Methode, die in die homerische Wissenschaft eingeführt zu haben sich Wilamowitz besonders rühmen kann, die Methode nämlich, von hinten ausgehend zu analysieren. Diese Methode ist ein völliger, ein methodischer Bankerott der Analyse. Die ältere Annahme, dieses oder jenes Buch, diese oder jene Partie der Odyssee oder Ilias, etwa die Patroklie (*Π*) oder Hektors Erlegung (*X*) seien selbständige, nur durch einen 'Ordner', eine 'letzte Hand' lose verbundene Dichtungen, habe ich vor Jahren in einer Reihe von Einzelabhandlungen, bald hier, bald dort ansetzend, geprüft, immer in der Überzeugung, es sei die dringendste Aufgabe wissenschaftlicher Forschung, vor allen Vermutungen über die frühere Beschaffenheit dieser oder jener Partie zunächst der Tätigkeit dieser 'letzten Hand' nachzugehen. So habe ich eine Menge von Gedankenreihen aufgezeigt oder geprüft, die diese vermeinten ursprünglich selbständigen Abschnitte verbinden. Derart ist mein Nachweis über Waffentausch und Schildverfertigung: *Π* und *Σ* können gegeneinander nicht selbständig sein, da *Σ* schon im *Π* vorbereitet wird. Aus solchen Nachweisen macht nun Wilamowitz den Satz, daß das Frühere (das *Π*) von dem Verfasser des Späteren 'umgearbeitet' worden sei. Je entschlossener man nun von hinten anfängt, und je mehr nicht abzuleugnende Verbindungen bestehen, eine desto größere Anzahl von 'Umarbeitern' bekommt man — womit denn der Glaube an eine Vielzahl von 'Dichtern' auf eine nicht zu erschütternde Grundlage gestellt wird.

Die Patroklie ist die Probe auf diese Methode. Wilamowitz stellt sie von den verunstaltenden Umarbeitungen befreit wieder her. Das Hauptstück dieses ursprünglichen Textes wird S. 126—133 vorgelegt. Einleitend heißt es: 'Ohne beständiges Nachlesen und Vergleichen des überlieferten Textes wird der Leser zu voller Einsicht in die Analyse schwerlich gelangen.' Gewiß wird er ohne beständiges Zurückgreifen auf die wirkliche Patroklie diese ursprüngliche niemals verstehen. Und Wilamowitz' Patroklie setzt nicht bloß letztere, sondern die ganze Ilias auch im kleinsten und besonderen voraus. Und dabei ist nach dem Register (S. 515) die Patroklie älter als Homer. Um nur einiges anzuführen: daß die Myrmidonen *τότε* (266) von ihren Schiffen mit besonderer Kampflust herbeistürmen, ferner die Verse 281, 282 setzten die *μῆνις* und alles, was damit zusammenhängt, voraus. Und das Schiff des Protesilaos würde ohne den Katalog ein Rätsel sein und bleiben! Auch *Π* 293 mit der Fortsetzung 302—305 setzt die *μῆνις*, ja sogar die Ablehnung des Versöhnungsangebots voraus; der Auftrag an Patroklos selbst ist ohne die *μῆνις* völlig unbegreiflich. Ganz sind diese Zusammenhänge auch dem Verfasser nicht verborgen geblieben, er findet sich aber folgendermaßen damit ab: 'Daß der Dichter den Achilleus erzählen läßt, worüber er grollt und was ihn am Eingreifen hindert, geschieht wieder nicht für Patroklos, sondern ist Exposition für uns.'

Digitized by Google

Wenn der Dichter für uns die μῆνις in Π besonders exponiert (natürlich nicht die μῆνις wie sie im Α sich gestaltete, sondern nur die allgemeine Voraussetzung, 'daß Achilleus grollt'), so soll daraus folgen, daß wir von dieser μῆνις oder von der Tatsache, daß Achilleus grollt, bisher noch nichts gehört haben. So wird die Verbindung zwischen Α und Π aufgehoben, damit Π ursprünglich selbständig gewesen sein kann. Wilamowitz wird aber noch deutlicher. Er fährt fort: 'Genauer betrachtet schließt es (das Π) das Α aus.

Damit komm ich zum vierten Bestandteil des Wilamowitzischen Weges; sobald Zusammenhänge nicht geleugnet, nicht entfernt werden können, wird behauptet: 'Die Geschichte stand so weit fest.'

Aus mancher Äußerung ist ersichtlich, daß Wilamowitz ganz besonders fest auf sein stilistisches Urteil baut. Das gilt ganz ausnehmend für das Θ, dessen stilistische Minderwertigkeit die Grundlage seiner Analyse ist. Er ist von der Richtigkeit seines Empfindens so fest überzeugt, daß er der Schule geradezu verbietet[1]), das Θ zu lesen, weil es Flickarbeit sei. In Wirklichkeit ist es nicht mehr und nicht weniger Flickarbeit als jedes andere Buch; Homer benutzt im Θ wie überall literarische Quellen, die von sehr verschiedener Beschaffenheit waren. Solche Quellen werden bald mehr bald weniger frei, bald mehr bald weniger ausgiebig benutzt. Daher gibt es im Detail gewaltige Unterschiede, aber das große Ganze hat einheitlichen Stil. Wer sich auf diesen Standpunkt nicht stellen kann, darf doch eines nicht übersehen: die Unsicherheit des ästhetischen Werturteils; Lachmanns Urteil über Χ sollte eine Warnung sei. Ich will daher hier gegen das Wilamowitzische Urteil über das Θ keine stilistischen Einwände, sondern nur einen sachlichen Einwand vorbringen, der erledigt sein müßte, bevor man auf stilistische Gründe weitreichende Vermutungen gründen dürfte. Es handelt sich wieder um die Διὸς βουλή, die Wilamowitz so eigentümlich deutet. Ich weise darauf hin, daß in der Himmelsscene des Α die Thetis dem Zeus jene βουλή förmlich abdrängt. Wer Gefühl für den Humor in der Ilias hat, der muß aus der Himmelsszene im Α erkennen, daß dem Zeus die Erfüllung seiner Zusage nicht leicht werden wird. Man muß nur alle Gedanken an Religion beiseite setzen; man denke lieber an das Gegenspiel von Haremsdamen gegen Anordnungen des Großherrn. Glaubt man wirklich, daß die Grundlegung zu diesem Motiv für den Verlauf der Dinge ergebnislos bleibt? Wird Zeus etwa seine Zusage mit einem Schlage, leidenschaftlich und unbedingt, ja täppisch erfüllen? Gewiß nicht; die βουλή hat vielmehr ihre Entwicklung, sie ist mit Widerstreben gefaßt und macht dem Zeus wegen der für ihn zu fürchtenden Weiterungen Kopfzerbrechen (vgl. auch Β 1 ff.). Er bringt die Sache durch den οὖλος ὄνειρος also zuerst einmal in Gang und wartet dann das weitere ab. Die köstliche Götterszene Δ 1—73 zeigt dann den Zeus als Diplomaten, der die Leidenschaft der beiden einflußreichen

[1]) [Hierzu sei gestattet zu bemerken, daß am alten Joachimsthalschen Gymnasium seit einem Menschenalter von mehreren Lehrern ohne Verabredung Θ regelmäßig überschlagen wurde. O. S.]

Digitized by Google

Damen seiner βουλή dienstbar macht (Wilamowitz streicht diesen Götterrat). Von da an beherrscht die βουλή und das Gegenspiel gegen diese die Kampfhandlung bis zum Abschluß der ersten Schlacht, die als eine vollständige und abgeschlossene mit der νεκρῶν ἀναίρεσις endet, in der Art, daß eine ausreichende, der βουλή entsprechende Entscheidung noch nicht fällt. Um nun seinen Beschluß besser durchzusetzen, nimmt Zeus die Leitung der Sache energischer in die Hand, indem er sich persönlich in die Nähe des Kampfplatzes auf einen Gipfel des Idagebirges begibt. Durch Eingreifen mit Donner und Blitz verschafft er den Troern schnell die Oberhand. Nun erfahren wir im Beginne von Θ von einer Widersetzlichkeit der Hera und Athena. Kann denn das überhaupt fehlen oder weggelassen werden? Nun hat man getadelt, daß dieser Versuch der beiden Gegenspielerinnen ergebnislos bliebe, und stößt diese Szene ebenfalls aus (Wilamowitz S. 40—42). Dagegen ist zu sagen: Zeus hat auf Heras und Athenas Verhalten sein allgemeines und unbedingtes Verbot der Teilnahme am Kampfe etwas eingeschränkt; er hat nur persönliches, leibhaftiges (übernatürliches) Eingreifen verboten, Ratgeben aber gestattet; ist es nicht begreiflich, daß Hera und Athena angesichts dieser Nachgiebigkeit sich veranlaßt fühlen zu versuchen, wieweit sie gehen können? Aber Zeus macht wirklich ernst. Der Versuch der beiden bleibt militärisch ergebnislos, aber ein Ergebnis hat er doch — die Reizung des Zeus, der nun fest zur Durchführung seiner βουλή entschlossen ist (man betrachte das Impf ἐτελέετο jetzt nochmals). Ausdrücklich erklärt er das jetzt und handelt nach diesem Entschlusse und mit dem Erfolge, daß Agamemnon sich bereit erklären muß, nunmehr einen Versuch zur Versöhnung mit Achilleus zu machen. Und für die beiden Gegnerinnen ergibt sich dann nach Ablehnung des Versöhnungsangebots durch Achilleus (*I*) die Notwendigkeit, angesichts der jetzt bevorstehenden stärkeren Heimsuchung der Achäer ein listigeres Mittel zu versuchen: die Διὸς ἀπάτη. So wird also das *N* durch Θ und *I* bedingt, und es ist auch aus diesem Grunde undenkbar, daß Θ und *I* eine von einem Brückenbauer verfaßte bzw. aufgenommene Eindichtung sein könnte.

Hinzuweisen habe ich schließlich noch darauf, daß Wilamowitz in einem zweiten Teile seines Buches auch den Dichter 'Homer' behandelt. Da er unter der Bezeichnung Homer nicht den Dichter der wirklichen Ilias versteht, sondern den Mann, der durch wenig Dichten, aber viel 'Aufnehmen' eine unmögliche 'Ilias' verfertigte, so ist es zwecklos, diese Ansätze im einzelnen nachzuprüfen. Nur ein Wort: Wilamowitz bezeichnet manche Teile der Ilias als jung und ist dabei mit der Hergabe von Jahren m. E. sehr freigebig, auch in seinem Urteile außerordentlich bestimmt und bestimmend. Das wirkt denn auf den Leser in der Richtung, daß er zu der Überzeugung kommt, derartige Stücke könnten zum alten Bestande unmöglich gehört haben. Für andere Stücke beansprucht er wieder den Glauben an ein sehr viel höheres Alter, vertritt sie auch gegenteiliger Ansicht gegenüber in entschiedenster Form. Ich behaupte dagegen (und glaube, daß auch diese Besprechung des Wilamowitzischen Buches diese Behauptung zu stützen vermag), daß die

Digitized by Google

Ilias ein einheitliches Kunstwerk ist, daß sie nur eine Zeitbestimmung zuläßt. Ist das so, so kann die Zeit ihres Dichters nur aus dem Jüngsten, was sie enthält, bestimmt werden. Jüngeres und Älteres steckt aber in jedem Buche; daß wir aber überhaupt so viel Altes vorfinden, dafür finde ich die Erklärung darin, daß der Dichter antikisiert, d. h. die Handlung in die Heroenzeit verlegt.

Stade. Dietrich Mülder.

Alfred von Domaszewski, Geschichte der Römischen Kaiser. I. Bd. VIII u. 324 S. II. Bd. 328 S. Leipzig Quelle & Meyer, 1914. Zusammen 18 M.

Caesar beginnt die Reihe, mit Recht; zwar nur im Tode erscheint er uns. Er nimmt eine besondere Stellung ein: ohne daß wir ihn als ersten in der Reihe der römischen 'Caesaren' betrachten, ist er doch der Begründer des römischen Kaisertums. Kleine Fehler Caesars brachten den Haß gegen den Alleinherrscher zum Ausbruch, die Verschworenen selbst trieben niedere Beweggründe und 'gedankenlose' Rachsucht. Nur Brutus nimmt Domaszewski aus; wir möchten doch sagen, falls er wirklich frei von Eifersucht gewesen sein sollte, was ich nicht glaube, so zeichnete er sich durch grenzenlose Borniertheit aus. Durch nichts hat er zu erkennen gegeben, daß er die Tragweite seiner Handlung ermessen, daß er die Größe des Unterfangens, einen Caesar zu ersetzen, erkannt hat. Er hat sein Vaterland in unermeßliches Elend gestürzt, die traurigste Zeit wohl für Rom heraufgeführt. Der Aderlaß, der damit über Rom verhängt war, hat dem Reich endgültig, nach dem Sullanisch-Marianischen Krieg, nach dem bellum civile von Caesar und Pompeius, die Kraft und Einsicht der führenden Geschlechter genommen und es der Führer beraubt, ohne die es in das Chaos bald getrieben werden sollte.

Es ist das Ziel der Radikaldemokraten, alles, was geistig und überhaupt der ganzen Persönlichkeit nach über dem Durchschnitt steht, zu beseitigen, das öffentliche Leben zu nivellieren; die Folge war, daß der geistige Sauerteig, daß die geistige Kraft später dem Volke fehlte, sich gegen verderbliche Einflüsse von oben und unten zu wehren. Nur ein innerlich gebrochenes Volk konnte einen Caligula so lange ertragen, nur ein solches Volk konnte soweit in dem sittlichen Sumpf späterer Zeit versinken. Die Bürgerkämpfe hatten mit dem robur geistig führender Schichten aufgeräumt und in dem wilden Parteikampf, der fast 100 Jahre tobte, konnte nur ein Mann den Sturm besänftigen und, wenn es möglich war, aus dem engherzig-kleinlichen Stadtstaat, der die Provinzen ausbeutete wie England seine Kolonien, einen wirklichen Weltstaat machen. Und nur ein Genie wie Caesar konnte sich dieser Aufgabe unterziehen, und wer es unternahm, ihn zu beseitigen, mußte etwas Gleichwertiges an die Stelle setzen können. Vermochte er es nicht, so glich er einem Manne, der den Steuermann eines Schiffes im Sturm erschlägt und selbst das Ruder nicht ergreifen kann, er ist ein Verbrecher, wie es einen schlimmeren nicht gedacht werden kann.

Treffende Worte findet Domaszewski, um die Nichtigkeit des Brutus, um die Kläglichkeit seines Handelns nach dem Mord zu beleuchten, packend

Digitized by Google

wird die Genußsucht, aber auch Tatkraft eines M. Anton geschildert. Schwer genug hatte es diesem tüchtigen Manne, der eigentlich schon das Erbe Caesars angetreten hatte, und dem Senate gegenüber der junge Oktavian, den Caesar in der Stille hatte zum Nachfolger heranbilden lassen; aber ohne Zögern verfocht dieser sein Recht und behauptete sich gestützt auf Caesars Veteranen gegen M. Anton. Bei diesem Kampfe tritt die Persönlichkeit Ciceros hervor und sehr richtig warnt Domaszewski davor, sie in Grund und Boden zu kritisieren; nicht nur er, sondern die meisten seiner Zeitgenossen haben sich in der Beurteilung der Lage getäuscht, und seinen Kritikern heute wäre es ebenso ergangen, die post festum sich so schön von hohem Stuhle vernehmen lassen. Anschaulich zieht das Bild des Mutinensischen Krieges und des zweiten Triumvirates vor unserem Auge vorbei. Wir werden dabei nur die Seele des Antonius nicht so schwarz zeichnen und Oktavian nicht so unschuldig an den Proskriptionen erklären, die die Kraft des italischen Landadels, der italischen Bauernschaft, des besten Rückhaltes des Staates brachen.

In Italien vollzog nach dem Tode des Hirtius und Pausa Oktavian kalt und berechnend die Vereinigung mit seinem Nebenbuhler Antonius, es fiel der Caesarmörder und Senatsfeldherr Decimus Albinus diesem Plan zum Opfer, Oktavian wurde von Caesars Veteranen zum Herrn der Stadt gemacht. Nach seiner endgültigen Verbindung mit Anton und nach dem Morden in Italien standen die Triumvirn der östlichen Macht des Brutus und Cassius gegenüber. Diese waren die legitimen Verwalter des Ostens und hatten gegenüber den unfähigen Caesarianischen Führern wie Dolabella inzwischen die Macht dort bis nach Illyrien an sich gerissen und hätten viel durch einen Vorstoß auf Italien erreichen können. Aber sie waren infolge ihrer Tat ihrer Truppen nicht mächtig und ihrer Treue nicht sicher; so wird der Zug der Unentschlossenheit, ja Feigheit in ihrer Strategie erklärlich.

Ähnlich wie M. Anton schlachteten die Vorkämpfer der Freiheit, würdig der russischen, sozialistischen Minister, besonders eines Kerenskis, die Menschen dahin, raubten und sengten wie nur je wilde Völker. Nicht nur Cassius, sondern auch der edle Brutus leistete im Rauben und Erpressen das Menschenmögliche. Als es dann zum Entscheidungskampfe kam, läßt v. Domaszewski, den Spuren Shakespeares folgend, den Schatten Caesars mitkämpfen und die Tatkraft des Brutus lähmen. Obwohl er bei Philippi siegte, ließ er sich langsam von seiner Verpflegungslinie abdrängen und von den Feinden umklammern, bis das Geschick unabweisbar ward.

Auch für Caesar war die Lage gefährlich, da nicht er, sondern M. Anton den Sieg errungen hatte, und Domaszewski scheint der Auffassung zu leben, daß nur seine niederen Leidenschaften, die Maßlosigkeit im Lebensgenuß Anton der Krone beraubt hat. Während er so die militärischen Eigenschaften unbefangen würdigt, ist für ihn der Charakter Oktavians rein und fleckenlos. Gewiß aus purer Mord- und Zerstörungslust hat er nicht die Bewohner vieler Landstädte und die Bauern Italiens von Haus und Hof vertrieben, hat er nicht ein neues, furchtbares Gemetzel in Italien entfacht, sondern weil ihm von dem Sieger, M. Anton,

Digitized by Google

die Aufgabe aufgezwungen war, durch Landanweisungen in Italien die Veteranen zu belohnen. Welche Gesinnung er dabei gehegt hat, kann man nur aus späteren Vorkommnissen schließen; vorläufig genügt auf die Härte hinzuweisen, mit der er Perusia behandelt hat. Auch nicht ganz richtig ist es, bei dem Zwist mit den Anhängern des Anton alle Schuld auf diese und Fulvia, seine Gattin, zu schieben; zugeben kann man nur, daß sie und der Bruder Lucius Antonius die treibenden Kräfte zum Konflikt sind. Aber sie waren nicht M. Anton selbst. Und als dieser die Landung in Brundisium verlangte, hat die Weigerung Caesars den Bürgerkrieg zum Ausdruck gebracht. Sehr fraglich ist es allerdings, ob eine Verständigung zustande gekommen wäre, auch ohne die Truppen, die wider einmal ihre Führer zum Frieden zwangen.

Es folgen nun eine Reihe glänzend geschriebener Kriegsgeschichten; der pompejanische, parthische und illyrische Krieg rollen sich vor unseren Augen ab, bis dann die Ereignisse im Entscheidungskampfe von Aktium gipfeln. Dem Meister der römischen Kriegsgeschichte werden wir auf diesem Gebiete sicher nicht entgegentreten. In dieser Zeit der Kämpfe erkennen wir deutlich den kühlen Charakter Oktavians, der erbarmungslos war, solange ihm Gefahr drohte; er ließ die Kinder des Anton töten, nur um etwaige Prätendenten für die Zukunft aus dem Wege zu räumen, hart, 'unversöhnt oft durch den Tod selbst'. Ausgetilgt wurden auch alle, die auf seiten des Toten am Kampf gegen ihn eine Rolle gespielt hatten. Die politische Klugheit, aber auch die politische Revolution zeigen die Maßnahmen Caesars nach dem Siege, auch die eigenartige Stellung Ägyptens, das Heranziehen der Ritter zu zivilen und militärischen Ämtern. Mit anderen Worten, der neue Alleinherrscher schuf einen neuen Beamtenkörper, der sich nicht aus Parteileuten zusammensetzte; bis dahin waren die Ämter in steigendem Maße dazu benutzt worden, um eine politische Partei zu stärken und den Inhaber selbst zu bereichern. Erst die Monarchie vermittelte zwischen den Parteien, schuf neutrale Beamte, die nicht wie die Parlamentarier an ihr eigenes Interesse, sondern an das Staatsinteresse dachten, so gut das in damaliger Zeit überhaupt möglich war.

Recht knapp bemessen sind die Worte über die Friedenszeit, lapidarisch kurz beinahe wie Augustus selbst referiert Domaszewski über seine Taten. Interessant ist dabei mancherlei; z. B. wird Maecenas als der 'feinsinnige, hilfreiche Freund' gekennzeichnet, während er wenige Seiten vorher als 'schlapp und matt' uns entgegentrat. Trotz aller Wärme des Gefühls, mit der er die Person des Augustus umgibt, zeichnet er scharf den Ursprung, aus dem der Prinzipat entstand. Nur den Söldnern und ihren Führern verdankt er die Herrschaft und auf ihren Zuruf hin übernimmt er den Heeresbefehl und damit die Stellung eines Prinzeps. 'So hat der Prinzipat seinen Ursprung aus der Erhebung des Heeres gegen die gesetzliche Ordnung des Staates nie verleugnet! Also gründet sich die Herrschaft auf Usurpation und ist immer weit entfernt gewesen von der modernen Monarchie und die Wirkung dieses Ursprungs hat sich in der Folgezeit deutlich gezeigt. Nie ist die Furcht vor Nebenbuhlern verschwunden und der größte Teil der Taten, die bei Laien die römi-

Digitized by Google

sche Kaiserzeit in Verruf gebracht hat, ist auf das unsichere Gefühl zurückzuführen, das jeden illegitimen Herrscher gefangen hält.

Der Prinzipat ist aber gezwungen worden, sich auf das Heer zu zu stützen. In sinnloser Verblendung verfolgten Senat wie Demokratie, d. h. der hauptstädtische Pöbel nur ihre eigenen Interessen; besonders letzterer war gefährlich, da er nur zu leicht den Einflüsterungen eines geschickten Agitators Gehör schenkte. Ähnlich der Senat, wenn auch bei ihm der Bürgermord gleichsam sich in gesetzlichen Bahnen vollzog. Diesen gewalttätigen Elementen gegenüber, denen noch aus der Zeit der Bürgerkriege allerlei dunkle Existenzen sich zugesellten, die nur auf das Signal warteten, zum Aufruhr, mußte sich der Herrscher auf das Heer stützen, und das Schicksal Caesars zeigte, daß auch Augustus nicht der Leibwache, den cohortes praetoriae entbehren konnte. Denn schlimm genug war es, daß schon einmal die wahnsinnige Hand eines Verbrechers den Staat dem Untergang nahe gebracht hat, ein zweitesmal hätte er es wohl nicht überstanden. Und zum andern!

Mehr und mehr hatten sich die Italiker, die römischen Bürger dem Kriegsdienst entzogen und die Feldherren gezwungen, auf Söldner zurückzugreifen. Wenn ein Volk die Last der Wehrpflicht nicht tragen will, so verzichtet es auf den politischen Einfluß, überläßt es die Führung der Staatsgeschäfte dem Willen eines einzelnen oder einer kleinen Clique. Auch hierbei sehen wir wider am Beispiel Englands, wie auch Völker mit langer politischer Vergangenheit sich von solchen Menschen oder solcher kleinen oder besser kleinsten Schicht sozusagen an der Nase herumführen lassen, ohne die Kraft, Lust und Verständnis für die wichtigsten politischen Fragen zu entwickeln.

Trotz des Zwanges der Lage bemüht sich Augustus, einen Ausgleich zwischen den verschiedenen Schichten der Bevölkerung zu finden und sie zur Mitarbeit heranzuziehen: die Führer der Heere und die Statthalter der Provinzen entnahm er nur dem Senate, der ja durch die Einrichtung des Prinzipats am meisten verloren hatte. Nur darf man hier nicht vergessen, Ägypten auszunehmen, das ja den Beginn der kaiserlichen Provinzen macht. v. Domaszewski setzt uns auseinander, welche Gründe Augustus bewogen, den Adel auch der Landstädte Italiens heranzuziehen; er wollte ihn für den Waffendienst begeistern und 'dem Söldnerheere Führer geben, denen das Wohl des Staates höher stand als der Standesvorteil des Söldners'. Wir werden hier an Friedrich den Großen erinnert, der im Frieden nur aus dem Adel seine Offiziere wählte, in der ausgesprochenen Ansicht, daß nur sie um der Ehre willen in einem bis dahin so wenig angesehenen und so gering besoldeten Stand sich wohlfühlen könnten; der Adel hat ihn dann durch seine 'Exklusivität' zu Ehren gebracht, nicht wie wohl eine populäre Meinung glaubt, hat der Adel einen angesehenen Stand für sich mit Beschlag belegt. Wichtig ist auch, daß er tüchtige Subalternoffiziere und Unteroffiziere heranbildete und sie auch in die Legionen der Untertanen brachte und so auch hierhin gleichsam römischen Geist verpflanzte.

In der Verwaltung des Staates und der Finanzen überließ er die Hälfte der Provinzen etwa dem Senate, aber überall hatten die Gerichte

Digitized by Google

die Entscheidung in allen Streitigkeiten über Steuern. Als tribunus plebis griff der princeps in alle Streitigkeiten ein und beeinflußte das Rechtsverfahren; wir werden an Friedrich Wilhelm I. erinnert, der die Mängel der Rechtspflege stark empfand und eigenhändig eingriff. Natürlich waren dabei grobe Fehler nicht zu vermeiden und überhaupt nur bei der Einfachheit und Beschränktheit der Verhältnisse möglich. Da der Senat auch jetzt noch keine allzu große Befähigung zeigte, die Provinzen zu verwalten, ließ er sich das Imperium des Prokonsuls für das ganze Reich übertragen. Kurz geht Domaszewski über die Unruhen, Verschwörungen hinweg, schildert die Zustände eigentlich als ruhig, gesichert; ganz unvermittelt aber erzählt er, daß er die Reinigung des Senats nicht erreichen konnte, selbst Unwürdige darinnen lassen, schließlich gegen offene Gewalt sogar im Panzer im Senat erscheinen mußte. Völlig gerecht wird Domaszewski der Persönlichkeit des Agrippa, der in dieser ganzen Zeit Augustus zur Seite stand, besonders seit der Zeit des Zwistes, als er die Hand der Julia und damit die Anwartschaft auf den Thron erhielt. Der Tod dieses Mannes, dem man mit Recht den viel mißbrauchten Beinamen 'rechte Hand' des Augustus beilegen kann, ist von unabsehbarer Bedeutung geworden. Denn nun trat Tiberius an ihre Stelle, und hier ist einer der gefährlichsten und verhängnisvollsten Irrtümer zutage getreten. Wie Augustus selbst in seinen Ehen anfangs der Vernunft folgt, um dann allerdings in seiner Liebe zu der alternden Livia sich seiner Leidenschaft zu überlassen, so forderte er von Tiberius, der mit Agrippina vermählt war, Verzicht aus Gründen der Staatsraison. Richtig wird gesagt, daß er 'tiefinnerlich' war, keiner der gefühlvollen und pathetischen Schwätzer, die ihr Herz auf der Zunge tragen; mit aller Inbrunst seines Gemütes liebte er diese Frau und nur ein Machtwort des Augustus konnte sie von ihm trennen und zur Ehe mit Julia zwingen. Es ist müßig, die Gründe aufzeigen und diese seine Liebe zerlegen zu wollen, genug, die Liebe solcher ernsten Männer zu Frauen wie Agrippina ist nicht selten, und gefährlich ist es, daran zu rühren. Selbst edle und offene Naturen können dadurch zu Menschenhaß und Tyrannen gepreßt werden.

Ob Tiberius die Wahl hatte, dem Willen des Herrschers entgegenzutreten, ohne sein Leben zu gefährden, erscheint sehr fraglich; jedenfalls würden wohl viele seiner Kritiker, auch bei geringeren Zielen als es die Kaiserkrone ist, sich gebeugt haben; aus sicherem Port ist so leicht zu urteilen [1]).

Die Maßnahme des Augustus ist vielleicht die wichtigste von allen; sie hat den Charakter des Tiberius zu dem gemacht, wie er uns später entgegentritt, finster, verschlossen, mißtrauisch. In dieser Zeit, wo Mord und Brand noch in frischester Erinnerung war, gehörte leichtes Blut und die Vergötterung des Publikums dazu, wie sie Drusus und dann Germanicus widerfuhr, um über die tiefen Schattenseiten des politischen Lebens hinwegzukommen. Die Bürgerkriege, der Kampf der Volksgenossen gegeneinander, das wollen wir Deutsche uns gesagt sein

[1]) Geschrieben 1917.

Digitized by Google

lassen, haben es nie zu einer Gesundung des römischen Volkes kommen lassen. Und nur die Kraft des Kaisertums, daß alle Kräfte straff zusammengefaßt hat, hielt solange den Verfall des römischen Staates hintenan und hemmte die Völkerwanderung der Germanen.

War Tiberius schon von Natur kein heiterer Mensch, so wurde er durch die Heirat gänzlich zu Stein. Und welche Frau hatte er eingetauscht? 'Julia, die das enttäuschte Vaterherz allein besaß, umgab der Kaiser mit doppelter Liebe und zeigte eine solche Nachsicht, daß ihr Lebenswandel schon Stadtgespräch war, als er noch keinen Tadel aussprach.' Mit welchem Ekel und Menschenverachtung Tiberius in diese Zeit ging, kann man verstehen, wenn man bedenkt, wie jederzeit kriechende Schmeichelei und anwidernde Gewinnsucht hochstehende Leute umgibt, sei es nun Fürsten oder mächtige, reiche Privatleute. Es ist das Wort geprägt worden: Menschenkenntnis muß mit Menschenverachtung erkauft werden; die Kräfte aber, die dieser Folgerung entgegentreten konnten, waren damals nicht vorhanden. So ist Tiber eine tragische Figur; mit seiner Innerlichkeit, seiner Verachtung des hohlen Pathos der römischen Beredsamkeit und des römischen Parlamentarismus steht er einsam da, scheint er aus dem strengen Norden in die lärmende Geschäftigkeit der Südländer versetzt zu sein. Kraft zeichnet ihn aus, als einer der tüchtigsten Feldherren erscheint er trotz der Gehässigkeit der Überlieferung, sogar eines Tacitus; so zeigen ihn auch die gefährlichen Kämpfe gegen die Illyrier, die nie bis dahin überwunden waren und später den Römern ihre Herren geben sollten. Ebenso tüchtig zeigt er sich in den Germanenkriegen und vollkommen ungerecht, im Sinne der alten Geschichtschreibung läßt ihn Domaszewski hinter Drusus beinahe verschwinden.

Ganz eigentümlich berührt die Darstellung Germaniens und der Germanen. Das Land, lauter Sumpf und Dickicht, kleine Rodungen, schwache Rinderherden; nur die Jagd vermochte die Bewohner vor dem Verhungern zu schützen. Nackt oder in Tierfelle gekleidet gingen sie einher. Diese Zeichnung, gänzlich unhistorisch, grotesk errinnert lebhaft an das Lied: 'Die alten Deutschen saßen auf beiden Ufern des Rheins, sie lagen auf der Bärenhaut und tranken immer noch eins.' Man kann nicht scharf genug gegen dieses Rudiment gänzlich veralteter Anschauungen Einspruch erheben.

Welche Qualen Tiberius durchmachen mußte, bis er, der Ehrgeizige, sich entschloß, alle Ämter niederzulegen und in Rhodos in selbstgewählter Verbannung zu leben, läßt sich nur vermuten; vier Tage wies er Speise und Trank zurück, zum Sterben bereit, bis man ihn ziehen ließ. Stumm vertrauerte er von seinen Freunden geschieden, seine Jahre auf Rhodos, von der Hölle erlöst, zu der ihm die Ehe mit der Dirne Julia geworden war. Treffend fährt Domaszewski fort: 'hier lebte er zwecklos sein Dasein, er, der seit Jahren gewohnt war, an der Spitze der Heere, keines fremden Rates sich bedienend, in kurzen Befehlen den Willen der Tausende zu lenken. Fest und sicher war er vorgeschritten im Leben, in treuer Pflichterfüllung, unbeugsam den Freunden und Feinden, nur dem Herrscher, den er verehren mußte, gehorchend. Und gerade

Digitized by Google

dieses sein reinstes Empfinden war ihm zum schwersten Fluche geworden.'

Und tief erniedrigte sich Augustus, als er im Jahre 2 v. Chr. die Ehrlosigkeit seiner Tochter zugeben mußte; schwer mußte es Tiberius büßen, er der Unschuldige. Als Geächteter mußte er leben oder besser gesagt, für sein Leben fürchten, während Gains Caesar von Stufe zu Stufe stieg. Als dieser in Chios erschien, mußte er ihm huldigen, und die Höflinge desselben erboten sich um die Wette, den Kopf des Geächteten zu holen, so daß es Tiberius nicht mehr wagen konnte, sein Haus zu verlassen. Niemals wird jemand Augustus von dem Vorwurf reinigen können, dieses Treiben geduldet zu haben, und niemand wird sich wundern, daß des Tiberius Charakter verhärtet und menschenfeindlich daraus hervorging. 'Wahrlich, sein Leiden überstieg Menschenkraft, und seine Natur mußte entarten unter dem Zwange, noch Ergebenheit und Liebe für die Kaisersöhne zu heucheln.' Mit innerem Widerstreben, das er aber auch nach außen nicht verbarg, adoptierte Augustus nach dem Tode des Gains den Tiberius. Reizte er ihn dadurch noch mehr, so zwang er noch obendrein ihn, der selbst einen Sohn hatte, den Germanicus und den gänzlich unwürdigen Agrippa, den letzten Sohn der Julia, zu adoptieren. 'Wieder hatte Augustus selbst und ganz allein in seiner Verblendung den Keim all des Unheils gesät, das nach seinem Tod sein ganzes Haus zerrüttete. Tiberius hatte alles hingenommen mit dem stummen Gehorsam des Soldaten; um in seinem Innern von dieser Stunde an gegen die, die ihm nach den Banden des Bluts die nächsten sein sollten, Haß und Mißtrauen zu nähren.'

Gelegentlich des Aufstandes in Illyrien, bei dem die Römer nur die Zaghaftigkeit Marbods vor dem Anschluß der Markomannen an die Illyrier bewahrte, urteilt Domaszewski ganz anders als in den früheren Partien über Augustus ... 'Die Vergeltung traf ihn, daß er durch die Unterjochung freier Völker seinem eigenen Werke untreu geworden war.' Dabei ist nicht zu verkennen, daß der Ausdruck und Begriff 'eigenes Werk' mehr als unklar ist. Aber auch ohne Marbod bedrohten die Illyrier Rom, und es bedurfte der ganzen Zähigkeit des Tiberius, so lange auszuhalten, bis er durch Verrat die Kraft der Breuker gebrochen hatte und nunmehr der Gegner Herr wurde. Und die Germanen hätten nach der Schlacht am Teutoburger Walde ganz Gallien überrannt, wenn sie es über sich gewonnen hätten, nur einige Zeit sich der Leitung eines Mannes sich anzuvertrauen. So wurde das Römische Reich vor der Gefahr bewahrt, und da Augustus den Traum der Eroberung Germaniens aufgab und keine Heereszüge dorthin mehr unternommen wurden, herrschte Ruhe am Rhein.

Endlich kommt Tiberius selbst zur Macht und meisterhaft zeichnet Domaszewski den wachsenden Einfluß von Aelius Sejanus, dem Gardepraefekten und die Gründe für das Vertrauen, das Tiberius ihm schenkte. Gewiß hätte bei der Bedeutung des Mannes sein Leben bis zu seiner Erhöhung eingehender gewürdigt werden können. Aber künstlerisch zeigt der Verfasser seine Meisterschaft, als er plötzlich wie einen weiten Fernblick vor einem Wanderer den Seian vor uns erscheinen und den

Digitized by Google

steigenden Einfluß des Mannes langsam emporkeimen läßt. Er bricht auch mit dem Aberwitz, Tiberius neidisch auf Germanicus sein zu lassen. Niemand konnte es ihm verdenken, daß er zu dem aufgedrungenen Nachfolger nicht gerade Liebe empfand, und allzu selbstherrlich, um nicht mit Domaszewski zu sagen, ungehorsam gegenüber Tiberius verhielt sich Germanicus in dem Aufruhr der rheinischen Legionen, wie schwach andererseits den Soldaten gegenüber. 'Schlimm war es, daß sein Weib Agrippina, schon verhaßt als Tochter der Julia, einen Hochmut und eine Herschsucht zeigte, die selbst beim Manne unerträglich war.'

Ekelhaft und widerwärtig war der Kriegszug gegen die Germanen; in ganz englisch-russischer Weise wurden die nichtsahnenden Völker überfallen, Frauen und Kinder hingeschlachtet. Der hochstehende Mann ist nur aus der Verrohung der Zeit zu entschuldigen, und bald zeigte es sich, daß solche verrohten Völker, wie es die Römer damaliger Zeit waren, kein allzu langes Leben mehr besaßen. Auch ungehorsam war der Zug des Germanicus; wider das Testament des Augustus, ohne Befehl des Tiberius führte er seine Züge über den Rhein aus, zu der die Kraft des Staates nicht mehr ausreichte. Ja auch später kümmerte er sich nicht um die Abmahnungen des Kaisers, obwohl der wachsende Widerstand der Germanen immer bedrohlicher wurde, bis endlich Tiberius ihn des Oberbefehls über den Rhein entsetzte, eine Maßregel, die nur zu nötig war.

Tiberius wollte die Germanen lieber ihrer inneren Zwietracht überlassen, und wie richtig er leider gesehen hatte, zeigt der Kampf des Arminius gegen Marbod. Auch hier war die innere Zwietracht unserer Vorfahren der Triumph unserer Feinde. Schlimm wurde es, als Tiberius seinem Argwohn nachgab und den Piso dem Germanicus mitgab, als er ihn zum Oberbefehlshaber im Osten ernannt hatte, und schlimm die Schuld, die der Kaiser nach seinem Tode in Pisos Prozeß auf sich nahm. Kaum hatte er sich davon erholt, um streng, aber gerecht zu herrschen, als Seian durch einen Faustschlag des Drusus, des Sohnes des Tiberius gekränkt, Livilla, seine Gemahlin verführte und Drusus durch Gift aus dem Wege räumte.

Schrecklich, aber packend ist die Zeit von Seians Herrschaft, von dem 'Wüten der drei Weiber Livia, Agrippina und Livilla'. Man hat Tiberius den Aufenthalt auf Capri vorgeworfen; gewiß ist er verhängnisvoll geworden, aber einen Mann, der die Schönheit der Natur so würdigen konnte, hat erst das Schicksal hart gemacht, kann von Natur nicht schlecht gewesen sein. Und trotz aller Grausamkeit ist die Regierung des Tiberius vielleicht heilsamer gewesen als die des Augustus. Seine Härte traf in erster Linie die vornehmen Geschlechter, zum großen Teil Menschen, die kein besseres Los verdienten, deren Vorfahren in der Zeit der Proskriptionen aus der Hefe des Volkes emporgekommen waren; die Masse des Volkes, besonders die Provinzen erfreuten sich einer festen, gerechten Regierung wie seither nie. Das Bild von Tiberius Regierung ist meistens vollkommen verzeichnet, weil man fast immer die Geschichte einer kleinen Kaste von Familien, nicht die aber der

Digitized by Google

Gesamtheit schrieb. Auch in Einzelheiten wie im Verbot der Fechterspiele, die wie die ähnlichen Spiele der romanischen Töchtervölker verrohend wirken, in der Fürsorge bei Unglücksfällen zeigt sich, wie verkehrt, wie gehässig meistens Tiberius geschildert wird. Vollends wenn der Wahnsinnsprofessor aus Süddeutschland und andere mit ihm den zweiten Teil der Regierungszeit von Tiberius als eine Kette von Wahnsinnsakten auffassen, so zeigt Domaszewski, wie klar und vernünftig seine Regierungshandlungen bis zum letzten Augenblick gewesen sind.

Caligulas erste Zeit war volksbeglückend, bis der Schatz, den der tüchtige Staatsverwalter Tiberius ähnlich wie Friedrich Wilhelm I. angesammelt hatte, verjubelt war, dann brach der Wahnsinn aus; ähnlich Claudius, bis die Frauen die Herrschaft über ihn gewannen und auch er gegen die nächststehenden Kreise loswütete. Aber auch unter ihm wurden die Reichsinteressen nicht verletzt und sogar ein bedeutender Zuwachs des Reiches, Britannien erobert. Senecas Herrschaft unter Nero war glücklich für den Staat, bis Burrus, der Mann der Tat, starb und damit auch Senecas Sturz erfolgte. Aber selbst dann wurde die Verteidigung der Grenzen nicht verabsäumt, und auch der Brand Roms ließ ein besser angelegtes Rom erstehen; doch die Kunstwerke vergangener Zeiten, vor allem griechischer Herkunft waren nicht zu ersetzen. Seit seiner Reise nach Griechenland verfolgte er auch die Männer, die den Schutz gegen die Feinde bildeten.

Solche Herrscher oder, besser gesagt die Ausartung dieser Naturen ist nur durch die Zügellosigkeit und vor allem die kriechende Feigheit der Masse der, wie soll man sagen, der Gebildeten zu erklären. Frech und brutal, wenn sie die Macht hatten, winselten sie um ihr Leben in der Stunde der Gefahr, und niemand aus dem Volke hatte den Mut gegen die Morde vorzugehen, höchstens standen sie passiv beiseite oder in ganz seltenen Fällen, nahmen sie den Tod auf sich um diesem Leben zu entgehen. Das ganze Volk ließ sich von dieser Schar Prätorianer meistern, die aus aller Herren Länder stammten. Es folgen der Freiheitskampf des Civilis und der Aufstand der Juden; hier zeigt Domaszewski Parteinahme für die Juden gegen Vespasian und Titus. Obwohl er es nicht verschweigt, tritt es doch aber nicht genügend hervor, wie außerordentlich stark die Feste Jerusalem schon von Natur war, wie steil abfallend die Burgmauern. Auserdem zerfiel es in mehrere Bezirke, die wider Festungen für sich darstellten und kolossale Schwierigkeiten dem Eroberer bereiteten. Nur einen Zug aus diesem Kampf. Da es an Nahrungsmitteln mangelte, wurden die Vorräte den waffenfähigen Verteidigern vorbehalten, das übrige Volk ließ man langsam Hungers hinsterben; ein weithin leuchtendes Vorbild, das zeigt, wie ein Volk sich der brutalen Bedränger zu erwehren wußte, die es aushungern wollten.

Ziemlich abweisend ist auch der Ton der folgenden Partien gestimmt; ich glaube nicht, daß sie Vespasian gerecht werden. Spöttisch wird ihm seine bürgerliche Herkunft vorgeworfen, widerwillig seine streng bürgerliche Lebensführung anerkannt. Ja, 'wenn die Entwicklung zu bürgerlich einfacher Lebensweise in 'Rom weit zurückreicht', warum tritt sie erst jetzt in Erscheinung? Die wahre Aristokratie Roms war längst

Digitized by Google

in den Bürgerkriegen ausgerottet und den kümmerlichen Rest hatte die Kaiserzeit hinweggefegt; was an ihre Stelle trat, war ein Konglomerat aus der übrigen Bevölkerung Roms, Freigelassenen, Sklaven oder Ausländern. Nicht diese neueste 'Aristokratie' oder der süße Mob von Rom bereitete eine neue Zeit vor, sondern der entschlossene, feste Wille eines einzelnen, der aus den gesunden, breiten Schichten des übrigen Italiens, der 'Provinz' in engerem Sinne die führenden Leute nahm. Daran ändert auch nichts, daß Domaszewski ihm irgendeine Liebschaft mit einer Freigelassenen anhängt. Gewiß buhlte er nicht mit einer Prinzessin, so vornehm war er nicht wie seine Vorgänger, und der ganze Moderduft des damaligen Hofes lag ihm so fern wie das tierische Wüten seiner Mitglieder. Aber abgesehen von diesem Übelwollen ist Domaszewski viel zu sehr Gelehrter und Meister des Gebietes, um ihm sonst nicht gerecht zu werden, so wenn er die Quelle seines Geizes (non olet) in dem Staatsbankerott sieht, um es kurz so zu nennen, den seine Vorgänger verschuldet haben. In politischer und militärischer Hinsicht bedeutet seine Herrschaft eine Neugründung des Staates; erweitert wurde das Reich am Oberrhein durch das Schwarzwaldgebiet.

Es ist das Verhängnis Roms, daß sein Titus so früh starb und Domitian zurückblieb, der nicht so unfein (Domaszewski) in seinem Empfinden war wie sein Vater, der sich schon ganz aristokratisch akklimatisiert hatte. Wider tritt hier zu stark die Behandlung der sog. höheren Schichten Roms und des Kaisers Privatleben hervor, während wir von seiner Fürsorge für das Reich fast nichts hören. Auch hier kann Domaszewski seine Abneigung gegen die Flavier nicht verhehlen, die Emporkömmlinge gegen die Lotteraristokraten; der ganze Schmutz des gesellschaftlichen Lebens, die Vermorschung des Staatsbaues in dem voraufgegangenen Zeitabschnitt wird beinahe für nichts geachtet. Demgegenüber muß scharf betont werden, welche Erbschaft die Flavier übernommen haben, Verwilderung und Zerrüttung. Mit unverholener Sympathie werden Nerva und Trajan behandelt, zum Teil in ungerechten Gegensatz zu den Flaviern gesetzt; hier findet er 'tiefgreifende' Einwirkungen, dort Schimpf und Schande in den Kämpfen mit dem Auslande. Die großartigen Bauten (auch die Thermen, die prachtvollen Volksbäder) sind ihm Verschwendung, wenn sie die Flavier zu Urhebern haben, dagegen bei Traian sieht er darin 'das Großartige seiner Herrschertätigkeit, die einen erhabenen Ausdruck in den Riesenbauten finden' ... Aus dem Hymnus auf Traian hebe ich nur folgende Worte hervor: 'Das Großartige ist hier sich selbst Zweck ohne jede Rücksicht auf den Nutzen.' Auch hier wider das merkwürdige Schwanken im Urteil bei den verschiedenen Persönlichkeiten, manchmal bei ein- und demselben Manne.

Wider muß dann für den Ruhm Trajans sein Nachfolger Hadrian büßen, den er als kleinlich, kalt dem Leser vorführt. Nur widerwillig kommt er denn zur Anerkennung des gewaltigen Verwaltungstalentes Hadrians. Deutlich sehen wir, daß gerade sein Hellenismus ihn den Versuch machen ließ, aus dem Stadtstaat ein richtiges Reich zu formen; gründlich wurde das Heer ausgestaltet, zum erstenmal erhielten die Offiziere technische Vorbildung. Kräftig trat er der Gefahr entgegen, daß

Digitized by Google

der Osten im Heer und in der Verwaltung überwucherte. Bekannt und später nachgeahmt sind seine Reisen, um überall nach dem Rechten zu sehen; in solcher Übergangszeit, in der erst ein wirklicher Beamtenkörper geschaffen wird, waren sie nötig. Wenn dagegen ein solcher vorhanden ist, so sind sie überflüssig. In mancher Beziehung, abgesehen von einigen Hinrichtungen, einem letzten Rest vergangener Zeiten, erinnert er an die absolute Monarchie Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen, die alle Kraft in den Dienst des Volkswohls stellten. Grundlegend sind auch die Dienstvorschriften für das Heer, für den gemeinen Mann, für den Grenzschutz, gleichsam das Vorbild des französischen Festungsgürtels, der sich so bewährt hat (Verdun usw.). Vielleicht wird der heutige Weltkrieg ihn in allen seinen Einzelheiten, Lager (Festungen), Zwischenposten mit Signaltürmen (Forts dgl.) und Pallisadenzäunen (Schützengräben mit Drahtverhau) wider erstehen lassen. Außerordentlich energisch arbeitete er daran, den Hellenismus zu kräftigen, und auch Domaszewski stellt ihm das Zeugnis aus, es wäre ihm gelungen, den Panhellenismus zu schaffen, der soviele Völker mit dem Griechentum verschmolz und griechische Kultur erstarken ließ.

Diesem Streben eine gemeinsame Kultur den Völkern zu geben, widerstrebten allein die Juden unter Führung des Bar Kochba, und es ist nicht zu verwundern, daß sie die Schärfe des Schwertes traf. Interessant und ganz neuzeitlich anmutend ist es, wenn Hadrian an den Schönheiten romantischer Landschaften, besonders von Gebirgsgegenden großen Gefallen fand und, man möchte sagen, alle bedeutenden Aussichtsberge seines Reiches bestieg, 'rein vom Naturempfinden geleitet'. Den berühmten Briefwechsel mit seinen Statthaltern nennt Domaszewski unerfreulich; erst zum Schluß wird er gerechter, als Hadrian den Antoninus, Verus und Commodus zu Nachfolgern bestimmt: 'Zwei Kaiser hat er den Römern gegeben, zwei der besten Herrscher, die die Welt gesehen hat; würdig hat er das Werk seines Lebens gekrönt.' Es sind dies Anatoninus Pius und Marcus Antoninus; weniger glücklich war die Wahl des Verus. Doch ist unter M. Anton das Reich auf das furchtbarste von den Germanen verheert worden, um so schlimmer, als gleichzeitig die Pest wütete. Es mag sein, daß er, obwohl Zivilist die Heere mit Mut erfüllte, ähnlich wie der russische Sozialist Kerenski, der für Brüderlichkeit und Völkerfrieden schwärmt, und die Russen in die Offensive gegen uns zur Schlachtbank trieb.

Den Schluß des Werkes bildet das Kapitel 'Der Untergang der Römer', der Zeit, welcher Seeck sein Werk gewidmet hat. Nach den wenigen Monaten der Herrschaft des Pertinax fällt Rom einem Semiten, dem romanisierten Punier Septimius Severus anheim, ihn läßt Domaszewski in dem fanatischen Haß eines Semiten alles Römische, alles, was durch Bildung und Besitz hervorragte, abschlachten, Heer und Garde nur noch aus Nichtrömern formieren. Aber selbst bei ihm muß er anerkennen, daß er ernsthaft sich bemühte, das Reich gut zu regieren und die Grenzen zu sichern. Nun beginnt die Kloake der Herrschaft einer Reihe von Orientalen; anzumerken ist nur, daß Domaszewski auch Severus Alexander mit ihnen auf gleiche Stufe stellt. Da mir diese Zeit fernliegt und immer fernliegen wird, enthalte ich mich des Urteils.

Digitized by Google

Mit Decius beginnt die ununterbrochene Reihe der illyrischen Kaiser; leider starb er den Heldentod. Valerianus und Gallienus treten deutlicher hervor; glücklicher war Gallien. Seiner Maßregel, die römischen Städte des Rheingebietes zu ummauern, verdanken wir die porta nigra, die beweist, daß selbst in diesen Zeiten der Geist antiker Kultur nicht untergegangen ist. In Aurelian lebt noch einmal die Erinnerung an alte Zeiten auf; er stellte die Reichseinheit wider her, bis auch er 275 n. Chr. ermordet wurde. Mit einem Ausblick auf Diokletian schließt das Werk.

Es zeigt, daß das Römische Reich nach einer Dynastie lechzte, daß es aber dafür Usurpatoren erhielt; infolgedessen wurden die Prätorianer die wahren Herren. Nur wenn überragende Herrscher am Ruder saßen, wurden sie niedergehalten; die ungeheuren wirtschaftlichen und moralischen Schäden einer nicht legitimen Herrschaft treten grell hervor. So heben sich in dem Buch gerade die militärischen Ereignisse und die militärische Organisation des Reiches stark von den übrigen Verhältnissen ab und gewiß müssen sie auch stark betont werden. Domaszewski verzichtet auf gelehrtes Beiwerk und ungehindert durch solches Bleigewicht, das zu Boden drückt, schreitet die Darstellung seiner römischen Geschichte einher; so wirkt er nie ermüdend, ja in manchen Partien ist die Schilderung von einer seltenen Meisterschaft; fast romanhaft wirkt sie auf den Leser. Solches Werk, das noch dazu einen Meister der Fachwissenschaft wie Domaszewski zum Verfasser hat, wird nicht nur Gelehrte als Leser haben; bei ihnen, Philologen, Historiker und Juristen ist es selbstverständlich. Nein, auch jeder gebildete Laie wird gern zu diesem Buche greifen und wohl nicht aus der Hand legen, bis er es ganz in sich aufgenommen hat. So wird das Buch die hohe Aufgabe erfüllen, das Studium der römischen Kaiserzeit zu beleben und in den Mittelpunkt der Forschung zu rücken[1]).

Berlin. H. Quaatz.

---

1) K. Böddeker, Die wichtigsten Erscheinungen der französischen Grammatik. Ein Lehrbuch für die Oberklassen höherer Lehranstalten jeder Art. Mit Beispielen zur Anschauung und Belegstellen, zum größten Teil neuern Schriftstellern entnommen. 4. Auflage. XI u. 180 S. Leipzig, Rengersche Buchhandlung, 1916. Geb. 3 ℳ.

2) K. Böddeker, Das Verbum im französischen Unterricht. Ein Hilfsbuch, neben jeder Grammatik zu gebrauchen. Ib. 1916. XI u. 36 S. Geh. 1,10 ℳ.

1. Die vierte Auflage der Grammatik ist der dritten schon nach vier Jahren gefolgt. Daraus darf mit Recht geschlossen werden, daß das Buch in wachsender Zahl sich Freunde in neuphilologischen Lehrerkreisen erworben hat und daß es einem lebhaft empfundenen Bedürfnis entgegenkommt. Diese Erkenntnis berechtigt zu einem erfreulichen Ausblick in die Zukunft des französischen Unterrichts. Denn die Grundsätze, von denen sich der Verfasser bei der Bearbeitung seiner Grammatik

---

[1]) Nicht fruchtbringend erscheint mir die Besprechung des Buches durch solch einen hervorragenden Kenner der römischen Geschichte wie K. J. Neumann in der Deutschen Literaturzeitung, die ganz auf psychiatrische Fragen eingestellt ist.

Digitized by Google

hat leiten lassen, beruhen auf einer Auffassung von dem Wesen und der Bedeutung sprachlicher Schulung, die in schroffem Gegensatz steht zu einem rein praktischen Zwecken dienenden Unterrichtsverfahren. Die Äußerungen, mit denen der Verfasser im Vorwort zur ersten Auflage seinen Standpunkt präzisiert, scheinen mir so beachtenswert, daß ich es mir nicht versagen möchte, sie im Auszug wörtlich anzuführen: 'Durch rein mechanische Übung, durch fortgesetztes Hören und Nachsprechen kann jeder dahin gelangen, die sprachlich richtige Form für seine Vorstellungen auch in den Lauten und Gebilden einer fremden Sprache spontan zu finden. Was er aber bei einer solchen mechanischen Abrichtung als denkender Mensch gewinnt, das kann unglaublich wenig sein. Nun ist freilich das instinktive Empfinden für das sprachlich Richtige auch im Schulunterricht nicht entbehrlich ... Der Schüler muß dahin kommen, innerhalb gewisser Grenzen seinen Vorstellungen ohne Reflexion über die zu wählende Form Ausdruck zu geben. Aber der Schule darf ein solches Können nicht genügen, sie hat sich ihre Ziele höher zu stecken. Sie hat das Systematische in den Sprachformen, das Logische in den syntaktischen Erscheinungen zum Verständnis zu bringen, und ein solches Verständnis muß die Grundlage eines geklärten Sprachgefühls werden. Wir müssen, wenn wir unsere Aufgabe als Erzieher und geistige Förderer der Jugend ernst nehmen, unsere Schüler dazu befähigen, daß sie sich über die Richtigkeit des als zutreffend Empfundenen auch jederzeit Rechenschaft ablegen können'. (S. IV.) Das ist der Geist, der das ganze Buch durchweht. Die Regeln — oder ich möchte lieber sagen: die Sprachgesetze — sind scharf und klar formuliert, die Beispiele, die größtenteils neueren Schriftstellern wie Thiers, Michaud, Mérimée, Lanfrey, Massillon, Lamartine, Scribe und vielen anderen entnommen sind, sind reichlich und treffend gewählt. Einige Kapitel sind geradezu mustergültig behandelt, wie z. B. das recht schwierige des Konjunktivs, dessen Funktionen in feiner Weise zergliedert und erläutert werden. Auch die anregende Behandlung des Satzbaues (S. 111—127) verdient besonders hervorgehoben zu werden. Daß Formenlehre und Syntax nicht getrennt worden sind, entspricht durchaus den Bedürfnissen der Praxis und darf der allgemeinen Billigung sicher sein. Zu bedauern ist, daß eine Lautlehre fehlt. Sie wäre schon im Interesse einer gewissen Einheitlichkeit zu wünschen, denn es bestehen über manche Punkte der Aussprache Unklarheiten nicht nur bei Schülern, sondern auch bei Lehrern. Die lautlichen Belehrungen über die Zahlwörter beschränken sich darauf, daß die richtige Aussprache der Zahlen von *cinq* bis *dix* im Gegensatz z. B. zu *dix fois,* ferner die von *vingt-quatre* im Cegensatz zu *quatre-vingt-quatre* ganz allgemein, d. h. ohne jegliche nähere Angabe oder Erläuterung, der Beachtung empfohlen wird. Zunächst ist nicht einzusehen, warum nicht neben der Aussprache von *dix fois* auch z. B. auf die von *le dix mai* hingewiesen wird und warum nicht nur *vingt-quatre* und *quatre-vingt-quatre,* sondern auch *vingt-un* und *quatre-vingt-un* gegenübergestellt werden. Sodann aber glaube ich, daß es besser gewesen wäre, in den angezogenen Fällen auf eine Erklärung nicht zu verzichten, die ich mir etwa in folgender Weise denke: die attributiv

Digitized by Google

gebrauchten Zahlen von *cinq* bis *dix*, die mit dem prädizierten Nomen eine Sinn- und daher auch eine Silbengruppe bilden, lauten vor konsonantischem Anlaut vokalisch aus, und zwar nach demselben Gesetz der Assimilation, das z. B. auch bei den Verben oder den Nomina wirksam gewesen ist und dem das Verstummen der Endkonsonanten des Stammes vor konsonantischer Endung zu verdanken ist: *nous suiv-ons*, aber *je sui-s, le boeuf* (bœf), aber *les boeufs* (bø). In *le dix mai* ist *dix* ursprünglich nicht Attribut zu *mai*, sondern offenbar aus einem syntaktischen Gebilde folgender Art entstanden: *le [jour] dix [en] mai.* Hier bilden also *dix* und *mai* keine zusammengehörige Sinn- bzw. Lautgruppe und daher wurde der Endkonsonant von *dix* auch nicht durch den konsonantischen Anlaut von *mai* beeinflußt. Aus demselben Grunde wird auch vor vokalisch anlautenden Monatsnamen — was übrigens zum mindesten auch hätte angedeutet werden müssen — nicht gebunden: *le deux avril* (dœavril). Wenn es *quatre-vingt-un* (katrəvɛ̃œ̃), *vingt-quatre* (vɛ̃tkatr) heißt in Analogie zu den andern konsonantisch auslautenden Zehnern, aber *quatre-vingt-un* (..vɛ̃œ̃), *quatre-vingt-quatre* (..vɛ̃katr), so sehe ich den Grund für das Verstummen des t in den letzten Beispielen darin, daß man lautlich zum Ausdruck bringen wollte, daß man nur *vingt*, nicht *vingt-un, vingt-quatre* als mit *quatre* multipliziert aufzufassen habe. — Auch sonst seien mir aus warmer Anteilnahme an dem Buche heraus einige kritische Bemerkungen gestattet. Bei der Besprechung des Imperfekt und Passé défini hätten die Funktionen dieser Tempora aus ihrer Grundbedeutung abgeleitet werden sollen, die J. Haas[1]) richtig folgendermaßen bestimmt: 'Imperfekt und Passé défini dienen zum Ausdruck einer Verbalvorstellung, die der Vergangenheit angehört, und zwar unterscheiden sich die jeder dieser Zeiten zugrunde liegenden Vorstellungen dadurch, daß das Passé défini als Korrelat einer solchen Verbalvorstellung dient, deren Geschehen oder Sein im Vordergrunde des Bewußtseins des Sprechenden schwebt, während die zeitliche Ausdehnung außerhalb der Bewußtseinssphäre bleibt, während umgekehrt die zeitliche Ausdehnung des Seins oder Geschehens in das innere Blickfeld des Sprechenden aufgenommen ist, wenn eine Verbalvorstellung der Vergangenheit durch das Imperfekt wiedergegeben wird.' Im übrigen hat die Tempuslehre m. E. eine Darstellung gefunden, die kaum irgendwo übertroffen sein dürfte. — Das Geschlecht der Substantive wird zu bestimmen versucht 1. nach dem Begriff, 2. nach der Herkunft, 3. durch Vergleich mit dem deutschen Sprachgebrauch. Auch wenn man zugeben will, daß der Weg, den der Verfasser in dieser Frage gegangen ist, sich als gangbar erwiesen hat — ich persönlich würde einem anderen den Vorzug geben[2]) — so muß man sich doch wundern, daß auf einmal das Lateinische gleichsam als deus ex machina auf dem Plan erscheint, während es doch sonst, wo es nicht minder treffliche Dienste hätte leisten können, wie z. B. bei der Formenlehre des Verbums, absichtlich vermieden worden ist. Auch sachliche Bedenken sind zu er-

[1]) Neufranzösische Syntax; Niemeyer, Halle, 1909, S. 336.

[2]) Vgl. G Humpf, Eine neue Darstellung der Lehre vom grammatischen Geschlecht des frz. Substantivs; Ztschr. für frz. u. engl. Unt. 1916, S. 81ff.

Digitized by Google

heben. Substantive wie *ruine, offense, amende* (§ 105) — wie ich annehme, aus praktischen Gründen — als Postverbalia anzusehen, statt sie auf das lateinische Etymon zurückzuführen, halte ich im Interesse wissenschaftlicher Ehrlichkeit doch für bedenklich. Daß *honneur* (§ 105a, Ausnahme) Maskulinum ist, hätte durch den Hinweis auf den analogischen Einfluß von *bonheur* leicht gestützt werden können. Leider aber ist von der Wirkung der Analogie, die doch im Sprachleben eine so hervorragende Rolle spielt, hier wie bei vielen andern Gelegenheiten nicht die Rede. Das Geschlecht von *labeur* ist wohl dadurch bedingt, daß es als Postverbale zu *labourer* aufgefaßt worden ist. Daß das weibliche Geschlecht von *étable* auf den Plural *stabula* zurückgehe, glaube ich nicht. Das darf man m. E. nur bei den Wörtern annehmen, die tatsächlich häufig im Plural gebraucht wurden, wie *studia, folia* usw. Offenbar ist an dem Geschlecht in *étable* das auslautende e schuld, das um so leichter seinen femininen Einfluß geltend machen konnte, als das Wort vokalisch anlautet und daher das ursprüngliche Geschlecht durch den bestimmten Artikel nicht deutlich gemacht werden konnte. Die den Femininen *réponse, perte* und *vente* zugrunde liegenden Formen *responsa, perdita* und *vendita* sind nicht Neutra Pluralis, sondern feminine Partizipien nach dem Vorbild von *offensa*. In § 107, 5 hätten sich die Ausnahmen leicht begründen lassen: Alle antiken Städtenamen sind weiblich. — Darf man in *les châteaux, les neveux, les chevaux, les travaux* usw. (§ 119) wirklich 'unregelmäßige' Pluralbildungen sehen? In den beiden ersten Fällen liegt doch nur eine orthographische Eigentümlichkeit vor, die durchaus die Regel ist, und in den andern Fällen kann man die Bezeichnung 'Unregelmäßigkeit' nur vom Standpunkt einer rein beschreibenden Grammatik zulassen. In einer wissenschaftlichen Grammatik, die nicht nur feststellen, sondern auch erklären will, sollte man 'Unregelmäßigkeiten' überhaupt nicht anerkennen, zumal wenn es sich wie hier um ein Lautgesetz handelt, das so weitgehende Wirkungen ausgeübt hat. Den Plural von *ciel* wie den von *aieul* braucht man sich nicht 'einzeln' zu merken, wenn man weiß, daß l vor konsonantischer Endung zu u vokalisiert wird. Andererseits muß es auffallen, daß die lautlichen Verschiedenheiten von *l'oeuf — les oeufs, le boeuf — les boeufs, l'échec — les échecs* u. a. im Gegensatz zu den erwähnten orthographischen Besonderheiten bei der Pluralbildung in einem Buche übergangen werden, dessen Verfasser es als selbstverständlich ansieht, 'daß der Lehrer bei seinen Unterweisungen immer von der Lautform als der wesentlichen ausgeht und jede Veränderung, deren ein Wort fähig ist, auf die Lautform begründet'. Nach § 120, 5 haben Singular und Plural von Zusammensetzungen, die die Verbindung einer Präposition mit einem Substantiv darstellen, gleiche Form. Soll das auch für Zusammensetzungen wie *arrière-dent, contre-mine* u. a. zutreffen? Es geht nicht anders, als scharf zu unterscheiden zwischen Zusammensetzungen, wo die Präposition ihre präpositionale Geltung behält und daher zusammen mit dem von ihr abhängigen Nomen eine adverbiale Bestimmung vertritt (*l'après-midi = le temps qui est après midi*), und solchen, wo die Präposition adverbiale Geltung hat und logisch Attribut zum Nomen ist

Digitized by Google

(*une arrière-dent = une dent qui est en arrière*). In Zusammensetzungen der letzteren Art nimmt das Substantiv ganz folgerichtig die Pluralform an: *les arrière-dents, les contre-mines.* — Steht der article partitif wirklich nie[1]) nach sans? Auch nicht dann, wenn das Substantiv von einem Adjektiv begleitet ist? — Ebenso gewagt ist die Behauptung, daß soi sich nie[2]) auf bestimmt bezeichnete Personen bezieht. Der Grammatik von Strohmeyer[3]) entnehme ich folgendes Beispiel (S. 136): *Jeanne referme la porte derrière soi* (Prévost). — Im § 327 heißt es, daß die neutralen Indefinita *tout* und *rien* im Gegensatz zu *beaucoup, plus, peu* u. a. immer vor dem Verb stehen, wenn dieses ein Infinitiv oder Partizipium ist. Es dürfte nicht schwer sein, Beispiele anzuführen, wo *tout* und *rien* hinter den angegebenen Verbalformen stehen, wenn sie den Ton tragen; eines möge genügen: *Le conseil, alors, devant l'effroyable nécessité, n'avait pu qu'autoriser le général à se rendre de nouveau au château de Bellevue, pour accepter tout.* (Zola, La Débâcle). — Das Beispiel: *L'Europe sortit affranchie et libre de cette épouvantable guerre* gehört doch wohl nicht unter die Lehre vom prädikativen Substantiv und wäre daher zu streichen. — Zu dem Abschnitte über die Bildung der Femininformen vgl. meine Ausführungen in dieser Zeitschrift, die der Veröffentlichung noch harren. — Sich das Adverb *gentiment* als 'unregelmäßig' zu merken (§ 244), halte ich nicht für nötig. Der konsonantische Auslaut der alten, ursprünglichen Femininform *gentil* verstummt lautlich vor konsonantischem Anlaut (l nach i wird in diesem Falle nicht vokalisiert, sondern fällt; z. B. *le fils*); daß in Zusammensetzungen der konsonantische Auslaut des ersten Bestandteils vor anlautenden Konsonanten auch in der Schrift fällt, ist durchaus die Regel (vgl. *tous jours > toujours*).

2. Der Anhang über die Formenlehre des Verbums ist unter dem oben angegebenen Titel als Sonderdruck erschienen. Im Vorwort (S. III—XI) erörtert der Verfasser die Frage, wie die Schüler zu einer möglichst sicheren Beherrschung der französischen Verben geführt werden können. Er lehnt mechanisches Pauken ab. Sein Ziel ist darauf gerichtet, Sicherheit in den Formen auf der Grundlage bewußter Erkenntnis zu erreichen. Das ist nur möglich, wenn nicht die Schrift, sondern der Laut zum Ausgangspunkt der Betrachtung gemacht wird. Die Vertrautheit mit einigen wenigen lautgesetzlichen Erscheinungen verbürgt aber nicht nur ein gefestigtes Wissen, sondern regt die Schüler auch zu geistbildender und freudiger Mitarbeit an der Erschließung der sprachlichen Formen an. Wie der Verfasser sich im einzeln die Behandlung der Verben denkt, wird an den Beispielen courir und devoir veranschaulicht. Die Grundsätze des Verfassers verdienen uneingeschränkte Anerkennung. Böddeker darf für sich das Verdienst in Anspruch nehmen, dem Unterricht in der Formenlehre des Verbums neue Bahnen gewiesen zu haben. Das ist nicht zu viel gesagt. Denn wenn z. B. auch Strohmeyer in der erwähnten Grammatik ein ähnliches, allerdings durchaus selbständiges, Verfahren einschlägt, so kommt doch Böddeker das Recht der Priorität

[1]) Im Text fett gedruckt.
[2]) Im Text gesperrt gedruckt.
[3]) Französische Schulgrammatik, Teubner, Leipzig 1916.

Digitized by Google

zu. Die rückhaltlose Anerkennung, die das Büchlein wegen der in ihm vertretenen Grundsätze verdient, braucht nicht auszuschließen, daß noch recht viele Bedenken und Wünsche im einzeln bestehen bleiben.

Wie schon mehrfach hervorgehoben ist, bildet für den Verfasser der Laut den natürlichen Ausgangspunkt für die Erklärung aller Formenveränderungen. Dann scheint es mir eine Inkonsequenz zu sein, wenn im Vorwort (S. VI o.) die Feststellung gemacht wird, daß selbst zwei Konsonanten (ss) vor konsonantischer Endung abfallen können. Das träfe aber doch nur auf die Schrift zu; lautlich stellt ss nur den einen Laut s dar. Abgesehen davon ist es meines Erachtens nicht richtig, den erweiterten Stamm von *punis* mit *puniss* — anzusetzen; der Laut s der Silbe is wird nur zwischenvokalisch, also vor vokalischer Endung, durch ss, im übrigen aber durch s wiedergegeben (vgl. *un obus*). — Die Frage: 'Ist *doit* ein betontes oder unbetontes Wörtchen?' (S. VIII u.) verstehe ich nicht. Von einem betonten oder unbetonten Wort kann doch nur ein Zusammenhang mit andern die Rede sein. — Im § 1, 1 hätte ich unter den Endungen des prés. de l'ind. auch die Pluralendungen — *ommes*, — *tes*, — *ont*, wenigstens in Klammern, hinzugefügt, dann wäre es z. B. möglich gewesen, das ganze Präsenz von être etwa folgendermaßen zu erklären: Stamm *es-*, in den endungsbetonten Formen *s* — (Aphärese); demnach: *s-ui-s, e(s)-s, es-t, s-ommes, ê-tes, s-ont.;* ebenso *di-tes, redi-tes, fai-tes*; *vont* < *va-ont* (vgl. *la Saône, ils l'ont vue*), *ont* < *a(v)-ont; f-ont* in Analogie zu v-ont, wie umgekehrt *v-ais* in Analogie zu *f-ais*. Vielleicht wäre es auch richtiger gewesen, gleich bei der tabellarischen Übersicht der Endungen deutlich zu machen, daß die Endung t nach a, c, d untergegangen ist. — Das Grundgesetz: 'Konsonantischer Stamm wird vor konsonantischer Endung vokalisch (durch Assimilationan den Endungskonsonanten oder Vokalisation des stammauslautenden l oder den Übergang von mouilliertem n > ẽ [in]), nur stummes r bleibt immer erhalten', ist offenbar nicht erkannt worden, sonst wäre manche Erklärung vermieden worden, die den Kern der Sache nicht trifft. Vor den konsonantischen Endungen *s* und *t*, auch *re*, verwandelt sich nicht der Auslaut des Hauptstammes ɛɲ, in der Schriftform dargestellt durch aign, in ɛ̃, in der Schriftform dargestellt durch ain (§ 45), sondern mouilliertes n (ɲ) wird — wie immer vor konsonantischer Endung — zu in (ɛ̃), so daß die Form *plains* folgendermaßen entstanden ist: *plaign-s* > *plai-in-s*[1] > *plain-s*. Ebenso: *joign-s* > *joi-in-s*[2] > *join-s*. So gut wie der konsonantische Stamm suiv- vor konsonantischer Endung vokalisch wird durch Ausfall bzw. Assimilation des auslautenden v, so wird auch der Stamm *pouv-* in dem Singular des Präsens zu *peu-*, (denn in den stammbetonten Formen entspricht ja *eu* [ö, ɔ̈] dem *ou* in endungsbetonten Formen). Es ist zweifellos unrichtig anzunehmen, daß v in diesem Falle zu u vokalisiert sei (vgl. § 55, zur Erläuterung 1;) die selbe irrige Annahme kehrt auch bei der Behandlung von *pleuvoir* (§ 52) wieder. — Daß in *cueillir, tressaillir* u. a. die Endungen e, es, e mit Rücksicht auf die Erhaltung des Stammauslautes gewählt sind — denn vor der konsonantischen Endung wäre ja mouilliertes l so gut wie l > u vokalisiert worden —

[1]) *pleẽ* unter Vermeidung des Hiatus > *plẽ*.
[2]) *žwaẽ* unter Vermeidung des Hiatus > *žwɜ̃*.

Digitized by Google

hätte nicht verschwiegen zu werden brauchen. — Statt zu sagen: 'Der Stamm *ouvr-* bedurfte der Aussprache wegen eines vokalischen Abschlusses,' hätte ich es vorgezogen, die vokalischen Endungen des Singulars mit dem Hinweis darauf zu begründen, daß bestimmte Konsonantenverbindungen, darunter auch v oder f + l oder r mit Rücksicht auf ihre Aussprache eines Stütz-e bedürfen; dann wäre auch für die Singularformen des Präsens von *offrir* und *souffrir* die Erklärung gegeben gewesen. — Es wäre gewiß eine wertvolle Hilfe für den Schüler gewesen, wenn hervorgehoben worden wäre, daß die Kontraktion im Futurum bei denjenigen Verben auf -ir eintritt, deren Stamm auf ungedecktes r ausgeht (daher *cour-ir: je courr-ai, acquér-ir: j'acquerrai,* aber *ouvr-ir: j'ouvrirai*). — Ist nicht auch im Infinitiv von *fuir* das i des Stammes mit dem i der Endung zu einem i verschmolzen? (§ 16, zur Erläuterung 2). — Wenn es in den 'Einleitenden Bemerkungen' § 6, 2 heißt, daß der Ausfall des Konsonanten s, wenn ein t folgt, in der Regel durch ^ über dem vorangehenden Vokal bezeichnet wird, so ist das zum mindesten ungenau. Nur stimmloses s wird in der Regel durch ^ ersetzt, nicht aber stimmhaftes s; daher il connaî-t, il croî-t u. a., aber: il fai-t, il di-t, il tai-t u. a.; nur in ganz bestimmten Fällen ist ^ der Reflex eines stimmhaften s (z), nämlich in il plaî-t, il gî-t und il clô-t. — Die Erläuterung von § 24, 2 (vaincre) hätte meines Erachtens besser so gelautet: Vor Vokalen außer u erscheint qu; auch der Grund für den Übergang der Schreibung c in qu hätte mitgeteilt werden können. — § 36, zur Erläuterung 4 (*croître*) hätte vielleicht besser und kürzer folgende Fassung erhalten: ^ erscheint in allen Fällen außer vor ss. — Ist es bei einer Darstellung, die den Laut zum Ausgangspunkt ihrer Erklärungen macht, nicht erwähnenswert, das geschlossenes ö und offenes ɔ in offenen und geschlossenen Silben wechseln? Ist es gleichgültig, daß man *je peux, je veux* (ö), aber *ils peuvent, ils veulent* (ɔ) spricht? — Die Formen des Sg. des prés. de l'ind. von savoir für 'ganz unregelmäßig' zu erklären, scheint mir nicht nötig zu sein. Ich würde folgende Erläuterung vorschlagen: Konsonantischer Stamm wird vor konsonantischer Endung vokalisch, daher fällt v; dem unbetonten Laut a entspricht betontes geschlossenes e, das in der Schrift wie in *j'ai* als ai erscheint: vgl. le *nez-nas-ard.*

Es fände sich noch mancherlei auszusetzen, aber ich muß befürchten, daß die Besprechung über ihren Rahmen hinausgehen würde. Hinweisen will ich nur noch darauf, daß ich es vorgezogen hätte, einen wirklichen Querschnitt und nicht einen Längsschnitt zu wählen, d. h. nicht die einzelnen Verben, sondern die einzelnen Tempora, Modi und infiniten Verbalformen zum Ausgangspunkt der Betrachtungen zu machen, wie es z. B. Strohmeyer in der erwähnten Grammatik getan hat. Die Vorzüge eines solchen Verfahrens dürften aus meinen Ausführungen an anderer Stelle[1]) ersichtlich sein.

Elmshorn. Gustav Humpf.

[1]) G. Humpf, Die unterrichtliche Behandlung der französischen Formenlehre; dargestellt am Akt. Ind. Präs der nicht erweiterten Verben. Ztschr. für frz. u. engl. Unt. 1916, S. 22 ff.

Digitized by Google

Plotinos über die Unsterblichkeit [1])

(Enn. IV 7 περὶ ἀθανασίας ψυχῆς)

von

Hermann Friedrich Müller †.

Das Büchlein hält mehr als die Überschrift verspricht. Indem es beweist, daß die Seele kein Körper ist, widerlegt es den Materialismus mit Gründen, die auch heute noch triftig sind (Kap. 2—13); sodann bestimmt es positiv das Wesen der Seele und gründet darauf den Beweis für ihre Unsterblichkeit (Kap. 14—19).

Der Mensch ist kein einfaches Wesen, sondern ein Gebilde aus Leib und Seele. Daß der Leib wie alle Körper, auch die einfachen, aus Form und Materie zusammengesetzt, daher teilbar und zerstörbar ist, lehrt der Augenschein und vernünftige Überlegung; insofern sind wir sterblich und fallen der Verwesung anheim. Aber Plotin unterscheidet (nicht hier, aber anderswo) den Menschen als νοούμενον und φαινόμενον, den idealen und empirischen, den inneren und äußeren Menschen. Der beherrschende und konstituierende Teil, der eigentliche Mensch (τὸ κυριώτατον καὶ αὐτὸς ὁ ἄνθρωπος) verhält sich zu seinem Körper, wie die Form zur Materie oder wie der Meister zum Werkzeug. Des Menschen Wesen ist seine Seele. Und welcher Art und Natur ist die Seele?

Nehmen wir mit den ionischen Naturphilosophen und den Atomisten an, die Seele wäre ein körperliches Gebilde und bestünde aus mehreren Teilen, dann muß das Leben, das doch der Seele notwendig innewohnt, in jedem der Bestandteile vorhanden sein oder nur in einem oder in gar keinem. Der eine Teil nun, der das Leben in sich hätte, würde auf das Prädikat 'Seele' Anspruch machen dürfen. Aber kann denn ein körperliches Element das Leben aus sich selbst haben? Feuer, Luft, Wasser, Erde, und andere Körper gibt es nicht, erzeugen das Leben nicht aus sich selber, sondern erhalten es von außen, wie auch die Alten annahmen, die jene Elemente Körper und nicht Seelen nannten. Sagt man aber, die Gesamtheit habe das Leben bewirkt, während jedes einzelne kein Leben besitze, so ist das absurd; und völlig unmöglich ist es, daß ein zusammengescharrter Haufe von Körpern Leben wirke und Unvernünftiges Vernunft erzeuge. Nun werden sie freilich sagen, daß diese Mischung nicht aufs Geratewohl vor sich gehe. Es bedarf also eines

[1]) [Unsres langjährigen Mitarbeiters letzte Arbeit, wenige Wochen vor seinem Tode abgeschlossen.]

Digitized by Google

ordnenden und die Mischung verursachenden Prinzips. Aber dies kann nicht immer wieder körperlich sein. Macht doch ein an die Materie herantretender Begriff (Logos) den Körper, ein Begriff aber kann nirgend anderswoher kommen als von der Seele. Ein unbeseelter und ungeistiger Stoff vermag, wie er auch gemischt werde, niemals Beseelung und Geist hervorzubringen. Physisches und geistiges Wesen sind völlig unvergleichbar. Diesen Grundsatz kehren wir auch gegen die Atomisten, welche die Seele aus einem Aggegrat von Atomen entstehen lassen. Aus Atomen entstehen nicht einmal Körper und Ausdehnung oder Größe, geschweige denn Seelen. Vor allem aber werden die Atmisten widerlegt durch die Einheit des Bewußtseins (ὁμοπάθεια) und durch den Umstand, daß durch die Nebeneinanderstellung ohne völlige Durchdringung (τῇ παραθέσει, μὴ διόλου δέ) doch wohl eine Einheit und ein sympathisches Ganze schwerlich entsteht aus unsympathischen und der Einigung unfähigen Körpern. Die Seele aber ist in sich selbst sympathisch. 'Behaupten die Gegner indessen, die Seele sei eine Affektion der Materie und nicht eine Wesenheit (πάθημα, οὐκ οὐσίαν), so müssen sie sagen, woher die Affektion und das Leben in die Materie gekommen ist. Denn die Materie formt sich nicht selbst, noch legt sie sich selbst Seele bei. Es muß also etwas geben, das den Reigen des Lebens führt, das außerhalb und erhaben über aller körperlichen Natur steht.' Gäb es keine seelische Kraft, so gäb es auch keinen Körper. Denn er ist im Fluß und in steter Bewegung und würde ohne die ihn tragende und zusammenhaltende Kraft der Seele alsbald vernichtet werden. Ja es würde überhaupt nichts werden, sondern alles stille stehen in der Materie, wenn nicht etwas da wäre, das sie bildete und gestaltete. 'Wahrscheinlich würd auch nicht einmal die Materie sein, und dies gesamte All würde sich auflösen, wenn es jemand der zusammenhaltenden Kraft des Körpers anvertraute und diesem die Stelle der Seele anwiese, etwa der Luft und dem Hauche, dem flüchtigsten und leicht zerstreubaren Element, das seine Einheit nicht durch sich selbst hat. Denn welche Ordnung beruht in dem Hauche, der von der Seele her der Ordnung bedarf, oder welche Vernunft, welcher Verstand? Aber wenn Seele vorhanden ist, so dient ihr dies alles zur Zusammenfügung der Welt und eines jeden Organismus; ist diese nicht vorhanden, so existiert dies alles gar nicht, geschweige denn in einer bestimmten Ordnung.' Nein, vor den Körpern muß eine höhere und sie beherrschende Wesensart, die Seele, wirksam sein. Das gestehen auch, von der Wahrheit geleitet, unsere Widersacher zu; nur durften sie dieses Eidos nicht wieder stofflich fassen, etwa als geistigen Hauch und vernünftiges Feuer (πνεῦμα ἔννουν, πῦρ νοερόν), wie die Stoiker taten. Hauch und Feuer: als ob Leben, Seele, Geist einen Ort und Stützpunkt nötig hätten! Umgekehrt, die Körper brauchen einen örtlichen Halt und sind erst im Seelischen fest gegründet. Weil die Stoiker das ahnen, sprechen sie nicht schlechtweg von Hauch und Feuer, sondern legen den materiellen Elementen Eigenschaften geistiger Art bei, indem sie ihre Zuflucht zu dem vielberufenen Verhalten nehmen (τὸ πολυθρύλλητον αὐτοῖς πῶς ἔχον). Aber dem Vorwurf des Materialismus entgehen sie darum doch nicht. Denn entweder ist dies Ver-

Digitized by Google

halten (σχέσις) etwas von dem Seienden oder nichts. Ist es nichts, dann sind Leben, Seele, Geist, Gott bloße Namen und es bleibt in Wirklichkeit allein die Materie übrig; ist das bestimmte Verhalten etwas Seiendes, dann wird es nicht Körper, sondern schaffender Logos und eine andere Natur sein, d. h. Seele.

Zu dem selben Resultat kommen wir, wenn wir die Einwirkungen der Seele auf den Körper und ihre Leistungen auf dem Gebiete des leiblichen Lebens betrachten.

Die Seele kann unmöglich ein Körper sein. Denn der Körper ist einförmig und starr und hat jeweilig nur eine Eigenschaft und Wirkung: warm oder kalt, hart oder weich, flüssig oder fest, schwarz oder weiß usf.; ist er nur warm, so wird er wärmen, ist er nur kalt, so wird er kühlen, das Leichte wird er leicht, das Schwere schwer machen usf. Entgegengesetzte Wirkungen kann er nicht ausüben, denn es ist nicht die Eigenschaft des Feuers zu kühlen, und nicht die Eigenschaft des Kalten zu wärmen. Die Seele dagegen wirkt einerseits in andern Organismen bald dies bald jenes, anderseits in einem und dem selben Organismus Entgegengesetztes: sie macht das eine fest, das andere flüssig, das eine dick und das andere dünn, Schwarzes weiß und Leichtes schwer; sie vereinigt in sich konträre Eigenschaften und Wirkungsweisen. — Ein Körper bewegt sich immer nur in der Richtung, in die er gestoßen oder gezogen wird. Die Seele aber macht die verschiedensten Bewegungen infolge der Willensrichtungen und Entschlüsse und Gedanken (προαιρέσεις καὶ λόγοι), die ihr innewohnen, aber dem Körper nicht zukommen. — Die dauernde und zweckmäßig geregelte Veränderung eines Körpers nennen wir sein Wachstum, bemerken jedoch, daß er an der Erzeugung des Wachstums nicht beteiligt ist, oder doch nur insofern, als zu der Stoffmasse eine Kraft, d. i. Seele, hinzugenommen wird; aus sich selbst hat die Materie kein Leben in sich. Wäre die Seele ein Körper, so müßte sie mit den Organen wachsen, durch Hinzufügung nämlich eines ähnlichen Körpers. 'Nun wird das Hinzugefügte entweder Seele oder ein unbeseelter Körper sein: wenn Seele, woher und wie geht sie hinein? wenn unbeseelt, wie wird dies Hinzugefügte beseelt werden und mit dem Früheren übereinstimmen und eins sein und die selben Vorstellungen wie die erste Seele erhalten und nicht vielmehr wie eine fremde selbst in Unkenntnis sein über die Dinge, welche die andere weiß?' Auch dem Stoffwechsel würde eine körperliche Seele unterliegen. 'Wie die übrige materielle Masse bei uns wird ein Teil abfließen, ein anderer hinzukommen, und kein Teil wird der nämliche bleiben. Wie entstehen uns da die Erinnerungen? Wie das Erkennen des uns Eigentümlichen, da dies niemals ein und die selbe Seele in Gebrauch hat?' Plotin will sagen: wenn die Seele Körper ist und alles fließt, ist weder Erinnerung noch Erkenntnis möglich. Nach materialistischer Theorie haben wir nicht ein Subjekt, das die wechselnden Zustände und Vorgänge, die Erinnerungen, Vorstellungen, Gedanken bewußt vereinigt und als die seinigen erkennt, sondern viele verschiedene Subjekte von je einer bestimmten Beschaffenheit, die uns kein bewußtes und einheitliches Seelenleben im mit sich selber identischen Ich ermöglichen. — Die Natur des Körpers

Digitized by Google

besteht u. a. in der Teilbarkeit, und zwar auf doppelte Weise: entweder wird durch die Zerteilung nur die Quantität verändert, während die Qualität bleibt, oder mit der Spaltung geht auch die frühere Beschaffenheit verloren. Das selbe würde der Seele widerfahren, wenn sie ein Körper und ein Quantum wäre. Auch die Seele erscheint als teilbar, aber nur im Körper, an sich ist sie nicht teilbar, und jeder Teil ist dem Ganzen wesensgleich, wie auch zwischen den Teilen Wesensgleichheit herrscht. Beim Körper ist das nicht der Fall; da bilden die untereinander und dem Ganzen ungleichartigen Teile den ganzen Körper, und wenn dieser Körper Seele sein soll, wird die Seele aus Unbeseeltem bestehen. Die Seele wird nicht vermehrt und vermindert, wohl aber der Körper. Die Seele ist an vielen Orten zugleich ganz gegenwärtig, nicht aber der Körper. 'Die Tatsache, daß aus einem Koitus und einem Samen zwei Geschöpfe oder auch wie bei den andern lebenden Wesen sehr viele entstehen, indem der Same sich auf viele Örter zerteilt, wo dann ein jeder ganz ist: wie belehrt diese Tatsache nicht diejenigen, die sich belehren lassen wollen, daß, wo der Teil das selbe ist wie das Ganze, dies in seinem Wesen die Natur des Quantitativen überschritten hat und selbst mit Notwendigkeit etwas Quantitätsloses sein muß?'

Wenden wir uns von diesem fragwürdigen Argument zur Untersuchung der höheren Seelentätigkeiten!

Wenn die Seele ein Körper wäre, gäbe es weder das Wahrnehmen und Empfinden, noch das Denken noch das Wissen, weder Tugend noch irgend etwas Schönes und Gutes.

Das wahrehmende Subjekt muß seinem Wesen nach einheitlich (ἓν ὄντως, τὸ αὐτό) sein und durch ein Identisches das Ganze ergreifen. Wie kommt denn Wahrnehmung zustande? Durch die Sinne affizieren uns viele Dinge auf einmal oder ein vielfach gegliedertes Ganzes, wie z. B. das Antlitz, oder es perzipieren verschiedene Sinne, z. B. das Gesicht dies und das Gehör jenes: wie sollten wir da die zerstreuten Bilder zu einer Vorstellung sammeln oder die mannigfachen Eindrücke voneinander sondern können ohne eine unteilbare seelische Kraft und ein durchaus einheitliches Subjekt? 'Dies muß dem Zentrum vergleichbar sein, die sinnlichen Wahrnehmungen aber müssen von allen Seiten her wie die Radien aus der Peripherie des Kreises zu diesem Mittelpunkt hinlaufen; und derartig muß das Wahrnehmende sein, ein wesenhaftes Eins. Trät es auseinander und ergriffen die sinnlichen Wahrnehmungen etwa wie die Endpunkte einer Linie die Gegenstände, so würden sie entweder in ein und das selbe wider zusammenlaufen, z. B. in der Mitte, oder der eine Punkt würde die Wahrnehmung dieses, der andere die jenes von beiden haben; das wäre so als wenn ich das eine, du das andere wahrnähmest.' Ohne die zusammenhaltende Kraft der Seele als des einheitlichen Subjekts zerflattern alle Wahrnehmungen, nur die Einheit des Bewußtseins verbürgt uns eine klare und deutliche Vorstellung der Außenwelt. Ist aber die Seele unausgedehnt und unteilbar, quantitätslos und unkörperlich, dann folgt ohne weiteres, daß die Wahrnehmungen selbst nicht ausgedehnte Bilder (εἰκόνες) sein können, sondern unteilbare Vorstellungen (ἀμερῆ νοήματα) sein müssen. Wahr-

Digitized by Google

nehmungen sind nicht mit Abdrücken in Wachs zu vergleichen: zerrinnen sie, so gibt es kein Gedächtnis; bleiben sie, so ist es entweder unmöglich, andere abzuprägen, so lange jene haften, es wird also keine andern Wahrnehmungen geben; oder wenn andere entstehen, so werden jene früheren schwinden, es wird also keine Erinnerung geben. Gibt es aber die Erinnerung und ist es möglich, immer neue Wahrnehmungen unbehindert von den früheren zu machen, so kann die Seele unmöglich ein Körper sein. — Zu der selben Einsicht führt eine Untersuchung der Schmerzempfindung. Ein Schmerz etwa im Finger wird nicht, wie die Materialisten behaupten, auf dem Wege gegenseitiger Mitteilung (διάδοσις) durch die benachbarten Glieder bis zur Seele weitergeleitet — die Handfläche, der Arm usf. würden ja nur den eigenen, aber nicht den Schmerz des Fingers fühlen, und eine körperliche Seele müßte außer den eigenen alle die Schmerzen in den andern Körperteilen mitempfinden —, sondern die im Körper allgegenwärtige Seele fühlt den Schmerz und lokalisiert ihn im Finger.

Wenn ohne ein körperloses, die Eindrücke zusammenschließendes einheitliches Subjekt kein Wahrnehmen und Empfinden zustande kommt, dann erst recht nicht das Denken und das Wissen. Denn das Denken vollzieht sich ohne körperliche Vermittlung, sonst wäre es ja mit dem Wahrnehmen identisch. Das Quantitative, Teilbare und Körperliche könnte niemals etwas Quantitätsloses, Unteilbares und Unkörperliches, mit einem Worte rein Geistiges denken und erkennen. Wie sollte das Werdende und Nichtseiende das Seiende, das Irdische und Vergängliche das Ewige ergreifen! Und gehen die Gedanken, wie man behauptet, lediglich auf die an der Materie haftenden Formen oder Ideen, so entstehen sie doch immer nur durch Abstraktion von den Körpern, und die vollzieht eben der Geist (νοῦς). Es ist doch wirklich keine Beimischung von Fleisch und überhaupt von Materie in der Abstraktion eines Kreises, eines Dreiecks, einer Linie, eines Punktes. Da es die Seele ist, welche diese Operation vornimmt, muß sie sich von allem Stoff lösen, also von sich selber abstrahieren; mithin kann sie kein Körper sein. — Ganz ähnlich steht es mit der Tugend. Auch sie ist nicht ein Sichverhalten des famosen geistigen Hauches oder des Blutes. Was hat ein Hauch mit der Besonnenheit zu schaffen? Was kümmert ihn Weisheit oder ein Verteilen nach Recht und Verdienst? Die Tugend wird dem Menschen nicht zuteil, um ihm eine Zeitllang zu nützen und dann zugrunde zu gehen; sie ist ein ewiges Gut und stirbt nicht mit dem Menschen. Läßt sich das niedere Seelenleben zur Not aus der Wechselwirkung materieller Elemente erklären, das höhere, das Denken und Urteilen läßt sich auf jene Weise schlechterdings nicht verstehen. Unter Voraussetzung einer körperlichen Seele ist ein sinnliches Fühlen und Begehren, Lust und Unlust allenfalls erklärlich, auf keinen Fall aber ein wahrhaft sittliches und tugendhaftes Verhalten. Denken und Erkennen, sittliches Urteilen und Wollen sind Tatsachen, an denen jede materialistische Theorie scheitert.

Die Stoiker reihen im Hinblick auf die Wirkungen der Körper, wie Wärme und Kälte, Stoß und Druck, die Seele unter den Körpern

Digitized by Google

ein. Sie machen sich damit einer Verwechslung schuldig. Denn jene Wirkungen gehen nicht von der Seele, sondern von andern Kräften aus. Die Funktionen der Seele sind Wahrnehmung (Empfindung) und Begehren, Denken und Berechnen, die verständige und überall zweckmäßige Überlegung; davon unterscheide man wohl die in der Körperwelt wirksamen Kräfte, die mit jenen geistigen Funktionen der Seele nur insofern Ähnlichkeit haben, als sie auch unkörperlich sind: *αὐτὰ τὰ σώματα δυνάμεσι ταῖς ἐν αὐτοῖς ἀσωμάτοις ταῦτα ἐργάζεται.* Plotin erklärt das Naturgeschehen nicht mechanisch, sondern dynamisch: *τὰ σώματα ἀσωμάτοις δυνάμεσι δύναται ἃ δύναται.* Daß hier nicht die Körper als solche, sondern innere Kräfte am Werk sind, lehrt die Erfahrung. Denn eine große Masse entwickelt oft nur kleine, und eine kleine Masse oft sehr große Kräfte und Wirkungen. — Der Einwand, daß die Seele im Hauche und im Blute sein müsse, weil die lebenden Wesen nach Entziehung des Hauches und des Blutes sterben, ist hinfällig. Denn zum Leben gehören noch viele andere Dinge, von denen keins die Seele sein dürfte. Dazu kommt noch, daß weder Hauch noch Blut den Körper völlig und stetig durchdringen, was die Stoiker selbst doch widerum von der Seele verlangen. Man verwechsele doch nicht fortwährend Quantitatives und Qualitatives! Jeder Körper ist ein Quantum, aber nicht jeder ein Quale. Wer das zugibt, muß auch zugeben, daß die Qualität, die etwas anderes ist als das Quantitative, etwas anderes sei als der Körper. Wenn jede Masse infolge einer Teilung aufhört zu sein was sie war, trotz der Zerstückelung aber an jedem Teile die nämliche Qualität vollständig bleibt, wie z. B. die Süßigkeit des Honigs um nichts weniger süß ist in jedem Teil, so dürfte die Süßigkeit nicht Körper sein. Ebenso verhält es sich mit den andern Qualitäten. Wenn ferner die Materie, sofern sie Körper ist, mit sich identisch bleibt, aber verschiedene Wirkungen ausübt je nach den Qualitäten, die sie annimmt: wie sollte es da nicht deutlich werden, daß die hinzutretenden Qualitäten Begriffe *(λόγοι)* und unkörperlich sind? Weiter beachte man, daß eine körperliche Seele sich mit dem Körper nur so verbinden wird, wie auch sonst körperliche Dinge sich miteinander vermischen. Nun läßt die Mischung der Körper keinen der gemischten Bestandteile der Wirklichkeit nach bestehen bleiben, folglich wird die Seele tatsächlich dem Körper nicht mehr innewohnen, höchstens der Möglichkeit nach, wie z. B., wenn dem Süßen Bitteres beigemischt wird, das Süße verschwindet; wir haben also keine Seele mehr, sie hat ihr Wesen als Seele verloren. Das Wichtigste aber: kein Körper kann den andern, was doch von der Seele verlangt wird, völlig Punkt für Punkt in all seinen unendlichen Teilen durchdringen; die totale Mischung, die *κρᾶσις ὅλου δι' ὅλων* ist unmöglich. Nur wenn die Seele kein Körper ist, kann sie den ganzen Körper vollständig durchdringen. Endlich noch ein Beweisgrund aus der Metaphysik. Es ist verkehrt und heißt das wahre Verhältnis auf den Kopf stellen, wenn die Materialisten die Seele als potentiell im Körper vorhanden und allmählich aus den verfeinerten Organen zur Wirklichkeit entwickelt denken. Wo soll denn der Übergang von der Potentialität zur Aktualität herkommen, wenn nicht vorher ein aktuelles Prinzip, das die Entwickelung einleitet, vorhanden

Digitized by Google

ist? Die richtige Stufenfolge heißt nicht: Materie, Natur, Seele, Geist, Gott, sondern: Gott, Geist, Seele, Natur, Materie.

Die Ganzen unter den Materialisten haben unrecht, aber vielleicht haben die Halben recht. Vielleicht ist die Seele, obgleich kein Körper, doch 'etwas am Körper', seine Harmonie oder seine Entelechie? Nein. Die Harmonie des Körpers nennen wir Gesundheit, nicht Seele, und seine Disharmonie Krankheit. Wenn nun gewisse Glieder der harmonischen Fügung des Ganzen widerstreben, so müssen sie, da Harmonie und Seele das selbe ist, entweder gar keine oder eine andere Seele besitzen. Beides ist absurd. Plotin weiß wohl, daß gegen die pythagoreische Theorie schon viel Treffliches gesagt worden ist; darum beschränkt er sich auf folgende Einwände. Die Seele ist das Frühere, die Harmonie das Spätere; die Seele beherrscht den Leib, gebietet ihm und liegt mit ihm im Kampfe, die Harmonie als Folgeerscheinung tut das nicht; die Seele ist eine Substanz, die Harmonie ein Zustand. Was aber das Wichtigste und Durchschlagende ist: wie die Saiten einer Lyra sich nicht selbst zur Harmonie stimmen, sondern von einem Musiker nach der in seinem Innern tönenden Harmonie gespannt werden müssen, so können auch die Körper sich nicht von selber und ohne eine vorher wirksame Ursache zur Harmonie bringen. Axiomata: aus unbeseelten Dingen lassen sich keine beseelten machen, und geordnete Verhältnisse erwachsen nicht aus ungeordneten auf dem Wege des Zufalls; die Seele entspringt nicht aus der von ungefähr entstandenen Ordnung, sondern die Ordnung erhält ihren Bestand aus der Seele. — Aristoteles lehrt, die Seele nehme in dem zusammengesetzten Wesen, dem Menschen, den Rang einer Form ein, wie der beseelte Körper im Verhältnis zur Materie, sei aber nicht die Form eines jeden Körpers sofern er Körper ist, sondern die eines physischen organischen, welcher der Möglichkeit nach Leben hat. Dagegen sprechen mancherlei Gründe. Verwirklicht die Entelechie das potentielle Leben des Körpers, dem sie angehört, etwa in der selben Weise, wie die Form das Erz zur Bildsäule gestaltet, dann muß bei der Zerlegung des Körpers auch die Seele zerlegt werden und bei der Abtrennung irgendeines Teiles in dem abgetrennten Stück ein Stück Seele enthalten sein! Leib und Seele können sich trennen, dauernd im Tode, zeitweilig im Schlafe; die Entelechie kann sich von ihrem Körper niemals trennen, nicht einmal im Schlafe, es wäre also überhaupt kein Schlafen möglich! Wenn die Seele nichts weiter als Entelechie ist, kann es einen Widerstreit der Vernunft gegen die Begierden keinesfalls geben, vielmehr wird das Ganze in seiner Gesamtheit ein und die selbe Wirkung erfahren, so daß es mit sich selbst nicht im Widerspruch steht. Bloße Sinneswahrnehmungen könnten unter Voraussetzung der Entelechie vielleicht entstehen, unmöglich aber Gedanken. Deshalb führt ja auch Aristoteles als eine besondere, vom Leibe trennbare Seele die denkende Vernunft ein, den νοῦς, der von außen eingeht und unsterblich sein soll. Allein auch die wahrnehmende Seele kann keine vom Leibe unabtrennbare Entelechie sein. Denn als solche könnte sie nur die Eindrücke gegenwärtiger Gegenstände aufnehmen und festhalten, nicht aber vergangene Eindrücke behalten und im Bewußtsein reproduzieren; mit andern

Digitized by Google

Worten sie hätte keine Erinnerung. Desgleichen macht das Begehren die Entelechie unannehmbar. Denn das Begehren geht nicht bloß auf Speise und Trank, sondern auf viele andere Dinge, die mit dem Körper nichts zu schaffen haben. Selbst die vegetative Kraft der Seele ist durch Entelechie unerklärbar. Denn wenn das Prinzip jeder Pflanze seinen Sitz in der Wurzel hat und wenn sich das Wachstum des gesamten andern Pflanzenkörpers in der Wurzel und den untern Teilen erzeugt, so hat offenbar die Seele die andern Teile verlassen und sich allein in der Wurzel zusammengezogen; sie war also nicht über die ganze Pflanze wie eine untrennbare Entelechie ausgebreitet. Überdies ist die Pflanzenseele ja schon vor dem Wachstum der Pflanze im kleinsten Keim enthalten; wenn sie also aus einer größeren Pflanze in eine kleinere und von einer kleinen auf die große übergehen kann, warum soll sie sich dann nicht auch gänzlich von der Materie trennen können? Die Seele geht ferner aus einem lebenden Wesen in ein anderes über: wie könnte da die Seele des ersten zu der des letzten werden, wenn sie nur die Entelechie eines einzigen war? Man erkennt dies deutlich an lebenden Wesen, die sich in andere verwandeln. Die Seele ist also nicht die Form irgendeines Körpers, sondern eine Wesenheit (*οὐσία*), die ihr Sein nicht daher hat, daß sie einem Körper innewohnt, sondern sie existiert, bevor sie mit diesem bestimmten Lebewesen verknüpft wurde; also ist es nicht der Körper eines lebenden Wesens, der die Seele erzeugt.

Alles in allem: physische und psychische Vorgänge sind unvergleichbar. Geist läßt sich nicht aus Materie herausdestillieren. Nicht der Körper erzeugt und regiert die Seele, sondern die Seele den Körper. Die Tatsache der Wahrnehmung und Empfindung, des Begehrens und Wollens, der Erinnerung und des Gedächtnisses, des sittlichen Urteilens und Verhaltens, des vernünftigen Denkens und Wissens, kurz eines bewußten Geisteslebens — diese psychologischen, jeden Materialismus ad absurdum führenden Grundtatsachen hat Plotin zuerst von den hellenischen Philosophen klar und scharf gefaßt, hervorgehoben und festgelegt.

Welches ist denn nun aber Wesen und Natur der Seele? Ist sie weder ein Körper noch ein körperlicher Zustand (*πάθος σώματος*), sondern Tätigkeit und schöpferische Wirksamkeit (*πρᾶξις καὶ ποίησις*) und hat vieles in ihr und außer ihr Bestand, so muß sie ein von den Körpern verschiedenes substantielles Wesen sein (*παρὰ τὰ σώματα οὐσία*), und zwar ein solches, das wir in Wahrheit erst eine Wesenheit (*ὄντως οὐσίαν*) nennen. Denn allem andern wird man ein Werden, aber nicht ein Wesen zusprechen, allem Körperlichen nämlich, das entsteht und vergeht, aber in Wahrheit niemals ist und sich durch Teilnahme am Seienden nur soweit erhält, als es eben an ihm teilnimmt.

'Die andere Natur', die das Sein von sich selbst hat, umfaßt das gesamte wahrhaft Seiende, das weder entsteht noch vergeht; täte sie es nicht, so würde das von ihr geschmückte All, der Kosmos, zugrunde gehen und sich nach Verschwinden der erhaltenden Kraft auch später nicht wider herstellen können. 'Die Seele ist das Prinzip der Bewegung

Digitized by Google

und spendet die Bewegung allen andern Dingen, indem sie selbst sich aus sich selbst bewegt. Die Seele verleiht dem Körper das Leben, das sie selbst von sich selbst hat und niemals verliert, eben weil sie es von sich selbst hat.' Die Dinge dieser sichtbaren Welt haben nur ein geborgtes Leben, das immer eins vom andern entlehnt bis hin zu einem uranfänglich Seienden und uranfänglich Lebenden, das es geben muß, weil sonst der regressus in infinitum ginge. Dies reine Leben hat die Seele, solange sie bei sich selbst bleibt; vermischt sie sich mit materiellen Elementen, dann begegnet sie zwar manchem Hindernis, läßt aber gleichwohl ihre eigene Natur keineswegs ein, sondern gewinnt ihren ursprünglichen Zustand wider, sobald sie sich auf das ihr eigene Gebiet zurückgezogen hat. So die Weltseele.

Das Wesen unserer Seele werden wir am besten verstehen, wenn wir sie in ihrer Reinheit und Absonderung von körperlichen Einflüssen, Lüsten und allerhand Leidenschaften betrachten. Wir werden dabei finden, daß das Böse ein Zusatz zu ihr ist und von außen herrührt, während ihr in ihrer Reinheit das Höchste und Beste, Weisheit und jegliche Tugend, eignet. Weisheit aber und wahre Tugend, die selber göttlich und ewig sind, könnten einem niedrigen und sterblichen Wesen nicht zuteil werden; daher muß ein tugendhaftes Wesen, weil ihm Göttliches innewohnt, göttlich sein wegen der Verwandtschaft und der Wesensgleichheit. Und nun führt Plotin ein Argument ein, das neu und von überzeugender Kraft ist. Da nämlich die Seele der meisten Menschen so vielfach befleckt ist, hält man sie weder für göttlich noch unsterblich. Aber wer seine Seele geläutert und vom Erdenstaub gesäubert hat, wird sie als die große Unsterbliche erkennen oder vielmehr erfahren. Wer sich zum Intelligiblen erhebt und sich selbst als in einer höheren und reinen Welt weilend erschaut, wird an seine Unsterblichkeit glauben und ewig sein in jedem Augenblick. 'Denn er wird einen Geist erblicken, der nichts Sinnliches und keins von diesen sterblichen Dingen sieht, sondern mit einem ewigen Vermögen das Ewige denkend erfaßt, d. h. alles in der intelligiblen Welt und die Welt selbst in ihrem intelligiblen und lichten Sein, wie sie strahlt in der vom Guten ausgehenden Wahrheit, das als das Gute über alles Intelligible das glänzende Licht der Wahrheit verbreitet. So wird es ihm denn oft scheinen als sei dies wahrlich ein schönes Wort: 'Lebt wohl, ich bin für euch ein unsterblicher Gott', wenn er sich zu dem Göttlichen erhoben hat und die Gleichheit mit ihm unverrückt anstrebt. Wenn aber die Reinigung uns zur Erkenntnis des Höchsten führt, so ist es klar, daß auch die Erkenntnisse, die allein in Wahrheit Erkenntnisse sind, in uns liegen. Denn nicht, indem sie irgendwie nach außen hin dringt, nicht durch diskursives Denken erspäht die Seele Weisheit und Gerechtigkeit, sondern bei sich selbst in der denkenden Erfassung ihrer selbst, durch Intuition, indem sie gleichsam in ihr selbst errichtete göttliche Bilder des Früheren schaut, die von der Zeit mit Rost bedeckt sind und die sie nun in ihrer Reinheit wider herstellt — wie wenn es ein beseeltes Stück Gold gäbe, das später alles Erdige von sich abstieße und das nun, während es zuvor über sich selbst in Unkenntnis war, weil es kein Gold sah, voll Ver-

Digitized by Google

wunderung sich selbst anschaute in seiner Isolierung und innewürde, daß es gar keiner geliehenen Schönheit bedürfe, weil es am herrlichsten an und für sich sei, wenn man es allein für sich bleiben ließe.' — Daß hier wie überall die persönliche Unsterblichkeit gemeint ist, unterliegt keinem Zweifel, wird aber von Plotin obendrein noch ausdrücklich bestätigt. Es geht nicht an, sagt er, in einem Atem die Unvergänglichkeit der Weltseele zu bejahen und die Unsterblichkeit der Einzelseele zu verneinen. Denn die Einzelseele ist nicht etwa ein Modus oder eine Ausstrahlung der Weltseele, sondern ein selbständiges Individuum, eine Usia oder Substanz. Beide sind Prinzipien der Bewegung und des Lebens, eine jede lebt durch sich selbst und ergreift im Denken mit der selben Fähigkeit die selben Gegenstände, indem sie die himmlischen und überhimmlischen Dinge und alles wesenhaft Seiende erforscht und bis zu dem ersten Anfang vordringt. Sodann beweist doch das durch sie selbst aus den ihr innewohnenden Anschauungen gewonnene Begreifen eines jeden Dinges an sich, das sich auf dem Wege der Widererinnerung vollzieht, das Dasein der Seele vor dem Körper und, da sie im Besitze ewiger Erkenntnisse ist, ihre eigene Ewigkeit.

Prägen wir uns ein, daß Seele und Leben identisch sind und daß mit dem Schwinden des Lebens auch das Weltall verschwinden würde. Noch mehr. Die Seele hat das Leben in und aus sich, sie ist des Lebens unerschöpflicher Born. Wir können auch so reflektieren: entweder ist das Leben substantiell und die so beschaffene Seele eine durch sich selbst lebende Substanz, d. h. gerade das was wir suchen, und dessen Unsterblichkeit werden sie zugeben; oder sie bezeichnen das Leben als eine der Seele accidentiell zukommende Affektion und werden dann genötigt sein eben jenes Prinzip, von dem aus die Affektion in die Materie gekommen ist, als unsterblich anzuerkennen, da es das Gegenteil dessen, was es mitteilt, von sich ausschließt. Es teilt aber das Leben mit, also schließt es den Tod aus; das Leben stirbt nicht. — Alles Zusammengesetzte ist auflösbar. Setzt man die Auflösung fort, so wird man zuletzt auf etwas Unauflösliches und Einfaches kommen, das Bewegung und Leben aus sich selbst hat und daher von dem Lose des Todes nicht mehr betroffen wird. Alles Auflösbare ist durch Zusammensetzung entstanden und löst sich in der selben Weise wider auf, in der es entstanden ist. Die Seele dagegen ist eine einfache und einheitliche, der Wirklichkeit nach im Leben verharrende Natur (*μία καὶ ἁπλῆ ἐνεργείᾳ οὖσα ἐν τῷ ζῆν φύσις*), keine Masse und kein Quantum. Auf diese Weise also wird sie nicht zugrunde gehen. Aber vielleicht auf dem Wege der Veränderung (*ἀλλοιωθεῖσα*)? Auch so nicht. Denn die zerstörende Veränderung raubt nur die Form, läßt aber die Materie bestehen, und das ist die Eigentümlichkeit eines Zusammengesetzten, nicht eines Einfachen wie der Seele, die demnach in keiner dieser Beziehungen vernichtet werden kann, sondern in jedem Bezuge unvergänglich und unsterblich sein muß.

Wie ist es denn nun aber geschehen, daß die Unsterbliche aus der Region des ewig Wahren, Guten und Schönen in diese Welt der Vergänglichkeit und Sterblichkeit herniederstieg? Der angeborene Hang

Digitized by Google

zur Veränderung, das Streben und Verlangen trieb sie, die Materie nach den im Geiste geschauten Ideen zu gestalten; gleichsam schwanger von ihnen, dem Inhalt ihres Schauens, und mit Geburtswehen ringend, trachtet sie zu schaffen und wirkt so schöpferisch. Jedoch gibt sie sich dem Körper nicht völlig und ganz zu eigen; in gewissem Maß hält sie sich noch außerhalb des Körpers, während der Geist *(νοῦς)* der Wirklichkeit nach in der Identität mit sich selbst bleibt und durch die Seele alles mit Schönheit erfüllt und schmückt, ein Unsterbliches durch ein Unsterbliches.

Nach Plotin sind sogar die Seelen der Tiere und Pflanzen unsterblich. Er schreibt: 'Die menschlichen Seelen, die gefallen und bis zu tierischen Leibern herabgesunken sind, werden notwendig unsterblich sein. Gibt es aber noch eine andere Art der Seele, so kann auch diese nirgends andersher als von der lebendigen Natur stammen; denn auch für die Tiere ist sie die Urheberin des Lebens; ganz ebenso auch die in den Pflanzen wohnende Seele. Denn alle sind ausgegangen von dem selben Prinzip, haben das Leben als Wesensbestimmung und sind auch ihrerseits unkörperlich, unteilbar, Substanzen.' Das Bedenken, die menschliche Seele möchte, da sie dreiteilig sei, infolge ihrer Zusammensetzung auch wider aufgelöst werden, sucht er durch die Bemerkung zu zerstreuen, daß die schlechteren Teile der Seele erst bei der Geburt ins irdische Dasein angewachsen seien und wider abfallen, sei es gleich beim Ausgang aus dem Leibe oder sei es später in verschiedenen Stadien der Reinigung. Untergehen werde auch der schlechtere Teil nicht, so lange das bestehe, von dem er seinen Ursprung genommen habe. Denn nichts aus dem Seienden Stammende könne zugrunde gehen.

Schließlich verweist der Philosoph alle, die keinen Beweis *(ἀπόδειξις)*, sondern nur Überredung *(πειθὼ αἰσθήσει κεκραμένη)* verlangen, auf die an Beispielen so reiche Geschichte. Andere Wahrscheinlichkeitsgründe mag man den Orakelsprüchen der Götter entnehmen, die den Zorn beleidigter Seelen zu sühnen und den Toten Ehrengaben zu opfern befehlen, was ja voraussetzt, daß diese ein Gefühl davon haben, eine Voraussetzung, nach der alle Menschen gegen die Abgeschiedenen handeln. Viele Seelen überdies, die früher in den Menschen waren und nun des Leibes ledig geworden sind, hören nicht auf, den Hinterbliebenen Wohltaten zu erweisen oder sonst durch Orakel und Weissagungen Nutzen zu stiften und damit den Beweis zu liefern, daß sie leben und nicht der Verwesung anheimgefallen sind.

Digitized by Google

Andersen als Dichter

von

Victor Henry.

Zu Beginn des vorigen Jahrhunderts ward auf der kleinen Insel Fünen als Sohn eines armen Schuhmachers Johann Christian Andersen geboren. Sein Leben fällt in die Zeit des Niedergangs dänischer Staatsmacht: sein Vaterland unterlag Napoleon und 1864 Preußen-Österreich, es verlor große Gebiete. Aber in dieser Zeit erlebten die nordischen Völker auf geistigem Gebiete einen großen Aufschwung. Der Sohn des armen Schuhmachers ist einer der Führer, eine der ersten Größen in dieser ruhmreichen Entwicklung. Aus eigener Kraft und durch werktätige Liebe edler Mitmenschen wurde ihm die Bildung und Kultur Europas erschlossen. Die Eindrücke seiner Reisen, die Geschichten seiner Kindheit, angeborne Gaben ließen ihn zum Dichter Dänemarks und Europas werden. Es gibt kaum ein Kind unserer Tage, das sich nicht an seinen Märchen erfreute, keinen ernsten klugen Menschen, der nicht dem Wunder dieser Dichtung einmal nachgrübeln möchte.

Die große Bedeutung Andersens für die Weltliteratur, sein großer Kreis von Verehrern erklärt sich aus seinen großen Fähigkeiten und seiner Eigenart als Dichter. Viele haben ihm nachgeeifert, ihn nachgeahmt, aber keine Nachahmung konnte solch Wunder schaffen, wie hier aus der Fülle einer Persönlichkeit strömte. Wir wollen die Art und die Gesetze dieses Dichters liebevoll studieren, ohne zergliedernd zu zerstören.

Einfach und schlicht sind die Fabeln seiner Geschichten. 'Da wurde kürzlich ein altes Haus, das den gleichmäßigen Eindruck der Straße störte, abgerissen.' 'Eine kleine Streichholzverkäuferin ist in der Neujahrsnacht erfroren'; solche und ähnliche alltägliche Erlebnisse, die man in der Zeitung liest, werden Andersen Stoff zu Geschichten. Oder er greift in das Kindesleben: da geht ein Ball verloren, er fliegt in die Dachrinne, ein Zinnsoldat verschwindet, er fällt aus dem Fenster; ein Kind weint, der Tannenbaum wird geplündert! Viele andere haben solch schlichte, einfache Begebenheiten erlebt, ohne daß sie zu Märchen und Bildern wurden. Sitten und Gebräuche fremder Völker, das Blühen und Verwelken einer Blume, die großen Erfindungen und Entdeckungen erscheinen in Andersens Geschichten als ebenso schlichte und einfache Ereignisse, wie das Erlebnis eines Kragenknopfes. Es ist eine bunte Welt von kleinen alltäglichen Geschehnissen, in die wir hineinsehen. Wie Kinder oft in einer alten Schachtel allerhand bunte Herrlichkeiten: Glasperlen, zerbrochene Puppen, farbige Lappen, bunte Murmeln, Bälle,

Digitized by Google

Kreisel, kleine Figuren, Papierflitter und Seidentand und tausend andere Schätze verwahrten und dann hineingreifen in diese Herrlichkeit und gerade hiermit am schönsten Theater spielen, so greift Andersen in das Leben der Menschen.

Und jene unscheinbaren Splitter und Trümmer erzählen Geschichten, ihre eigenen Geschichten. Aber diese einfachen und schlichten Fabeln schmücken sich dem Dichter. Bunte Bilder aus dem Leben der Völker, aus der Geschichte und aus fremden Weltteilen fügen sich an. Er setzt das Mikroskop an einen Wassertropfen und siehe da: es ist eine große Stadt: Paris oder Kopenhagen — sie gleichen einander alle. Er selbst ist der Zauberer, dem unter dem Mikroskop Kleines, Unscheinbares groß und bedeutsam erscheint. Sein Dichterauge sieht scharf wie das Mikroskop und weit wie das Fernrohr. Der Mond erzählt von Indien; plötzlich stehen wir am Ufer des Ganges; nur ein Blick eröffnet sich uns in jenes sagenumwobene Land. Auf dem Boden steht der alte Koffer, den Andersen selbst auf seinen Fahrten und Reisen durch die Welt benutzt haben mochte, darin liegen mancherlei bunte Erinnerungen an jene Reisen. Und siehe da, der Koffer wird zum Zauberkoffer, der den bankerotten Kaufmannssohn in ferne Länder trägt. Die Wunder des Orients, die eigenartige Kultur des Sultanhofs, Geschichte der Türken — all das fügt sich als schmückendes Beiwerk an das nüchtere Erlebnis: 'Ich sah einen alten Koffer' an. Hier ist sogar die eigentliche Fabel gegenüber den bunten Bildern, die in wechselnder Folge angereiht und eingefügt sind, beinahe zurückgetreten. Nicht immer aber beobachten wir es, wie aus den kleinen Geschichten das Märchen wird. Oft stellt uns der Dichter auch vor den fertig geputzten Baum. Manchmal sehen wir die Phantasie schöpferisch am Werke, in andern Geschichten wieder tritt das Geschaffene fertig vor uns hin. Diese Art steht dann den alten Volksmärchen näher, Beispiele für sie sind etwa: 'Das häßliche junge Entlein' oder 'Das Feuerzeug'.

Historier og eventyr nennt Andersen seine Märchen, Bilderbuch ohne Bilder, eine kleine Sammlung von Geschichten, die der Mond erzählt. Die Geschichte ist der Ausgangspunkt seiner Dichtung nicht, und das Bild nur der bunte Schmuck, erst das Bildhafte macht aus der Fabel das abenteuerliche Märchen, aus den Geschichten des Mondes ein Bilderbuch. Außer den Bildern aus dem Leben der Völker, der Geschichte und fremden Ländern schmücken tiefe uralte Symbole Andersens Dichtung. Solche kennen Sagen und Dichtungen aller Völker, solche bietet täglich das Leben. Licht und Feuer waren seit den Tagen der alten Inder und Perser Symbole für Leben und Auferstehung, ihr Verlöschen bedeutete den Tod. So lehrt Andersen uns in der ersten Geschichte des Mondes, so erklärte die alte Großmutter dem kleinen Mädchen. Der Schmetterling als Allegorie der Auferstehung auf Grabsteinen, die Rose als Zeichen der Schönheit und Liebe, Blumen und andere Pflanzen als Gleichnis des Menschenlebens, die Schnecke als Sinnbild der Gleichförmigkeit und Beharrlichkeit, der Gott Amor sind geläufige Hilfsmittel Andersenscher Kunstdichtung. Als das alte Haus längst abgerissen ist, predigt noch das Schweinsleder: 'Vergoldung vergeht, Schweinsleder besteht.'

Digitized by Google

In solchen und ähnlichen Symbolen liegt gewiß ein tiefer Humor. Und das ist mit das Größte an Andersen. Er kann lachen, und bringt Kinder und Erwachsene zum Lachen, zum tollen, übermütigen und zum tieferernsten. Das folgt aus der seelischen Vertiefung, die bei ihm jedes, auch das unscheinbarste Ding erfährt. Er hat namenloses, grenzenloses Mitleid mit allen Leiden und am tiefsten mit denen, die so gering geachtet werden. Deshalb ist er nie ohne gutmütigen Spott über die Glücklichen. Dieser Spott kann stellenweise beinahe zur beißenden Ironie werden. Die seelische Vertiefung tritt da am stärksten in den Vordergrund, wo Phantasie und Verstand weniger wirken, so in der kleinen Geschichte von dem Mädchen, das die Gluckhenne küssen wollte, der Erzählung 'ein Herzeleid' oder bei dem kleinen Mädchen mit den Schwefelhölzchen, die einzig und allein ihre Großmutter lieb gehabt hatte. Niemand hat größer Kinder- und Mutterliebe, ja überhaupt die Liebe der Menschen und Gottes gemalt, als dieser Däne. Weich wie die Küsten seiner Heimat ist im Grunde sein Herz, und diese Herzenswärme ist der tiefste Quell seiner Dichtung.

So kommt es, daß bei ihm fast stets Humor und tiefe Tragik so nahe beieinander wohnen. Man möchte oft gleichzeitig weinen und lachen. Oft werden wir zuerst nur den Humor gewahren. Aber bei genauerem Hinsehen sehen wir doch unter allem Spotte tiefes Leid, das Leid des Mitempfindenden!

Auch sonst arbeitet Andersen mit Kontrasten. Möglich, daß seine Begabung, farbig und plastisch zu sehen, Malerisches herauszuarbeiten, ihn bewog, Gegensätze von Licht und Schatten nebeneinander zu stellen. Auch der Kontrast und seine falsche Überschätzung wird bisweilen selbst Gegenstand eines Märchens, so in der Geschichte 'ein Unterschied ist da'. ‚Der Schweinejunge' auch wohl in 'der Prinzessin auf der Erbse'. Und auch hierbei hören wir wieder das spöttisch mitleidige Lächeln. Gewiß, wir sehen die Dinge in den Gegensätzen von 'hell und dunkel', aber in der Liebe Gottes ist alles aufgehoben.

Und damit kommen wir schließlich auf den tiefen, symbolischen, allgemeinen Sinn von Andersens Dichtung. Er ist ein großer Dichter und Künstler nicht allein wegen dem wunderbaren Reichtum an Mitteln, wegen der kunstvollen, wegen der tiefen, innerlichen, reichen Gemütsveranlagung, wegen des scharfen Auges und der bunten Phantasie, er ist Dichter, weil er ein Weltweiser, ein Philosoph ist. In seinen Dichtungen, in seiner Märchenwelt spiegelt und bricht sich die Welt, wie der Sonnenstrahl im Wassertropfen. Da sind all' die Leidenschaften und Torheiten, all das Streben, Sehnen und Suchen der Menschen noch einmal, als ein buntes Spiel, dessen Sinn wir nicht kennen! Aber vielleicht kennen wir ihn doch, vielleicht steht doch hinter dem Lächeln, dem Spott und der scharfen Beobachtung, hinter dem Zauber Kribbel Krabbels die verstehende, verzeihende Liebe.

Vielleicht liegt darin die Bedeutung der nordgermanischen Dichtung, daß, wie sie erst später zum Christentum kam, sie diesen christlichen Gedanken tiefer und schmerzlicher erlebt und durchkämpft als wir Deutschen, daß sie noch jetzt baut an der Einheit von germanischem Naturgefühl

Digitized by Google

und christlicher Liebe. Einerlei wie dem sei. Eine Beschäftigung und Vertiefung in Andersens Kunst kann uns anregen, nachzudenken über die Bedeutung der Nordgermanen für die germanische Gesamtkultur! Andersen ward auch uns Deutschen ein Dichter!

Akusilaos über Kaineus

von

Paul Maas.

Der 13. Band der Oxyrhynchos-Papyri (1919) bringt in Exzerpten aus einer hellenistischen Schrift der Gattung *Συμμεικτα* (Nr. 1611 saec. II) einen fast ganz erhaltenen Abschnitt über Kaineus, der durch ein längeres Zitat aus Akusilaos besonderen Wert erhält. Ich lege diesen Abschnitt mit einigen Bemerkungen vor. Die Ergänzungen außer Z. 50 und 97 stammen von den Herausgebern; geringere sind unbezeichnet geblieben. Zeilenschlüsse sind soweit bezeichnet wie für die Zählung erforderlich war, ferner an zerstörten Stellen. Lesezeichen fehlen im Papyrus.

Oxyrh. Pap. 1611, 38 (anschließend an das Ende eines andern Exzerptes) [ὁ] *τι το παρα Θεοφραστωι λεγομενον εν τωι δευ*|[40]*τερωι Περι βασιλειας περι του Καινεως δορατος τουτο· 'και οὑτος εστιν ὡς αληθως ὁ τωι σκηπτρωι βασιλευων,*|[45] *ὁ τωι δορατι καθαπερ ὁ Καινευς.' αξιον γαρ [κρα]τειν ὁ Καινευς τωι δορατι αλλ' ουχι τωι σκηπτρωι καθαπ[ερ οἱ πρ]ο|[50][τερο]ι βασιλεις [. . . . .]ου|[. . .] εδυνατο π[. . .]τῆς|[ὑπ' Α]κουσιλαου [του] Αργειου κατα|[λεγομενης]| ἱ στοριας απολυσα[ι . . . .|*[55]*· λεγει γαρ περι Καινεω[ς]| οὑτως· 'Καινῆι δε τηι Ελατου μισγεται Ποσ⟨ε⟩ιδ⟨ε⟩ων. επειτα, ου γαρ ην αυτοισιερον παιδας τεκειν ουτ' εξ ε|[60]κεινου ουτ' εξ αλλου ουδενος, ποιει αυτην Ποσειδεων ανδρα ατρωτον ισχυν εχοντα μεγιστην των ανθρωπων|[65] των τοτε. και ὁτε τις αυτον κεντοιη σιδηρωι η χαλκωι, ἡλισκετο μαλιστα χρηματων και γιγνεται βασιλευς οὐ|[70]τος Λαπιθεων. και τοις Κενταυροι πολεμεεσκε. επειτα στησας ακον|τιον . . . . . |. . . . . |[75]σ δ' ουκ ηε[. . . . . και] Ζευς ιδων αυτ[ον τα]υτα ποιουντα απειλει κα εφορμᾶι τους Κενταυρους. κἀκεινοι αυτον κατα|[80] κοπτουσιν ορθιον κατα γης και ανωθεν πετρην επιτι θεισιν σημα. και αποθνησκει.' τουτ' εστιν γαρ ισως το τωι δορατι αρ|[85]χειν τον Καινεα. δυναται δε δια τουτου και το παρ' Ευριπιδηι εν Αλκμεωνι τωι δια Κορινθου λεγομενον ὑπο θεου|[90] 'καγω μεν ατεκνος εγενομην κεινης απ⟨ο⟩· Αλκμεωνι δ' ετεκε διδυμα τεκνα παρθενος', εαν τις ζητηι, πως ἡ|[95] του θεου μειξις αγονος εστιν, δια του προκει[μενου διαλυθηναι* (es folgen 3 zerstörte Zeilen, dann ein neues Exzerpt) [1]).

[1]) 46 *αξιων* die Herausgeber: die Stelle ist noch ungeklärt. 59 *τεκεν* (so?) Pap. 61 *αυτον Ποσ*„ 80 *ορειον*, 84 *τι* (statt *το*) Pap., alles von den Herausgebern verbessert.

Digitized by Google

56—83 ist ein Stück ältester griechischer Prosa[1]), an Ursprünglichkeit der Überlieferung zu vergleichen nur mit den beiden ebenfalls erst aus Oxyrhynchos bekannt gewordenen Bruchstücken aus Pherekydes (2 Diels) und Hellanikos (Ox. Pap. 1084). Freilich scheint die Überlieferung nicht ungetrübt.

Dialekt: *πετρην Λαπιθεων τοις Κενταυροις* (aber bei Pherekyd. l. c. *θεοισι και ανθρωποισι*, fr. 44 Müller *λιθοισι*, vgl. Hekataios fr. 172 sq.) *Ποσειδεων ποιει* (so auch Hellanikos l. c.) *ποιουντα* (vgl. *ποιουσι* bei Pherekydes l. c. neben *ποιευσι* und *σεο*, Hekataios fr. 284 *κινεεται*) *κεντοι(η) επιτιθεισιν πολεμιεεσκε μισγεται εφ-ορμᾶι* daneben unglaubhaft 57 *Ποσιδων*, 59 *τεκέν*. Über 56 *Καινηϊ* und 58 *ἱερον* s. u.

Der Stil bestätigt das antike Urteil[2]). Parataxe mit *και* und *επειτα* dominiert. Das proleptische *γαρ* in der Parenthese 57 findet bei Herodot zahlreiche Parallelen (z. B. V 92, 7). Zum Anfang *Καινηϊ δε τηι Ελατου μισγεται Ποσειδεων* vgl. Hellanikos (Ox.) *Κελαινοι δε μισγεται Ποσειδεων κτλ.*, Hekataios fr. 358 *τηι Δανᾶι μισγεται Ζευς*. Das historische Tempus ist durchweg das Präsens.

Inhaltlich stimmt das Fragment im wesentlichen zu der bisher bekannten Überlieferung über Kaineus[3]), großenteils wörtlich (vgl. den Kommentar der Herausgeber)[4]), so daß Akusilaos als Hauptquelle anzusehen ist; seine Quelle war vermutlich Hesiodos. Von der Tragödie des Ion *Φοινιξ η Καινευς* und den Komödien *Καινευς* des Araros und des Antiphanes haben wir freilich keinen Begriff. Ob eine der Legenden über Verwandlung des Kaineus nach seinem Tod auf Akusilaos zurückgeht, läßt sich nicht sagen, da das Zitat mit dem Tod abbricht. Akusilaos in der Überlieferung verwandter Sagen (Ischys, Koronis): fr. 39, 9 f. Diels.

54 *ἱστοριας* aus dem Titel? vgl. fr. 21, 28 Diels.

56 *Καινηϊ* zu *Καινευς*; vgl. *σπηϊ* Hellanikos Ox. Pap. 1084, *Καινηος* Orph. Argon. 171. Da Akusilaos nur einen Namen nennt, muß es der männliche gewesen sein. Ein Mädchenname ist vor Ovid nicht bezeugt. Wenn bei Vergil Aen. 6, 448 unter lauter Frauen erscheint *iuvenis quondam, nunc femina Caeneus rursus et in veterem fato revoluta figuram,* so zeigt das für mein Stilgefühl, daß er über keinen weiblichen Namen verfügte. Ovid wird seine Caenis erfunden haben, wie seinen Hymen (Philol. 66, 1907, 594); die späten Römer (Gellius, Servius, Ausonius), auch die griechisch schreibenden (Phlegon, Interpolator bei Antonin. Liberal. 17) werden, was diesen Namen angeht, von Ovid abhängen[5]).

59 *αυτοισιερον* (*αυτοις ἱερον* die Herausgeber) kann ich nicht

---

[1]) Akusilaos (*Ακουσιλεως* bei Platon und Menandros Rhetor) lebte 'kurz vor den Perserkriegen', jedenfalls vor Hellanikos (Joseph. contra Apion. I, 13, 18. Dionys. Halik. de Thuc. p. 818). Fragmente zuletzt bei Diels, Vorsokratiker II[3] 206.

[2]) Cicero de orat. II 12. Norden, Antike Kunstprosa 36 ff., *Ἄγνωστος θεός* 368 ff.

[3]) Artikel von Seeliger bei Roscher; vgl. Pape und Thes. ling. lat. s v.

[4]) Hinzuzufügen Herakleitos *περὶ ἀπίστων* 74, 5 Festa (*χαλκωι και σιδηρωι*).

[5]) Der Irrtum *Ατραχος θυγατηρ* bei dem genannten Interpolator erklärt sich am besten aus Abhängigkeit von Ovid Met. 12, 209 *Atracides* (= *Thessalus*).

Digitized by Google

deuten. Hier muß gestanden haben, was die übrige Überlieferung übereinstimmend betont, daß die Verwandlung auf Wunsch des Mädchens geschah. Die Emendation hängt davon ab, welche andern Deutungen die als ιε bezeichneten Reste zulassen. Sollte αυτηι προς (oder ες) ερον zugrunde liegen? vgl. Eurip. Ion 67 ερωτι παιδων.

67 ἡλισκετο μαλιστα χρηματων (*'he was conquered most certainly of all'*) verstehe ich nicht.

70 Die Erwähnung des Kentaurenkampfes an dieser Stelle ist seltsam. Im Schol. Apoll. Rhod. 1, 57 heißt es an der entsprechenden Stelle ηρισε δε και Απολλωνι και ενικηθη. Kombiniert ergibt das eine (delphische?) Variante zum Folgenden.

78 απειλει gibt, auch wenn man es aus απ-ειλεω ableitet, keinen befriedigenden Sinn; man erwartet etwa αγαναχτει.

86ff. δια τουτου wird wie es scheint wegen der Länge des Satzes durch 97 δια του προκειμενου wieder aufgenommen.

93 Das Mädchen ist Manto, der Gott Apollon. Auf Grund von Apollodor. 3, 3, 7 wird man διδυμα als δυο erklären müssen, wie oft in tragischer Sprache. Mit αγονος lehnt Euripides wohl die Tradition ab, wonach der Vereinigung des Apollon mit der Manto ein Sohn (Mopsos) entsprungen ist (Apollod. epit. 6, 3). In der Tat widerspricht es griechischer Anschauung, daß der geschlechtliche Verkehr des Gottes mit einer Jungfrau kinderlos bleibt (vgl. λ 249), da er sich doch überhaupt auf die Erzeugung eines Sohnes beschränkt, während andererseits der Verkehr des Gottes mit seiner Seherin nicht als geschlechtlich, sondern im Sinn einer geistigen Gemeinschaft aufgefaßt wird, die natürlich trotzdem physische Enthaltung fordert.

Druckfehlerberichtigung.

Seite	143	Zeile	12	l. Hippokrates	für Hippogrates
		„	13	l. erschließenden	„ anschl.
		„	17	l. also	„ als
		„	1	v. u. ihm	„ ihre
Seite	144	Abs. Zeile	10	galenische	für gabrische
		„	12	Galens	„ Galeas
		„	13	Quaest.	„ Quaist
		„	15	wo	„ sowie
		„	17	er	„ es

Digitized by Google

MITTEILUNGEN

Zur Neugestaltung des deutschen Schulwesens.

Karl Reinhardt scheidet als Siebzigjähriger mit dem 1. Juli d. J. aus seinem Amte. Verehrung und Dankbarkeit geleiten ihn, vermißt wird er gar bald, zurückersehnt noch oft werden. Seine Ansicht über die Tagesforderung einer Neugestaltung unseres Schulwesens hat er in einer Schrift[1]) der Öffentlichkeit vorgelegt; man kommt in Versuchung, von einem pädagogischen Testament zu sprechen, und doch es trifft nicht zu. Reinhardt selbst würde die Bezeichnung aus Bescheidenheit ablehnen, wir andern vermeiden sie, weil wir noch mehr in Wort und Schrift von ihm erhoffen, und weil ein Leben von so starkem Gehalte und so weitwirkenden Kreisen nicht nur vom Standpunkt der Schulorganisation beurteilt werden darf. Denn dieser gilt die neuste Schrift vor allem, mag sie auch, wie bei Reinhardt selbstverständlich, aus reichstem Wissen und mit tiefstem Empfinden für alle geistigen Aufgaben unseres Volkes geschrieben sein.

Wie oft ist der Geist Fichtes in unsern Tagen fälschlich oder töricht beschworen worden; hier verspüren wir seinen Hauch, wenn wir das erste Kapitel lesen von der Volkserziehung, der unser Sinnen und Wirken mit voller Kraft gelten soll. Ohne Scheu wird von den Mängeln des bisherigen Systems gesprochen, und so genügt eine vornehme Geste, um die abzutun, die aus ihrem Sumpfe Schüler und Lehrerschaft der höheren Unterrichtsanstalten mit Schlamm bewerfen. Aber sehr ernst ist auch die Abrechnung mit dem Zeitgeiste, der um äußerer Vorteile willen die Schulen pflegte und suchte, mit dem staatlich geförderten Berechtigungswesen, das wie ein Schmarotzergebilde dem starken Baum viele Kräfte entzog. So wurde eine nicht für alle geeignete Art der Ausbildung des Geistes und Charakters bevorzugt, ja zeitweise zur allein gültigen gemacht, während die Schule schon rechtzeitig der Vielgestaltung des Lebens und der Veranlagung hätte Rechnung tragen sollen. Aus diesem Berechtigungswesen ergaben sich die größten Gefahren besonders für die Lehrer, die sich zu sehr als Beamte fühlten, während Reinhardt ihnen mit tiefem Ernst, in wundervollen Worten ihre wahrhaft seelsorgerische Aufgabe vorstellt.

---

[1]) Karl Reinhardt, 'Die Neugestaltung des deutschen Schulwesens'. Leipzig 1919, Quelle u. Meyer, 73 S.

Digitized by Google

Der Plan einer Neugestaltung muß sich zunächst mit dem Begriff der Einheitsschule historisch und kritisch auseinandersetzen. Die gemeinsame Grundschule wird als notwendig gefordert, für die Bezeichnung Einheitsschule das inhaltlich richtigere Wort Differenzierungsschule vorgeschlagen, und aus dessen Sinn der für alle gleichmäßige Unterricht vom 6. bis 12. Lebensjahre abgelehnt. Reinhardt erklärt bei seinem nicht erschöpfend gedachten Literaturnachweise, daß vielerlei Anregungen auf ihn wirkten, am nächsten glaubt er den Gedanken W. Reins zu stehen. 'Gebundenheit soweit notwendig, Freiheit soweit möglich!' müsse die Losung sein. Die Volksschule soll, wie bisher, acht Jahrgänge umfassen und zwar eine Oberstufe und eine Unterstufe von je vier Jahren, an die Unterstufe schließt sich daneben eine Mittelschule an von gleichfalls vier Jahrgängen, in denen außer einer Fremdsprache Mathematik und Naturwissenschaften gelehrt werden. Auf sie bauen sich die Fachschulen auf, aus denen die Schüler, bei regelmäßigem Fortschreiten, mit vollendetem 18. Lebensjahre abgehen. Nach dem zweiten Jahrgang der Mittelschule, also vom 12. Lebensjahre an, sollen die höheren Lehranstalten, die besser Studienanstalten zu nennen wären, sich abzweigen, so würde, von der jetzigen Untertertia ab, die Oberrealschule unverändert bleiben, das Realgymnasium und das Gymnasium mit dem Lehrplan der Reformanstalten weiter bestehen.

Im Gegensatz zu diesem Vorschlag scheint es mir zweckmäßiger, den Begabten die Möglichkeit zu geben, die Unterstufe der Volksschule in drei statt vier Jahren zu durchlaufen, man könnte sie bereits nach dem ersten oder auch nach dem zweiten Schuljahre von den übrigen trennen und rascher fördern, man könnte auch in der zweiten Hälfte des dritten Schuljahres Kurse für sie einrichten, die den Abschluß der Vorbereitung für die höhere Lehranstalt ermöglichen. Dann ließe sich die Unterstufe der höheren Schule dreijährig erhalten, während Reinhardt ihr nur zwei Jahre geben will, um den regelmäßigen Schulabschluß nicht über das 18. Lebensjahr hinauszuschieben. Das selbe Verfahren würde auf die Mittelschulen anzuwenden sein, wo ein vierjähriger Lehrgang der Unterstufe von Tüchtigen in drei Jahren zurückzulegen wäre. Die Besten würden dann in sechs Jahren (drei Jahre Volksschule und drei Jahre Mittelschule) zur Studienanstalt gelangen, aber das Ziel wäre auch in sieben Jahren (etwa drei Jahre Volksschule und vier Jahre Mittelschule) erreichbar, schließlich könnten die langsam Reifenden in acht Jahren (je vier Jahre Volks- und Mittelschule) den Anschluß finden. Wer Erfahrungen mit frühreifen Abiturienten und Studenten gemacht hat, wird kein Unglück darin sehen, daß mancher erst mit 20 Jahren ins Leben oder zur Hochschule geht, wie oft kam das auch jetzt vor zum Segen des Beteiligten und damit der Gesamtheit. Man vermißt hier auch die Bemerkung, daß die althumanistischen Gymnasien erhalten bleiben können, wo sie nicht die einzigen höheren Lehranstalten des Ortes sind, und wo Tradition und der Wunsch der Elternkreise dafür sprechen. Schließlich würde man gerade von Reinhardt gern eine Skizze der praktischen Durchführung auch dieser Ausgestaltung gesehen haben. Nur zu oft macht man die Beobachtung, daß die Lehrer der entlassen-

Digitized by Google

den Schule wohl ein gutes Urteil über Fähigkeiten und Willenkräfte ihrer Zöglinge innerhalb der eigenen Lehraufgabe haben, daß sie aber die Schwierigkeiten der höheren Schulart unterschätzen. Nur in einem einheitlich geleiteten Schulkörper, in dem höhere, Mittel- und Volksschulen vereinigt sind, kann durch sorgfältige gemeinsame Beobachtung die Begabung und Reife der Schüler festgestellt und so der Übergang, ohne Schwierigkeiten für alle Beteiligten, ermöglicht werden. Damit erübrigt sich auch in den meisten Fällen die von Reinhardt vorgeschlagene Probezeit von drei Monaten. Treffend sind Reinhardts Ausführungen über das Vorurteil gegen die Schulen, die nicht in den bisher gewohnten Bahnen gehen, ausgezeichnet, was er von der Überschätzung der Intelligenz sagt; gerade unsere Zeit braucht tiefgründige Naturen, mögen sie auch langsamer erscheinen; Charaktere sind doch wertvoller als Talente.

Über Unterstützung unbemittelter begabter Schüler, über Schulgeldstaffelung wird nur kurz gesprochen, da gibt es viele Möglichkeiten des Fortschrittes.

Das vierte Kapitel behandelt die gemeinsamen Aufgaben aller Schularten und enthält sehr Wertvolles über die Pflege der Muttersprache und den deutschen Unterricht. Im Anschluß an die Lehrziele der Staatsbürgerkunde und Volkswirtschaftslehre wird von der Erziehung der Schüler zum freien Vortrag, sowie von Behandlung selbstgewählter Themen in Versammlungen durch Rede und Gegenrede, von praktischer Betätigung durch soziale Fürsorge gehandelt. Das Gefühl der Selbstverantwortung soll gestärkt werden und sich äußern dürfen, ja müssen in der Selbstverwaltung, doch nur die reifere Jugend ist dahin zu führen, Kinder sollen gehorchen lernen und Ehrfurcht haben.

Von der Volksschule wird verlangt, daß sie dem Werkunterricht mehr Raum gebe und das Begreifen im ursprünglichen Sinne des Wortes fördere. Nicht vielerlei Wissen lehren, sondern Kräfte der Kinder entwickeln gilt es. An den Mannheimer und Charlottenburger Förderklassen wird gezeigt, wie auch im Unterricht der Volksschule Begabte gehoben, Langsame gepflegt werden können. 'Pflichtfortbildungsschulen' bis zum 18. Lebensjahre sind für Erziehung und Unterricht der Reiferen unumgänglich nötig, sie müssen gleichfalls zur allgemeinen Menschenbildung führen, da 95 von Hundert unserer Volksgenossen durch die Volksschule gehen.

Die Mittelschule soll ihre Zöglinge nicht mehr unbesehen, nur nach dem Wunsche und Geldbeutel der Eltern aufnehmen; aus der Zahl der Volksschüler werden sie durch eine Prüfung oder nach sorgfältiger Beobachtung ausgewählt. Auf die vier Klassen ihrer Unterstufe, die sich an die Grundschule anschließen, können noch zwei weitere Klassen aufgebaut werden. So soll die Mittelschule die bisherige Realschule ersetzen und ihre Schüler mit vollendetem 16. Lebensjahre, entsprechend der Primareife, entlassen, sie wird Hauptvorbildungsanstalt für alle mehr nach der praktischen und künstlerischen Seite Beanlagten sein und den besten Übergang zu höheren Fachschulen bilden. Zu diesen sollen Befähigte aber auch von den Volksschulen gelangen können, und weiter muß der Weg zu den Hochschulen offenstehen.

Digitized by Google

Die Reformbedürftigkeit der Lehrerbildungsanstalten erkennt Reinhardt an, erwähnt auch, daß man mit Abiturienten, die nur kurze Zeit ein Seminar besuchten, gute Erfahrung gemacht habe, lehnt aber mit Recht die Forderung ab, daß dies die gewöhnliche Ausbildung sein müsse; denn den Volksschullehrern würde man den besten Nachwuchs entziehen, der vom Lande stammt, mit dem Leben des Volkes und der Natur verwachsen ist.

Das achte Kapitel, wo über die höheren Lehranstalten gehandelt wird, erweckt unser besonderes Interesse. Sie beginnen nach Reinhardts Plan mit der bisherigen Untertertia; die Sexta, ohne fremdsprachlichen Unterricht, gehört zur Grundschule, Quinta und Quarta zur Mittelschule. Die Oberrealschule bleibt infolgedessen im wesentlichen unverändert, es wird nur der Vorschlag gemacht, die zweite Fremdsprache ein Jahr später zu beginnen, damit auch dann noch (also zur O III) der Übergang aus der Mittelschule möglich sei. Ich würde in diesem Falle vorziehen, noch ein weiteres Jahr damit zu warten; dann könnten begabte und arbeitsfreudige Mittelschüler, die sich erst später entwickelten, noch in die U II der Oberrealschule eintreten. Die Tertien dieser Schulart würden frei für eine Verstärkung des mathematisch-naturwissenschaftlichen und besonders des deutschen Unterrichts. Wie Gymnasium und Realgymnasium nach gemeinsamem lateinischen Unterricht in den Tertien sich mit der Untersekunda gabeln, so würde nach Verlegung der zweiten Fremdsprache in die Untersekunda der Oberrealschule die Möglichkeit gegeben sein, dort eine vierte Schulart abzweigen zu lassen, die jetzt allgemein gefordert wird, in ihren wesentlichen Zügen feststeht und nur von manchen 'Deutsches Gymnasium', von andern 'Mathematisch-naturwissenschaftliche Oberrealschule' genannt wird. Sie würde mit den Hauptfächern Deutsch, Mathematik und Naturwissenschaften und nur einer Fremdsprache zur Reifeprüfung führen.

Reinhardt betont an anderer Stelle sehr nachdrücklich, daß nicht die Aufnahmefähigkeit für den reinen Lehrstoff höherer Lehranstalten allein zu dem wünschenswerten Normaltyp ihrer Schüler führt, sondern daß eine Fülle von geistigen und seelischen Veranlagungen vorhanden sein muß, die freilich überall vorkommen, aber doch am leichtesten sich als Erbe von Generationen entwickeln, unter dem Einfluß eines geistig hochstehenden Elternhauses. Diese Tatsache bietet Gewähr dafür, daß die neue Schulgestaltung keine Überschwemmung der höheren Lehranstalten durch ungeeignete Elemente bringen wird, wenn nur die Behörden und Lehrerkollegien in ihren Anforderungen fest bleiben. Die bisherigen Erfahrungen mit den sogenannten Begabtenschulen mahnen doch zu großer Vorsicht. Man soll in Eltern und Schülern nicht frühzeitig zu große Hoffnungen erwecken, denen oft unzweifelhaft eine starke Enttäuschung folgt. Deshalb muß Selbstprüfung der Schüler, sorgfältige Beobachtung durch Eltern und Lehrer regelmäßig nach zwei bis drei Jahren stattfinden, ehe ein neuer Schulweg eingeschlagen wird. Immer wieder muß es Möglichkeiten geben, erkannte Fähigkeiten stärker auszubilden, Fächer, deren Bearbeitung nicht genügend Früchte trägt, abzustoßen, oder das Wissen und Können auf solchen Gebieten wohl zu

Digitized by Google

erhalten und gelegentlich zu vertiefen, aber nicht zu erweitern. Gern würde man, gerade von Reinhardt, mehr über die sogenannte Bewegungsfreiheit in Prima gehört haben. Der Sechzehnjährige soll statt des Lateinischen mehr neuere Sprachen oder Mathematik und Naturwissenschaften treiben können, er soll andererseits das Recht haben, seine mathematisch-naturwissenschaftlichen Kenntnisse zu festigen ohne sie auszudehnen und dafür sich philologisch-historisch eingehender betätigen. Entsprechend gilt die Forderung für die andern vorhandenen oder neu entstehenden Arten der höheren Lehranstalten. Wenn ich entgegen dem Reinhardtschen Vorschlage die bisherige Quarta den Studienanstalten erhalten möchte, so begründe ich das hier nur kurz mit dem Hinweis auf den grundlegenden Lehrgang in der alten Geschichte und der Mathematik, die beide am besten von Akademikern übernommen werden, die nachher die Klassen weiterführen sollen. Wie aber darüber auch die Entscheidung fallen mag, vierfach wird die Siebung der Schüler nach Anlagen und Willenkräften sein: beim Uebergang zur Mittelschule, bei der Versetzung nach Quarta oder Untertertia, vor der Untersekunda und zum Eintritt in die Prima. Keine Prüfung, sondern sorgfältige Beobachtung durch die Unterrichtenden selbst und die Lehrer der kommenden Stufen soll stattfinden, zu freier Äußerung soll der Schüler erzogen werden, in vertrauensvoller Rücksprache gilt es die Eltern zu gewinnen, dann können Fehlgriffe nur verschwindende Ausnahmen sein.

Die Scheidung der Geister zeigt sich schon jetzt bei den Ansichten über die Rechte des Hauses. Mir scheint, daß die Wahl der Schulart unter allen Umständen freigestellt werden muß, wenn die Bedingungen für eine Versetzung erfüllt sind. Treffen die Eltern diese gegen den wohlerwogenen Rat der Lehrer, dann haben sie auch die alleinige Verantwortung, wenn die Schulzeit des Sohnes nicht so glücklich verläuft, wie es hätte sein können, oder wenn dessen Ausbildung im ungeeigneten Zeitpunkt abgebrochen und mit Zeitverlust verlegt werden muß. Für den Aufstieg ist gesorgt, der Mittelschüler kann bei richtiger Veranlagung und Entschlossenheit noch mit vierzehn Jahren in die Untersekunda der Oberrealschule oder des Deutschen Gymnasiums eintreten, der spät entwickelte oder durch äußere Umsände gehemmte Volksschüler findet den Weg zur Mittelschule und gegebnenfalls weiter; nach dem vollendeten 12. oder auch 14. Lebensjahr der in einer Fremdsprache vorgebildeten Schüler kann man die besonders für Sprachen oder für Mathematik Beanlagten wohl unterscheiden. Die Schule hat dadurch das sogenannte Abstoßungssystem verbannt, das Reinhardt mit Recht herzlos nennt. Ganz von selbst ergibt sich auch die größere Freiheit in der Stundenzahl, für die Reinhardt nur eine obere und untere Begrenzung fordert. Das Recht des Schülers, durch gute Leistungen in einem Fach die mangelhaften eines andern auszugleichen, muß kaum noch betont werden, denn er wird selten in Fächern Unterricht haben, zu denen ihn nicht Anlage und Neigung führten.

Erfreulich ist das Bekenntnis Reinhardts zum humanistischen Gymnasium; allen, die ihn kennen, ist es nicht überraschend. Die warnenden Worte, nach beiden Seiten gesprochen, werden hoffentlich ihre Wirkung

Digitized by Google

nicht verfehlen. Die Form dieser Schulart ist veränderlich, der Geist kann und muß gerettet werden, schwindet die Zahl der Schüler, der Wert des einzelnen Jüngers wird wachsen, niemand soll später klagen, daß er ins Heiligtum geschleppt worden sei. Dem Bedürfnis und den Wünschen jeder Gemeinschaft sich anpassend werden die einzelnen Stufen der höheren Lehranstalten erwachsen, oft nebeneinander, stets wurzelhaft verbunden; unbekümmert mag man einen Zweig absterben lassen, der künstlicher Erwärmung oder todgeweihten Kräften ein kurzes Dasein verdankte. Man gebe nur alle Möglichkeiten des An- und Aufbaus der Grundschule, dann werden auch kleine Gemeinden wenigstens einen Teil der Mittelschule (VI und V oder IV) schaffen und dadurch weiterstrebende Söhne länger im Elternhause halten können.

Eine völlige Abschaffung der Reifeprüfung wird man mit Reinhardt ablehnen, seine Vorschläge zur Vereinfachung verdienen lebhaftes Interesse. Was aber über den Prüfungsaufsatz und in Verbindung damit über den Aufsatz im allgemeinen sagt, wird an vielen Stellen Beifall finden, und in der Forderung der Freiheit des letzten Schuljahres für allgemeine Studien, besonders philosophischer und kulturgeschichtlicher Art, ist die sogenannte Bewegungsfreiheit der Prima umrissen gezeigt.

Mit warmen Worten fordert Reinhardt die Beibehaltung des Religionsunterrichts im Lehrplan der deutschen Schule neben völliger Gewissensfreiheit für Lehrer und Schüler. Was dieser Unterricht an tiefsten sittlichen Werten fördert, wird ebenso betont, wie die glückliche Gelegenheit, Weltanschauungsfragen aufzuwerfen und zu behandeln, wenn der Lehrer Festigkeit des eigenen Standpunktes und Duldung anderer Auffassung vereint, Schulen, deren konfessioneller Charakter festgelegt ist, müssen ihn behalten können, wie überhaupt der Wunsch der ausgesprochenen Mehrheit der Eltern in dieser ernsten Angelegenheit entscheidend sein soll.

Die höheren Mädchenschulen werden, unter Berücksichtigung ihrer besonderen Aufgabe, doch ähnlich gestaltet sein, wie die für die männliche Jugend, gemeinsame Erziehung der Geschlechter soll gestattet sein, wo geringe Schülerzahl und Mangel an Geldmitteln die Trennung unmöglich machen. Privatschulen, besonders Internate, sollen bleiben, um neue Formen und Methoden zu erproben, sie sollen unter staatlicher Aufsicht auch Rechte und finanzielle Beihilfen erhalten.

Die Verwaltung des gesamten Unterrichtswesens muß vereint werden, örtliche Behörden und Elternausschüsse sollen beteiligt sein, Sachkundige werden bei Besichtigung des Unterrichts in den einzelnen Fächern mitwirken. Das Ganze soll gesetzmäßig durch die Reichsregierung in Vereinbarung mit den Gliedstaaten geregelt werden und zwar in langsamem Auf- und Abbau. Einheitlich soll auch der Geist der Lehrerschaft sein, ohne daß für alle die gleiche Ausbildung zu fordern ist, Gleichmacherei würde unsere ganze Kultur schädigen, aber die Standesschranken sollen fallen in dem gemeinsamen Streben für die Jugend und das Vaterland. Die Zahl der höheren Lehranstalten wird durch die Not des Landes verringert werden, und damit gehen auch viele Oberlehrerstellen ein. So schmerzlich es scheinen mag: es muß betont werden, die Lehrer sind um der Schulen willen da, nicht umgekehrt,

Digitized by Google

deshalb werden in einem strengeren Verfahren bei den Prüfungen künftig manche auszuschließen sein. Nur die sollen den Lehrerberuf erwählen, die ein Herzensbedürfnis dazu treibt, und die bereit sind, Schäden und Wunden zu heilen, auch bei den Armen und Verwahrlosten.

Dies in großen Zügen Gedankengang und Inhalt des Büchleins, dessen anspruchloses Äußere im Gegensatz steht zu der Fülle des Gebotenen, die hier auch nicht annähernd erschöpft werden konnte. Was die geistige Welt bewegte an Gedanken und Hoffnungen für Menschenbildung und Erziehung, vom Evangelium und von Platons Eros bis zu den scheinbar unbedeutendsten Organisationsangelegenheiten, ist gestreift oder mit herangezogen. Der treue Diener seines Kaisers und Königs hat volles Verständnis für die neuen, großen Aufgaben im sozialen Staate, der warmherzige Freund des klassischen Altertums tritt stark für das Recht der andern Fächer ein. Der Siebzigjährige schaut, erschüttert aber nicht gebeugt, durch Deutschlands Unglück, wie Moses mit jugendlichem Hoffen in ein neues Land der Zukunft, als einer der höchstgestellten unter Deutschlands Oberlehrern reicht er freundschaftlich und kollegial jedem Volksschullehrer, der mit ihm aufstrebt, die Hand. Wir hätten ihm an der Schwelle seines achten Jahrzehntes und zum Scheiden aus seinem Amte eine Ehrengabe bieten sollen, und nun hatte er sie uns gebracht, allen, die an Deutschlands Jugend arbeiten wollen als an Deutschlands Zukunft, allen, denen in der Not des Vaterlandes das Herz nur noch heißer glühte für dessen ewige Ideale, allen, die ihn verehren und ihm weiter folgen werden als einem der wahren Meister menschlicher Kraft und Güte.

Aus einem Vortrag im Kreise der Freunde des humanistischen Gymnasiums ist die kleine Schrift[1]) des Studienrates Friedrich Rommel über Einheitsschule und humanistische Bildung hervorgegangen. Das Gefühl der Notwendigkeit einer Neugestaltung unseres ganzen Schullebens ist — so führt Rommel aus — schon vor dem Kriege sehr stark gewesen. Jetzt handelt es sich darum aus den dunklen Empfindungen lichtkräftige Taten werden zu lassen; eine Evolution, keine Revolution ist nötig 'unter sorgfältiger Schonung des bewährten Erbgutes sollen wir dem Ideal ein Stück näher kommen'. Auch für ihn sind die zum Gymnasium Gezwungenen dessen größte Gefahr, auch er macht das Berechtigungswesen für viele Schäden haftbar. Nur die Differenzierung des Schulwesens sichert die Kulturentwicklung.

Die allgemeine Grundschule soll geschaffen, die Vorschule soll beseitigt werden, schon im zweiten Schuljahre soll die erste Sonderung stattfinden, und so wird die sechsjährige Grundschule mit Entschiedenheit abgelehnt. Mittelschule und höhere Schule will Rommel auch auf der Unterstufe, also in der bisherigen Sexta bis Quarta, trennen. Hier kann ich seiner Beweisführung von der Verschiedenheit des Sprachbetriebs auf dieser Stufe nicht folgen. Ich glaube Reinhardt hat recht und die Entwicklung drängt nach der von ihm gezeigten Seite. Mögen zunächst

[1]) Fr. Rommel, 'Einheitsschule und humanistische Bildung' Berlin 1919, Weidmann, 39 S.

Digitized by Google

Oberlehrer den fremdsprachlichen Unterricht im fünften und sechsten Schuljahr behalten, später werden ihn auch kluge, pädagogisch tüchtige Mittelschullehrer geben können, die im Ausland waren und wissenschaftlicher Fachleitung unterstehen. Hier dürfen keine Standesinteressen der Oberlehrer mitsprechen, wir werden schon Platz für unsern jungen Nachwuchs und andere Gelegenheiten zum Aufstieg für die Tüchtigen haben.

Der allgemein durchgeführte Lehrplan der Reformanstalten verbürgt, wie Rommel richtig ausführt, das Fortbestehen der humanistischen Bildung, das Gymnasium darf keine Fachschule werden, sondern muß für einen Teil unserer Jugend und damit für das geistige Gesamtleben unseres Volkes, die Erkenntnis unserer geschichtlichen Entwicklung vom Griechentum her erhalten. Viele der kleinstädtischen Gymnasien, häufig genug Refugia peccatorum, müssen beseitigt werden, das Griechische soll auf der Oberstufe vor dem Lateinischen den Vorzug haben, ja es kann noch stärkere Berücksichtigung verlangen. Unseren Altphilologen wird dabei sehr richtig ihre falsche Taktik vorgehalten: sie sollen verlorene Stellungen aufgeben, um andere fester zu behaupten und auszubauen. Kerschensteiners technisches Gymnasium wird abgelehnt, vom Deutschen Gymnasium in dem Sinne wie wir es oben behandelten, ist leider nicht die Rede. Über Einheitlichkeit, Vorbildung und Aufgaben des Lehrerstandes wird manches gute Wort gesagt oder neu geformt.

Auf philosophischer Grundlage, anknüpfend an Pestalozzi und Natorp behandelt A. Buchenau[1]) das Problem der Einheitsschule. Zentralisation, Spezifikation und Kontinuität sind die Faktoren der Organisation, Gesetzlichkeit und Freiheit der Ziele. Auch er kämpft gegen die Identifizierung der Begriffe Einheitsschule und Gleichheitsschule und schlägt die Prägung: differenzierte Einheitsschule vor. Nach dem Vorbild der Münchener Uebungsschulen könnten die Kinder, auch auf der Unterstufe, teilweise in Gruppen zusammengefaßt und dann wieder alle miteinander unterrichtet werden. Er hat nichts dagegen, daß begabte Schüler die Unterstufe in drei oder dreieinhalb Jahren durchlaufen, wenn allen das gleiche Recht zusteht. Sein Bedenken gegen das Nachlassen der Frühreifen in späteren Jahren, das die Wiederholung eines Jahrespensums und damit Verlust des Vorsprungs oft nach sich ziehe, ist nicht stichhaltig. Dieser Verlauf würde, wo er nötig erscheint, gerade dem Geiste der Differenzierung entsprechen Treffend ist die erneut erhobene Forderung: Weniger Buchschule, mehr Lebensschule! Buchenau wendet sich nicht nur gegen den sechsstufigen Unterbau von Natorp, Rein und Tews, sondern auch gegen den vierstufigen von Kerschensteiner. Auch er meint, wie Rommel, der fremdsprachliche Unterricht im zehnten und elften Lebensjahr müsse für künftige Oberrealschüler und Studenten ein anderer sein als für Mittel- und Handelsschüler. Er fürchtete das Streben zu vieler Eltern und Schüler, den Weg zur höchst erreichbaren Stufe einzuschlagen. Hierbei spielt — so scheint mir — die Sorge um Zustände in der Übergangszeit eine zu große Rolle. Wenn die Lehrer-

[1]) A. Buchenau, ‚Die Einheitsschule'. Schriften zur Neugestaltung Deutschlands. Leipzig und Berlin 1919, B. G. Teubner.

Digitized by Google

kollegien gerecht aber unerbittlich sind, wenn unvermeidliche schlechte Erfahrungen weite Kreise der Eltern über die Torheit falschen Ehrgeizes belehren, wird die Gefahr sehr gering sein. Zudem hofft doch gerade Buchenau auf eine Zeit, wo nur die Leistung des Menschen gelten soll, nicht die Schulbildung, die er erwarb, und dieser Zustand müßte Eltern und Schüler veranlassen, eine leichtere, das heißt den Anlagen entsprechende Art des Unterrichts zu suchen. Der Vergleich des sechsstufigen Unterbaus der Volksschule mit den sechs Klassen, die den Studienanstalten für die weibliche Jugend vorangehen, wird nicht ganz verständlich, ist doch in den letzteren dreijähriger fremdsprachlicher Unterricht bereits vorangegangen, ähnlich wie auf den Reformanstalten, was den Volksschulen gerade fehlt. Auf die Unterstufe von vier Jahrgängen soll in der Volksschule eine Oberstufe von vier, oder besser noch, fünf weiteren folgen, daneben eine fünfklassige Mittelschule und eine fünf- bis sechsklassige Realschule für Knaben und Mädchen. Diese Schulen, über deren Lehrplan Beachtenswertes gesagt wird, trennen sich also bereits nach der vierjährigen Unterstufe der Grundschule von den 'Gymnasien', so sollen alle Arten der bisherigen höheren Schulen heißen, die in erster Linie 'das Abstrakte und Theoretische betonen'. Wissenschaftliche Bildung sei ihr Ziel, bestimmte Funktionen, das heißt geistige Fähigkeiten sollen entwickelt werden. Menschenkenntnis, wissenschaftlich psychologisch erworben, führe zur Kunst der Menschenbehandlung, als höchster Aufgabe. Das altsprachliche Gymnasium hat gegenüber dem neusprachlichen den Vorteil der Arbeit innerhalb eines geschlossenen Kulturkreises, beide sollen mehr eine philosophische Richtung einschlagen, das sei noch wichtiger als Unterricht in der Philosophie. Ohne Kenntnis der fremden Sprachen, keine wirkliche Erfassung des Sachgehaltes, das Lateinische trete hinter das Griechische zurück, die Zahl der humanistischen Gymnasien werde beschränkt. In achtjährigen Kursen sollen drei oder vier Arten der 'Gymnasien' nebeneinander bestehen, ihre Schüler sollen stets wissen, daß sie nur eine Vorbildung erhalten, kommt es aber, je weiter nach oben um so mehr, zu einer gewissen 'Einseitigkeit', das heißt Beschränkung der Fächerzahl, so wird die Bescheidenheit gefördert und der Wunsch wachsen, auf der Hochschule eine breitere Basis zu gewinnen. Die Universität soll die Volkshochschule wissenschaftlich stützen und sich von ihr mit sozialem Geiste erfüllen lassen. Der Differenzierung der Einheitsschule entspricht auch die Differenzierung der Lehrerbildung, der Lehrerstand aber muß einheitlicher aufgefaßt werden und in gemeinsamen Angelegenheiten gemeinsam beraten und vorgehen. Nur Tüchtigkeit und Leistung sollen über den Aufstieg entscheiden, die Pädagogik muß sich auf die ganze Philosophie gründen. Erziehung und Staatslehre erstreben gemeinsam die Einführung des Kulturideals in die Wirklichkeit.

Mit der Broschüre[1]) von Emil Schwartz über die Einheitsschule weiß ich nichts anzufangen, verstehe vieles daraus nicht, das mag an mir

[1]) Emil Schwartz, 'Die Einheitsschule'. Schwierigkeiten ihrer Durchführung, Vorschläge zu deren Überwindung. Breslau 1919, Ferdinand Hirt.

Digitized by Google

liegen, und ich sage es nur zur Entschuldigung, wenn ich nicht treffend berichten sollte. Ob der Unterricht in der Volksschule das leistet, was der Verfasser behauptet, vermag ich nicht festzustellen; ich möchte nicht in seinen Fehler verfallen, wo er von den höheren Schulen ohne Sachkunde redet. Für ihn ist die Einheitsschule wirklich Gleichheitsschule, als Ideal gilt eine auf der Bertramschen Realschule aufgebaute Oberrealschule mit fakultativem Latein und Griechisch. Die früher selbständigen Lehranstalten sollen als Unter-, Mittel- und Oberstufe erscheinen, er nennt sie auch Elementarschule (vom 1. bis 6. Schuljahre), Realschule (7. bis 9. Schuljahr) und Studienanstalt (10. bis 12. Schuljahr). Er vergleicht die zwölfstufige Einheitsschule mit einer 'Leiter, auf der alle emporzusteigen suchen', freilich nicht alle bis zum Ende gelangen, dadurch sollen die Geister sich scheiden. Der Gedanke, daß die Begabten und die Schwächeren hierbei zu kurz kommen könnten, daß die Züchtung der Mittelmäßigkeit ins Große geht, scheint nicht aufgetaucht zu sein. Schwartz wehrt sich gegen jede Art der Gabelung und doch will er vom fünften Schuljahre ab eine Fremdsprache einführen, 'um schon hier festzustellen, welche Schüler für Sprachunterricht veranlagt sind'. Was soll nun aus denen werden, die als nicht geeignet befunden werden? Sollen sie — demnach doch alle — trotzdem den Unterricht bis zum 14. Lebensjahre weiter erhalten?

Ein Satz aus den Darlegungen gegen die Differenzierungsschule: 'Aus der bisherigen Breitengliederung der allgemeinen Bildungsanstalten nach sozialen Gesichtspunkten soll nun die nach intellektuellen treten, an die Stelle der Standeskasten, die Begabtenkasten', 'an die Stelle der Korpsstudenten würde der Zögling der Begabtenschule treten'. Über die Reihenfolge der Fremdsprachen: 'Es ist ein unhaltbarer Zustand, daß die Real- und Oberrealschule ihre Schüler nicht zum Lesen wissenschaftlicher Bücher befähigt, darum empfiehlt es sich, diese Sprache (das Latein) in den Lehrplan des siebenten Schuljahres aufzunehmen.' Satis superque.

In 16 Leitsätzen[1]), die einzeln genauer begründet werden, führt Willy Scheel seine Gedanken über den Aufbau eines einheitlichen Schulsystems aus. Auch er tritt ein für die gemeinsame Grundschule, von der die Mittelschule nach drei bis fünf Jahren sich abzweigt, um ihrerseits wieder mit zwei- bis dreijährigem Kursus zugleich auf die höhere Schule vorzubereiten. Er erkennt den Sieg des Gedankens der Reformanstalten an und sieht ihre allgemeine Einführung mit Sicherheit voraus. Zahlreiche Möglichkeiten zum Übergang von der einen auf die andere Schulart müssen geschaffen werden, auf der Oberstufe sollen wahlfreie Kurse mit pflichtmäßigem Stammunterricht verbunden werden. Die Einheitlichkeit des Unterrichts soll trotzdem durch Besprechungen gewahrt bleiben, örtliche Wünsche müssen Berücksichtigung finden, eine allgemeine Verstaatlichung der neuen Schule wird als nicht wünschenswert bezeichnet.

[1]) Willy Scheel, 'Leitsätze aus der Praxis für den Aufbau eines einheitlichen Schulsystems'. Schriften zur Zeit und Geschichte. 9. Bändchen. Berlin 1919, G. Grote.

Digitized by Google

Zuletzt erwähne ich das Buch von Oskar Kühnhagen über die Einheitsschule[1]). Mit großer Literaturkenntnis ist vieles zusammen- und gegenübergestellt, was zu dem Thema gesagt werden konnte. Das Schulwesen der meisten Kulturländer wird zum Vergleich herangezogen, eine Fülle von Erziehungs- und Unterrichtsfragen sind nebenbei behandelt. Es ist unmöglich, im Rahmen dieser Besprechung auf alles einzugehen. Nur eine Frage drängt sich auf. Warum wird immer von einer sechsstufigen für alle gemeinsamen Grundschule gesprochen und dann nebenbei bemerkt, daß begabte Schüler vom vierten Schuljahr englischen oder französischen Unterricht haben sollen? Soll das fakultativ neben dem andern Unterricht hergehen, dann werden die Kinder zu stark belastet, ist aber der Lehrplan für diese 'Begabten' ein anderer, dann handelt es sich in Wahrheit nicht mehr um eine sechsstufige, sondern höchstens um eine drei- bis vierstufige Grundschule, und dahin geht offenbar der Weg der Neugestaltung, wie alle besprochenen Schriften, positiv oder negativ, beweisen.

Berlin-Grunewald. Wilh. Vilmar.

Das Gymnasium und die neue Zeit[2])

Man kann dem Verleger, Alfred Giesecke-Teubner, nur Glück wünschen zu dem nunmehr gelungenen Unternehmen, der wahrhaft katastrophenartig hereingebrochenen Zeit einmal durch den Mund wirklich sachverständiger und großenteils nicht *de domo sua* sprechender Männer kund tun zu lassen, was gerade der neuen Zeit das humanistische Gymnasium zu bieten vermag.

Es ist ganz unmöglich, in Kürze von den gegen 90 Gutachten eine Übersicht oder auch nur eine Auswahl zu geben; es muß genügen, feststellen zu können, daß hier doch in einer andern Tonart zu Freunden und Feinden des Gymnasiums geredet wird, als in den Tagen der Uhlig und Aly. Freilich fehlt es auch hier nicht an salbungsvollen Apologeten, die mit bewährten Zitaten wie mit Bibelstellen arbeiten. Aber die Zahl der neuen Deutungen und Prägungen ist doch ganz überwältigend. Rückständig, im Sinne einer runden Absage an alle neuen, übrigens seit Jahrzehnten sich ankündigenden Gedanken über eine innere Neugestaltung des Gymnasiums, findet sich vielleicht nur eine vereinzelte Stimme: nach ihr wäre der Hauptvorzug des Gymnasiums, daß der Schüler etwas treiben und täglich überwinden muß, wogegen sich seine natürliche Bequemlichkeit auflehnt. Das ist doch eine etwas zu einseitige Verwertung des guten alten ὁ μὴ δαρείς usw.

Herausgehoben sei doch der mit Recht an die Spitze des Buches gestellte Aufsatz von Karl Joël in Basel, der nächst dem Preisträger des Berliner Ausschreibens Albert Dresdner (hier S. 164) die monumentalste Fassung findet für Antworten, wie sie das humanistische Gymnasium auf Fragen zu geben hat, die heute die fortgeschrittensten Geister als Lebensfragen im tiefsten Sinne beschäftigen. O. S.

---

[1]) Oskar Kühnhagen, 'Die Einheitsschule im In- und Auslande.' Kritik und Aufbau. Gotha 1919, F. A. Perthes. 168 S.

[2]) Das Gymnasium und die neue Zeit. Fürsprachen und Forderungen, seine Erhaltung und seine Zukunft. Leipzig, 1919, Teubner. 220 S. geb. (Buchdeckelschmuck: Die Athenengruppe aus den Pergamonfries.)

Digitized by Google

Ein Buchhändler-Jubiläum neuer Form[1])

Der namentlich allen Philologen wohlbekannte Verlag von Marcus und Weber in Bonn feiert sein hundertjähriges Jubiläum mit der Sammlung einer großen Anzahl von Aufsätzen bekannter Gelehrter, die mit dem Verlag in geschäftlichen Beziehungen stehn. Die Beiträge sind sehr verschiedener Art, teils persönlich-biographisch, teils spezial-wissenschaftlich, teils allgemeinerer Natur, alle getragen von herzlicher Anhänglichkeit an den vornehmen Verlag, dessen beide Begründer, Eduard Weber und Adolf Marcus, dieser der letzte seines Namens, in wohlgelungnen ungemein ansprechenden Bildnissen dem stattlichen Bande beigeheftet sind. Das Buch ist, wie aus S. 6 hervorgeht, im Manuskript vor den Oktobertagen 1918 ab geschlossen gewesen, unbeschattet also von dem, was uns heute den Atem zu versetzen droht, darum seine Lektüre eine rechte Herzerfrischung.

Ein Antrag.

Ein wirklicher Trost in dieser trostarmen Zeit, da wahre Feinde von außen und falsche Freunde von innen auch unser geistiges Leben bedrohen, ist der Mut eines Verlegers, der gerade jetzt zwei so umfangreiche und kostspielige Werke hat herausbringen mögen, wie den Platon von Wilamowitz (2 Bände VI u. 756 u. 452 S.) und Carl Roberts Archaeologische Hermeneutik (632 S. Quart, mit 300 Abbildungen). Die Werke selber werden wir an anderer Stelle zu würdigen haben, für heute sei nur so viel gesagt, daß beide im besten Sinne lesbar geschrieben sind und sich wohl auch für Primanerbibliotheken eignen. Dem Verleger aber beantragen wir von dem letzten, uns verbleibenden Golde *στεφανῶσαι χρυσῷ στεφάνῳ ἀρετῆς ἕνεκα καὶ εὐνοίας εἰς τοὺς φιλολόγους.*

Derselbe — Derselbe[2]).

Im 9./10. Hefte des vorigen Jahrganges ward angeregt, nur noch 'der selbe' zu schreiben und dadurch zugleich das Gefühl für den richtigen Gebrauch des Wortes zu schärfen. Dagegen ist nichts einzuwenden, wohl aber gegen die Behauptung, daß 'derselbe' in der abgeschwächten Bedeutung von wirklichen Schriftstellern kaum noch gebraucht werde. Leider zeigt aufmerksame Beobachtung, daß es in diesem Sinne noch immer recht häufig von Zeitungsschreibern, Politikern, aber auch von Gelehrten und sonst von angesehenen Vertretern der deutschen Prosa und Dichtkunst, angewandt wird. Auf die beiden ersten Gattungen hinzuweisen, ist nicht der Mühe wert, weil sich jedermann alltäglich vom Stande der Sache überzeugen kann. Die Belege sollen daher nur vom Gebiete der Wissenschaft und der schönen Literatur genommen werden. So wendet Behaghel (Die deutsche Sprache, 1886) das Wort überreichlich an, z. B. 'so ist damit nicht gesagt, daß das Indogermanische dem Urzustand der Sprache nahe stehe. Im Gegenteil: dasselbe ist eine nach allen Seiten hin hoch ausgebildete Sprache'. Desgleichen findet es sich oft bei Becker-Lyon (Der deutsche Stil), z. B. 'das Objekt geht, wenn es auf ein Adjektiv bezogen wird, demselben voran.' Bei P. Cauer (Die Kunst des Übersetzens, 1914) lese ich: 'Einige der Beispiele ragen in ein Gebiet hinein, das zwar dem Gedankenkreise, in dem wir hier stehn, angehört, innerhalb desselben aber von besonderer Art ist.' A. Scheindler scheint sogar das Wort 'derselbe' besonders fördern zu wollen, da er in seinem 'Elementarbuch für die erste Stufe des Lateinunterrichtes' *is* durch 'derselbe' übersetzen läßt (S. 78 und sonst). Der Schaden, den er dadurch stiftet, läßt sich kaum durch beständige Belehrung gutmachen. J. W. Nagl in seiner Deutschen Sprachlehre für Mittelschulen (2. Aufl.) schreibt: 'Bei Wiedergabe mündlicher Anreden wird die angesprochene Person nur dann mit großem Anfangsbuchstaben geschrieben, wenn behufs (!) Ehrung derselben von der natürlichen Form des Fürworts abgegangen wird.'

[1]) 100 Jahre A. Marcus und E. Webers Verlag 1818—1918. Bonn 1919. VIII u. 392 u. 48 S. geb.

[2]) Vgl. Gymn.-Progr., St. Pölten 1914, 1915.

Digitized by Google

Auch aus der neueren schönen Literatur lassen sich leicht Beispiele beibringen: '. . . in der stillen Klause verleben sollte. Im übrigen herrschte in derselben eine musterhafte Ordnung' (M. Eyth, Der Schneider von Ulm). 'Das Lob des Landesherrn oder Segenswünsche für denselben' (Lynkens, Phantasien). '. . . wenn ihr Gebete gelehrt werden, mit der Weisung, daß man, wenn man dieselben unablässig hersage, alles geschenkt erhalte' (R. Voß, Die Auferstandenen). '. . . wie oft ihr die Glasperlen wieder herunterfielen. Mechanisch nahm sie dieselben immer wieder auf' (Bienenstein, Wo Menschen Frieden finden). 'Jeden Mittwoch hatten wir freien Ausgang und ich benützte denselben . . .' (Bienenstein, Der Einzige auf der weiten Welt). 'Da die Räumlichkeiten derart eingeteilt waren, daß eine Teilung derselben unmöglich war' (Hoffensthal, Helene Laasen). 'Der Weißhaarige, der erkannte, vor welch furchtbarer Leidenschaft die Kranke stand, hatte ein großes Mitleid für dieselbe' (Zahn, Erni Behaim). 'Die Erforschung der Erde, die Entdeckung des interplanetarischen Weges nach derselben (K. Laßwitz, Auf zwei Planeten). '. . . gab es Verstimmungen und Röbi schürte dieselben' (Zahn, Der lange Balthasar). 'Er ging gerade damit um, dem Kammerherrn zu schreiben, als ein Gespann auf den Hof rollte, dem derselbe entstieg' (Knobloch, Heimat). 'Der Boden muß vor allem bearbeitet werden. Das muß um so sorgfältiger geschehen, je magerer derselbe ist' (Perfall, Dämon Ruhm). 'Die Sonne verschwand schon in dem tiefliegenden Tale, dasselbe in wunderbare Schatten hüllend' (Ballestrem, Unheimliche Geschichten). — Wie man sieht, teilen sich in diesen Gebrauch brüderlich Nord- und Süddeutsche; Österreicher, Reichsdeutsche mit den mundartlich bis zu einem gewissen Grad entschuldigten Schweizern.

St. Pölten. Klemens Matzura.

Kulturkunde

Wichtiger als alle Anpreisungen besonderer Schulformen, und heilsamer als aller Fachimperialismus mit seinem Streit um die Stundenzahl ist die Art, wie man die Stunden ausfüllt. Ernst Samters neuestes Buch[1]) zeigt einen Mann, der ganz in der Wissenschaft lebt und ganz für seine Schüler, denen mitzuteilen, was ihm die Seele erfüllt, er keine Mühe und kein Opfer scheut. Hier wird nichts erwartet von Neuerungen der Organisation, nichts gefordert, was von außen käme: aus beglückender Erfahrung wird schlicht und eingehend berichtet, was sich innerhalb der bestehenden Schulformen planen und ausführen läßt, in einem nicht durchaus neuen, aber mit ungewöhnlicher Hingebung verfolgten Sinne. Deutsches und griechisches Wesen in Sitten und Bräuchen, in Wissenschaft und Technik, in Religion und Dichtung, in Kunst und Geschichte, erfahren hier eine Beleuchtung, die den Schülern grade das bietet, was sie brauchen, und was ihnen grundsätzlich vorzuenthalten unverantwortlich wäre. Hier wird nicht nur in Bilderbüchern geblättert und nicht in Worten gekramt, hier wird sehen gelehrt und eine Bekanntschaft mit den Tatsachen und Zusammenhängen geistigen Lebens vermittelt, die wahrhaft fruchtbringend wirkt. Ein schwächeres Kapitel ist das über Homer, ja allem was über die Kulturkunde hinausgeht, und besonders unglücklich, was vom Übersetzen und Lesen antiker Schriftsteller überhaupt gesagt wird, — grade den Homer muß der Schüler im letzten Jahre mit Verständnis lesen können, ohne ihn zu übersetzen —, sehr beherzigenswert, aber wohl mit Rücksicht auf die besondere Schrift des Verfassers von der Religion der Griechen[2]) nicht weiter ausgeführt, das über die homerische 'Religion' Gesagte.

O. S.

[1]) Ernst Samter, Kulturunterricht, Erfahrungen und Vorschläge. Berlin, Weidmann, 1918. 204 S. 7 M.

[2]) Aus Natur und Geisteswelt Nr. 457. Teubner.

Digitized by Google

ANZEIGEN

J. Volkelt, Ästhetik des Tragischen. Dritte neubearbeitete Auflage. München, C. H. Beck, 1917. 552 S. 8. Geb. 12,50 ℳ.

Betrachtungen, die an den Begriff des Tragischen anknüpfen, sind auf der Oberstufe der höheren Schule besonders fruchtbar für die Erfassung des Wesensinhaltes eines dichterischen Kunstwerkes. Darum ist Volkelts Ästhetik des Tragischen auch in der neu erschienenen und erweiterten Auflage ein hervorragend wertvolles Hilfsmittel besonders für den Lehrer des Deutschen. Volkelt hat bekanntlich den Begriff der Schuld am konsequentesten von dem des Tragischen losgelöst und damit erst eine vorurteilslose Betrachtung und Beurteilung desselben ermöglicht. Überall, wo ein Mensch von Größe und Eigenart durch übermächtige, leiderregende Gewalten äußerer oder innerer Art in Wesen und Persönlichkeit ernstlich bedroht erscheint, ist nach Volkelt Tragik vorhanden, auch wo ein äußerer oder innerer Untergang des Helden keineswegs erfolgt. Während die ältere deutsche Ästhetik das Tragische im wesentlichen nur etwa bei Aischylos, Sophokles, Shakespeare, Lessing, Goethe, Schiller suchte, findet Volkelt die Beispiele in der ganzen Weltliteratur. Er hat das Gebiet des Tragischen über die Grenzen der Tragödie hinaus erweitert. Das Epos, besonders auch die Prosadichtung, Roman und Novelle, ja sogar die Lyrik sind Fundgruben des Tragischen, und auch außerhalb der Dichtung in der Wirklichkeit des Lebens ist es vorhanden, wenn diese Tragik auch nicht ohne weiteres in den Bereich des Ästhetischen gehört.

Auch in der schulmäßigen Behandlung besonders im deutschen Unterricht hat sich diese Auffassung des Tragischen wohl mehr und mehr durchgesetzt, Hand in Hand mit einer entschiedenen Erweiterung des behandelten Stoffes. Wenn heute die bedeutendsten Dramatiker des 19. Jahrhunderts, Kleist, Grillparzer, Hebbel, Ludwig, auch wohl Ibsen, überall größere Beachtung finden, wenn die modernen deutschen Prosadichter, z. B. Keller, Storm, Raabe, C. F. Meyer in den meisten Schulen gelesen und behandelt werden, so zeigt das den Wandel der Anschauungen, der seit 20 Jahren erfolgt ist. Für eine Behandlung der tragischen Probleme bei allen diesen Dichtern findet der Lehrer bei Volkelt eine feste und sichere wissenschaftliche Grundlage.

Auch wer nicht eigentlich philosophisch interessiert ist, sollte das Buch lesen. Er wird sich angezogen fühlen durch die unendliche Fülle interessanter Beispiele, mit denen Volkelt seine Typen des Tragischen erläutert, und es ist ungemein reizvoll für den Leser, auch abgesehen von jeder ästhetischen Theorie die eigene Auffassung dichterischer Gestalten entweder bestätigt zu finden oder zu berichtigen oder auch ein-

Digitized by Google

mal im Gegensatz zu ihm sich selbst schärfer zu formulieren. Besonders an der Hand des Registers der Beispiele kann man jederzeit mit Leichtigkeit das Gesamtbild des einzelnen Dichters nachprüfen. Überall ergibt sich eine umfassende Würdigung, mit kongenialem Sinn von einem Meister dichterischen Nachempfindens entworfen.

Auch der Lehrer des Griechischen sollte sich die wertvollen Anregungen nicht entgehen lassen, die das Buch für die ästhetische Behandlung bietet. Ich glaube allerdings, daß die griechische Dichtung noch erheblich ergiebiger für die Ästhetik des Tragischen herangezogen werden könnte, besonders die homerischen Gedichte, in denen das ionische Griechentum zum ersten Male in der Weltliteratur das Tragische dichterisch bewältigt hat. Auch Volkelt sieht in Homer den ersten Gestalter des Tragischen. Auch er sieht in Achilles, Hektor, Patroklos tragische Helden. Aber er findet bei Homer nur eine 'Tragik des äußeren Kampfes', deren Träger immer nur Menschen von 'ungeteilter Gemütsart' sind (S. 154). Ich glaube, man muß darüber noch hinausgehen. Es gibt jedenfalls schon in der Ilias auch Menschen von zwiespältiger Gemütsart, 'die ihr Leid keineswegs innerlich kampflos hinnehmen' und dann tragisch wirken. Phoinix im neunten Buche, den der Streit zwischen Vater und Mutter in die Fremde gejagt und um das Glück seines Lebens gebracht hat, gehört hierher. Ein tragisch angelegter Charakter ist auch der Glaukos des sechsten Buches. Ihn wie die ganze Familie drückt das Schicksal der Heimatlosigkeit, das in ihm eine Anlage zu 'seelischer Disharmonie' (vgl. S. 358) entwickelt hat, die durch das Bewußtsein, gegen die eigenen Volksgenossen kämpfen zu müssen, noch gesteigert wird. Bei ihm ist schon 'die Schwächung oder Erkrankung des Willens' eingetreten, von der Volkelt (S. 358) spricht. Er ist ein Mensch, der auch ohne das 'Eingreifen äußerer Gegenmächte' (vgl. S. 144) unter diesem 'inneren Kampfe' leidet. Bei Helena kann in einigen Partien der Ilias (vgl. z. B. 6, 344 ff.; 3, 172 ff.; 24, 762 ff.) von einer Anlage zum 'Tragischen des schuldvollen Zwiespaltes' die Rede sein. Ihre zwiespältige Gemütsart zeigt sich in ihrer tiefen Enttäuschung über den Gatten, von dem sie doch nicht lassen kann; ihre Sehnsucht nach der alten Heimat und ihre Unzufriedenheit mit sich selber steigert sich zu dem Wunsche, lieber tot zu sein.

Am eindrucksvollsten wirkt der Achill des neunten Gesanges. Er erscheint hier keineswegs als eine so robuste Natur, als ein so 'ungeteilter Charakter', wie der Achill des ersten Gesanges. Viel weicher, fast tatenscheu und melancholisch, kann er trotz des beispiellosen Entgegenkommens des Beleidigers die Kränkung nicht verwinden. Er verliert dadurch den liebsten Freund, und es wird ihm schließlich das Gesetz des Handelns von anderen vorgeschrieben. Der Dichter dieser durch und durch tragischen Gestalt ist ein feiner Psychologe und ein Herzenskündiger allerersten Ranges. Hier erscheint zum ersten Male in der Geschichte der Dichtung fast eine Art von Hamletnatur, ein großer und bedeutender Mensch, den die Hemmnisse in seinem Inneren verhindern, so zu handeln, wie es eigentlich natürlich und richtig wäre.

Auch den Vorstufen des Tragischen, z. B. dem Tragischen in Ver-

Digitized by Google

bindung mit dem Rührenden begegnen wir bei Homer fast auf Schritt und Tritt; so in zahlreichen kleinen Kampfesszenen der Diomedie, bei Skamandrios und den Brüderpaaren Abas und Polyidos, Xanthos und Thoon, auch im elften Gesange bei Iphidamas und dem Brüderpaar Hippodamos und Hypeirochos. 'Tragik in Verbindung mit gewöhnlicher Rührung' (S. 492) zeigt die Gestalt des Lykaon, 'Tragik in Verbindung mit herber Rührung' (S. 490), die Andromache besonders im sechsten Gesange.

Man findet bei näherem Zusehen eine überraschende Fülle von Tragik in den homerischen Gedichten, überall in Verbindung mit einer großzügigen und weitblickenden Betrachtung und Beurteilung menschlicher Schicksale. Das zeigt sich auch in der Stellung zum Göttlichen, zur Schicksalsidee in ihrer Einwirkung auf das Menschenleben. Auch da ist die Auffassung manchmal moderner als es zunächst scheint. Volkelt meint, daß bei Homer häufig eine Verdunkelung der Schuld durch die Transzendenz eintrete, z. B. wenn die Schuld an Agamemnons Gewalttat, dem Raub der Briseis, im Verlaufe der Dichtung auf die Götter geschoben werde (S. 463). Ich glaube, der Vorwurf ist nicht berechtigt. Allerdings entschuldigt sich Agamemnon im 19. Gesange mit der Verblendung durch die Götter. Aber der Dichter legt ihm diese Worte nur in den Mund, um seine oberflächliche und skrupellose Denkweise zu charakterisieren. Der Dichter selbst glaubt nicht daran. Agamemnon ist überhaupt nirgends bei Homer tragische Gestalt, wie Volkelt anzunehmen scheint (S. 154). Es fehlt ihm die eigentlich menschliche Größe. Dagegen erscheint er im Verhältnis zu Achilles als der vollendete Typus einer 'nichtigen tragischen Gegenmacht' der große König mit dem kleinlichen Charakter. Es wäre eine interessante Aufgabe, an der Hand der Volkeltschen Gesichtspunkte das Tragische bei Homer genauer zu untersuchen.

Auch für die Tragiker ergeben sich neue fruchtbare Gesichtspunkte, besonders für Euripides, der meines Erachtens größere Berücksichtigung auf der Schule verdient, der aber eigentlich erst auf Grund der Volkeltschen Anschauungen als der τραγικώτατος verstanden werden kann. Volkelt selbst freilich folgt in seiner wesentlich ablehnenden Stellung gegenüber dem dritten der großen griechischen Tragiker noch den Vorurteilen der älteren deutschen Ästhetik. Ich zweifle, ob es berechtigt ist, ihm aus dem Eingreifen der Transzendenz einen solchen Vorwurf zu machen, wie Volkelt tut (S. 452 u. 456 ff.), und ob bei ihm dadurch wirklich das Tragische verdunkelt wird. Auch der moderne Leser wird das Eingreifen der Transzendenz ertragen, wenn diese als äußere Versinnbildlichung immanenter psychologischer Vorgänge aufgefaßt werden kann. Das ist bei Euripides z. B. im Hippolytos der Fall trotz der Gestalt der Aphrodite; denn die Handlung, die sich zwischen Hippolytos, Phaidra und Theseus abspielt, ist psychologisch völlig zureichend motiviert. Aphrodite ist für die eigentliche Handlung nichts anderes als eine Symbolisierung der wilden Leidenschaft, die Phaidra ergriffen hat und die dann für beide zum verderbenbringenden Schicksal wird, ohne daß die Schuld der Phaidra dadurch irgendwie verringert würde (S. 462).

Digitized by Google

Andererseits verkörpert Aphrodite gleichzeitig auch eine Göttervorstellung, die zwar in der Wirklichkeit des griechischen Volkslebens wirksam war, die der Dichter aber leidenschaftlich bekämpft. Im Herakles ist der Wahnsinn einerseits menschlich-psychologisch zureichend begründet als eine Folge der furchtbaren nervösen Überreizung des Helden, auf der anderen Seite symbolisch-transzendent durch das Eingreifen der Hera und ihrer Botinnen Iris und Lyssa, ein Parallelismus der Motivierungen, der sich auch bei Homer schon findet z. B. im ersten Gesange der Ilias (1, 194 ff.), wenn Athene von Hera gesendet dem Achilles rät, seine Leidenschaft zu beherrschen, wo doch offenbar auch nur ein psychologischer Vorgang durch das Eingreifen der Transzendenz lebendig gemacht wird. In der Elektra und im Orestes handelt der Muttermörder Orestes unter dem Einfluß des sittlich-religiösen Gebotes der Blutrache, versinnbildlicht in dem Gebot des Apollo. Sein Handeln ist im übrigen in beiden Stücken rein psychologisch motiviert, sein Schwanken vor dem Muttermorde menschlich natürlich. Die Tat selber ebenso wie die Verzweiflungstaten am Schluß des Orestes erklären sich als Handlungen eines unglücklichen, heimatlosen, sittlich verwilderten Mannes, die der Dichter vom Standpunkte einer tieferen Ethik aus mit Recht mißbilligt. In beiden Stücken bildet der transzendente Eingriff des deus ex machina, wie häufig bei Euripides, nur den äußeren Abschluß einer im übrigen nach psychologischen Gesetzen verlaufenden Handlung und dient weit eher dazu, diese rein äußerlich mit den Vorstellungen der Überlieferung in Einklang zu setzen als eine 'innere Umstimmung zu Glück und Frieden' herbeizuführen (S. 463). In der Andromache soll der deus ex machina ein positives Ideal der ehelichen Gemeinschaft den unglücklichen, verworrenen Verhältnissen der Wirklichkeit gegenüberstellen. Die meisten Göttergestalten bei Euripides wie die Aphrodite im Hippolytos, der Dionysos in den Bakchen, der Apollo im Ion sind Gestalten des Volksglaubens, die er vielleicht gerade darum so echt gestalten konnte, weil er selbst nicht mehr an sie glaubte.

Natürlich steht Euripides der Religion ganz anders gegenüber als Sophokles. Dieser lehrt, daß es dem Menschen frommt, an den Göttern des Volksglaubens festzuhalten und ihnen blindlings zu vertrauen. Euripides glaubt nicht mehr an die alte Form, aber hinter der langsam versinkenden Welt der alten hellenischen Religion fühlt er doch schon eine neue, tiefere Gottesidee, der er mit suchender Seele nachgeht, eine Vorstufe des platonischen Monotheismus. Wenn Euripides darum als ein Suchender und Tastender neben der Geschlossenheit der Gottesanschauung des Aischylos und Sophokles einen Abstieg zu bedeuten scheint (vgl. S. 456), so bedeutet er zugleich auch den Anfang einer Erneuerung. Wenn er die Religion bekämpft, so tut er das im Grunde aus Religion.

Keinesfalls kann diese Stellung zur Religion die tragische Wirkung seiner menschlichen Gestalten abschwächen. Im Gegenteil — gerade vom Volkeltschen Standpunkte bedeuten seine Menschen eine unendliche Bereicherung für die Typik des Tragischen. So zeigt seine Andromache zum ersten Male die Tragik eines unglücklichen, über den

Digitized by Google

drohenden Verlust des Kindes völlig verzweifelten Weibes, das in seiner Mutterliebe zu heldenhafter Größe emporwächst und bereit ist, sich selbst für das Kind zu opfern, auch ein Beispiel der 'Tragik des ungeteilten sittlichen Gemütes', ebenso wie Sophokles' Antigone (S. 150). Ähnliche tragische Typen aufopferungsfähiger Frauenliebe sind Alkestis, Makaria in den Herakliden, Polyxena in der Hekabe, ebenso Iphigenie in Aulis. Hermione in der Andromache ist das Beispiel einer tragischen Gegenmacht, aber im Gegensatz zu Menelaus, dem Typus einer nichtigen tragischen Gegenmacht, scheint sie der Berechtigung immerhin nicht völlig zu entbehren. Sie wirkt aber auch selbst tragisch; denn sie zeigt die Tragik der Eifersucht und des gestörten Eheglückes. Ihr Verhältnis zu Neoptolemos, das nicht auf der rechten Grundlage gegenseitigen Verständnisses aufgebaut ist, hat aus dem zarten und liebebedürftigen Mädchen (vgl. auch Eur. Orestes) einen wahren Teufel gemacht. Doch findet sie sich nach inneren Kämpfen zurück zu einem resignierten Glücke an der Seite des von Jugend an geliebten Orestes. In der Hekabe findet sich die Tragik der unglücklichen, ihrer letzten Kinder beraubten und völlig verzweifelten Mutter, die in leidenschaftlichem Rachegefühl furchtbar aufflammt und zum Tier wird. Euripides erklärt dadurch zugleich rationalistisch ihre Verwandlung in einen Hund. Im Ion ist Kreusa eine wundervolle, tief tragische Gestalt. Daß Apollo sie verführt und dann verlassen hat, hat ihr Gemüt verbittert. Sie reibt sich auf in innerem Kampfe und eine tiefe seelische Disharmonie offenbart sich schon in dem Gespräche mit Ion. In ihrem Pessimismus ist sie ein 'tragisch gefährdeter Charakter' ohne die innere Ruhe und das rechte Gleichgewicht und darum auch leicht erregbar. So flammt sie leidenschaftlich auf, als sie sich von ihrem Gatten gekränkt und getäuscht glaubt. In Ion selber zeichnet der Dichter die Tragik des enttäuschten Idealismus. Der reine, edle Jüngling, der mit der Illusion einer idealen Welt im Herzen aufgewachsen ist, verliert das innere Gleichgewicht, als er erkennen muß, wie sie in Wirklichkeit aussieht — — gewiß ein Stück tief tragischen eigenen Erlebens auch für den Dichter.

Allerdings findet sich bei Euripides nur selten die 'Tragik der erschöpfenden Art', auch nicht das 'Tragische der Weltordnung, des Weltgesetzes, des objektiven Schicksals', wie bei Sophokles (S. 123), mehr das 'Tragische der abbiegenden Art' und vor allem das 'Tragische des Einzelgeschehens'. Er sucht die Tragik im Leben auf und findet sie auch da, wo es den Menschen nicht vernichtet, sondern nur gefährdet, ganz im Sinne Volkelts. Die Beispiele aus Euripides mögen zeigen, wie sich die Volkeltschen Gedanken vielfach mit Nutzen weiterspinnen lassen.

Jedenfalls wird niemand das Buch ohne die reichste Anregung aus der Hand legen, auch wenn er im einzelnen nicht überall zustimmt. Ich kann es den Verwaltern der Lehrerbibliotheken gar nicht engelegentlich genug zur Anschaffung empfehlen. Wer die befruchtende Wirkung, die seine Lektüre auch für den Unterricht haben kann, gespürt hat, wird es ungern entbehren.

Neustrelitz. Ludwig Duncker.

Digitized by Google

Ed. Burger, Die experimentelle Pädagogik in ihrer Entwicklung zur Neudeutschen Pädagogik. W. A. Lays Gesamtpädagogik, nach Entstehung und Bedeutung auf Grund der Quellen kritisch dargestellt. Wien u. Leipzig, A. Pichlers Wwe. u. Sohn, 1918. 172 S. Geh. 5 M.

Verfasser versucht auf Grund einer kritischen Untersuchung nachzuweisen, daß Lay nicht nur der Begründer der experimentellen Pädagogik, sondern auch einer der größten Forscher dieses Sachgebiets ist. Es ist auch dem Referenten unzweifelhaft, daß man die Verdienste Lays neuerdings in Deutschland erheblich unterschätzt. Zum Teil hängt dies damit zusammen, daß Cordsen überzeugend dargelegt hat, daß Lay nicht immer die Gewissenhaftigkeit im Zitieren beobachtet hat, die man von einem wissenschaftlichen Forscher erwarten muß. Selbstverständlich ist es aber nicht zu rechtfertigen, wenn man umgekehrt nun auch wieder Lay gegenüber im Zitieren ungenau ist und seine tatsächlichen Verdienste ignoriert und herabsetzt. Das Eintreten Burgers für Lay ist also bis zu einem gewissen Grade gerechtfertigt. Insbesondere ist an der Priorität Lays gegenüber Meumann bezüglich der 'experimentellen Didaktik' gar nicht zu zweifeln. Burger hätte nur besser getan, auch die Fehler Lays offen zuzugeben. Die Darstellung der neuesten Ansichten Lays über 'neudeutsche Pädagogik' ('Tatschule' usf.) ist nicht uninteressant, beseitigt aber die vielen Unklarheiten, die dieser Pädagogik anhaften, keineswegs.

Halle a. S. Th. Ziehen.

G. Louis, Städtisches Schulrecht und inneres Leben der höheren Schule. Leipzig, Quelle & Meyer, 1918. 64 S. 8. Preis geh. 2 M.

Im Jahre 1917 hat der preußische Städtetag in einer Denkschrift über die Handhabung der staatlichen Schulverwaltung gegenüber den Städten dem Kultusminister die Forderungen überreicht, die insbesondere von den größeren Kommunen in bezug auf weitergehenden Einfluß auf den äußeren und inneren Betrieb des höheren Schulwesens erhoben werden. Die Gesichtspunkte dieser Denkschrift waren vorwiegend verwaltungs- und vermögensrechtlicher Natur; aus ihnen wurden die mehr ideellen Ansprüche abgeleitet. Gegen ihren Inhalt richtet sich die vorliegende Schrift des Direktors der Arndt-Realschule in Berlin. Der durchaus überzeugende Gedankengang der Schrift zeigt zunächst, daß die Gesetzgebung selbst eine eingehende und zu schlüssigen Folgerungen berechtigende Regelung dieser Materie nicht gegeben hat. Auch die Bestimmungen der Städteordnung von 1808, die öfters zugunsten der städtischen Forderungen herangezogen wurden, sind nicht deutlich genug; außerdem erhebt sich ihnen gegenüber der berechtigte Zweifel, ob ihnen noch ein erhebliches Maß von Geltung für die heute so ganz anders gewordenen, damals nicht vorauszusehenden Verhältnisse zugestanden werden kann. Aber auch den allgemeinen Gründen, die die Städte aufführen und die besonders aus dem Wesen der Selbstverwaltung und aus den großen finanziellen Aufwendungen entnommen werden, tritt Louis entgegen; die Schule, insbesondere die höhere, sei eine nationale Sache; sie müsse dem zu starken Einfluß lokaler Instanzen entrückt und von höherer, d. i. staatlicher Warte aus im nationalen Sinne geleitet werden. Ferner wird aus den eigensten Bedürfnissen der Erziehung und des

Digitized by Google

Unterrichts heraus der geforderte starke Einfluß der Städte abgelehnt, ohne daß Louis sich einem ehrlichen und von ihm selbst befürworteten modus vivendi entzieht. Die Schrift, zusammen mit der Denkschrift der Städte, gibt jedem, der sich für diesen, in Zukunft durch die neuen Ereignisse wohl etwas gemilderten Streit interessiert, ein sehr deutliches Bild.

Lübeck. Wychgram.

---

1) Hans Blüher, Die Rolle der Erotik in der männlichen Gesellschaft. I. Bd. Jena, Eugen Diederichs, 1917. 8. 248 S. Geb. 7,50 ℳ.

Der Verfasser sucht in dem vorliegenden Werke den Eros als konstituierenden soziologischen Faktor für den Staat wie für die Familie festzulegen. Als Träger der soziologischen Funktion nach der ersteren Richtung gilt ihm der 'Typus inversus', den er als biologisch gleichwertig dem, was man sonst normal nennt, an die Seite zu stellen sucht.

Die mit großer Konsequenz durchgeführte Theorie ist in ihren Grundlagen nicht so neu, wie Verfasser anzunehmen scheint; ist doch auch in der älteren Psychologie der soziale Trieb zu dem Gattungstriebe gerechnet worden. Im wesentlichen steht Blüher auf den Schultern Freuds, auch Weininger, aber auch andere haben seinen Ideen vielfach Pate gestanden. Daß ein sozialer Zusammenschluß auch aus wirtschaftlichen oder geistigen Interessen erfolgen kann, hebt Verfasser selbst hervor (S. 31), ohne aber eine klare Folgerung daraus zu ziehen. Daß ein Trieb, dessen biologischer Zweck dem schlichten Verstande als letzter erscheint, plötzlich im Soziologischen seine naturgemäße Auswirkung finden soll — was sich nur durch eine neue, gekünstelte teleologische Auffassung oder durch Leugnung alles Teleologischen erreichen läßt — will um so weniger einleuchten, als Verfasser uns als letzten Beweis seine 'unmittelbare Anschauung' zumutet. Für seine psychologische Auffassung spricht der Satz: 'Alles Psychische hat die Eigenschaft, in der Zeit zu erscheinen und Trieb zu sein' (S. 43). Wenn man das sexuelle Interesse als innerste und eigentliche Triebkomponente des sog. natürlichen Spieltriebs bezeichnet findet (S. 101), so gewinnt man den Eindruck, daß dem Verfasser die Forschungen der biologischen Psychologie (Spencer, Carr, Stanley Hall, bes. K. Groos) unbekannt sind. Einzelnes fällt ganz aus dem Rahmen: die Bemerkung über Sappho, eine unglaubliche Behauptung auf S. 112, der Ton der Darstellung auf S. 189 u. a. m.

Trotz allem ist das Buch für den Erzieher lesenswert. Es bietet eine Fülle von Anregungen und Ausblicken. Und wenn etwas der praktischen wie der theoretischen Pädagogik nottut, so ist es eine bessere Beachtung des Trieblebens, besonders in der Reifezeit.

2) H. Blüher, Führer und Volk in der Jugendbewegung. Jena, Eugen Diederichs, 1917. 8. 32 S. Geh. 80 ₰.

Im Gegensatze zu dem vorigen Werke haben wir es hier mit einer ausgesprochenen Streitschrift zu tun, die uns den Verfasser im ärgsten Subjektivismus befangen zeigt. Seine Versuche, uns den Führer zu zeichnen, der auf Grund angeborener Eigenschaften 'sich sein Volk wählt'

Digitized by Google

(nicht umgekehrt), münden bald in die phantastisch anmutende Anpreisung eines Mannes, der in der Jugendbewegung eine Aufsehen erregende, aber nicht immer imponierende Rolle gespielt hat. Wer von der 'Freien Schulgemeinde' alles Heil erwartet, zeigt, daß er mit der Jugendpsychologie und mit den Erfordernissen des Lebens höchstens einseitig vertraut ist.

Hagen i. W. J. Bathe.

---

1) Die Werke Friedrichs des Großen für die Gegenwart herausgegeben und übertragen von Albert Ritter. Mit Bildern von Ad. v. Menzel. 2 Bände. Berlin, verlegt von Wilhelm Borngräber, 1915. 10 ℳ.

Nachdem vor einigen Jahren eine deutsche Ausgabe der Werke Friedrichs des Großen in zehn Bänden erschienen, bringt jetzt der Verlag Borngräber eine Auswahl in zwei Bänden heraus. Denn, sagt der Herausgeber in der Einleitung, 'die Werke des großen Königs sind Schriften, die in die Hand jedes Gebildeten gehören, und eine Ausgabe, die sie all und jedem zugänglich macht, füllt eine Lücke, die man nicht ohne Verwunderung bisher im Bücherschatze des deutschen Volkes klaffen sah. Des Dankes, diese Lücke ausgefüllt zu haben, kann man gewiß sein'.

Woher aber jene Lücke? Oder, was dasselbe ist, die Tatsache, daß sie als Lücke bisher gar nicht empfunden wurde?

Die Erklärung liegt in der Bildungsgeschichte des deutschen Volkes. Seine Kultur war gerade in der klassischen Zeit — infolge der politischen Verhältnisse — einseitig ästhetisch orientiert, und diese Einseitigkeit wirkte stets und ständig nach.

Der König selbst schrieb, da seine eigene Jugend- und Bildungszeit vor der klassischen Periode lag, französisch. Dies hätte an und für sich die Bekanntschaft mit seinen Schriften nicht zu hindern brauchen. Aber diejenigen seiner Werke, für die man sich interessiert hätte, seine Dichtungen, zeigten ihn doch nur als begabten Dilettanten, der den wirklichen Dichtern der deutschen und französischen Nation nicht ebenbürtig war und konnten nicht locken, sich näher damit zu befassen, und für die Werke, in denen er als Fachmann — Diplomat, Feldherr, Regent — sprach, interessierte man sich nicht. So blieb gerade das Lesenswerte ungelesen. Es hatte keinen Sinn, von Werken, nach denen der Gebildete nicht fragte, eine Volksausgabe herauszugeben.

Jetzt aber hat es Sinn. Denn jetzt verlangt der gebildete Deutsche gerade die Werke kennen zu lernen, in denen der große König von seiner eigenen Lebensarbeit spricht; er will die historischen Grundlagen unseres Daseins, die er geschaffen hat, kennen lernen und den spezifisch preußischen Geist, den er seinen Dienern einzuhauchen wußte. Darum kommt dieser Volksausgabe größerer Bedeutung zu als sonst derartigen Unternehmungen: sie ist ein Symptom für den Fortschritt der deutschen Bildung; der Deutsche ist nicht mehr ein bloß ästhetisch interessiertes, er ist auch ein politisches Wesen. Jetzt endlich wird er reif für die Werke seines großen, seines größten Königs.

Digitized by Google

Die Grundsätze, nach denen die Auswahl und, wo es nötig schien, die Kürzung der Werke erfolgte, dürften im ganzen zu billigen sein. Nur in einem Fall scheint mir das eingeschlagene Verfahren bedenklich; es sind nämlich einige Unrichtigkeiten und mehrere Anekdoten, die sich im Licht der modernen Forschung als falsch herausgestellt haben, einfach geändert, so daß im Text jetzt an diesen Stellen Worte stehen, die nicht aus der Feder Friedrichs selbst stammen; diese Stellen sind aber nicht kenntlich gemacht. Dies Verfahren ist auch für eine Volksausgabe unzulässig. Gerade bei ihr muß der Leser sicher sein, daß er vom ersten bis zum letzten Worte ipsissima verba regis vor sich hat; muß ein Irrtum des Königs berichtigt werden, so muß das unter Schonung seiner Worte in einer Anmerkung geschehen, die man ja, wenn man das Druckbild der Seite nicht stören will, in den Anhang verweisen kann.

Fortgelassen sind alle Dichtungen des Königs. Aufgenommen (mit Kürzungen) sind in Band I: die 'Geschichte meiner Zeit', die 'Geschichte des siebenjährigen Krieges', die 'Denkwürdigkeiten vom Hubertusburger Frieden bis zum Ende der polnischen Teilung', in Band II: die 'Denkwürdigkeiten von der polnischen Teilung bis zum Teschener Frieden', die 'Geschichte des Hauses Brandenburg', der 'Antimachiavell', das 'politische Testament von 1752', mehrere Denkschriften und Aufsätze, sowie eine Auswahl aus den Briefen.

Das tiefere Eindringen in die Werke Friedrichs und in seine Gedanken könnte dem Leser bei einer zweiten Auflage, die sich hoffentlich als nötig erweisen wird, vielleicht durch zwei kleine Hilfsmittel erleichtert werden: durch genauere Angaben über Entstehung und Veröffentlichung der einzelnen Schriften und durch Beigabe zahlreicher Kartenskizzen. Denn wie soll der Leser all die strategischen Auseinandersetzungen Friedrichs verstehen, wenn er sie nicht stets und ständig auf der Karte verfolgen kann? Also recht viel Übersichtskarten über die Kriegsschauplätze im allgemeinen und die Schlachtfelder im besonderen! Gerade die Tendenz dieser Ausgabe, welche darin besteht, die Werke Friedrichs 'jedem Deutschen so nahe zu bringen, wie sie ihm längst hätten sein sollen', erfordert das.

Auf Seite 79 des I. Bandes ist ein Versehen stehen geblieben (seit des Belgrader Friedens).

Dem Buch ist zu wünschen, daß es seine Absicht erreicht, Friedrich unter uns lebendig zu machen.

2) Paul Fiebig, Bilder aus der Geschichte des Christentums. Ein Hilfsbuch zum Religionsunterricht vorwiegend der unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten, auch für Gebildete der Gegenwart, nebst einem Anhang: Außerchristliche religiöse Persönlichkeiten. Tübingen, Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1915. 108 S. Geh. 1,50 ℳ in Leinwand geb. 2 ℳ.

Dies Buch wandelt nicht in ausgetretenen Bahnen. Es bietet kirchengeschichtlichen 'Begleitstoff' für den Religionsunterricht, mit dessen gelegentlicher Verwendung der Lehrer den großen Mangel der bisherigen Lehrpläne, daß sie bis Untersekunda (einschließlich) von der

Digitized by Google

gesamten Kirchengeschichte nur das Zeitalter der Reformation berücksichtigen, bekämpfen soll. Damit bereitet es den Zeitpunkt vor, in dem endlich eine ausreichende Einführung in die Kirchengeschichte schon für die Mittelklassen, am besten für die Obertertia, vorgeschrieben wird.

Ob es zweckmäßig war, bei der Abfassung des Hilfsbuchs auch an die 'Gebildeten der Gegenwart' — so nennt der Verfasser nur diejenigen unter den Gebildeten, deren Sinn für die religiösen Probleme der Gegenwart geöffnet ist — zu denken, mag zweifelhaft sein. Gewiß können sie mancherlei daraus lernen, aber vielleicht ist es in solchen Fällen besser, sich an den Satz 'In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister' zu halten. Je mehr ein 'Hilfsbuch für den Unterricht' nur Hilfsbuch ist, um so besser wird es seinen Zweck erfüllen.

Wie schon der Titel des Buches verkündet, verfährt der Verfasser biographisch: was er aus der Kirchengeschichte mitteilen will, bietet er in Form von Charakterbildern; denn anschaulich muß sein, was Schüler der Unter- und Mittelklassen fassen sollen. Zweckentsprechend ist es auch, daß aus Altertum und Mittelalter nur weniges erzählt, dafür um so mehr Zeit auf die neuere Kirchengeschichte verwandt wird; nur so kommt eine wirkliche Einführung in die kirchengeschichtliche Situation der Gegenwart zustande. Dabei ist auch die Gefahr, die Geschichte der Kirche zu einer Geschichte der Theologie zu verengen, vermieden; mit besonderer Vorliebe wird die Frömmigkeit von Nichttheologen dargestellt. Aus dem 19. Jahrhundert z. B. sind behandelt: Freiherr vom Stein, Ernst Moritz Arndt, Paul de Lagarde, Bismarck, Moltke, Kaiser Wilhelm I. und Kaiser Wilhelm II. — bei welch letzterem es allerdings zweifelhaft sein könnte, wie weit das Leben eines noch Lebenden schon als abgeschlossen gelten und zum Gegentand schulmäßiger Behandlung gemacht werden kann. Glücklich ist auch der Gedanke, die Schüler sowohl in die Enge wie in die Weite zu führen. Das eine geschieht durch Einführung in die thüringische Lokalgeschichte (die heilige Elisabeth, Mykonius, Ernst der Fromme, drei Gothaer Generalsuperintendenten), das andere durch Bekanntmachung mit außerchristlichen religiösen Persönlichkeiten (Hillel und andere Rabbinen aus dem Zeitalter Jesu, Buddha, Confucius, Mohammed).

3) Carl Becker, Religion in Vergangenheit und Zukunft. Berlin, Hugo Steiners Verlag, 1915. 227 S. 2 ℳ, geb. 3 ℳ.

Der Nachdruck liegt bei diesem Buch selbstverständlich auf dem zweiten Teil, der zwar noch nicht die Religion der Zukunft selbst bietet, aber doch das Fundament dieser neuen Religion aufweisen will.

Was diese Religion von der früheren unterscheidet, ist ihr Verzicht auf Gott und die Zurückziehung der Religion lediglich auf das Seelenleben, 'Ohne einen Gottesglauben kann Religion bestehen,' aber, fügt der Verfasser (mit Eucken) hinzu: 'ohne eine Zweiheit der Welten, ohne Ausblicke in ein neues Sein, wird sie ein leeres Gerede.' Daß es aber dem Verfasser gelungen sei, diese 'Zweiheit der Welten', welche in der Seele des Ich zusammenstoßen, mit hinreichender Klarheit zu konstituieren, scheint mir zweifelhaft. Es scheint doch so, als sei das höhere Leben, in welches der einzelne hineinwachsen soll, weiter

Digitized by Google

nichts als das Seelenleben der Gesamtheit; es wird sich also vom niederen Leben nur quantitativ, nicht qualitativ unterscheiden — worauf denn doch alles ankommt. Auch ist es nicht sicher, ob nicht ein ungenauer Sprachgebrauch vorliegt: In Wirklichkeit kann sich das Ich doch nur die Resultate oder Produkte des Lebens der Gesamtheit aneignen, aber nicht die Funktionen dieses Lebens selbst.

Und noch ein anderes. Nach dem Verfasser sind es die Seelentriebe, welche zur Religionsbildung führen; unter diesen ist der wichtigste der Glückseligkeitstrieb (z. B. S. 139). Ist nun aber dieser Glückseligkeitstrieb wirklich ein einheitlicher Grundtrieb der Seele? Sind in ihr nicht vielmehr zwei völlig entgegengesetzte Triebe zu einer notdürftigen Zwangseinheit verbunden? Das eine ist der Trieb zum Glück, der den Menschen als Sinnenwesen innewohnt. Das andere ist die Sehnsucht nach der Seligkeit, der seelischen Vollendung, die ihn als Glied der höheren Welt vorwärts treibt, ohne jede Rücksicht auf Glück, ja unter Preisgabe des Glücks.

Es lohnte sich wohl einmal feststellen, wann zuerst der Mißbegriff der Glückseligkeit in unserer deutschen Sprache gebildet worden ist. Die größte Bedeutung hat er jedenfalls im 18. Jahrhundert erlangt, als der Deismus mit seinem Eudämonismus die Gebildeten, insbesondere die Aufgeklärten in Bann hielt.

Worauf es dem Verfasser, von allen Einzelheiten abgesehen, ankommt, ist eine Vertiefung des Seelenlebens. Aber wie das im Zeichen des Eudämonismus, der mit dem Glückseligkeitsstreben untrennbar verschwistert ist, geschehen kann, bleibt unerfindlich. Er reicht nicht in die tragischen Tiefen des Lebens.

4) Paul Mehlhorn, Kirchengeschichte für höhere Schulen. 16. Aufl. Leipzig, Verlag von Johann Ambrosius Barth, 1916. 104 S. Geb. 1,10 ℳ.

Von den drei Mehlhornschen Lehrbüchern, die eine ganz besondere — charakteristische und charaktervolle — Stellung in der religionspädagogischen Literatur einnehmen, ist die Kirchengeschichte während des Krieges in neuer Auflage erschienen. Sie hat ihre alten Vorzüge bewahrt; aber mancherlei kleine und größere Änderungen zeigen, daß der Verfasser weiter, im Einklang mit den Fortschritten der wissenschaftlichen Arbeit, an ihrer Vervollkommnung arbeitet. So wird auch die neue Auflage dankbare Benutzer finden. Dazu rechne ich nicht bloß die Schüler der Anstalten, an denen diese 'Kirchengeschichte' als Lehrbuch dient. In Preußen z. B. ist sie meines Wissens (eben wegen ihrer charakteristischen Eigenart) nirgends eingeführt; aber der Oberlehrer wird doch nicht ohne Nutzen zu ihr greifen; er kann daraus manches für seinen eigenen Unterricht lernen.

5) Deutsches Schaffen und Ringen im Ausland. Ein Quellenlesebuch für Jugend und Volk, für Schule und Haus. Unter Mitwirkung des Vereins für das Deutschtum im Ausland herausgegeben von Georg Holdegel und Walther Jentzsch, Lehrern in Dresden. I. Band. Leipzig, Verlag von Julius Klinkhardt, 1916. 152 S. Geb. 3 ℳ.

Mit Freude ist das Erscheinen dieses Lesebuches über das Auslandsdeutschtum zu begrüßen. Auch der Schule wird es zugute kommen.

Digitized by Google

Der ältere Schüler mag darin lesen, und der Lehrer findet hier bequem dargereicht eine Fülle anschaulichen Stoffes, dessen er benötigt, wenn er einmal im Unterricht ein konkretes Bild davon entwerfen will, wie die Auslandsdeutschen irgendwo leben.

Der vorliegende Band behandelt die Deutschen in Österreich, Ungarn, den Balkanstaaten und der Türkei. Für den zweiten Band sind Rußland, die Schweiz, Belgien, Nord- und Südamerika in Aussicht genommen. [Es ist inzwischen erschienen.]

Für eine zweite Auflage wäre etwa anzumerken, daß nicht alle Lesestücke 'Quellen' im wissenschaftlichen Sinne des Wortes sind, daß über Österreich verhältnismäßig viel Reichsdeutsche zu Worte kommen, daß ein Stück der Dichtung, nicht der Historie entnommen ist, daß tatsächlich sich leider nicht alle Auslanddeutschen 'Mann für Mann' für ihr Volk erklärt haben — und was dergleichen Einzelheiten mehr sind, die an dem Gesamtwert des Buches nichts ändern.

Über die unterrichtliche Behandlung des Auslandsdeutschtums vergleiche meine Broschüre 'Das Deutschtum im Ausland in unsern Schulen'. Leipzig, B. G. Teubner, 1913.

Berlin. G. Fittbogen.

Carl Steuernagel, Hebräische Grammatik mit Paradigmen, Literatur, Übungsstücken und Wörterverzeichnis = Porta linguarum orientalium p. I. Fünfte, vielfach vermehrte und erweiterte Auflage. Berlin, Reuther & Reichard, 1917. 131 u. 130 S. 8. 4 ℳ, geb. 4,50 ℳ.

Die Steuernagelsche Hebräische Grammatik ist in 14 Jahren in fünf Auflagen erschienen, das beweist schon hinlänglich die Brauchbarkeit des Buches, das in der Tat eines unserer besten Hilfsmittel für den hebräischen Unterricht auch auf dem Gymnasium ist. Freilich stellt sie in ihrer streng wissenschaftlichen Haltung an den Lernenden recht hohe Anforderungen, und ihr gedeihlicher Gebrauch ist nur denkbar, wenn der Unterricht in den Händen eines sprachwissenschaftlich auf der Höhe stehenden Lehrers des Hebräischen liegt. Die neue Auflage unterscheidet sich von der voraufgegangenen nicht erheblich. Kann man die bessernde Hand des Verfassers auch überall beobachten, so ist doch eigentlich umgestaltet worden nur die Lehre vom Nomen, die an Übersichtlichkeit gewonnen hat, die Paradigmentafeln sind erweitert worden und die Übungsstücke durch Sätze zum Übersetzen ins Hebräische vermehrt worden. Daß diese Vermehrung des Umfanges nur durch Streichung des grammatisch geordneten Wörterverzeichnisses zu ermöglichen war, ist bedauerlich. Denn ohne regelmäßiges Vokabellernen kommt der hebräische Unterricht nicht aus, der sich nun gezwungen sieht, zu einem der vorhandenen Vokabularien seine Zuflucht zu nehmen.

Da ich im LVII. Bande dieser Zeitschrift die erste Auflage des Buches ausführlich angezeigt habe, kann ich mich, zumal Änderungen in den sprachwissenschaftlichen Auffassungen nur vereinzelt aufstoßen, auf ein paar Bemerkungen beschränken. Am meisten erweitert worden gegen früher ist noch die Lautlehre. Auffallend ist hier die schon in der vorigen Auflage (den vorigen Auflagen?) begegnende Erklärung der

Digitized by Google

Bildungsweise der Verba und Nomina ל״ה in § 10 h, die das radikale *j* zu *h* werden läßt, 'das schließlich unter Dehnung des vorausgehenden Vokals verstummte'. Danach wäre das ה nicht bloße mater lectionis, sondern ursprünglich wirklicher Hauchlaut gewesen. Dagegen spricht, ganz abgesehen von dem Fehlen einer Analogie dieses Überganges eines *j* in *h*, einmal die Tatsache, daß sich echtes *h* als dritter Stammbuchstabe stets gehalten hat, sodann die sonstige Verwendung des ה als Vokalbuchstabe. Völlig einverstanden dagegen kann ich mich erklären mit der Behandlung, welche jetzt in § 25 e das sogenannte Relativum אֲשֶׁר gefunden hat, das ein indeklinables Demonstrativum in der Bedeutung *derjenige* genannt wird ohne den früheren Zusatz 'von welchem folgende Aussage gilt'. Diese Erklärung des hebräischen אֲשֶׁר als Determinativum ist in der Tat die allein richtige. Die determinative Bedeutung tritt besonders deutlich da hervor, wo es geradezu dem griechischen Artikel entspricht: הַמַּיִם אֲשֶׁר מִתַּחַת לָרָקִיעַ 'die Wasser (die) unterhalb der Feste'. Daß dieser Ursprung des semitischen Relativums (soweit nicht aus dem Interrogativum wirkliche Relativa gebildet worden sind wie arab. *man, 'aiiun*) auch für die verwandten Sprachen gilt, zeigen Beispiele wie äthiop. *kama nahab ladeuueiān 'ella uesta ḥezb* 'damit wir sie den Armen (denen) im Volk geben', *'em'eḏ zauesta gannat* 'von den Bäumen (denen) im Garten', syr. *l'gaḇrē daḇ'hōn* 'die Männer in ihnen', assyr. *ša akālim* 'etwas zum Essen', *adi šadī ša pūt tāmdi* 'ans Gebirge (das) gegenüber dem Meere', *tāmtum rabītum ša ṣīt šamši* 'das große Meer (das) am Aufgang der Sonne'. Daß die Entstehung des hebräischen Artikels in § 27 keine 'Erklärung' findet, ist nur zu billigen, da es eine einwandfreie Ableitung des *ha* nicht gibt. Die Ableitung dor Afformative des Perfekts in § 32 b aus Verkürzung der Personalpronominalformen erschien mir schon bei der Anzeige der ersten Auflage zu beanstanden; entsprechend werden wieder in § 24 e die Suffixe aus dem Personalpronomen verkürzt genannt. Brockelman spricht in seiner kurzgefaßten vergleichenden Grammatik der semitischen Sprachen S. 145 vorsichtig von 'kürzeren mit ihrem Regens verwachsenen Elementen', setzt sogar hinzu: 'die nur bei der 3. Person etymologisch mit den selbständigen Formen zusammenzuhängen scheinen'. In § 32 b wäre als Grundform des Perfektafformativs der 2. Person fem. plur. wohl richtiger *tinna* als *tunna* anzugeben gewesen, wenngleich das Arabische allerdings schon den Vokal dem Maskulinum angeglichen hat. In § 32 d läßt Steuernagel den Jussiv in der Urzeit ein *i* als Endung besessen haben, schränkt allerdings diese Ansicht durch ein 'scheint' ein; die gewöhnliche Meinung läßt ihn vokallos ausgehen. Daß das *ē* der Imperfektsuffixe aus diesem *i* hervorgegangen wäre, ist unnötig anzunehmen, Brockelmann a. a. O. S. 306 nennt sie eine Analogiebildung nach den Verben ל״ה; könnte aber in diesem *ē* ein aus *u* verdünntes *i* vorliegen? Nicht ganz befriedigt bin ich von der Erklärung des Status constructus in § 81, das Richtige hat Philippi in seinem Buche (s. S. 130) gelehrt. Ist übrigens צַלְמָוֶת wirklich ein Kompositum (§ 56 d)? In § 75 b vermisse ich die Angabe der Bedeutung der Partikeln.

Neubrandenburg. P. Dörwald.

Digitized by Google

Robert Thomas, Abriß der deutschen Sprachlehre für die Unter- und Mittelstufe höherer Lehranstalten. Bamberg, C. Buchners Verlag, 1917. 105 S. Geb. 1,60 ℳ.

Reissingers 1914 erschienene deutsche Sprachlehre für die Mittel- und Oberstufe höherer Lehranstalten sollte von der Hand des Verfassers eine Vorstufe erhalten. Da dieser aber im Kriege den Tod gefunden hat, so ist R. Thomas mit dieser Aufgabe betraut worden. Doch beschränkt er sich in dem nun hier vorliegenden Buche nicht auf die drei untersten Klassen, sondern dehnt den Gebrauch auf die zwei nächsten aus, begnügt sich auch nicht mit der Laut- Formen- und Satzlehre, sondern fügt noch eine Wortkunde (Wortbildung, Wortbedeutung, Lehn- und Fremdwort) hinzu und als Anhang einen Ueberblick über die Anfangsgründe der deutschen Verslehre. Das Ganze ist entsprechend seinem Zwecke, nur vorzubereiten, knapp gehalten, aber klar dargestellt und übersichtlich geordnet. Es bietet das Wissenswerteste in leicht faßbarer Form und wird, da es die Spracherscheinungen nicht als starre, sondern als lebendige Formen betrachtet und auch ab und zu stilistische Regeln aufstellt, an seinem Teile dazu beitragen, das Sprachgefühl zu heben und das Sprachgewissen zu schärfen.

Freilich könnte im einzelnen hier und da noch etwas nachgebessert werden. So heißt es Seite 11: 'Wenn ein Wort auf -n ausgeht, so gilt dieses n zugleich als Endung für den Dativ Plur.: mit den Degen, von den Wagen.' Dafür sollte es heißen: 'Im Dat. Plur. ist das n des Stammausgangs mit dem n der Endung zusammengefallen.' Es liegt also der Fall ähnlich wie in § 46, wo erwähnt wird, daß man im Deutschen früher schriftsprachlich und noch jetzt mundartlich in = inn = in'n = in den gebraucht, z. B. Claudius: Laß uns in Himmel kommen oder Goethe im Götz v. Berlichingen IV, 2: in Turn = in den Turn. Auf der selben Seite ist als Beispiel (Paradigma) für die männlichen starken Hauptwörter neben Tag und Hügel auch Wald aufgestellt worden und zwar lediglich wegen der Mehrzahlbildung auf -er. Da sich diese aber auf die wenigen Wörter *Geist, Gott, Leib, Mann, Strauch, Rand, Vormund, Wald, Wurm* und einige auf *-tum* (z. B. Reichtum, Irrtum) beschränkt und sich überdies aus der Einwirkung sächlicher Wörter wie *Glas, Volk* erklärt, so wäre es besser gewesen, diese Ausnahme in eine Anmerkung zu verweisen. Seite 70, 1 konnte hervorgehoben werden, daß die Wörter mit den ältesten deutschen Verkleinerungsendungen -ilo und -iko männliches Geschlecht haben, nicht sächliches wie die neuhochd. auf -chen und -lein; ebenso hätte auf Seite 87 der Geschlechtswechsel bei den Lehnwörtern *Kirsche, Pflaume, Pfirsiche, Quitte, Spiegel, Kümmel* erwähnt und begründet werden sollen. Seite 85 wird von den Römern behauptet, daß sie im ganzen wie die Griechen ihre Sprache in bewunderungswürdiger Reinheit erhalten haben. Wer aber die Tausende von Fremdwörtern durchmustert, die ich in meiner Preisarbeit über 'die griechischen Wörter im Latein' aus dem römischen Schrifttum zusammengestellt habe, wird darüber anderer Ansicht sein. Auf der selben Seite wird *Mühle* aus lat. mola abgeleitet; doch stammt es, wie schon der Umlaut lehrt, aus spätlat. molīna (vgl. it. molino, frz. moulin); ebensowenig ist *Dom*

Digitized by Google

aus lat. domus entlehnt, sondern aus frz. dôme = lat. domus. Aus dem Latein stammt althochd., mittelhochd. tuom, wie dies Kretschmer in Kuhns Zeitschrift 39, 545 auseinandergesetzt hat. Bei *Esel* heißt es 'aus asinus, nicht aus asellus'; doch war es wünschenswerter, darauf hinzuweisen, daß auslautendes -n im Deutschen nicht selten zu l wird wie z. B. bei *Kümmel* (cuminum), *Kessel* (catinus), *Igel* (griech. ἐχῖνος), *Fichtelgebirge, Heidelbeere.* Seite 90 *Altona* ist nicht durch Volksetymologie aus Altenau hervorgegangen, sondern, wie längst nachgewiesen, von Haus aus der Name eines Wirtshauses vor den Toren Hamburgs gewesen, daher tatsächlich Al-to-nâ, allzunahe. Seite 94. *Pate* ist nicht eine aus Bequemlichkeit zu erklärende Verkürzung von *Patenkind*, vielmehr umgekehrt Patenkind eine verdeutlichende Zusammensetzung für Pate = pater, Vater. Um nun den Täufling, der später auch mit Pate bezeichnet wurde, von dem Taufzeugen (pater spiritualis) zu unterscheiden, fügte man noch das Wort Kind hinzu. An Belegen für Kürzungen fehlt es nicht: ich erinnere an *Fron* = mhd. vrônebote, *Hammer* = Hammerwerk, *Heide* = Heidekraut, *Kilo* = Kilogramm, *Lotse* = Lotsmann, Geleitsmann; eine große Zahl hat neuerdings O. Behaghel in der Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachver. 1917, Sp. 12 zusammengestellt, die aus drei Stämmen bestehenden, von denen der mittelste unterdrückt wird: *Oelzweig* = Oelbaumzweig, *Rüböl* = Rübsamenöl, *Bergknappe* = Bergwerksknappe u. a.

Eisenberg, S.-A. Oskar Weise.

---

1) Jos Metzner, Nhd. o für mhd. u. Ein Beitrag zur Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache. Dissertation. Würzburg, 1913. 43 S.

Die Arbeit verfolgt den Zweck, den Wandel des mhd. *u* in nhd. *o* geographisch richtiger zu bestimmen, als es bisher geschehen ist. Während von Bahder darin eine mitteldeutsche, genauer sogar ostmitteldeutsche Eigentümlichkeit sieht, weist Behaghel die Senkung in geschlossener Silbe der mitteldeutschen, in offener der niederdeutschen Sprachentwicklung zu. Mit seinem Lehrer Brenner behauptet nun Metzner rein fränkische Entstehung und stellt sich den Vorgang so vor, daß der Lautprozeß im Niederfränkischen seinen Ursprung habe, sich über das Mittelfränkische, also rheinaufwärts, ausdehnte, rechtsreinische Teile des Rheinfränkischen ergreift und schließlich nach Osten bis zum Schlesischen vordringt. Man kann dem Verfasser für diese Feststellungen dankbar sein; nur wäre größere Exaktheit in der Behandlung der mundartlichen Belege wünschenswert gewesen. Die von ihm bevorzugte Vereinfachung der Schreibung läßt nämlich nicht erkennen, ob seine Belege für geschlossenes oder offenes o gelten. Der Ausdruck 'ganze und halbe Senkung' (S. 10f.) und die Form *zǫn* Sohn aus Bistritz in Siebenbürgen lassen erkennen, daß der Verfasser den Unterschied im Auge hat. Wenn aber seine gesamten fränkischen Beispiele nur das zwischen dem mhd. *u* und dem nhd. offenen *o* mitten innestehende *o* enthalten, kein Wort aber diesen erheblichen Unterschied bezeichnet, so ist notgedrungen jeder, der nicht mundartkundig ist, irrtümlicher Auffassung preisgegeben.

Digitized by Google

Auszusetzen ist ferner die Benutzung wissenschaftlich nicht einwandfreien mundartlichen Materials. Da aus den Linien in Wenkers Sprachatlas weitergehende Schlüsse nicht gefolgert werden, mag dessen Benutzung in einer phonetisch so diffizilen Frage, für die ihn selbst seine eifrigsten Verteidiger ohne lautphysiologische Nachprüfung für ungeeignet halten, unbeanstandet bleiben, Belege aus Firmenich hätten aber zurückgehalten werden sollen. Daß im einzelnen aber die Herkunft der lokalen Beispiele nicht mitgeteilt wird, ergibt notwendigen Zweifel an deren Wert. Trier soll z. B. ausnahmlos *o*-Formen bieten; wenn das zutrifft — ich kann es nicht nachprüfen; mir steht nur die Dissertation von A. Thomé, Untersuchungen zum Vokalismus der moselfränkischen Mundart von Kenn, einem Dorfe zwei Stunden von Trier, zur Verfügung — so wäre die Bemerkung, daß eben jedes *u*, nicht nur vor *n*, zum geschlossenen *o* wird, ein Umstand, durch den dieser Lautwandel erst die richtige Bedeutung gewinnt. Die Sonderstellung Kölns wird S. 9 an einer Reihe von Belegen erwiesen. Nach der neuesten Arbeit über die stadtkölnische Mundart (Wilh. Müller, Untersuchungen zum Vokalismus der stadt- und landkölnischen Mundart. Bonn 1912) hat *u* sogar einen noch größeren Geltungsbereich, als die Belege bei Metzner zeigen. Danach spricht man in Köln geschlossenes *o* nur vor scharf artikuliertem *m*, *n* (meist *mm*, *nn*); es heißt also *krom* krumm, *dom* dumm, *jəšwo'm.ə* geschwommen, aber *u* vor *mp*, *nd*, *ng*, *nt*, *nk*, *ns* und in lautendem *m*, *n*. Somit sind Metzners-Angaben *nonə* Nonne, *son* Sonne, *tonə* Tonne, abgesehen von dem unrichtigen — *ə* auch noch mit *u* als *nu'n.*, *zu'n.*, *tu'n.* zu werten. Was er mit *om* meint, ist nicht ersichtlich; *um* heißt im Kölnischen *ö'm.* (mhd. *ümme*).

Als zweites Beweismittel für die Senkung zieht der Verfasser den Schreibgebrauch der Kanzleien heran. Hier dürfen wir uneingeschränktes Lob aussprechen. Aber immer bleibt noch die Frage offen, woher denn unsere Schriftsprache die kennzeichnende Qualität des *o* bezogen habe. Zum mindesten hätte man eine Vermutung etwa derart erwarten dürfen, daß der literarische Einfluß sie verschuldet habe. Popularisierende Behandlung der Mundart, auch für die Zwecke der nhd. Grammatik, führt noch allemal zu schiefen Ergebnissen und Unklarheiten.

2) Immanuel Tiefbohrer, Goethes 'Weder — weder' und Schillers 'Noch — noch'. Zwei Weimarer Vorträge. München und Leipzig. Bayrische Verlagsanstalt K. Th. Senger, MCMXIII. 16 S. —

Ohne den ganzen Titel gehts nimmer. Der Kundige erkennt daraus sofort den Scherz, und für eine Viertelstunde hat man eine erheiternde Lektüre. Unsere Goethephilologie 'bohrt' freilich oft reichlich 'tief', und drum braucht sie für den Spott nicht zu sorgen. Warum Goethe Gretchen

Bin weder Fräulein, weder schön,
Kann ungeleitet nach Hause gehn

sagen läßt, warum bei Schiller aber Domingo dem Herzog Alba auf seine Frage:

Wer nimmt's auf sich, den König zu belehren? erwidert
Noch Sie, noch ich,

Digitized by Google

das erfordert natürlich tiefes Forschen. Wie der Verfasser den Philologen der vorhin gekennzeichneten Art literarhistorische, metrisch-rhythmische, ästhetische, philosophische Gründe von einer Tiefe leiht, daß wirklich nichts darüber geht, das ist eine der lustigsten Satiren, die man sich denken kann.

3) Roderich Benedix, Redekunst. Anleitung zum mündlichen Vortrag. 7. Aufl. von Martin Seydel. Leipzig, J. J. Weber, 1913. IX u. 114 S. 1,50 ℳ.

4) Hans Futterknecht, Methodische Sprachübungen für Anwälte, Lehrer, Parlamentarier, Prediger, Richter, Schauspieler. Diessen vor München, Huber, 1914. 79 S. 1,80 ℳ.

Die Bedeutung der Sprachtechnik wird immer mehr erkannt. Besonders beruflich zum Sprechen genötigte Kreise nehmen systematischen Unterricht in der Kunst richtig zu atmen — denn dieses ist wirklich eine Kunst — und am vorteilhaftesten mit seinen Stimmitteln umzugehen. Den Lehrer wollen die beiden vorliegenden Bändchen ersetzen. Futterknecht ist rein praktisch und zeigt an Bildung und vielen methodisch vorschreitenden Übungsbeispielen, wie man sprechen soll. Einige seiner Regeln scheinen mir, der ich im ganzen diesen Dingen fernstehe, recht vorteilhaft, weil sie kurz und leicht faßlich sowohl wie ausführbar sind. Das Buch von Benedix geht in der Hauptsache auf guten Vortrag aus. Was dort über Sprechkunst im Gegensatz zur üblen Form der Deklamation gesagt und ausgeführt wird, ist recht beachtenswert. Aber wie es wohl meist mit Werken geht, die sich an eine breitere Masse wenden, sie enthalten zu viel und bieten doch zu wenig. Der ganze phonetische Abschnitt ist für den Phonetiker und Sprachforscher zu breit und umgeht doch den eigentlichen Kern. So hätte beim *b* und *p* der Unterschied durch nichts klarer gemacht werden können als durch das einfache Schriftbild *ph*. Ich fürchte, der lernende Leser weiß nach den Ausführrngen bei Benedix nicht, daß wir im Schriftdeutschen *phäkən* für packen sprechen. Auch in einzelnen anderen Punkten bin ich anderer Meinung. So erkenne ich keinen Unterschied in der Aussprache des Diphthongen in *mein* und *Kaiser* an; der historich Geschulte sieht sofort die Unzulänglichkeit einer solchen Vorschrift; danach müßte man auch *Reise* anders aussprechen als *Kaiser* oder *Hain*. Mit Siebs in der 'Deutschen Bühnenaussprache' lehne ich auch die Unterscheidung zweier gedehnter *e* ab. Mögen die Ober- und Mitteldeutschen doch sich endlich entschließen, in diesem Punkte ihre gewiß geschichtlich begründete Eigenart aufzugeben. Wie schwer es selbst dem mitteldeutschen Gebildeten wird, überhaupt an sich eine zwiefache Aussprache in *heben* und *leben* zu bemerken, habe ich kürzlich an einem Kollegen zu dessen großer Ueberraschung feststellen können.

Bei sonst nicht übler Kenntnis der Mundarten unterlaufen doch auch Schnitzer. Gretchens Herzensbitte 'Ach neige, Du Schmerzensreiche' soll früher auf der Bühne 'Ach neiche' gesprochen worden sein. Mag sein, da und dort. Aber wie erklärt sich denn Goethes Schreibung 'Mädgen', 'mögte'? Vielmehr war in Goethes Frankfurter Mundart das inlautende *ch* reduziert worden zu *j*. Da ich

Digitized by Google

die früheren Auflagen des Büchelchens nicht kennne, weiß ich nicht, was auf Rechnung von Benedix zu setzen, was auf den Bearbeiter Seydel zurückgeht. Aber daß die Verschlußlaute im Gegensatz zu den Liquiden, weil sie nicht so leicht wie jene sich mit andern Konsonanten verschmelzen, starre (*mutae*) Konsonanten genant werden, hätte weder der eine schreiben noch der andere durchgehen lassen sollen.

Der Einfluß des heutigen Schriftbildes sollte bei einem phonetischen Lehrbuche in keiner Weise mehr mitspielen. Was da jedoch über die auslautenden Medien zu lesen ist, verrät Zurechtmachung unter Verleugnung der tatsächlichen Verhältnisse. Nach kurzem Vokal sind die *b d g* nämlich durchaus wie die Tenues zu sprechen. Benedix umgeht zum Teil eine klare Stellungnahme. Aus seiner Anweisung für die Aussprache des *-bt* folgt aber deutlich seine irrige Auffassung. Das *b* in *Abt* ist phonetisch ein reines *p*, auch mit Hauch. Für *weg* wird stimmloses *g'* vorgeschrieben, während auch hier *-k* die Regel ist.

Der zweite und dritte Abschnitt, die von der Betonung und der Schönheit des Vortrages handeln, erheben sich meines Erachtens über den ersten. Ausstellungen sind hier kaum zu machen. Und so kann das Büchlein im ganzen empfohlen werden, zumal die Ausstattung gut und der Preis als gering zu bezeichnen ist, anders als bei dem Werkchen von Futterknecht, für das beides nicht gilt.

5) A. Faulde, Weitere Beiträge zur deutschen Grammatik und zur Frage des deutsch-grammatischen Unterrichts auf den höheren Lehranstalten (= S.-A. aus dem 36. Bericht [Jubiläumsfestschrift] der wissenschaftlichen Gesellschaft 'Philomathie' in Neiße). Neiße, J. Graveur, 1913. 72 S. 1 *M*.

Soviel ich sehe, herrscht heute wohl kein Zweifel mehr an der Notwendigkeit eines grammatischen Unterrichts in der Muttersprache. Ich stimme Faulde in allen Punkten zu. Der grammatische Unterricht soll weder gelegentlich noch angelehnt erteilt, sondern systematisch gegeben werden. Auch über die Methode ist man sich jetzt wohl einig. Das Ausgehen vom Beispiel und induktive Hinleiten zur Regel oder zum sprachlichen Gesetz entspricht allein den Verhältnissen, unter denen sich grammatische Unterweisung als nötig erweist. Aber ich nenne eine Methode, die die Beispiele der Sammlung des grammatischen Leitfadens oder Lehrbuches entlehnt, nicht mehr heuristisch. Ich meine allerdings, der Lehrer solle nur das Beispiel des Lesestückes benützen und daran die Reihe der die Einzelerscheinung zur grammatischen Gruppe auffüllenden Fälle schließen, systematisch das andere Mal einen Fall herausgreifen, der in die nächste Kategorie einzuführen geeignet ist, und so schließlich sich aus den Anregungen, die die Lektüre — natürlich meistens die prosaische — gewährt, das Jahrespensum aufbauen. Was im übrigen mir für den Betrieb recht nützlich erscheint, faß ich hier unter Auswahl zusammen: Benutzung eines Leitfadens oder ausführlichen Grammatik — nur nicht Zerlegung des Stoffes und Einzelbändchen für die einzelnen Klassen! Das ist eine Art, die sich hilft, indem sie große Stücke doppelt bringt, und schließlich doch die Schüler nötigt, alle Heft-

Digitized by Google

chen zu besitzen —, feste Klassenpensen, eklektisches Verfahren, deduktives Verfahren bei Repetitionen ist gestattet und gelegentlich ratsam.

Recht lehrreich ist der historische Rückblick auf den Streit um die deutsche Grammatik. Nur schade, daß Faulde den Standpunkt der Behörde nur bis 1901 kennt. Die neuen Lehrpläne für die höhere Mädchenschule sprechen sich deutlich über das Ziel des deutschen Sprachunterrichtes aus: 'Die Erkenntnis des Gesetzmäßigen in der Sprache soll das Sprachgefühl klären, einen sicheren Maßstab für die Beurteilung des eigenen und fremden Ausdrucks und Fühlung für die Eigenart der deutschen Sprachkunst geben.' Ohne Zweifel ist damit viel mehr als bisher gefordert. Die Klärung des Sprachgefühls halte ich für eine der wichtigsten Aufgaben des deutschgrammatischen Unterrichts. Als ein Mittel dazu möchte ich auf die in den erwähnten Lehrplänen gleichfalls geforderten 'etymologischen Wanderungen im Gebiete der Sprach- und Kulturgeschichte nach Hildebrands Muster' hinweisen. Zwar ist mir bisher in Grammatiken für die Mädchenschule noch kein Muster nach dieser Anweisung begegnet, denn die Wanderungen durch das Fremd- und Lehnwort zeigen ja doch nur die von außen beeinflußte, nicht die aus dem Innern, dem Zusammenleben der Sprachgenossen sich herausbildende Sprachentwicklung. Die innere Geschichte der Sprache aus der Wortbildung im weitesten Sinne herauslesen, die Ausbreitung einer Wurzel über Verbum und Nomen (vgl. das treffliche Buch von B. Liebich, Die Wortfamilien der lebenden hochdeutschen Sprache als Grundlage für ein System der Bedeutungslehre. Breslau 1899. 2. A. 1905), den Bedeutungswandel verfolgen und dann noch eins: die Lücken in unserer Sprache erkennen, verstehen und verehren, auf solche Weise müßte das Sprachgefühl erstarken und, was in unsern Tagen so recht nottut, imstande sein, deutsche Eigenart bewußt zu verteidigen und innerlich fremde Neubildungen, wie sie der klügelnde Sprachneuerer austüftelt, um Lücken etwa mit Hilfe neuer Endungen an alten Wurzeln auszufüllen, entschieden abzulehnen. In dem Streit um Sprachrichtigkeit und Sprachgebrauch könnte ein so beschaffenes Sprachgefühl, gestützt durch die stets und gern wiederholte Einsicht in die Tatsachen der geschichtlichen Grammatik — denn nicht alles Alte ist gleicherweise wert, verloren zu gehen, und nicht jedes Neue daseinsberechtigt — sich ein selbständiges Urteil zumuten. Erziehen wir unsere Schüler so, daß sie im späteren Leben nicht nur den Duden, sondern auch eine nhd. Grammatik, die von Sütterlin-Waag oder Behaghel oder einem zukünftigen Sprachfreunde herrühren möge, im Hause haben; mehr können wir ihnen kaum mitgeben. Zur 'vollen Herrschaft über das Sprachmaterial steigern' können wir, das ist auch meine Ansicht, die Leistungen in der Muttersprache auf der Schule nicht.

Berlin-Steglitz. H. Teuchert.

Digitized by Google

Edelsteine griechischen Schrifttums ausgewählt und mit Benutzung älterer Übersetzungen in das Deutsche übertragen von Hermann Steuding. Leipzig, O. K. Reisland, 1917. 283 S. 3 ℳ.

In einem kurzen Vorworte stellt Herausgeber sein Buch dem griechischen Lesebuch von U. v. Wilamowitz-Moellendorff gegenüber. Beide Werke verfolgen ja ähnliche Absichten, aber sonst gleichen sie einander nicht. v. Wilamowitz gab nur griechische Originale und sein Buch beabsichtigte eine wesentliche Bereicheruug und Erweiterung des Inhaltes der griechischen Schullektüre; es diente zugleich dem Zwecke, nachzuweisen, daß Mathematik, Medizin und Technik, auf deren Erfolge die Gegenwart mit Recht so stolz ist, ihre Wurzeln bei den alten Griechen haben (vgl. H. Diels, antike Technik, Leipzig und Berlin 1914). Vor allem aber war es durch die zu den einzelnen Abschnitten von dem großen Gelehrten geschriebenen Einleitungen und noch mehr durch die Erläuterungen zu den Texten ein Buch reichen, wertvollen Inhalts. Nur waren die Ziele zu weit und vielfach zu hoch gesteckt, und deshalb ist das wertvolle Buch in den Klassen nur ausnahmsweise benutzt worden.

Ganz anders Steudings 'Edelsteine'. Auch sie wollen dem Schüler die Kenntnis griechischer Schriften vermitteln, die in der mit so viel wichtigen 'Nebenfächern' belasteten Schule zu lesen sich keine Zeit findet, aber nur ganz mühelos, in der Form von Übersetzungen. Aber auch die besten Übersetzungen geben nur einen mehr oder weniger befriedigenden Ersatz des Urtextes; die meisten sind Verdünnungen der kräftigen, geistigen Speise, Abschwächungen großer Geistesprodukte. Das kann nun mal nicht anders sein und jeder, der es mit solchen Arbeiten versucht hat, wird ehrlicherweise zugeben, daß seine Übersetzung das Original doch nicht ganz zu ersetzen vermocht hat. Aber wir leben ja in der Zeit der 'Ersatzmittel' und müssen uns mit ihnen behelfen, mögen sie uns nun munden oder nicht. Also wird auch auf geistigem Gebiete der neue 'Wilamowitz-Ersatz' vielleicht manche Freunde finden, zumal er für sich einnimmt durch den bestechenden Titel 'Edelsteine', genau wie andere Ersatzmittel es lieben, und durch den für heutige Verhältnisse so billigen Preis von 3 ℳ.

Aber, um dies sogleich zu sagen, der hier gebotene Ersatz kann Nutzen stiften. Dafür bürgen schon die Namen der benutzten Übersetzer: Voß, Droysen, Geibel, Seger, Jacobs, Kleiber, Campe, M. Schmidt u. a.; auch Steuding hat mitgearbeitet, hat mitgedichtet, hat die verbessernde Hand angelegt.

Der Stoff wird in drei Teile zerlegt, für untere, mittlere und obere Klassen. Ein Unterschied zwischen den Klassen gymnasialer und realer Anstalten wird nicht gemacht; ihn zu finden wird dem Lehrer überlassen. Die unteren Klassen sollen an Märchen und Erzählungen aus Lukian, Herodot, Plutarch und Strabon ihre Freude haben, sollen durch Fabeln und Denksprüche moralisch belehrt und durch Schilderungen aus Homer und Herodot gebildet werden. Auch hier zeigt sich Steuding als praktischer Schulmann. Wenn er dem aus Lukians Philopseudes ausgezogenen Geschichtchen den Titel 'der Zauberlehrling' gibt, so weist er den Lehrer an, das berühmte Gedicht Goethes zum Vergleich heran-

Digitized by Google

zuziehen. Es ist in der Tat lehrreich und bewundernswert, wie Goethes Genie aus dieser ziemlich unbedeutenden Erzählung ein dramatisch belebtes Gedicht gemacht hat, das tiefe Weisheit enthält. Aber die Erkenntnis dieser genialen Leistung kann doch erst in den oberen Klassen kommen. Das selbe gilt von der Erzählung 'der Ring des Polykrates' im Vergleich mit Schillers Ballade; auch von 'Arion' gilt es.

Auch erscheint es zweifelhaft, ob die Schilderungen aus Homer und Hesiod in den antiken Versmaßen sich für untere Klassen eignen. Die daktylischen Hexameter werden von so jungen Schülern nur schwer bewältigt werden, sind ihnen in metrischer Hinsicht kaum klarzumachen (im deutschen!) und die Ausdrucksweise und Wortstellung der Übersetzungen erschwert das Verständnis. Die homerischen Abschnitte 'Abenteuer des Odysseus' in Buch 9 und 12 der Odyssees bleiben also besser den nicht gymnasialen Anstalten (auf irgend einer Stufe) überlassen; die Gymnasiasten werden sie wohl überall in den oberen Klassen aus dem Urtext selbst übersetzen. — Für die mittleren Klassen sind vier Abschnitte festgesetzt. I. Schilderungen aus Polybius, sehr geeignet, um die Darstellung des Livius zu ergänzen und zu berichtigen, also am besten neben der Lektüre des Livius in Sekunda zu verwenden. II. Lebensbeschreibungen aus Plutarch a) Perikles b) Philopömen.

Offenbar ist es Absicht des Verfassers, zunächst die Blüte Athens unter Perikles vorzuführen, und dann, im Gegensatz dazu 'den letzten Griechen' zum Trost über den Untergang Griechenlands in schöner Beleuchtung zu zeigen.

Zugleich aber bietet die ausführliche Erzählung von den athenischen Bauten unter Perikles eine schöne Gelegenheit, durch Vorführung trefflicher Photographien Nutzen zu stiften und den Sinn für Schönheit zu pflegen. Auch bei vielen anderen Gelegenheiten zeigt Steuding das Bestreben, die bildende Kunst der Hellenen zum Verständnis heranzuziehen (vgl. die Anmerkung über S. Steuding, Denkmäler antiker Kunst auf S. 120).

III. Lyrische Dichtungen. Ob diese alle für die mittlere Stufe geeignet sind, kann sehr zweifelhaft erscheinen. Der Lehrer am Gymnasium wird sie in Verdeutschung und auf dieser Stufe kaum berücksichtigen; er weiß ja, daß diese Überbleibsel namentlich der aölischen Dichtung ihre Verwendung finden bei Leküre des *poeta Venusinus* und daß jede neue Ausgabe dieses Lieblings der Gymnasiasten, wie Keller und Häußner die griechischen Urtexte enthält.

Jedenfalls bei Angabe der lyrischen Dichter strebt Steuding nach tunlichster Vollzähligkeit, er möchte keinen der berühmten Namen übergehen. Doch muß bemerkt werden, daß die vier Zeilen aus Anakreon 'Eros, der Schmied' unmöglich eine Vorstellung von diesem Dichter erwecken können. Vermutlich sind sie aufgenommen, um gewisse pompejanische Wandgemälde mit arbeitenden Eroten aufzeigen zu können.

Daß Bakchylides Dichtungen benutzt sind, muß gelobt werden. Zwar hat seine Wiederentdeckung nicht den umwälzenden Einfluß auf den Unterricht ausgeübt, den begeisterte Philologen hofften, aber es wäre doch schade, wenn die Schüler auch in Zukunft von seiner Wiederauferstehung so wenig erführen wie bisher.

Digitized by Google

Anders steht es mit Pindar. Die kurzen Oden Olymp. XI u. XII sind in der Übersetzung von Mor. Schmidt mitgeteilt, die den Ton innigen Gebetes, namentlich in Olymp XII gut trifft. Aber von der Bedeutung des Dichters, von der Wucht seiner erhabenen Sprache, von dem Reichtum der Bilder dieses 'großen Unerreichlichen' können diese kleinen Proben keinen Begriff geben. Man warte mit Besprechung Pindars bis man Horaz, besonders IV, 2 liest! Leider haben die Versuche, den thebischen Sänger im Original mit Gymnasialprimanern zu lesen, keine dauernde Fortsetzung erfahren.

Für die oberen Klassen sind wieder vier Abschnitte eingesetzt. I. Philosophie. Natürlich beschäftigt sich dieser Teil hauptsächlich mit Sokrates. Und das ist sehr nötig, denn Teil IV bringt die Wolken des Aristophanes (gekürzt). Aber wenn dieses Zerrbild des Sokrakes in den 'Wolken' den Schülern, besonders realer Anstalten, die von ihm und von Platon sonst wenig erfahren, mitgeteilt werden soll, dann ist es unbedingt erforderlich, eine richtigere Darstellung dieses idealen Weltweisen daneben zu setzen. — Die Abschnitte II und III, Bürgerkunde und Kunstlehre, bringen Abschnitte aus Aristoteles, Thukydides, Demosthenes in guter Form, die ihren Eindruck nicht verfehlen werden und wertvoll sind. Bemerkenswert sind die Mitteilungen über Gemälde Philostrats, des älteren und des jüngeren. Sie sollen offenbar wiederum der sehr nützlichen Bestrebung dienen, diesen in Worten geschilderten Gemälden aus dem Altertum entsprechende oder ähnliche Wandgemälde aus Pompeji, aus Rom oder anderen Orten gegenüberzustellen. Und das ist zu loben.

Wir können das Gesagte dahin zusammenfassen, daß diese wohlgeschliffenen 'Edelsteine' völlig imstande sind, dem Jugendunterricht zu nützen, wofern man nicht vermag, Originale statt der 'Ersatzmittel' anzuwenden. Denn nur auf die großen Originale paßt das Dichterwort:

> Der beste Edelstein ist, der da alle schneidet
> die andren, und den Schnitt von keinem einzgen leidet!

Halle a. S. F. Friedersdorff.

Hermann Patzig, Die Städte Großgermaniens bei Ptolemäus und die heut entsprechenden Orte. Dortmund, Fr. Wilh. Ruhfuß, 1917. 40 S. 8. 1,50 ℳ.

In dem großen Werke des Claudius Ptolemäus, das den Stand des geographischen Wissens im Altertum etwa für die erste Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Chr. widerspiegelt, findet sich auch ein Verzeichnis der Städte Germaniens, das nahezu 100 Namen umfaßt (Claudii Ptolemaei Geographia rec. C. Müller I, 2, 11). Bei der eminenten Bedeutung, die das Werk für die germanische Topographie und Geschichte haben müßte, wenn es gelänge, die dort genannten Siedelungen zu bestimmen und insbesondere ihre Lage auf der heutigen Karte von Deutschland festzustellen, ist der Versuch des Verfassers, in diese schwierigen Fragen einzudringen, trotz der Warnungen Kieperts und Müllenhoffs wohl berechtigt und verständlich. Er glaubt wenigstens 'einige Ansetzungen des Ptolemäus durch Zutreffen der Lage und Namensanklang als richtig nachweisen und damit die an sich wahrscheinliche Annahme stützen zu können, daß die An-

Digitized by Google

gaben des alten Erdbeschreibers nicht völlig auf leerer Einbildung und Erdichtung beruhen, sondern ernst zu nehmen sind'. Dieser Versuch scheint mir, soweit es sich um die Feststellung der ptolemäischen Germanensiedelungen und ihrer Beziehung zu heutigen Ortsnamen handelt, nicht gelungen zu sein. Es ist sehr zweifelhaft, ob dies Problem mit den heutigen Mitteln der Forschung überhaupt schon mit einer für die Wissenschaft brauchbaren Sicherheit lösbar ist. Das vom Verfasser gewählte Verfahren und die von ihm angewandten Mittel der germanischen Sprachforschung scheinen mir zu gesicherten neuen Ergebnissen nicht zu führen. Hierzu müßten wohl erst durch die heimische Bodenforschung die prähistorischen Siedelungsverhältnisse in Germanien in viel umfangreicherem Maße geklärt sein, als dies bisher erreicht ist. Erst wenn an den vom Verfasser vermuteten Örtlichkeiten Niederlassungen der Spätlatènezeit nachgewiesen wären, würde der Kreis einigermaßen geschlossen sein. Immerhin entbehren manche Hinweise nicht eines gewissen verlockenden Reizes, so daß die archäologische Lokalforschung sie wohl im Auge behalten möchte.

Um eine Grundlage zu schaffen, rechnet der Verfasser zunächst die Gradangaben des Ptolemäus in die heutige Gradmessung um (S. 4 f.), indem er für die Längengrade von der Rheinmündung, für die Breitengrade von Tarodunum ausgeht, die beide von Ptolemäus annähernd richtig bestimmt sind, und gewinnt so ein allgemeines, theoretisch und rechnerisch vielleicht richtiges System der ptolemäischen Gradmessung. Diese Grundlage scheint mir jedoch für die praktische Benutzung der Gradangaben im einzelnen sehr unsicher, da sie wenigstens für die entlegenen Gegenden Germaniens zweifellos nur auf Schätzungen, nicht auf Messungen beruhen können. In einem Falle läßt sich sogar sicher nachweisen, daß der alte Geograph für eine gar nicht vorhandene Stadt Germaniens *Σιατουτάνδα*, deren Name auf einer mißverstandenen Tacitusstelle beruht (ann. 4, 73 *ad sua tutanda digressis rebellibus*), gleichwohl eine Gradbezeichnung beifügt (S. 9), wodurch doch wohl auch in anderen Fällen die Glaubwürdigkeit seiner Angaben erschüttert wird (vgl. auch *Μαρύβουδον* und dazu S. 30 der Schrift). Jedenfalls ist die vom Verfasser so gewonnene Grundlage für wissenschaftlich sichere Konstruktion kaum tragfähig genug.

Der Verfasser sucht nun in den durch das angegebene Verfahren enger umschriebenen Gebieten Deutschlands moderne Ortsbezeichnungen, welche Anklänge an die ptolemäischen Städtenamen aufweisen, wobei er diese mit umfangreicher Heranziehung sprachlicher Hilfsmittel auf germanische, bzw. keltische Wurzeln zurückführt und zum Teil auch wohl überzeugend deutet. Diese Namenserklärungen scheinen mir das Wertvollste an der Schrift zu sein, während die Namensanklänge selbst vielfach bedenklich und bei der unsicheren Grundlage der ptolemäischen Gradmessung zweifelhaft sind. Gleichsetzungen wie *Γαλαιγία* Göhlitzsch bei Merseburg, *Σουσουδάνα* Zootzen bei Rheinsberg, *Βουδόριγον* Großbohrau sind doch sehr gewagt. — Einspruch aber muß erhoben werden, wenn wieder einmal *Ἀρταυνον* auf die Saalburg gedeutet wird (S. 28). Diese Meinung, die im vorigen Jahrhundert von älteren Limesforschern ver-

Digitized by Google

treten wurde, ist heute mit Recht als völlig unbegründet aufgegeben worden. Dem vom Verfasser dafür angeführten Grunde: Welche (Feste am Taunus) kann eher gemeint sein als die Saalburg? stellt man heute, wo durch die Limesforschung so zahlreiche 'Festen am Taunus' ermittelt worden sind, die berechtigte Frage entgegen: Warum soll gerade die Saalburg — ein Taunuskastell, wie viele andere —, dem antiken Geographen so bekannt gewesen sein? Daß sie heute durch den Reichtum ihrer Funde und durch die Tatsache, daß sie wider aufgebaut worden ist, Gegenstand allgemeinen Interesses geworden ist, gestattet nicht irgendwelche Schlüsse auf ihre Bedeutung im Altertum.

Frankfurt a. M. F. Gündel.

---

1) G. Koch u. A. Philipp, Handbuch für den Geschichtsunterricht. Band II. Leipzig, Quelle & Meyer, 1916. 420 S. Geb. 12 ℳ.

2) R. Kabisch, Erziehender Geschichtsunterricht. Dritte verb. u. ergänzte Auflage herausgeg. von Dr. Mayrhofer. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1916. 396 S. Geb. 6,80 ℳ.

3) Quellensammlung für den Geschichtsunterricht an höheren Schulen. Herausgeg. von G. Lambeck, F. Kurze u. P. Rühlmann. Reihe II: 37, 88, 89, 131, 134, 135, 136, 137, 140, 143, 152, 153, 154, 174, 175, 180, 181. Teubner. Je 32 S. 40 ₰.

Alle drei Werke sind hervorragend brauchbar und zum Teil längst vorteilhaft bekannt. Der zweite Band des Handbuches ist meines Erachtens nach noch besser gelungen als der erste. Gröbe behandelt die römische Kaiserzeit mit hervorragendem Geschick, kurz das Wichtige und Charakteristische, selbst wenn es anekdotenhaft und nicht erwiesen historisch ist, hervorzuheben. Trockels (Schöneberg-Berlin) gibt die politische und Verfassungsgeschichte bis 1648 und zwar unter Benutzung der Vorarbeiten von v. Niessen für das spätere Mittelalter und von Gebauer für die Übergangszeit zur Neuzeit. A. Philipp arbeitet das Material methodisch durch und gibt die kulturhistorischen Beiträge. Es wird wenige Schulen und Lehrer geben, die dies Buch entbehren können. Was sich der einzelne von uns mühsam im Laufe der Praxis herangeholt hat an Gedichten, Fragen, Quellen, Anekdoten, Streitfragen, Kartenmaterial, Bildern usw., überraschend vieles findet er hier ebenfalls aufgeführt, ein Beweis, wie das Buch aus der Praxis für die Praxis geschrieben ist. Die Güte wechselt natürlich in den einzelnen Abschnitten, aber das ganze bleibt gut. Zu loben ist auch die Verteilung des Raumes auf die Epochen, die im ersten Band nicht immer einwandfrei war.

2. Der hervorragende Schulmann R. Kabisch ist auf dem Felde der Ehre gefallen. Mayrhofer hat die neue, stark umgearbeitete und ergänzte Auflage besorgt. Mir war das Buch bisher unbekannt, jetzt lasse ich es nie mehr bei der Vorbereitung aus der Hand. Es ist die Form der Darstellung, die das Buch so wertvoll macht. Für Volksschüler und wohl ländliche Verhältnisse geschrieben benutzt Kabisch die Ideenwelt seiner Zuhörer, um Geschichtserzählung und Erziehung zum Staatsbürger zu verbinden. Die Quintaner eines Gymnasiums werden aus dieser Form der Darstellung denselben Nutzen ziehen, man wird wenig zu ändern

Digitized by Google

haben. Wenn jemand in Verlegenheit ist, wie ich es war, welches Buch er seinem Quintaunterricht im Sinne der neuen Lehrpläne zugrunde legen soll, ich rate ihm dringend den Kabisch. Ich kenne kein Buch, das so allgemein begeisterte Aufnahme gefunden hätte. Das Buch verdient die allgemeine gute Aufnahme, die es bisher gefunden hatte, und zugleich auch die Verwendung an den unteren Klassen der höheren Schulen. Der Lehrer wird leicht die wenigen Aussetzungen, die man haben wird, beseitigen.

3. Wohl kein Lehrfach ist gegenwärtig solcher Umgestaltung unterworfen wie das der Geschichte. Die immer mehr anschwellende Stoffmasse zwingt an sich schon zu einer Beschränkung, man gruppiert den Stoff um einzelne hervorragende Persönlichkeiten und verzichtet auf inhaltslose Zahlenreihen für die Herrscher. Andererseits ist das Bestreben vorhanden, den Stoff nicht nur fertig darzubieten, sondern aus den Quellen heraus ihn durch die Schüler selbst gestalten zu lassen oder ihnen doch wenigstens Einblick in die Urkunden zu gewähren. Natürlich ist das keine Errungenschaft unserer Zeit, aber unsere Zeit erleichtert und verallgemeinert dies Bestreben durch mehr oder minder gute Quellensammlungen. Die Lambecksche Sammlung hat für sich den Vorzug bequemer Anschaffungsmöglichkeiten (Heft 40 ₰, 32 Seiten) und fachmännischer Bearbeiter für jedes dieser Hefte, auch die Zerlegung in eine Reihe für den Gebrauch aller Schüler und in eine solche für die Benutzung besonders reger und fortgeschrittener, die über bestimmte Aufgaben Vorträge oder Ausarbeitungen anzufertigen wünschen. Nun liegt auch die neueste Zeit, der Weltkrieg, in Bearbeitung vor: Drei Hefte von Beer über Österreich-Ungarn vom Mittelalter an, von Wutte über die deutsch-italienischen Grenzkämpfe, von Strunk über den Bewegungskrieg im Westen, über den Ausbruch des Weltkrieges von Bergsträßer, über den Krieg und das Vaterland von Neustadt und Küchling, das preußische und deutsche Heer von Evers, über den deutschen Geist im Weltkrieg von Lambeck und deutsche Kriegslieder aus den Jahren 1914/16 von Deper. Nicht immer ist die durch die 32 Seiten beschränkte Stoffauswahl dem Geschmacke aller entsprechend, ob z. B. dies geschmacklose Lissauerlied 'Haßgesang gegen England' in Lambecks Sammlung gehört, zumal es auch Peper bringt, wo es mehr Berechtigung hat, ist mir und anderen fraglich. Die Knappheit des Platzes sollte überhaupt Widerholungen in den verschiedenen Heften vermeiden lassen. Vom Lissauerlied abgesehen, das Heft II 174 und II 175 bringen, finden wir Babs treffliches Gedicht 'Am Bachbett brennt die bittre Beere' in II 175 und II 154 usw. Da der Raum knapp ist, müßte der Hauptherausgeber diese Widerholungen abstellen. Ein für Schüler fast zu schweres Gebiet behandelt Salomon, Univ.-Professor für englische und französische Geschichte, im Britischen Imperialismus von 1871 bis zur Gegenwart, mehr oder minder ein Quellenbuch auch zu seinem 'Werdegang des britischen Reiches' (Teubner), sicher eins der wertvollsten Hefte der Sammlung. Über die Hansa, die es nie gab, denn wir hatten nur eine Hanse und Hansestädte, gibt endlich noch Schneider einige Urkunden und Berichte. Möge man uns auch die Zeit geben, diese trefflichen Hefte recht eingehend benutzen zu können.

Digitized by Google

4) Karl G. Volk, Geologisches Wanderbuch für mittlere und reifere Schüler. Teil I. 294 S. 1911. 169 Abb. im Text und Orientierungstafel. Geb. 4 ℳ. — Teil II. 293 S. 1915. 269 Abbildungen im Text, Orientierungstafel und Register (= Prof. Dr. Bastian Schmids Naturwiss. Schülerbibl.). Leipzig, B. G. Teubner. Geb. 4,40 ℳ.

Die Geologie ist an sich ein spröder Stoff für den Schüler, aber andererseits durch die Gelegenheit, selbst zu prüfen, finden und verarbeiten, ein dankbarer Unterrichtsgegenstand. Kenntnis der Heimat erhöht nur die Liebe zum Vaterlande. Der wanderlustigen Jugend wird diese praktische Geologie willkommen sein. Beide Bände sind vorzüglich ausgestattet und gut geschrieben. Der methodische Aufbau, der von Beobachtungen an Bach, Brunnen, Quelle, Baumaterial, Steinbruch, Kiesgrube über häusliche Experimentieraufgaben zur Beobachtung in allen Gauen der Heimat führt, verrät den Fachmann und Pädagogen. Ich kenne nur ein Buch, das ihm in dieser Hinsicht vielleicht noch überlegen wäre, das sind die seltsamerweise gerade Volk nicht bekannten 'Erdgeschichtlichen Spaziergänge' des Bonner Universitätsprofessors H. Pohlig (A. Kröner, Verlag Leipzig 1914). Wenigstens erwähnt sie Volk in seinem Literaturverzeichnis nicht. Muß es nicht jeden Schüler anregen, wenn er durch Volk in den Stand gesetzt wird, eine geologische Karte seiner Heimat aufzunehmen? Für unsere Berliner Verhältnisse möchte ich hier auf ein Büchlein weisen, das ebenfalls von Volk nicht benutzt ist, es ist dies das ganz vortreffliche 'Geologische Wanderbuch für die Umgegend von Berlin' von H. Menzel (F. Enke, Stuttgart), das freilich für den Schüler nicht den richtigen Ton trifft. Ich erinnere mich aus der eigenen Schulzeit, daß uns wanderlustigen Jungen ein begeisterter Turnlehrer immer wider auf Gletscherköpfe, Eisschrammen, auf Versteinerungen usw. hinwies, aber uns nie ein geeignetes Buch nachweisen konnte, wonach man sich näher hätte unterrichten können. Gerade die Reste der Urzeit sind es doch, die jeden Jungen lebhaft interessieren, warum soll man sich als Lehrer dies Interesse also nicht zunutze machen? Mit dem Hammer des Geologen bewaffnet wird der ältere Schüler zu dem Körper und Seele erfrischenden Genuß einer Ferienwanderung auch sein Verständnis für die Natur und den Aufbau seiner Heimat fördern. Die Geographie, die leider immer etwas sehr knapp im Schulbetrieb fortkommt, erhält eine wesentliche Förderung etwa wie die Geschichte durch die Kenntnis und den Besuch der Altertumsfunde der Heimat, die für Berlin durch den verdienstvollen Leiter des Märkischen Museums Dr. Kiekebusch und durch geeignete Vorträge im Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht weiter verbreitet wird. Der Lehrer wird sich also insbesondere durch Hinzunahme des genannten Buches von Pohlig und durch Teilnahme an etwaigen Exkursionen eines Fachlehrers auf diese schöne und lohnende Aufgabe vorbereiten können, den reiferen Schüler mit Hilfe der Volkschen Wanderbücher in die Praxis der Geologie einzuführen. Die Bücher sind da, jetzt hat der Lehrer leichteres Arbeiten. Solange freilich der geographische Unterricht an den Schulen auch von Nichtfachlehrern gegeben wird, wie es trotz bedeutender Besserung immer noch in erheblichem Umfange der Fall ist, werden Lehrer, die in der Geologie selbst wissenschaftlich geschult sind, noch selten sein, da man leider auf der Uni-

Digitized by Google

versität aus Zeitmangel nicht alles das studieren kann, was behagt, sondern zunächst das, was für die Anstellung nützt. Jetzt wird es ja immer besser, da die Geographie ihren Anhängselcharakter im Schulbetrieb immer mehr verliert, so daß die Bücher von Volk auch recht zeitgemäß erscheinen.

Friedenau. Hans Philipp.

Claudius v. Schwerin, Deutsche Rechtsgeschichte mit Ausschluß der Verfassungsgeschichte. Grundriß der Geschichtswissenschaft, hrsg. von Alois Meister. Reihe II Abt. 5. Leipzig, B. G. Teubner, 1915. VI u. 199 S. gr. 8. 5 (5,60) ℳ.

Wohl kein Gebiet des öffentlichen Lebens hat so tiefe Spuren in unsrer Sprache zurückgelassen als Rechtswesen und Rechtsgang: auf Schritt und Tritt sieht sich der Lehrer des Deutschen in die Notwendigkeit versetzt, rechtliche Gebräuche zur Erklärung sprachlicher Redewendungen herbeizuziehen und selbst die dichterischen Konflikte, wie sie in den mittelalterlichen Dichtungen geschildert werden, haben oft ihre tiefste Wurzel in rechtlichen Verhältnissen, die unsrer Zeit nicht mehr geläufig sind und ohne deren Kenntnis sie nicht völlig verstanden werden können. Eine gewisse Vertrautheit mit dem germanischen und speziell deutschen Recht ist daher für den Deutschlehrer unerläßlich, aber sie zu erwerben war nicht leicht, da die großen Werke Brunners, v. Amiras, Schröders und Stobbes meist schon infolge ihres Umfanges dem Studium erhebliche Schwierigkeiten entgegenstellen. Da erscheint zur rechten Zeit das Werk Schwerins, das auf verhältnismäßig geringem Raum das gesamte Gebiet abhandelt: von der Rechtsbildung und den Rechtsquellen ausgehend schildert der Verfasser Grundlagen und Entstehung des Privatrechts und Strafrechts, vor allem aber die Entwickelung des Rechtsganges. Grade dieser letzte Teil enthält eine Fülle von Belehrung, die dem Lehrer im deutschen Unterricht zugute kommen wird. Reichliche Literaturnachweise sorgen dafür, daß jeder, der sich über bestimmte Punkte noch näher unterrichten will, dazu die einschlägigen Werke an der Hand hat, und als ein besonderer Vorzug muß es erscheinen, daß die Entwickelung überall bis zur Neuzeit herabgeführt wird, insofern dadurch auch der Lehrer der Bürgerkunde in den Stand gesetzt wird, das Buch mit Nutzen zu gebrauchen. Sowohl für die Lehrerbibliotheken wie für den Privatgebrauch kann die Anschaffung des Buches durchaus empfohlen werden, zumal ein reichhaltiges Sachverzeichnis ein schnelles Sichzurechtfinden ermöglicht.

Berlin. Th. Lenschau.

---

1) Eugen Kühnemann, Deutschland und Amerika. Briefe an einen deutschamerikanischen Freund. München, C. H. Beck, 1917. IV u. 118 S. 8. Geb. 2,50 ℳ.

Dem Bestreben des Verfassers, der vor dem Kriege dreimal als Austauschprofessor in den Vereinigten Staaten tätig war und während des Krieges fast drei Jahre in Amerika lebte, geht dahin, vielen Deutschen zu einem ruhigen Verstehen der amerikanischen Auffassung des Weltkrieges zu verhelfen. Freilich erscheint die Art der Darstellung mehr für den Gebildeten als für die breite Masse geeignet. 15 klare und anschauliche Briefe erzählen die Geschichte der seltsamen amerikanischen

Digitized by Google

Reise des Verfassers als Vorkämpfers für sein deutsches Vaterland. Sie geben Aufschluß über die achtungswerte geleistete Aufklärungsarbeit, die Stellung des deutschen und des englischen Amerikas (und zwar in den verschiedenen Schichten der Bevölkerung) zum Kriege und über das Verhalten Amerikas im Kriege: 'so vollendete sich das Mißgeschick der deutschen Sache in Amerika'. Einen Glanzpunkt bildet die feinsinnige, von den üblichen Zeitungsdarstellungen sich weit entfernende Skizze des Präsidenten Wilson, der sich als Retter des angelsächsischen Weltgedankens von der Vorsehung berufen fühlt.

2) Hans Offe, Politische Weltkunde. Mit Vorwort von Paul Rohrbach. Leipzig, C. H. Tauchnitz, 1917. VIII u. 69 S. 8. Geh. 2,50 ℳ.

Ein Beitrag zur nationalen Schulreform, der großzügig von einem klarsehenden und aufrechten Beurteiler mit Lust und Liebe geschrieben wurde. Der traurige Ausgang des Weltkrieges wird viele Gedanken des werbekräftigen Buches noch eindringlicher wirken lassen.

P. Rohrbachs Weltpolitisches Wanderbuch ließ im Verfasser den Gedanken zu seinen Ausführungen keimen. Ziel des Verfassers ist politische Weltkunde als neues Lehrfach zu schaffen in Verbindung mit der Erdkunde und zwar durch Ausbau unseres Hochschulunterrichtes im weltkundlichen Sinne. Der bisherige Mangel an weltpolitischer Bildung wird von Rohrbach (S. IV) wie von Hoffe (S. 46) als Ursache des völligen Versagens unserer Diplomatie nicht mit Unrecht angesehen. Rohrbach erhofft, daß zu den neu zu schaffenden akademischen Lehrstühlen z. B. für Rußland-, England-, Amerika- und Ostasien-Kunde außer den Studenten auch Diplomaten und Politiker, Großkaufleute und Generalstabsoffiziere sowie Schriftleiter von Zeitungen herbeiströmen würden, und Hoffe erwartet von dieser Neuschöpfung für die auswärtige Politik 'eine vaterländische Gesinnung, bei der der nationale Wille vom Instinkt erleuchtet wird'. Gerade weil wir uns jetzt 'mit unserer gefühlsmäßigen Beurteilung des Auslandes so glänzend blamiert haben', wird eine Folge des Krieges sein müssen, daß wir unsere Bildung neu einstellen, nämlich weltpolitisch.

Die Grundlage dazu muß bereits auf der Oberstufe der höheren Schulen im erweiterten erdkundlichen Unterrichte gelegt werden. Das ist möglich, wenn auf den Hochschulen die nötigen wissenschaftlichen Lehrerpersönlichkeiten für Erd- und Weltkunde herangebildet werden können und wenn 'unsere höhere Schulbildung nicht länger klassisch oder allenfalls mitteleuropäisch orientiert bleibt'. Denn auch die anderen Lehrfächer der höheren Schule müssen kräftig mitwirken, damit ein vorbereitendes Verständnis für die kulturelle, die seelisch-geistige und die leibliche Eigenart fremder Rassen und Völker den Schülern mitgegeben wird (Abschnitt 5). Die Hauptwirkung jedoch erwartet Verfasser von einer Universitätsreform an Haupt, Geist und Gliedern (S. 52—58). Unter allen Umständen ist Vorsorge zu treffen, daß 'wir künftigen Krisen mit einer bessern Vorbereitung entgegengehen, als wir es dreimal getan haben'.

Hannover. A. Rohrmann.

Digitized by Google

Walther Schulze-Soelde, Geschichte als Wissenschaft. Berlin, Reuther & Reinhard, 1917. 93 S. 3 *M*.

Der Verfasser hält es für die vornehmste philosophische Aufgabe unserer Zeit: 'was Kant im Hinblick auf das Naturweltbild geleistet hat, diesen kritischen Geist auf das Geschichtsweltbild zu übertragen'. So untersucht er Kants und Hegels Stellung zur Geschichte. Kants transzendentallogische Leistung, kritisch das apriori als das Konstituierende einer möglichen Erfahrung anzusehen, gilt auch für die Geschichtswissenschaft. Aber Kant scheidet nicht Natur und Geschichte! Hegel dagegen hat diesen Unterschied klargestellt, wenn er sagt, daß der Gegenstand der Geschichte das denkende Bewußtsein sei, verfährt aber bei der Betrachtung der Geschichte dogmatisch, nicht kritisch. Verfasser will nun das, was bei jedem der beiden Philosophen unzulänglich ist, vermeiden. Er kommt zu folgendem Ergebnis. Das erscheinende historische Bewußtsein, insofern es sich in den Leistungen der Menschheit manifestiert, ist etwas von allem, was Natur heißt, Grundverschiedenes. Gegenstand der Natur ist die sinnliche Empfindung, Gegenstand der Geschichte das gedanklich Intelligible. In der Natur besteht ein durchgehender Zusammenhang, den wir Gesetz nennen, eine Kette von Ursache und Wirkung, wobei jede Ursache zugleich Wirkung ist. In der Geschichte gibt es Ursache aus Freiheit, die nur Ursache, aber nicht selbst Wirkung ist. Es gibt in der Geschichte keine allgemeinen Begriffe, also auch kein Gesetz. Gegenstand der historischen Erkenntnis ist die denkende Vereinzelung. — Die tief eindringenden Untersuchungen des Verfassers, denen freilich nicht ganz leicht zu folgen ist, verdienen die Beachtung der Historiker, die sich für geschichtsphilosophische Fragen interessieren!

Charlottenburg. Gottfried Koch.

---

1) W. M. Davis u. G. Braun, Grundzüge der Physiogeographie. I. Grundlage und Methodik von Gustav Braun. Oktav 209 S. mit 9 Textabbildungen und 1 Tafel. Leipzig, Teubner, 1917. Geb. 6 *M*.

Das Buch soll nach der Einleitung alles das — und nur das — bieten, was aus dem weiten Gebiet der Hilfswissenschaften dem Zwecke dient, die Grundlagen für die geographische Beobachtung zu schaffen und die Methodenlehre zu entwickeln. Es behandelt in fünf Kapiteln die Erde als Planet, die Lufthülle, Land und Wasser, die Wasserhülle der Erde, die Landmasse der Erde, dazu in einem Anhang die Messungs- und Beobachtungsmethoden der Hilfswissenschaften. Die Darstellung ist sehr gedrängt und vielfach nicht eben leicht zu verstehen, zumal nicht selten die Erläuterung der Figuren und Tabellen unzureichend ist. Die ganze mathematische Geographie ist fast ohne Abbildungen behandelt; wie soll da ein Verständnis erzielt werden? Eine Ausnahme macht allerdings die Erdmessung des Eratosthenes. Hier ist freilich auch nicht etwa die klare und einfache Figur gegeben, wie sie z. B. bei H. Wagner steht, dafür aber unter wortreichen Ausführungen eine Veranschaulichung mit einem Sandhaufen. Sie mag für die Schüler amerikanischer Lehrerinnen gut sein; für deutsche Sekundaner wäre sie mir zu kindlich. Alles in allem glaube ich, daß der Studierende, der nach diesem Buche

Digitized by Google

arbeitet, nicht zu klarem Verständnis gelangt, sondern zu der Befähigung, über Unverstandenes und Halbverstandenes Worte machen zu können.

Auf Seite 15 steht, die Erdachse sei zur Erdbahnebene um $23\frac{1}{2}^0$ geneigt. Ein solcher Schnitzer darf in einem Lehrbuch überhaupt nicht vorkommen. Auch daß die Grenze zwischen der Erdrinde von der Dichte 3,4 und dem Kern von der Dichte 8 in 40 km Tiefe liege (S. 10) ist doch wohl nicht der neueste Standpunkt der Wissenschaft, sondern ein erstaunliches Mißverständnis, ebenso wie die Angabe auf S. 92, Andesit sei ein Ausdruck für Kalknatronfeldspat.

2) W. M. Davis, Praktische Übungen in physischer Geographie. Übertragen und neu bearbeitet von K. Östreich. VIII u. 115 S., dazu ein Atlas von 38 Tafeln. Leipzig, Teubner, 1918. 3,80 ℳ nebst 80% Teuerungszuschlag.

Die Übungen sind ursprünglich für jüngere amerikanische Studenten bestimmt und daher auch für deutsche Sekundaner und Obertertianer gut zu verwenden. Wenn man Skizzen des Atlas so vergrößert, daß man sie als Wandbilder in die Klasse hängt, oder auch die einfacheren an die Tafel zeichnet, so gestaltet sich eine Besprechung im Sinne der Übungen des Buches tatsächlich sehr anregend. In den Händen der Schüler möchte ich freilich das Buch nicht sehn, denn ich bin nun einmal ein Feind der darin gepflegten merkwürdigen Zunftsprache, des 'Pidgin-Deutsch der jüngeren Morphologen', wie A. Hettner sie genannt hat. Auch kommen neben sehr leichten Fragen ('Der Innenrand einer Küstenebene liegt 8 m über dem Meer. Um wieviel mußte das Land steigen, damit sie trocken gelegt wurde?') doch gelegentlich auch solche vor, die ich wegen ihrer Unbestimmtheit nicht beantworten kann' wie z. B.: 'Welchen Einfluß hat die Wirkung lange Zeit andauernder Witterungsabläufe auf die Landoberfläche?'

3) A. Egerer, Kartenlesen. VIII u. 59 Textabbildungen und eine Kartenbeilage (Ausschnitt aus dem Meßtischblatt Reutlingen). 2. Auflage, Stuttgart, A. Bonz, 1918. 1,80 ℳ.

Eine reichhaltige und klare Anleitung zum Verständnis und Gebrauch unserer Spezialkarken. Auch für den Ankauf der Karten werden gute Winke gegeben.

4) Johannes Walther, Geologie der Heimat. VIII u. 222 S. mit zahlreichen Textabbildungen und einer Karte. Leipzig, Quelle & Meyer, 1918. Geb. 8 ℳ.

In seiner bekannten lebendigen und von Begeisterung für den Gegenstand getragenen Darstellungsweise gibt der Vetfasser eine für Gebildete aller Berufe bestimmte Einführung in die Geologie. Zahlreiche Skizzen, die von hohem Lehrgeschick zeugen, und charakterische Photographien dienen der Veranschaulichung. Einen interessanten Versuch stellt die Karte dar. Sie will eine Bodenkarte von Deutschland sein, keine Darstellung der Abteilungen der historischen Geologie. Damit erfüllt sie einen Wunsch, den man für die Schule längst hegte, der aber wegen der großen Schwierigkeiten immer unerfüllt blieb. Schon 1888

Digitized by Google

hatte H. Wagner für den 'Sydow-Wagner' eine Bodenkarte geplant, schließlich aber wurde doch nur eine geologische Karte dafür eingesetzt. Die jetzt von Walther entworfene Bodenkarte halte ich im ganzen für eine wohlgelungene Lösung der schweren Aufgabe, mag man vielleicht auch in Einzelheiten manches anders wünschen.

Nicht einverstanden bin ich mit manchen sprachlichen Neubildungen des Verfassers. Bildet man lateinische Kunstausdrücke, so müssen sie auch dem Geist des Lateinischen entsprechen. Eruptoses Wasser wäre ausbruchsreiches Wasser; das ist aber durchaus nicht das, was der Verfasser von ihm sagen will. Vadoses Wasser, womit uns Sueß leider beglückt hat, ist auch nicht, wie Walther meint, wanderndes Wasser, sondern seichtes, in geringer Tiefe befindliches, und lithoses ist eine unschöne Bastardbildung aus einem griechischen Wort und lateinischer Endung.

5) Handbuch der Geographie. 26. Bearbeitung des 'Großen Seydlitz'. Herausgegeben von E. Oehlmann. 950 S. mit 535 Bildern, Textkarten und Figuren, 27 Bundbildern und 3 farbigen Karten. Hirt, Breslau, 1914. Preis 8,75 ℳ.

Der 'Große Seydlitz' ist zur Zeit das einzige handliche und dabei wissenschaftlich zuverlässige Studier- und Nachschlagebuch, daß den Gesamtinhalt der Erdkunde berücksichtigt, das Erscheinen der Neuauflage daher lebhaft zu begrüßen. Den Anfang macht jetzt ein Verzeichnis der wichtigsten geographischen Literatur (mit Angabe des Preises der Bücher, was sehr praktisch und dankenswert ist). Hieran schließt sich eine Übersicht über die Aussprache geographischer Namen, nach Sprachen geordnet und eine Zusammenstellung geographischer Bezeichnungen (Land, Berg, Ebene usw.) in 21 Sprachen. Hierauf folgt eine kurze aber anregende Geschichte der Geographie (nicht etwa bloß der Entdeckungsreisen). Dann wird auf 604 Seiten die Länderkunde behandelt. Zugrundegelegt sind dabei jetzt natürliche Landschaften, aber zusammenfassende Darstellungen der Staaten sorgen dafür, daß die politische Geographie nicht zu kurz kommt. Zahlreiche Quellenverweise in Anmerkungen unter dem Text ermöglichen eine Vertiefung des Studiums. Weiterhin ist die allgemeine Erdkunde behandelt, die mathematische Geographie auf 37 Seiten, die physische Erdkunde auf 115 Seiten, Pflanzen- und Tiergeographie auf 5 Seiten, die Wechselbeziehungen zwischen Mensch und Erde auf 12 Seiten. Den Schluß macht eine Darstellung der Handelsgeographie von Prof. E. Friedrich auf 74 Seiten. Sie wird ein historisches Dokument bleiben vom Zustand der Weltwirtschaft, wie er vor dem großen Kriege war!

Es ist selbstverständlich, daß bei einem Buch von diesem Umfang nicht jede Einzelheit auf allseitige Zustimmung rechnen kann, daß hier und da auch kleinere Unrichtigkeiten vorkommen. Man wolle es mir nicht als Mäkelei auslegen, wenn ich auf einige Punkte hinweise, die mir in dieser Beziehung aufgefallen sind.

Einen 'indogermanischen Stamm', von dem auf Seite 21 die Rede ist, gibt es nicht. Um 2000 v. Chr. wird es ihn wohl gegeben haben

Digitized by Google

jetzt aber gibt es nur noch Menschen, die eine indogermanische Sprache reden (darunter viele Millionen Neger!)

Seite 316 wird von Groß-Nowgorod gesagt, es sei 'Hansestadt' gewesen. Das ist natürlich ganz irrig. Die Hanse hatte in der urrussischen Stadt ein Kontor, ebenso wie z. B. in London.

Das Heer Napoleons ging keineswegs in den Rokitno-Sümpfen zugrunde, wie S. 320 gesagt ist.

Der antike Name Anas (Guadiana) S. 370 hat natürlich nichts mit dem lateinischen Anas (Ente) zu tun, wenn auch eine kindische Etymologie dafür schon im Altertum aufgebracht ist.

Der Querschnitt durch einen Vulkan auf S. 681 weicht weit von der Wirklichkeit ab, wie experimentelle Nachbildung durch G. Linck klar beweist.

Die Benutzung des Buches wird durch ein reichhaltiges Register sehr erleichtert. Außerordentlich reich ist die Ausstattung mit Kartenskizzen und Bildern. Die letztern sind so ausgewählt, daß sie auch wirklich der Veranschaulichung des Textes dienen, und ihr Wert wird erhöht durch die kurzen orientierenden Beschreibungen die den meisten Bildern beigegeben sind.

Alles in allem sind wir den Bearbeitern und der Verlagshandlung aufrichtigen Dank schuldig, daß sie uns ein solches Buch zu dem verhältnismäßig sehr billigen Preise geliefert haben.

6) K. Hucke, Die Sedimentärgeschiebe des norddeutschen Flachlandes. VIII u. 178 S. mit 30 Textabbildungen und 37 Tafeln. Leipzig, Quelle & Meyer 1917. Geb. 4,60 ℳ.

Eine klare übersichtliche Darstellung der Verbreitung der sedimentären Erratica mit Anleitung zum Sammeln, Präparieren und Bestimmen.

Schulpforte. L. Henkel.

---

1) K. Schwering, Arithmetik und Algebra für höhere Lehranstalten. 8. Vierte, verbesserte Auflage. IV u. 92 S. m. 2 Abb. Geb. 1,60 ℳ.

2) Derselbe, Trigonometrie für höhere Lehranstalten. gr. 8. 4. und 5. verbesserte Auflage. IV u. 26 S. m. 24 Abb. Geb. 1,30 ℳ. Beide Freiburg i. B., Herdersche Verlagsbuchhandlung, 1915.

3) Sammlung mathematischer Formeln. Herausgegeben vom bayerischen Mathematiker-Verein. Ausgabe A für humanistische Gymnasien, Realgymnasien, Realschulen. kl. 8 35 S. München, J. Lindauersche Universitäts-Buchhandlung, 1915. Geh. 60 ₰.

Diesen drei Werken ist die Beschränkung auf das wissenschaftlich und praktisch Wichtige gemeinsam und als besonderer Vorzug nachzurühmen.

Schwering hat seine Schulbücher nach dem Grundsatz angelegt, daß ein Lehrbuch nur das für den Unterricht unbedingt Notwendige, nicht aber eine Fülle von Stoff zur Auswahl bringen soll. Der Unterricht, in dem seine Lehrbücher benutzt werden, muß daher, wenigstens

Digitized by Google

im theoretischen Teil, ein festes, unveränderliches Gefüge besitzen. Dieser unvermeidlichen Beschränkung der Bewegungsfreiheit des Lehrers bei der Behandlung des Lernstoffes steht bei Schwerings Verzicht auf alles Nebensächliche die Möglichkeit gegenüber, den Übungsstoff nach eigenem Gutdünken auszugestalten und mit Ergänzungen zu versehen. Es muß hervorgehoben werden, daß die knappe Darstellung durchaus wissenschaftlich ist — darin und in dem Verzicht auf systematischen Aufbau zugunsten des methodischen sehen wir die Hauptvorzüge dieser Lehrbücher. In beiden kommt die methodische Anordnung äußerlich durch die Behandlung des Stoffes in drei getrennten Lehrgängen zum Ausdruck. Die neuen Auflagen enthalten nur unwesentliche Veränderungen gegenüber den früheren, ein Zeichen, daß des Verfassers Art sich bewährt hat.

Die Sammlung verzichtet ganz auf komplizierte Formeln und bekundet damit wohl die Absicht ihrer Verfasser, mit allzu gekünstelten Aufgaben aufräumen zu wollen. Durch einige Figuren ist der sprachliche Gedächtnisstoff durch einen 'visuellen' ergänzt worden (Ableitung der trigonometrischen Funktionen, Funktionsverlauf, sphärische Trigonometrie und analytische Geometrie). Die Bezeichnungsweise schließt sich an die von dem deutschen Ausschuß für den mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht herausgegebenen 'Vorschläge zur Vereinheitlichung der mathematischen Bezeichnungen im Schulunterricht' an. In der sphärischen Trigonometrie vermissen wir die drei Hauptformeln (Sinussatz und Kosinussätze) für das allgemeine Dreieck, während die zehn Formeln für das rechtwinkelige als besondere Fälle entbehrlich erscheinen. Die Differentialrechnung ist auf zwei Seiten erledigt. Ein Sachregister ermöglicht rasches Auffinden der gesuchten Formeln. Für die Schüler der oberen Klassen ist die Sammlung eine recht brauchbare Ergänzung des Lehrbuchs.

4) Tschiassny, Lehrbuch der Arithmetik und Algebra. I. Teil. gr. 8. XII u. 327 S. m. 61 Abb. und zahlreichen Übungsbeispielen nebst deren Resultaten. Wien und Leipzig, Franz Deutike, 1915. Geb. 4,80 ℳ (5 K 60 h).

Von dem großen mathematischen Unterrichtswerk für höhere Gewerbeschulen, verwandte Lehranstalten und zum Selbstunterricht, das unter Mitwirkung von fünf Fachmännern durch Schulrat W. Rulf herausgegeben wird und das in erster Linie für die österreichischen höheren Gewerbeschulen bestimmt ist, liegt uns der erste Band vor, das Lehrbuch der Arithmetik und Algebra bis zu der Lehre von den Wurzeln und von den Gleichungen ersten Grades mit einer und mehreren Unbekannten. Es ist Lehr- und Übungsbuch zugleich. Der Lehrgang nimmt auf die logische Schulung, der Übungsstoff auf die allgemeine Fertigkeit im Rechnen und auf die besondere Fachbildung gebührende Rücksicht. Die Anordnung des gesamten Stoffes ist durch Nützlichkeitsgründe bestimmt. Das numerische Rechnen wird sehr ausführlich behandelt, nach unserer Meinung zu ausführlich, weil ein großer Teil der im Übungsstoff herangezogenen Rechnungen praktisch mit Rechenschieber und Logarithmentafel ausgeführt wird. Diese Hilfsmittel sind allerdings

Digitized by Google

dem zweiten, bisher noch nicht erschienenen Teil der Arithmetik und Algebra vorbehalten; wir glauben aber, daß mit Rücksicht auf diese folgenden, an und für sich schon abkürzenden Rechenmethoden besonders der 11. Abschnitt über ungenaue Dezimalzahlen und das abgekürzte Rechnen — 38 Seiten! — eine wesentliche Einschränkung vertragen hätte. Mit dem Verfasser stimmen wir darin überein, daß 'das Zifferrechnen an gewerblichen Lehranstalten nach dessen verständnismäßiger Erfassung zu mechanisieren ist'. Bemerkenswert ist übrigens, daß er beim abgekürzten Rechnen z. T. eigene Wege geht. Die Behauptung, daß es ein Multiplikationsgesetz für Wurzeln mit gleichen Radikanden nicht gibt (S. 131), ist nach Einführung der Potenzwurzeln und Potenzen mit gebrochenen Exponenten (S. 137) nicht aufrecht zu halten. Wurzeln mit gebrochenen Exponenten (S. 139) sind wissenschaftlich und praktisch überflüssig; hier, wie auch an anderen Stellen, geht der Verfasser in dem Bestreben, möglichst vollständig zu sein, zu weit. Bei der Benutzung des Buches bleibt dem Lehrer die Möglichkeit der Auswahl, was neben den sonstigen Vorzügen des Werkes zu seiner Verbreitung in Österreich wie in Deutschland beitragen wird.

5) K. Vorovka, L. Cervenka und V. Posejpal, Die Lehrbücher für Mathematik, darstellende Geometrie und Physik an den Mittelschulen mit böhmischer Unterrichtssprache. Mit einem Vorwort von J. Sobotka. gr. 8. VII u. 89 S. Wien, Alfred Hölder, 1914. — Heft 13 der Berichte über den mathematischen Unterricht in Österreich Veranlaßt durch die internationale mathematische Unterrichtskommission

Für den reichsdeutschen Lehrer der Mathematik und Naturwissenschaften ist es ohne Zweifel wertvoll, sich über Lehrpläne und Lehrbücher seines Faches bei unsern Nachbarvölkern zu unterrichten. Das vorliegende Heft gibt ihm die Möglichkeit dazu, soweit Mittelschulen mit böhmischer Unterrichtssprache in Frage kommen, während die 'deutschen' Lehrbücher in den früheren Berichten der österreichischen Kommission für den mathematischen Unterricht behandelt worden sind. Wie wir dem Vorwort entnehmen, hat der 'Verein der böhmischen Mathematiker, welcher als Förderer und Verleger der Mehrzahl der zu besprechenden Bücher an der Sache interessiert ist', bewährte Fachmänner mit der Abfassung der Einzelberichte betraut, in denen die Stellungnahme zu den neuen österreichischen Lehrplänen (1909) und die Aufnahme der Reformgedanken unser besonderes Interesse beanspruchen können. Mit dem Verfasser des Vorwortes teilen wir übrigens die Befürchtung, daß das bewährte Prinzip 'Lieber weniger, aber gründlich' nach einigen der neuen Lehrbücher auf der Oberstufe schwer einzuhalten sein wird, zweifeln aber nicht, daß die Erfahrung schon bald den notwendigen Reduktionsfaktor werde finden lassen.

Duisburg. Jos. Müller-Reinhard.

Digitized by Google

Zur Stellung der mittelalterlichen Philosophie in der Geistesgeschichte

Ein Versuch

von

Oscar Metzger gen. Hoesch.

Um für das nach Umfang und Inhalt so viel umstrittene Gebiet einigermaßen festen Boden unter den Füßen zu haben, legen wir (gegen Windelband, Chamberlain und zum Teil Harnack) die Einteilung Vorländers aus seiner Geschichte der Philosophie (1908²) zugrunde:

I. Patristik, Versuch einer Philosophie des (Ur-) Christentums:
   1. Ältere (Gnostiker, Apologeten, Alexandriner) bis 325 n. Chr.
   2. Jüngere (Origenisten; Höhe: Augustin; christliche Neuplatoniker u. a.) bis z. 8. Jahrh.

II. Scholastik, Versuch einer Philosophie der römisch-katholischen Kirche (auf aristotelischer Grundlage):
   1. Anfänge (Eriugena, Universalienstreit, Abälard) bis z. 12. Jahrh.
   2. Glanzzeit (Arabisch-jüdische Philosophie; Albertus Magnus; Höhe: Thomas von Aquin; Duns Scotus) bis z. 13. Jahrh.
   3. Ausgang der Scholastik (Roger Bacon, Wilhelm v. Occam) und Blüte der Mystik (Eckhart, Suso, Tauler) bis z. 14. Jahrh.

Die Vorstellung von einem 'finsteren Mittelalter' ist in der Kulturgeschichte, wie in der Geschichte der Philosophie im besonderen, bei der entwicklungsgeschichtlichen Betrachtungsweise der Neuzeit einer gerechteren Auffassung gewichen. So groß aber auch besonders die Wirkung der thomistischen Philosophie in der Forschung und im Leben auf katholischer Seite noch heute ist, so gering ist sonst die Teilnahme, die man dieser Zeit entgegenbringt, in der sich Forschung und Spekulation zu einem fast unauflöslichen Ganzen verwebt haben[1]). Gewiß greift die Dogmengeschichte Harnacks oder die vom Verlag Diederichs in Jena mit Liebe gepflegte Literatur zur Mystik tief in die Probleme hinein, die uns jene philosophische Entwicklung bietet, aber im ganzen liegt, besonders den evangelischen Kreisen, die Epoche zu fern; und

[1]) Über die Gründe dieses Vorurteils vgl. Windelband, Lehrbuch der Geschichte der Philosophie (7. Aufl., 1916), S. 223 A 1.

Digitized by Google

doch ist in diesen rund 1400 Jahren die gerade für sie bedeutsame Zeit des Urchristentums und der Vorreformatoren mit beschlossen. Gewiß, jene ganze Zeit kann sich nicht im entferntesten mit den paar Jahrhunderten wahrhaft originalen Schaffens von Deskartes bis Kant messen; aber so darf eben ein geschichtlich geschultes Urteil nicht absprechen. Es wird sich vielmehr mit der Liebe zum Forschen die Zeit betrachten, nach ihren philosophiegeschichtlichen Grundlagen, ihren positiven Leistungen und ihrer geschichtlichen Stellung.

So hat uns z. B. in den letzten Jahren Werner Wilhelm Jäger an dem sonst wenig bedeutungsvollen Bischof Nemesios von Emesa gezeigt, welche ungeheure Bedeutung die Lehre des Posidonius noch für die Zeit der ausgehenden Patristik besitzt. Diese zunächst philologischen Forschungen, die ein zum Teil jämmerliches Quellenmaterial direkt, indirekt, ja durch mehrfache Rekonstruktionen erschließen müssen, sind weitaus mühevoller als beispielsweise Arbeiten in der freilich noch schlechter erhaltenen Vorsokratik, wo wir aber wenigstens durch Diels' glänzende Vorarbeiten eine schon ziemlich geordnete Doxographie besitzen. Umso verdienstlicher, wenn uns dann so schöne Ergebnisse zufallen, wie in dem Buche Jägers, einem Eckstein, auf dem er uns aber hoffentlich noch einen Bau aufführt. Selbst wer ganz unbefangen die patristische und auch die scholastische Philosophie überblickt, wird auf Schritt und Tritt antike Einflüsse erkennen; zum Teil ganz unentwirrbar eingelagert, zum Teil aber auch in einer bestimmten Wendung den Gewährsmann verratend, liegen hier für den Freund der antiken Philosophie noch ungehobene Schätze. Wie große Schatten huschen Plato und Aristoteles, Posidonius, Philo und Plotin durch die Seiten; Griechentum und Christentum berühren sich hier noch viel enger wie schon Jahrzehnte und Jahrhunderte vorher[1]). Eine solche Betrachtung erfordert freilich ein Zusammenklingen von philologischer und philosophischer Schulung, und in der Tat ist eine solche Einheit umso weniger entbehrlich, je mehr wir uns in der Geschichte der Philosophie nach rückwärts begeben. Man glaubte kürzlich die Besorgnis aussprechen zu müssen, unsere gesamte ältere Philosophiegeschichte falle den Philologen in die Hände: Sollten wir nicht wünschen, daß es noch mehr als bisher so wäre, da man doch annehmen muß, daß nur der Philologe sich solchen Fragen zuwenden wird, der gleichzeitig ein starkes philosophisches Interesse besitzt? Es ist ja, wie wir an Nemesios sahen, die Quellenfrage, die gerade in der mittelalterlichen Philosophie so außerordentlich schwierig ist, nicht nur, weil gerade eine Hauptquelle, Aristoteles und seine Kommentatoren, durch das Medium der arabischen Kultur hindurchgegangen sind, sondern weil sich die Schwierigkeiten der Quellenforschung der ausgehenden Antike hier im Mittelalter durch skrupellose Abwandlung antiker und christlicher Gedanken noch potenzieren. Dazu fehlt auch noch den mittelalterlichen Doxographen im ganzen der philo-

[1]) Vgl. Otto Pfleiderers schönes Büchlein 'Vorbereitung des Christentums in der griechischen Philosophie' (Sammlung 'Religionsgesch. Volksbücher', Halle 1904).

Digitized by Google

logische Sinn, der in der Antike z. B. die Aristoteleskommentare des Simplicius u. a. zu so vorzüglichen Quellen macht, der Sinn, der auch nach dem Wo fragt, während der mittelalterliche Philosoph in erster Linie die Frage Was, die Inhaltsfrage, stellt. Mit einer so einfachen Gleichung aber wie Thomas = Aristoteles + Augustin ist dem Forscher nicht gedient. Hier ist der Freund der griechischen Philosophie, gestützt auf die Forschungen seit Zeller, im Besitz der besten Voraussetzungen. Allerdings müssen bei der nicht seltenen Unlösbarkeit der reinen Quellenfragen häufig ergänzend Überlegungen der 'natürlichen Psychologie' (Natorp) mit helfen. Würde beispielsweise das Gesamtproblem gestellt: Wie ist die große Wirkung des Aristoteles in der mittelalterlichen Philosophie zu erklären? so würde nach der ungeheuer schwierigen Quellenanalyse immer noch als Hauptsache die Herausarbeitung psychologischer Punkte aus einem Vergleich der Geistesrichtung des Aristoteles und des Mittelalters bestehen: als äußeres Moment meines Erachtens die wissenschaftliche Logik, als inneres vielleicht der Monotheismus, der Zweckgedanke (Teleologie), der Stufenaufbau (durch das Medium der jüdisch-alexandrinischen und neuplatonischen Philosophie hindurch) und nicht zuletzt der Mangel eines erkenntnistheoretischen Unterbaus, der einer gleichgerichteten Abneigung gegen (metaphysikfreie) Erkenntnistheorie bei den Scholastikern entgegenkam; denn die Anbahnung einer Erkenntniskritik, die unbedingt in dem Universalienstreit steckt, ist doch nicht weitergekommen und zugunsten formal-logischer Erörterungen verlassen worden; für solche Fragen war die Zeit in ihrer Autoritätsgläubigkeit und Traditionsbelastung eben noch nicht reif. Eine ähnlich schwierige Aufgabe wäre die Betrachtung des Nachlebens der Gnosis bei Clemens Alexandrinus, Augustin, Dionysios Ps.-Areopapita u. a. — Aus dem Wesen und der Stellung der Philosophie zu den Wissenschaften ergibt sich eben von selbst die Schwere der Anforderungen auch bei historisch-philosophischen Fragen, in denen immer eine systematische Bedeutung steckt[1]). Doch kehren wir nun zur Aufgabe zurück!

Woran liegt es, daß ein Zeitraum von über 1000 Jahren eigentlich nur zwei große Leistungen aufweist, das patristische System Augustins und das scholastische des Thomas? Chamberlain fällt hier in seinen 'Grundlagen des 19. Jahrhunderts' das härteste Urteil: 'Ein Völkerchaos', erklärt er[2]) von seiner Rassentheorie ausgehend, ist der Träger gewesen, der uns das Erbe des Altertums übermittelte, und in den Händen dieser 'Schiffbrüchigen', die schon von Natur aus mangelnde Größe, Unrast und inneren Zwiespalt mitbringen mußten, verlor das wertvolle überkommene Gut gleichfalls seine innere Geschlossenheit. 'Sie waren es, welche aus den disparatesten Elementen eine neue Religion zusammenschmiedeten' (I, 364). In der Tat empfinden wir selten irgendwo in der Geistesgeschichte das Ringen der Gedanken als ein so tragisches, wie bei der Gesamtbetrachtung der mittelalterlichen Philosophie oder auch bei der

[1]) Vgl. das Vorwort zu Bauch, Das Substanzproblem in der griechischen Philosophie (1910).

[2]) Grundlagen des 19. Jahrhunderts (Volksausg., 7. Aufl.), Bd. I, S. 309—78.

Digitized by Google

Einzelbetrachtung eines ihrer Denker, wie Augustin[1]). Es mag wohl sein, daß diese letzten Grundes physische Bedingtheit, wie sie Chamberlain hervorhebt, in der philosophisch-religiösen Entwicklung stark mitgesprochen hat; wir dürfen aber daneben das psychologische Moment nicht vernachlässigen, den Seelenzustand, den der geschichtliche Verlauf im damaligen Menschen heraufführte. Die innere Freiheit war den Denkern verloren gegangen; aus dem überkommenen Autoritätsglauben ergab sich notwendig eine zunehmende innere Gebundenheit. Es war, wenn man so sagen darf, eine göttliche Bindung und eine menschliche. Eine göttliche, durch die zu allermeist die Scholastik sich bestimmt fühlte, und eine menschliche durch die ungeheuren Massen der Tradition, die um die Erforschung eben dieses Göttlichen bereits Menschenhände aufgehäuft hatten. Das mußte naturnotwendig allein schon bei der Sichtung der Massen eine intellektualistische Tendenz erzeugen. Und so trat die Persönlichkeit zurück; eine gewisse Kühle zog ein. Aber das war gerade ein Seelenzustand, dem der Mensch des Mittelalters im tiefsten widerstrebte; seine Seele hungerte ja nach Licht und Wärme, nach Hingabe. Eine intellektuelle Synthese befriedigte die Seele nicht; eine solch persönliche Lösung war aber die Mystik. Und so zieht sie sich wie ein Strom, wenn auch zumeist unterirdisch sich durchwühlend, durch das ganze mittelalterliche Denken; sie besinnt sich, mit Wilhelm Dilthey zu sprechen, 'auf den Gemütsursprung der Religiosität'. Am Anfang steht das Johannesevangelium und die Offenbarung Johannis, am Ende die Blüte der deutschen Mystik in Eckhart und Suso und Tauler. Aber auch zwischen diesen beiden Punkten lebt ihre Kraft; wie oft hören wir das Wort Vergottung (θέωσις, deificatio, visio) auch außerhalb der eigentlichen Mystik uns entgegenschallen: Ist es nicht auffallend, welch weitreichende Wirkung der Ps.-Areopagita ausübt, der so laut den Ruf nach Vergottung erhebt? Jeder Zeitabschnitt endigt in Mystik: Die Patristik (mit Ps.-Areopagita), die ältere Scholastik (mit Bernhard v. Clairvaux und den Viktorinern[2]), die jüngere Scholastik (mit der sog. deutschen Mystik). Der Keim auch der mittelalterlichen Mystik liegt offenbar in der Kontemplation der Neuplatoniker. Beide, die christliche und die neuplatonische Lehre, kamen darin auf die Ausschaltung des menschlichen Willens hinaus, die ihnen selbst in einem so erstaunlich philosophisch begründeten System, wie dem Augustins gelang: Von einem fast kartesianischen Ausgangspunkt her, der Selbstgewißheit des Bewußtseins, hatte er das Prinzip der Willensfreiheit aufgerichtet, opferte es aber für ein Ziel, das ihm höher galt: das willenlose Schauen der göttlichen Wahrheit. Es war, wie Windelband in dem Augustin gewidmeten Abschnitt über die Metaphysik

[1]) Es ist sehr lohnend, die stark persönlichen Betrachtungen Chamberlains über Augustin (Bd. I, S. 360–63 von der Rassenfrage aus, Bd. II, S. 705–13 von der religiösen Entwicklung aus) zu vergleichen mit den sachlich-begrifflich fortschreitenden Entwicklungen Windelbands (a. a. O. S. 230–40).

[2]) Vgl. dazu den großartigen Durchblick von Plotin über Hugo de St. Victor bis zu Spinozas amor dei intellectualis, den Dilthey gibt: Gesammelte Schriften II, in dem Abschnitt 'Anthropologie des 16. und 17. Jahrhunderts', S. 420 f.). Hasses schönes Buch 'Von Plotin zu Goethe' (1912²) schürft nicht so tief.

Digitized by Google

der inneren Erfahrung fein herausgearbeitet hat, ein Sieg des antiken weltflüchtig-neuplatonischen Ideals über das andere des tätigen Lebens, und dieser Kampf setzt sich fort in den weiteren systematischen Versuchen des mittelalterlichen Denkens; der tragische Kampf einer Einzelseele mit sich selbst wird hinausverlegt in den Kampf der Meinungen verschiedener Träger, und durch Dionysios Ps.-Areopagita und seinen Übersetzer Eriugena wird häufig aus diesem Kampf ein Sieg der neuplatonisch-mystischen Gedanken. So könnte man, meine ich, in der Sprache der damaligen Welt von einem Primat des Fühlens sprechen, von der Gnostik an bis zu Meister Eckhart. Über dieses Werturteil, nach dem sich das Fühlen, die Kontemplation, als das brauchbarste Mittel in der Spekulation erweist, erheben sich nur merklich Thomas, der den Primat im Denken, der Betrachtung der Wahrheit, erblickt, und Duns Scotus, dem der Wille den Vorrang vor dem Erkennen hat, wie ja Duns, zusammen etwa mit Abälard und Roger Bacon, sich als kritische Köpfe von den andern unterscheiden. Doch bleiben solche Abweichungen von der mittleren Linie im großen und ganzen Ausnahmen, denn der Sinn der Zeit ist viel zu stark auf harmonisierende, versöhnende Ergebnisse der Lehren gestellt. Im letzten Grunde widersprechen sich aber auch diese drei Tendenzen (Primate) nicht; Dilthey hat uns ja tiefsinnig gezeigt[1]), wie die bis zum 14. Jahrhundert herrschende Metaphysik-Theologie drei verschiedene Motive zu einem harmonischen Ganzen vereinigt: Das religiöse Motiv, in das unter Leitung der Priesterschaft eine juristische und weiterhin eine metaphysische Symbolik im Verhältnis von Gott zu Mensch eindringt, das ästhetisch-wissenschaftliche Motiv, das in Griechenland von der Erkenntnis des κόσμος durch unsere (der göttlichen verwandte) Intelligenz ausgeht und sich von der Metaphysik allmählich loslöst, und aus der Betrachtungsweise der Römer endlich das Motiv des Herrschaftswillens mit einer Rechts- und Pflichtenlehre als Spitze.

Aus dieser gemeinsamen Grundlage ist es erklärlich, daß Patristik und Scholastik sich nicht durch eine schärfere Trennungslinie als zwei Geisteswelten abgrenzen, trotzdem man von vornherein meinen könnte, daß das Eindringen so gewaltigen philosophischen Materials, wie es die Übersetzungen des Aristoteles durch die Araber darstellen, das Gesamtbild des mittelalterlichen Geistes in der scholastischen Periode völlig ändere. Wie aber diese christliche Theologie vorher sich Plato assimiliert hatte, so ergriff sie jetzt mit wahrer Begeisterung das monotheistisch-teleologische System des Aristoteles, das ihrem Bedürfnis nach Ordnung der Begriffe entgegenkam, und nutzte es, wie keines vorher. Naturerkenntnis und Religion: ursprünglich als Naturreligion eines, dann (in der Wissenschaft der Griechen auf der einen, in der Religion Israels auf der andern Seite) geschieden, hatten sich wiedergefunden, wenn auch als Naturbetrachtung und Theologie[2]). Fassen wir nur einmal, um

[1]) Dilthey, Ges. Schriften, Bd. II, in dem Abschnitt 'Auffassung und Analyse des Menschen im 15. und 16. Jahrhundert', S. 1—16.

[2]) Vgl. das hübsche Büchlein von Pfannkuche, 'Religion und Naturwissenschaft in Kampf und Frieden' ('Aus Natur u. Geisteswelt', 1906) S. 55.

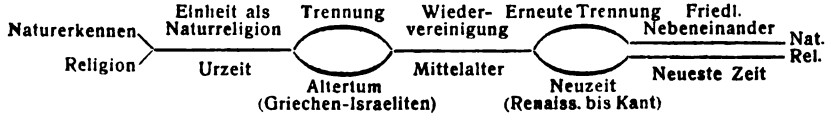
Digitized by Google

hier noch etwas tiefer zu sehen, zwei Wendepunkte großer Bewegungen genauer ins Auge: die historische Tatsache, die auf der Schwelle der Übergangszeit der älteren Patristik zur neueren steht, ist das Konzil von Nicäa und Konstantinopel, auf denen der Arianismus mit seiner Homoio-ousie dem Athanasianismus mit seiner Homo-ousie unterlag; da nun als das bei weitem wirksamste Gedankengebäude trotz der Mißbilligung der Kirche das System des Origenes in die jüngere Patristik überging, so suchte man, wie Harnack erkannte, die Lehre des Athanasius in das Weltbild des Origenes hineinzupraktizieren, trotzdem diesem der Arianismus von Haus aus näher lag. Schon allein dadurch kommen jetzt mehr dogmatische Erörterungen in die mittelalterliche Philosophie hinein: Wir nähern uns schon der Scholastik, etwa mit den Erörterungen über die Trinität bei Gregor von Nyssa, die Erbsünde bei Augustin, die Hierarchien bei Ps.-Areopagita. Doch sind dies nur Stufen der Vorbereitung des zweiten Wendepunktes, jetzt zwischen Patristik und Scholastik. Der philosophische Trieb erstarrt nun mehr und mehr, die Philosophie ist mehr kirchlich als christlich; wurde in der Patristik die Bibel, so werden in der Scholastik die Dogmen rationalisiert. Damit muß auch die Methode starrer werden: Dialektische Kunst tritt in den Vordergrund; es wurde die Wonne dieser Denker, das schon so subtil ausgeführte System des Aristoteles, des 'luchsäugigen Ordners der Begriffe' (Chamberlain I 349) noch mit einem immer mehr sich verfeinernden Netzwerk von Gedanken zu überziehen. Die platonische Lehre, die noch in der Frühscholastik stark nachwirkt, hätte das gar nicht vertragen; dazu war sie im Verhältnis zu Aristoteles zu archaisch-schlicht, und so trat sie — obschon nicht ganz vergessen — doch in der eigentlichen Scholastik zurück, um erst in der künstlerisch angehauchten Renaissance wieder stark in den Vordergrund zu treten.

Neben dem ästhetischen Sinn fehlte dem Mittelalter auch der (mit dem philologischen eng zusammenhängende) historische. Das Gedankengut selbst stand so ausschließlich im Vordergrund der Anteilnahme, daß der Ursprung der Theorie, die man aus der Vergangenheit hervorholte, wenig galt. Diese in den Schulbildungen der späteren 'Scholastik' noch schärfer hervortretende Herrschaft der Tradition, die zu dem schon gezeichneten Intellektualismus führte, hatte ihre innere Schwäche in der fast rein metaphysischen Orientierung. Das zeigen sehr klar die Staatstheorien: War der platonische Staat eine zwar ideale, aber nicht utopische Erziehungsanstalt, war des Aristoteles Staatsgedanke sehr real auf die Familie gegründet, so erblickte Augustin in der irdischen Welt nur den gottesfeindlichen Zug, dem der Christ als Ziel seinen Gottesstaat entgegensetzt; und in der zweiten großen Staatstheorie des Mittel-

---

So könnte man das Verhältnis von Naturerkennen und Religion vielleicht, wenn auch mit allen Fehlern einer groben Skizze, so veranschaulichen:



Digitized by Google

alters, bei Thomas von Aquin, ist bei aller aristotelischen Betonung des Menschen als animal politicum der irdische Staat doch nur Vorbereitung auf den himmlischen: War der antike Staatsgedanke theoretisch Selbstzweck, so ist der thomistische Mittel zum Zweck. Auch in der theoretischen Philosophie muß so eine erkenntniskritische Grundlegung zurücktreten; im ganzen ist das Denken eben Metaphysik, trotz kritischer Ansätze bei Abälard und Duns Scotus und trotz naturwissenschaftlicher Ansätze bei Roger Bacon. Ein stark konservativer, am Autoritätsglauben herangebildeter Zug sorgte auch dafür, daß das scholastische Denken nicht in seinen Grundfesten erschüttert wurde, als die Schriftenmasse des Aristoteles zunächst auf dem bezeichnenden Umweg über die arabische und lateinische Sprache eindrang, wie überhaupt nicht 'der Zusammenstoß der abendländischen Völker mit den morgenländischen eine derartige völlige Umwälzung im Gefolge hatte, darin höchst ungleich der gewaltigen Bewegung der Völkerwanderungszeit, welche in die Bildung der germanisch-romanischen Völker auslief' (Bäumker). Wo aber einmal der mittelalterliche Denker wirklich herzhaft in eine neuere Problemfülle hineingriff, wie im Universalienstreit[1]), da geschah es sogleich, wie die Lehre Anselms von Canterbury, aber auch die Roscelins zeigt, mit der praktischen Absicht, die Erkenntnis auf die Gottesfrage anzuwenden. Oder war der Gottesbegriff und seine Sicherung gar der Grund, diesem Universalienproblem sich überhaupt zuzuwenden? Letzten Endes war es ein Problem der Logik bezw. Erkenntniskritik, das auf den Gegensatz zwischen Ideen (Plato) und Entelechien (Aristoteles) zurückging, wurde aber als solches nicht empfunden und daher später wieder verlassen. Es ist eines der vielen schönen Ergebnisse Vaihingers[2]), daß wir erkennen: die Nominalisten blieben mit ihrer Auffassung der Ideen als bloßer nomina, als Fiktionen, in der negativen Fiktion stecken, d. h. sie erkannten nicht den hohen positiv-praktischen Wert der Ideen als Erkenntnismittel des Wirklichen. Nur die formale Logik, die ja in der scholastischen Glanzzeit unter Petrus Hispanus systematisiert wird, macht tatsächliche Fortschritte.

Gewiß liegt allein schon in der Systematisierung der formalen Logik ein Verdienst der Patristik-Scholastik, von den Fortschritten auf theologischem Gebiet hier gar nicht zu sprechen. Ihr schönes allgemeinmenschliches Verdienst bleibt es, das oft ergreifende Ringen des Menschen

---

[1]) Auf eine fast schon gewaltsam knappe Form gebracht, stellen sich die Theorien so dar (vgl. Vorländer § 60):

I. Die Realisten: universalia ante rem; die Allgemeinbegriffe sind real, sind wahrhafte Dinge; anknüpfend an Plato. Vertreter: Eriugena, Anselm, Wilhelm v. Champeaux.

II. Die Nominalisten: universalia post rem; die Allgemeinbegriffe sind bloße Worte, nomina, flatus vocis. Vertreter: Roscelin, Wilh. v. Occam u. a.

III. Die Vermittler: universalia in re; die Allgemeinbegriffe sind real, aber nur in den Einzeldingen: anknüpfend an Aristoteles. Vertreter: Thomas, Abälard, Duns Scotus.

[2]) Vaihinger, 'Philosophie das Als-Ob' (ich kann leider nur nach der 1. Aufl. zitieren) c. XXXII, S. 254 ff; vgl. dazu Cassirer, 'Substanzbegriff und Funktionsbegriff' S. 11.

Digitized by Google

um eine Weltanschauung aufgezeigt zu haben, ein großes Beispiel für die Macht des 'metaphysischen Bedürfnisses', das seinen Ausdruck suchte, indem es 'alles begrenzte und abhängige Sein in einem ewigen und dauernden' befestigte[1]). Der mittelalterliche Mensch durchschreitet alle Stufen der Metaphysik und Theologie von engster autoritativer Begrenztheit (etwa bei den Apologeten und Origenisten) und quälendem Zweifel, von dem Pochen an die Grenzen des Naturerkennens und stammelnden erkenntnistheoretischen Versuchen bis zu einer Philosophie des Lebens in mystischer Art. Die formale Durchbildung, die dabei das gesamte Denken kennzeichnet, bringt es mit sich, daß die Verdienste des Mittelalters auf dem Gebiet der philosophischen Terminologie keine geringen, ja gemessen an dem inneren philosophischen Ertrag des Denkens sogar bedeutende sind. Zwei charakteristische Gegensatzpaare seien hier herausgegriffen: subjektiv-objektiv und Realismus und Nominalismus. Wenn der Nominalist Wilhelm v. Occam behauptet, die Allgemeinbegriffe beständen nicht real oder — in seiner Sprache — subjektiv, sondern nur im Intellekt des Denkens, d. h. — wiederum in seiner Sprache — objektiv, so ergibt sich die bemerkenswerte, von Vorländer mit Recht angemerkte Tatsache, daß die beiden termini subjektiv-objektiv bei ihrem ersten Auftreten gerade die umgekehrte Bedeutung hatten wie heute; daher auch ihre wechselvolle Geschichte[2]). Stellen wir daneben gleich die Begriffskomplexe, denen die genannten zwei Ausdrücke angehören, Realismus und Nominalismus, so zeigt sich — am einfachsten am Gegensatz gewonnen, daß der Realismus der Scholastik die Gattungsbegriffe als das metaphysisch Wirkliche hinstellt, während der Nominalismus sie als bloße *nomina,* die Einzeldinge aber als wirklich ansieht; wollten wir (nur aus methodischen Gründen) diesen Realismus mit einem modernen Ausdruck bedenken, müßten wir ihn nicht Realismus, sondern Idealismus benennen. — Aus dem selben Zusammenhang, dem Universalienstreit, stammt das Wort fictio, das Vaihinger in seinem großen Werk über die Fiktionen eingehend verfolgt. In der leider noch so wenig angebauten Geschichte der philosophischen Terminologie[3]) sicherlich bedeutsame Etappen.

Ist es nun nicht eigentümlich, wie reich — allein so formell betrachtet — dieser eine Ausschnitt des mittelalterlichen Denkens, der Universalienstreit, vor uns steht, trotzdem er nur die Fortsetzung der antiken Frage *φύσει-νόμῳ* war? Sollte wirklich hiebei nur das formale Element, nicht der Inhalt selbst, der in diesen Problemen steckt, lebenbewährend sein? Die Antwort gibt uns eine Abhandlung Otto Liebmanns 'Über die Existenz abstrakter Begriffe'[4]). In der kristallklaren Form, die bei ihm immer Wort und Schrift ausgezeichnet hat, untersucht er diese erkenntnistheoretische Grundfrage des Universalienstreites:

---

[1]) Cassirer, 'Freiheit und Form', S. 12.

[2]) Vgl. Eislers Wörterbuch der philosophischen Begriffe und Ausdrücke s. v.

[3]) Eine Ausnahme machen Diels (Elementum), Hirzel (*οὐσία, νόμος,* persona und viele andere), (der junge) Eucken (über Aristoteles) und auch Bruno Jordan; beste praktische Vorarbeit: Eislers Lexika.

[4]) O. Liebmann, 'Zur Analysis der Wirklichkeit' (3. A. 1900), S. 478–501.

Digitized by Google

Der psychologische Weg der Selbstbeobachtung, den er an Berkeley anknüpfend geht, verläuft ihm ergebnislos metaphysisch-indirekt aber gelangt er zum Erweis der Existenz abstrakter Gedanken in intellectu humano als conceptus mentis (d. h. in der Terminologie Abälards), und er ist es selbst, der dabei weiter auf Hegel als modernen Realisten und Herbart als Nominalisten zu sprechen kommt[1]). — Dies eine Beispiel zeigt doch eindringlich das Weiterwirken typisch mittelalterlicher Problemstellungen über bloß formale Bedeutung hinaus. Es ergibt sich so ungezwungen die große Wahrheit, auf die Eduard Spranger neuestens hinzuweisen nicht müde wird: Fruchtbar in der Wissenschaft sind nicht so sehr die Lösungen, als vielmehr die Fragestellungen. Beispiele hierfür lassen sich häufen: Bei genauerem Zusehen stutzt man nicht mehr über die Bemerkung Harnacks, auch die moderne empirische Psychologie verdanke Augustin etwas; oder man vergleiche des Duns Scotus Lehre vom Primat des Willens beim Vorstellen etwa mit Th. Lipps' Theorie vom Zustandekommen der Apperzeption[2]) oder mit James' 'Fokalobjekt'; Windelband hat schon Recht, wenn er sagt (S. 253), das Mittelalter habe die wertvollsten wissenschaftlichen Resultate in der Psychologie erreicht; nicht vergebens hat sich Siebeck nimmermüde um sie bemüht. So werden wir am ersten von einer Unterschätzung der Leistungen dieses Zeitalters geheilt, wie sie sich leicht aufdrängt, wenn man sich zum ersten Mal in diese erdrückende Menge von Namen und Theorien vertieft, einer Unterschätzung, wie sie aber auch bei Chamberlain — unter dem Einfluß seines Rassegedankens — zu Tage tritt.

Die Fragestellung, nicht die Lösung ist endlich auch in dem Problem Glauben und Wissen das Weiterwirkende, einem Problem, das der mittelalterlichen Philosophie ganz besonders am Herzen lag. Auch diese Männer haben dafür keine Lösung erreicht; aber vielleicht läßt sich doch eine gewisse Linie in den Versuchen herausfinden: Tertullian vertritt — unter den Apologeten nicht der einzige — mit dem herben Wort credo quia absurdum schroff die eine Partei und leugnet die Möglichkeit einer christlichen Philosophie; auf der Höhe der jüngeren Patristik stellt Augustin im Grunde noch immer den Glauben über das Wissen, die höchsten Wahrheiten, meint er, werden uns zugänglich durch einen Akt der Gnade. Daneben läuft aber von der älteren Patristik bis zur Frühscholastik, von Origenes bis Eriugena, der Gedanke einer möglichen, ja tatsächlichen Vereinheitlichung von Religion und Philosophie, das Ideal der damaligen Zeit, dem aber nicht alle sich anzunähern vermochten. In der späteren Scholastik, bei Albert und Thomas, strebt man nun mehr einer Unterscheidung von religiöser Spekulation und philosophischem Denken zu (die Offenbarung, heißt es, ist nicht widersondern übervernünftig), immerhin aber wird der Gedanke einer 'zweifachen Wahrheit', einer theologischen und einer philosophischen, noch abgelehnt. Duns Scotus endlich leugnet jede gegenseitige Ergänzung

[1]) Liebmann hätte dabei auch (mit Vaihinger, a. a. O. S. 255 A. 1) auf Spinoza und Leibniz hinweisen können.

[2]) Th. Lipps, 'Leitfaden der Psychologie' (2. A.) S. 116.

Digitized by Google

von Glauben und Wissen und scheidet sie als zwei Welten, wodurch er sich von dem zu Harmonisierung geneigten Geist der mittelalterlichen Welt weit entfernt und schon auf die kommende Zeit hinweist, die Zeit, da an die Stelle der Metaphysik ein kritischer Empirismus tritt. So ergibt diese Entwicklung, trotzdem von ihr unendlich viele andere abzweigen, doch im ganzen in dem Verhältnis zwischen Glauben und Wissen eine zunehmende Verschiebung zu ungunsten des Glaubens, im Zusammenhang mit dem Zurücktreten der anfangs ungebrochenen Kraft der Theologie. Windelband hat (S. 220) in einem seiner meisterhaften Durchblicke Antike und Mittelalter einander gegenüber gestellt: Das Mittelalter gehe den Weg der Hellenen gerade umgekehrt, es gehe aus von der bewußten Unterordnung des Erkennens unter die großen Zwecke des Glaubens; aber mit der erwachenden Freude am Erkennen selbst grenze sich endlich die Philosophie gegen die Theologie ab und beginne bewußt sich zu verselbständigen. Der rohe Versuch, den wir hier an einer Einzelfrage unternahmen, ergibt das gleiche Bild. Ein gewisser Intellektualismus treibt als Gegensatz die Mystik umso leichter hervor, als sie im Denken dieser Zeit doch immer nur leise schlummert, um bei gegebener Gelegenheit sich sofort und mit Macht zu erheben. Die Mystik aber ist individualitätsfeindlich. Schon Augustin hatte es nicht vermocht, an seinem Ausgangspunkt, der Überzeugung vom Wert der Persönlichkeit, festzuhalten, sondern hatte der Kirche das Zugeständnis der Prädestinationslehre gemacht und endlich in der Mystik eines Schauens Gottes den letzten Rest von Individualismus gar erstickt. Der Kampf, den eine Seele hier ausgefochten, ist typisch für die ganze Epoche. Die das Mittelalter nahezu beherrschende Harmonisierungstendenz beweist nur die tatsächliche innere Zerrissenheit; es rang gleichsam der moderne, willensbetonte Mensch mit dem antiken, der schon von den Eleaten her in dem gelassenen[1]) Schauen ein Ziel erblickt hatte. Nur folgerichtig arbeitete sich im Verlauf der Geistesgeschichte das Ideal der Individualität[2]) heraus, wie es die Renaissance erfüllte, ein Prinzip, das zu Beginn der Neuzeit von Deskartes als Grundakkord angeschlagen und von Kant zum Gipfel geführt wurde, als weltschöpferisches Ich. Man kann dies Neue der Renaissance nicht besser widergeben, als es Jakob Burckhardt[3]) getan hat: 'Es erwacht eine objektive Betrachtung und Behandlung des Staates und der sämtlichen Dinge dieser Welt überhaupt; daneben aber erhebt sich mit voller Macht das Subjektive, der Mensch wird geistiges Individuum und erkennt sich als solches'. Den künstlerischen Ausdruck, den diese Bewegung fand, hat Wölfflin

[1]) Dieses übrigens für Goethe so bezeichnende und von ihm geliebte Wort ist ein Lieblingsausdruck Meister Eckharts, dem Geist nach schon neuplatonisch.

[2]) Vgl. hierzu das tief und weit greifende Kapitel Windelbands (a. a. O. § 27), wo er dem persönlichkeitshemmenden Pantheismus und Panpsychismus die persönlichkeitsfördernden Momente des Skotismus, Nominalismus und Empirismus gegenüberstellt und bis zu dem Versuch des Nicolaus v. Kues hindurchführt: ein Meisterstück problemgeschichtlicher Betrachtung.

[3]) Die grundlegenden Kapitel bei Burckhardt, 'Kultur der Renaissance' Bd. II, S. 218 ff., Bd. I, S. 141 ff. (der 10. A.)

Digitized by Google

im II. Teil seines eben Jakob Burckhardt gewidmeten Werkes[1]) in Durchblicken gegeben, die die alte Vorstellung einer bloßen Nachahmung der Antike wegräumten. In der Ausbildung der bildenden und redenden Kunst fand die neue Grundstimmung des Menschen der Renaissance einen wesentlichen Ausdruck; so kann man mit Dilthey (II, 323) sagen: 'Zwischen der theologischen Epoche der neueren Völker und ihrer wissenschaftlichen liegt die ästhetische'. In Gegensätzlichkeit wie in schrittweiser Annäherung an die neuen Ideen der Renaissance hat das mittelalterliche Denken — auch das ist ein Verdienst von ihm — ihnen den Boden bereitet. In Gegensätzlichkeit: denn durch die Betonung der Jenseitigkeit fast übersättigt, wendet sich die Zeit vom 14. Jahrhundert an dem Diesseits im Menschenleben und Naturstudium umso kräftiger zu und ermöglicht so erst (nach Diltheys feiner Ableitung) den modernen Pantheismus, der im Realismus des Universalienstreites schon vorgebildet liegt; in schrittweiser Annäherung z. B. bei Denkern wie Abälard, Duns Scotus und Roger Bacon, aber auch bei Meister Eckhart. Es ist ein leider wenig beachtetes Ergebnis der Betrachtungen Diltheys über den 'Entwicklungsgeschichtlichen Pantheismus' (II, 321) daß in diesem (sonst eben nur als erstem Philosophen deutscher Zunge gewerteten) Mystiker sich philosophisch zuerst die Lebensverfassung des germanischen Geistes offenbart: 'Nicht Form, sondern Kraft; nicht begrenzende Anschauung, sondern Wille; nicht Ideal der Grenze, sondern die Unendlichkeit als das Vollkommene'.

In einer Gesetzlichkeit, die selbst bei Betrachtung eines Einzelproblems kaum restlos aufzudecken ist, steht das mittelalterliche Denken in Verbindung mit seinem philosophischen, naturwissenschaftlichen, religiösen, künstlerischen Vorher und Nachher. Polarität beherrscht nicht nur die Beziehungen dieses geistesgeschichtlichen Abschnitts nach dem Altertum und noch mehr nach der Neuzeit hin; Polarität muß auch diesem Denken selbst, rein für sich allein betrachtet, zugestanden werden, so wie wir bisher etwa schon eine reiche Einzelpersönlichkeit[2]) unter diesem Gesichtspunkt gewertet haben. Es soll damit nicht gesagt sein, daß die mittelalterliche Philosophie eine reiche Periode innerhalb der Gesamtgeschichte gewesen sei; es waren 'nur glänzende Schülerleistungen', wie Windelband sie genannt hat; aber Fackelträger waren diese Denker doch; schon deshalb verdienen sie unsere Beachtung, besonders aber in ihrem oft tragischen Ringen um das, was ihnen als höchstes, vergeistigtes Menschentum erschien.

[1]) Wölfflin, 'Die klassische Kunst' (1908, 4. A.)
[2]) Chamberlain hat es umfassend in seinem 'Goethe' (1912, 6. Kapitel) getan.

Digitized by Google

Der Eingang des ersten Pythischen Siegesliedes

von

Walther Kranz.

Dionysos und Apollo — es bleibt wahr, daß wir ihre Welten nicht richtig deuten, wenn wir der des Rausches gerade die des Traumes gegenüber stellen, allein, daß jene beiden Namen wirklich tiefste in der menschlichen Brust verschlossene Gegensätze ans Licht bringen, daß alles Lösende, Formen Sprengende dionysisch, alles Fesselnde, in die Form Bannende apollinisch heißen kann, bleibt auch die Wahrheit.

Jetzt zeigen uns zwei pindarische Proömien die beiden Gottheiten von neuem in ihrer ganzen Gegensätzlichkeit. Denn die brausende dionysische Musik, die der kürzlich gefundene Dithyrambos Pindars erschallen läßt, weckt die Erinnerung an die reinen apollinischen Klänge, die zu Beginn des ersten Pythischen Gedichtes ertönen: das hat bereits der Herausgeber unserer Zeitschrift ausgesprochen, der uns das neue Lied im vorletzten Heft zum Geschenk dargeboten hat[1]). Ist auch das Versmaß in beiden Gedichten das gleiche, die Musik, die sie beschreiben, und also auch die, welche sie selbst ehedem umspielte, ist von Grund aus verschieden: hier wirbeln die Pauken (*ῥόμβοι τυπάνων*), brausen die Becken (*κέχλαδεν κρόταλα*), erhebt sich dumpftönendes Stöhnen und des Wahnsinns Jauchzen (*ὀρίνεται ἐρίγδουποι συναχαὶ μανίαι τε ἀλαλαί τε*), ja zischen die Schlangen (V. 18) und, nicht wunderbar für den Hellenen, dem Ton und Licht Geschwister sind[2]), drein zucken die Lichter der Fackel (V. 11); dort nichts als die Klänge der Saiten und des Gesanges — und Ruhe ringsum. Entsprechend ist die Wirkung; denn die dionysische Musik belebt auch das scheinbar Leblose: der Donnerkeil des Zeus, hier 'zittert er, Feuer sprühend', zittert wie die Lanze des Kriegsgottes (V. 15f.); dort verglimmt sein Feuer (V. 9), senkt der Gott überwältigt die Spitze seiner Waffe zu Boden (V. 18f.).

Allein uns dünkt, als ob dieses neu gefundene Bild eines himmlischen Festes uns das ältere erst ganz verstehen lehrt. Betrachten wir die Komposition der beiden Szenen! Sie spielen beide im Palaste des Zeus, wo die Götter zugegen sind oder erscheinen: hier werden erwähnt Zeus, die Göttermutter, Ares, Pallas, Artemis und die Naiaden; dort Zeus, Apollon, Ares und die Musen. Die Dionysosfeier wird uns als ein großes Ganzes vor Augen gestellt; denn nachdem gesagt ist, daß 'in der Umgebung (*πὰρ*) der erhabenen großen Mutter' das feierliche Signal zum Beginn erteilt ist (*κατάρχει μέν*), wird durch die drei folgenden *ἐν δέ* (V. 10, 12, 15) = 'darein aber' (tönt usw.) mit Perfekt

[1]) Oben S. 141f. — Über seine Lesungen hinaus den Text zu fördern, ist mir nicht möglich. [*δονέοντ'*] wohl falsch, weil zu lang; aber die Worte *οἵαν τελετὰν καὶ παρὰ σκᾶπτον Διὸς Οὐρανίδαι ἵστανται* zeigen klar, daß hier das irdische Fest mit dem olympischen irgendwie verglichen wurde.

[2]) Vgl. z. B. Bruhn, Anhang zum Sophokles, S. 155f.

Digitized by Google

oder Präsens (κέχλαδεν[1]), ὀρίνεται, κεκίνηται, φθογγάζεται) die Musik zwar in ihre verschiedenen Arten und Wirkungen zerlegt, aber doch zugleich zu einer Einheit zusammengefaßt, und, trotzdem es die verschiedensten Bestandteile sind — Töne der Instrumente, Lichter, Stöhnen und Jauchzen menschlicher Stimmen, Zischen der Schlangen — ist es eine gewaltige Symphonie. Einen neuen Zug bringt dann noch der nächste Satz dazu: Artemis kommt aus der Einsamkeit (οἰοπόλος) dahergefahren; die Wirkung der Musik erstreckt sich bis in weite Fernen, ergreift selbst die jungfräuliche Jägerin. Dann wird abgebrochen, so kurz, wie Pindar es liebt; zu Anfang[2]) dagegen stand ein vom Gegenwärtigen zu jenem Jenseitigen irgendwie überleitender Gedanke: für das irdische Fest ist Vorbild das himmlische.

Und dies gilt es nun zu erkennen, daß auch die olympische Szene des pythischen Gedichtes eine in sich geschlossene Komposition ist. Denn bisher waren wohl viele von uns[3]) der Ansicht v. Wilamowitzens, der diesen Eingang so verdeutscht[4])

> Güldene Laute,
> droben im Himmel spielt dich Apollon,
> und der veilchenlockigen Musen
> Tanz und Sang regierest du.
> Unten auf Erden lauschen der Chöre Meister
> auf deine Klänge,
> und die Sänger folgen der Weisung,
> wenn du angeschlagen zum Vorspiel,
> Takt und Ton dem Liede zeigst . . .,

der also versteht, daß in V. 5 mit den Worten πείθονται ἀοιδοὶ σάμασιν der Dichter vom Himmel auf die Erde herabsteigt. Aber eine Betrachtung des Zusammenhanges, in dem der Satz steht, zwingt, diese Meinung aufzugeben. Der Ausruf: 'Goldene Laute, Apollon und den Musen mit gleichem Recht eigenes Gut!' wird durch den folgenden Satz erläutert: auf sie hört der Tanzschritt und der Gesang — ἀκούει μὲν βάσις, πείθονται δ' ἀοιδοί gehört aufs engste zusammen — wessen aber? Eben der Musen, die hier im Himmelssaale den Reigen schreiten, wie dort die Naiaden ihren Dithyrambos tanzen. Die Musen selbst sind die ἀοιδοί, denn ἀοιδός heißt ja nicht 'Sänger', sondern 'singend' und so kann man auch die Muse (Eur. Rhesos 386), die Sphinx (Soph. Oid. Tyr. 36 Eur. Phoin. 1507), die Sängerin am Adonisfeste (Theokr. 15, 95)

---

[1]) Vgl. Schroeder, S. 142.

[2]) Den ersten Satz erklärt Schroeder gewiß richtig, im besonderen bezeichnet ἀοιδὰ σχοινοτένεια nicht den strophenlosen Dithyrambos, der ja, wie Aristoteles Problem. XIX 15 berichtet, erst eine Erfindung des ausgehenden 5. Jahrhunderts war. Im Gegenteil wird die endlose Wiederholung der selben Melodie, also die übergroße Strophenzahl, gemeint sein, wie einen ähnlichen Vorwurf Euripides gegen des Aischylos Kompositionsweise erhebt Aristoph. Frösche 914f.

[3]) Freilich erklären schon die Scholien (p. 9, 8 Dr.) ἐπὶ τῶν Μουσῶν ὁ λόγος κτλ., und Otto Schroeder belehrt mich, daß die Frage, ob sie nicht die Verse doch richtig deuten, seit mehr als einem Jahrhundert behandelt wird, aber auf Polemik glauben wir ganz verzichten zu dürfen.

[4]) Die Harmonie der Sphären, Reden aus der Kriegszeit, S. 131.

Digitized by Google

ἀοιδός nennen. Und wie die Fortsetzung des Satzes (πείθονται ἀοιδοί), ἀγησιχόρων ὁπόταν προοιμίων ἀμβολὰς τεύχῃς ἐλελιζομένα ganz deutlich noch einmal zum Bewußtsein bringt: von den selben Personen wird ausgesagt, daß sie tanzen und singen, so beweist das folgende, den Gedanken fortführende καί (τὸν αἰχματὰν κεραυνὸν σβεννύεις), daß wie alles Folgende so auch alles Vorhergehende im Himmel, nicht auf Erden sich abspielt.

Es ist ein Fest wie am Abend des ersten Iliastages (A 603)

οὐ μὲν φόρμιγγος περικαλλέος, ἣν ἔχ' Ἀπόλλων,
Μουσάων θ', αἳ ἄειδον ἀμειβόμεναι ὀπὶ καλῇ

(θυμὸς θεῶν ἐδεύετο); Apollon schlägt die goldene Leier, die Musen singen und tanzen — da erlischt der Blitz, der Adler entschlummert, Ares gar wird entwaffnet, ἀμφί τε Λατοΐδα σοφίᾳ βαθυκόλπων τε Μοισᾶν; dies ist der Schlußstein des Gedankengebäudes (V. 23). Im Dithyrambos trat uns das Ganze auf einmal entgegen, hier wird in ruhiger Aufeinanderfolge der Sätze Schilderung gegeben, allein ein Ganzes ist es nicht minder; und beide Male wird auch ausgegangen vom Beginn des Festes (κατάρχει μέν der Dithyrambos, βάσις ἀγλαΐας ἀρχά, προοιμίων ἀμβολαί das pyth. Ged.). Und nun erst, mit Epodenbeginn, steigt der Dichter herab zur Erde, unter die Erde; denn nun enthüllt er das Gegenbild: Typhos in den Banden des Ätna.

Freilich, wenn die Sänger und Tänzer des ersten pythischen Gedichtes von Apollons und der Musen Künsten erzählen, so liegt auch hier die Vorstellung zugrunde, daß die Menschenmusik nur ein Echo der himmlischen ist, ausgesprochen wird es diesmal aber nicht. Nicht wie die heilige Cäcilie sehen wir den Himmel sich öffnen, und unserem Auge wird keine Bahn hinauf gewiesen. Es hat dem Dichter gefallen, die Schilderung seines apollinischen Festes als ein abgesondertes, dadurch zu erhöhter Wirkung kommendes Bild an den Eingang seines Siegesliedes zu stellen.

Ährenlese

von

Paul Maas.

I. Etymologicum Genuinum s. v. *Μινως*[1]): ... (einige schreiben *Μεινως*) ἡ δὲ παραδοσις ἐχει το ῑ, ἐπειδη (folgen zwei Etymologien) η ἐπειδη

[1]) Überlieferung: Cod. Vatic. gr. 1818 ed. Reitzenstein, Inedita poet. graec. fragm. (Index lect. acad. Rostoch. hib. 1891/92) 1891, p. 13 und Cod. Flor. Laur. s. Marci 304 ed. E. Miller, Mélanges de litt. gr. 1868, p. 217 s. v. *Μινως*. — Geringe Fragmente des Textes im Etymol. Gudianum 394, 25 und in dem von Gaisford zum Etymol. Magnum 588, 26 verglichenen Sorboniensis.

Digitized by Google

εὕρηται και εν συστολῃ το 'Μινως' ὡς παρα Πλατωνι τωι κωμικωι οἷον (III 728 Kock, Demianczuk, Suppl. comic. p. 79):

ἰναπερ ποδωκης εστ' Ἀχιλλεὺς ὁ τε Μινων

αντι του 'και ὁ Μινων'[1]).

Also Μῖνως will der Grammatiker belegen, statt dessen erscheint Μινων. Ersetzen wir das durch Μινως, so entfernen wir zweimal die lectio difficilior zugunsten einer trivialen und müssen hinnehmen, daß Μινως statt seines sonst ausnahmslos langen ι ein kurzes erhält, und auf den Inseln der Seligen auftritt, während er doch im Hades unabkömmlich ist, und daß das Ganze salzlos bleibt. Nehmen wir dagegen den Namen Minon in dem Platonvers als richtig an, so wird Minon ein Athener, den der Komiker aus einem zunächst nicht ersichtlichen Grund in so vornehmer Gesellschaft nennt. Nun trifft es sich sehr glücklich, daß uns der Athener Minon als olympischer Sieger im Stadion für das Jahr 400 überliefert ist[2]). Das mußte in solcher Zeit in Athen besonderen Eindruck machen. So erscheint Minon bei dem gleichzeitigen Komiker neben dem schnellfüßigen Achilleus auf den Inseln der Seligen[3]).

Also ist der Vers heil. Der Grammatiker, der ihn zur Begründung der Orthographie Μῖνως beibrachte, hat den Personennamen Μῖνων von dem Heroennamen Μῖνως abgeleitet. Dies hat er dann aber wohl auch ausgesprochen. Im Archetypon unserer Handschriften des Etym. Genuinum ist diese Praemisse ausgefallen. Daher stimmen die Namen nicht zusammen; auch wenn man Μινως in Μινων ändert, wird die Beweisführung nicht lückenlos[4]).

Der Name Μινων ist sonst, soviel ich sehe, nicht sicher bezeugt[5]), aber neben den zahlreichen übrigen Namen des Stammes Μιν-[6]) unanfechtbar. Von diesen ist Μιννιων (dazu Μιννος, weibl. Μιννις, Μιννιον Μινναριον) in Karien und den vorgelagerten Inseln stark verbreitet[7]). Außerhalb dieses Gebietes finden sich verstreut Μιν(ν)ιων

---

[1]) τωι κωμικωι οἷον fehlt Flor. — ποδωκης εστ(ιν) Αχιλ(λ)ευς statt δοκηις Αχ. εστιν Flor. Vat. haben Diels, Herm. 23, 283 und Peppmüller, Berl. phil. Woch. 1892, 1606 auf Grund des attischen Skolions 10 Bergk hergestellt. — ὁτε Μινω αντι του μιμνων (ohne και ὁ) Flor.

[2]) Olympionikenliste bei Eusebeios chron. I 203, 78 Schöne (Μινων der armenische, Μενων der griechische Text) und bei Diodor. 14, 35, 1 (Μινως die Hss.). Kirchner, Prosop. att. Nr. 10223. G. H. Förster, Olymp. Sieger (1891) Nr. 287.

[3]) Vgl. Aristoph. Frösche 85 που γης ὁ τλημων (Agathon); — εις μακαρων ενωχιαν.

[4]) Der Zusatz αντι του 'και ὁ Μινων' soll wohl nur die Buchstabenfolge ὁτεμινων gegen falsche Worttrennung schützen.

[5]) Hippokr. epid. 4, cap. 39, Littré steht der Gen. Μινωνος als Variante einer Hs. zu Μινωος. Wenn Sonderlesungen dieser Hs. auch sonst Echtes bewahren, so ist Μινωνος richtig. Vgl. Μινω [oder Μινο] I.G. IV 823, 41.

[6]) Mehrere Belege bei Fick-Bechtel, Griech. Personennamen[2] (1894) 209. Bei Bechtel, Histor. Personennamen (1917), fehlt dieser Stamm.

[7]) Vgl. die Indices der Inschriftensammlungen von Milet, Magnesia, Priene, Rhodos, Kos, ferner Dittenb. Syll.[2]. Einzelne Belege noch bei Dittenb.[3] 307, 312, I.G. XII 8, 160, 170, Livius 35, 15.

Digitized by Google

Μινοκρετης, *Μινακος*, *Μινιας*, *Μιν(ν)ας*[1]), weibl. *Μιννις*, *Μιννω*, *Μινυλλα*, bei attischen Bürgern jedoch keiner von all diesen[2]). Also wird der Olympionike Minon nicht altattischer Herkunft sein.

II. Sappho fr. 1, 5: . . .: *αλλα τυιδ' ελθ', αι ποκα κἀτερωτα τας εμας ανδως αϊοισα πηλοι εκλυες*

Neben *πηλοι* ist überliefert *πολυ*, woraus Bergk schon 50 Jahre ehe *πηλοι* bekannt wurde, *πηλυι* verbessert hatte. Da nun *ο* statt *η* nicht nach Schreiberversehen aussieht, darf man in *πολυ* den Versuch sehen, das unverständliche *πηλοι* durch ein ähnlich klingendes Wort zu ersetzen. Damit verliert jedoch auch das *υ* seinen Wert als Überlieferung. *πηλυι* ist also hinsichtlich der Endung Konjektur, die durch die aeolische Glosse *πηλυι* (Priscian, Theognost) nicht Überlieferung wird. Vielmehr ist von *πηλοι* auszugehen, wenn dies grammatisch bestehen kann. Nun sagt Apollonios Dysk. de adv. 610, 30 (197, 12 Schneider), nachdem er von aeol. *μεσοι* gesprochen hat: *τηιδε εχει και απο του 'τηλοθι' το 'πηλοι'*. O. Hoffmann, der dies als einziger verstanden hat (Griech. Dial. II 168. 535) schreibt es dem Alkaios zu; es kann aber gerade so gut aus Sappho 1, 6 stammen. Freilich kann Priscians *πηλυι* ebendaher stammen; und da er unmittelbar vorher Sappho 1, 5 zitiert, ist dies sogar recht wahrscheinlich. Das führt also auf eine alte Doppellesung *πηλοι* und *πηλυι*. Zwischen diesen Formen vom grammatischen Standpunkt aus zu wählen, wird schwer sein. Das Ortsadverb bei Verben des Hörens kann sowohl auf die Frage 'wo?' als auf die Frage 'wohin?' antworten: *Π* 515 *δυνασαι δε συ παντοσ' ακουειν*, *Δ* 455 *τηλοσε δουπον εκλυε*, vgl. *Α* 21, Aisch. Eum. 297 *κλυει δε και πορρωθεν ων θεος*. Und sowohl *-οι* als *-υι* können bei den Aeolern beides bedeuten: *μεσσυι* = *εν μεσωι* Hesych., *μεσοι* in diesem Sinn Alkaios 17, *ὑψοι* = *ὑψοσε* Sappho 91, *τυιδε* fünfmal = *huc*. Es wird also bei der Variante sein Bewenden haben müssen.

Auf das Formelhafte in *αι ποτα κἀτερωτα . . . εκλυες, . . . ελθε μοι και νυν* hat Norden *Αγνωστος θεος* 152 hingewiesen und Soph. *O T* 165 f. verglichen. Dort verweist Bruhn auf *Ε* 115 und Aristophan. Thesm. 1156, wozu van Leeuwen weitere Beispiele aus Aristophanes beibringt. Es ist lehrreich, auch *Α* 453 = *Π* 236, *Ξ* 234, *ζ* 235 und Pindar. Isthm. 6, 42 heranzuziehen. Sappho hat mit Hilfe dieser rituellen Formel die Erfüllungen der Vergangenheit mit den Wünschen der Gegenwart wundervoll verwoben.

---

[1]) Bei Thuk. V 19, 199 hat Wilamowitz, Sitzungsber. Berl. Akad. 1915, 615[1] der Vulgata *Μηνας* die Variante *Μιννας* vorgezogen und dabei auf den Platonvers verwiesen, obwohl er dort, in Unkenntnis der Überlieferung, *Μινως* las.

[2]) Die *Μινυλλα* I.G. II 759, II 15 (saec. IV) ist unbestimmter Herkunft; vgl. Kirchner, Prosop. att. II. p. V.

Digitized by Google

MITTEILUNGEN

Für den Beginn des Lateinunterrichts in Sexta!

Ein Aufruf.

Wir sind einverstanden mit der 'mindestens vierjährigen Grundschule' — für andre, wenn auch nicht grade in dem Sinne des englisch-humanen *calamity is for other people,* doch so, daß überall da, wo im selben Schulort die Grundschule mit Beginn etwa des Französischen im 5. Schuljahre gesichert ist, wenigstens einem Gymnasium vergönnt sein soll, in alter Weise mit dem Latein im 4. Schuljahre, also in Sexta, zu beginnen.

Wir gehen hier nicht ein auf die vielerörterte Frage, in welchem Lebensalter es überhaupt ratsam sei, deutsche Knaben eine fremde Sprache zu lehren. Die meisten, die sich gegen einen frühen Beginn aussprechen, denken an die Erlernung, praktische Erlernung einer lebenden fremden Sprache. Und da ist kein Zweifel möglich: der normale Mensch kann nur eine Muttersprache haben; Fürstenkinder oder auch Söhne des Berliner Tiergartenviertels, auch in Frankfurt mag es solche Kreise geben, sind Menschenklassen für sich. Wohl aber berufen wir uns auf die einstimmig bezeugte Erfahrung, daß dem neunjährigen Sextaner das Latein eine helle Freude zu bereiten pflegt und ihm fast mit einem Ruck Straffheit und Klarheit des Denkens lehrt, mehr an einer, als in einer Sprache, die ihm für alle späteren Sprachstudien zur Grundlage dienen kann, ohne ihm in so jungen Jahren die Unschuld der eignen Sprache zu rauben.

Hierüber ist also keine Meinungsverschiedenheit. Auch die Verehrer des Goethegymnasiums — und wer hätte nicht für den wohldurchdachten Plan und den bei Lehrern und Schülern gleich großen und darum so erfolgreichen Eifer die größte Bewunderung! —, ja auch die Verehrer des Goethegymnasiums bestreiten nicht die Fröhlichkeit der neunjährigen Lateinschüler[1]). Aber freilich, die Lust nimmt ab und verwandelt sich in Oberprima nicht selten in Unlust und Widerwillen.

[1]) Karl Reinhardt, Die Frankfurter Lehrpläne. Frankfurt a. M. 1892, 12.

Digitized by Google

Daraus sollte logischerweise folgen, daß man, um später Raum für bessere Seelenspeise zu gewinnen, mit dem pflichtmäßigen Lateinbetrieb lieber früher aufhörte als später anfinge. Aber da spielen nun organisatorische Fragen hinein. Rücksicht auf kleine Städte mit einer einzigen höheren Schule, und der Wunsch, die Entscheidung in der Wahl der geeignet erscheinenden Schulart recht weit hinauszuschieben. Doch wie nun, wenn an größeren Orten neben der neuen Grund- und den verschiednen Aufbauschulen die alte Form des Gymnasiums als Ausnahme auch organisatorisch nicht geringe Vorteile böte?

Das Korrelat zu dem 'Aufstieg der Begabten' ist doch die Möglichkeit der Fernhaltung Unbegabter und, nach erfolgter gründlicher Erprobung, rechtzeitige Umschulung Andersbegabter. Und da bietet nun ein als Ausnahme (namentlich in Ermangelung ebenbürtiger Lehrer der neueren Sprachen) zugelaßner Beginn des Lateinunterrichts in Sexta eine dreifache Gelegenheit zur Aussonderung der verschiedenartigen Begabungen.

Erste Sichtung. Nach dem dritten Jahr der Grundschule treten nur die sprachlich schneller Geförderten in die Sexta des Gymnasiums ein.

Zweite Sichtung. Nach einem Jahre können die im Latein gründlich Versagenden ohne Zeitverlust in die unterste Klasse einer Mittelschule übertreten, wobei das von ihnen doch etwa gelernte Latein für die lebende Fremdsprache immer noch von Nutzen sein wird.

Dritte Sichtung. Nach abermals zwei Jahren, also am Schluß der Quarta gehn die unlateinischen Ingenia, die dann auch wohl ungriechische werden und, wenn auch nicht gradezu unwissenschaftlich, so doch weniger humanistisch begabt sein dürften, zu rechter Zeit noch in eine Mittelschule über, im letzten Halbjahre etwa vom Lateinunterricht befreit und in einem französischen Förderkurs für den Eintritt in die Untertertia einer Mittel- oder Realschule mit geringerem Sprachbetrieb reif gemacht.

Hiernach: mit einer dreimal gesiebten Schülerschaft noch zwei Jahre lateinisch-griechischer Elementarunterricht, und endlich: ein vierjähriges Obergymnasium mit handfestem Lateinunterricht bis in Unterprima und jeder Art wissenschaftlicher Bewegungsfreiheit im letzten Schuljahr!

Charlottenburg. Otto Schroeder.

Gymnasien, die, nach eingehender Erörterung im Schoße des Lehrkörpers, in Fühlungnahme auch mit ihrem Elternbeirat, die hier vorgetragenen Gedanken im wesentlichen sich zu eigen gemacht haben, wollen ihren Namen an den Herausgeber dieser Zeitschrift einsenden.

Digitized by Google

Über die schriftlichen Arbeiten in den alten Sprachen

Im Grunde sind alle schriftlichen Arbeiten, die wir fordern, Übersetzungen, und zwar entweder Hinübersetzungen aus der Muttersprache in die Fremdsprache oder Herübersetzungen aus der fremden Sprache in die Muttersprache. Das scheint mir verkehrt zu sein, nicht nur wegen des veränderten Charakters, den heute der grammatische Unterricht überhaupt besitzt, sondern noch vielmehr wegen der psychologischen Verkehrtheit der darin sich aussprechenden Anschauung.

Schriftliche Arbeiten in der Muttersprache dienen entweder dazu, Sicherheit in der Rechtschreibung einzuüben oder zum freien Gebrauch der Sprache anzuleiten. Beides fällt für die alten Sprachen fort. Was ist denn nun der Zweck der schriftlichen Übungen in den alten Sprachen, die so viel Zeit und Kraft in Anspruch nehmen?

Doch ausschließlich die Unterstützung des mündlichen Unterrichts. Diesem bieten freilich die schriftlichen Arbeiten eine Hilfe, die er einfach nicht entbehren kann.

Der Vorteil besteht zunächst im Zeitgewinn; ich kann bei schriftlicher Arbeit die ganze Klasse zugleich arbeiten lassen und in die häusliche Arbeit des korrigierenden Lehrers ein Stück der Zeit verlegen, die sonst vom Unterricht in der Klasse absorbiert wird. Außerdem gewinne ich eine sichere Grundlage über das Resultat meiner Lehrerleistung: erst durch eine von allen unter gleichen Bedingungen gefertigte Arbeit kann ich kontrollieren, ob meine Arbeit fertig geworden ist oder noch der Ergänzung bedarf. Sodann stellt die schriftliche Arbeit auch eine Kondensierung der Arbeitsleistung dar: es fallen die Arbeitshilfen des mündlichen Unterrichts fort und der Junge wird zu höchst gesunder Konzentrierung seiner Gedanken und höchster Intensivierung seiner Arbeit gezwungen. Das alles sind Vorzüge der schriftlichen Klassenarbeiten, die ihnen stets ihren Wert verleihen werden. Aber man darf auch nicht vergessen, daß in dieser Höchstanspannung der Arbeit auch große Schwierigkeiten liegen. Wenn der Junge einen deutschen Satz ins Lateinische übersetzen soll, so muß er zu diesem Zweck einen recht verwickelten Prozeß überwinden: er muß zunächst den deutschen Satz nach Inhalt und Aufbau rasch und völlig begreifen; sodann muß er die Übersetzung in Form und Aufbau der fremden Sprache vollziehen, muß zu dem Zweck die Wortgleichungen zwischen den Sprachen herstellen, muß dann die Formen sich entsprechend gestalten und muß die nötigen syntaktischen Umstellungen vornehmen. Das geschieht dadurch, daß er den Einzelfall, der ihm vorliegt, auf die ihm bekannte Regel anwendet, bekanntlich ein garnicht so einfaches Manöver, wie sich das der des Umgangs mit Kindern entwöhnte vorstellt. Das Ganze muß unter dem Druck der drängenden Zeit geschehen, und alles rasch nebeneinander, so daß die einzelnen Operationen leicht untereinander in Verwirrung geraten. Wer das Korrigieren mit psychologischer Aufmerksamkeit besorgt, sieht oft, daß viele Fehler, die der Junge macht, darin ihren Ursprung haben, daß die Maschen des Gedankennetzes, mit dem er den fremden Satz einfängt, untereinander in Verwirrung geraten, ein Glied ausgelassen oder zu früh oder zu spät angewandt wird.

Digitized by Google

Ich glaube, daß es nützlich sein wird, wenn es auch nichts Neues enthält, in einem Beispiel zu zeigen, wie der Prozeß verläuft.

Ich nehme an, daß den Tertianern als Extemporale ein Satz gegeben wird, wie er sich z. B. im Ostermann für Tertia findet: 'Als Cicero von den Plänen Catilinas durch einen Teilhaber der Verschwörung Kenntnis erhielt, trug er die Sache im Senat vor, und es wurde ein Senatsbeschluß gefaßt, die Konsuln sollten darauf sehen, daß der Staat keinen Schaden nehme.'

Was für Schwierigkeiten hat ein normaler Tertianer zu überwinden, wenn er, ganz auf seine eignen Kräfte angewiesen, diesen Satz übersetzen soll, ohne Lexikon und Grammatik? Das Inhaltliche macht in diesem Fall kaum Schwierigkeiten, höchstens daß der Junge die Bekanntgabe mit dem Bewußtsein begleitet, ihm werde eine indirekte Rede zugemutet. Zunächst muß er sich klar machen, welche Umformungen das vorliegende Satzgefüge für die Übersetzung ins Lateinische erfahren muß. 1. Das Subjekt des vorangestellten Nebensatzes kommt wieder als Subjekt im Hauptsatz vor. Also ist daran zu denken, daß es fürs Lateinische vor die Konjunktion in den Hauptsatz gezogen werden muß, also: Cicero, als er usw., trug die Sache vor, 2. die Handlung des Nebensatzes ist vorzeitig, also fürs Lateinische Plusquamperfektum statt des deutschen Präteritums, 3. es kann p. c. angewandt werden, falls das entsprechende Partizipium sich bilden läßt, also: Cicero, in Kenntnis gesetzt, trug vor, 4. in der zweiten Hälfte folgen aufeinander zwei abhängige Wunschsätze, die mit *ut* oder *ne* wiederzugeben sind; für beide ist zu beachten, daß das Gesetz der consecutio temporum gilt; das *ut* kann weg bleiben, an das *ne* ist im letzten Teil des Satzes zu denken.

Nun die Umsetzung der Worte ins Latein:

1. Kenntnis erhalten = benachrichtigt werden.
2. Teilhaber = *socius.*
3. Im Senat eine Sache vortragen = *rem referre ad senatum.*
4. Beschluß fassen = *senatusconsultum facere.*
5. 'darauf' fällt fort, weil der Objektssatz folgt.
6. Keinen Schaden = damit nicht irgend etwas an Schaden.
7. In negativen Sätzen ist zu beachten, daß irgend etwas nicht durch *aliquid,* sondern durch *quid* oder *quicquam* wiederzugeben.
8. Ich kann *ullus* gebrauchen oder *quid,* das aber Substantiv ist und den Genetiv bei sich haben wird.

Nun muß er sich noch die Frage vorlegen, ob er das 'Und' zwischen den beiden Hauptsätzen beseitigen kann oder muß durch Subordination des einen der beiden Sätze. Es sind also in der Geschwindigkeit 12 bis 13 geistige Operationen vorzunehmen, was wirklich nicht so leicht ist, wie sich das der Laie vorstellt. Es ist nicht verwunderlich, wenn der Junge eine ausläßt, etwa nicht an die Vorzeitigkeit denkt oder die consecutio temporum vergißt, oder eine verkehrte Vokabel wählt. Wenn er diese eine oder mehrere Operationen ausläßt, so ist damit durchaus noch nicht gesagt, daß er die Sache selbst nicht gekannt hätte, sie geht ihm nur in der Hitze des Gefechts verloren; und wer das Vergnügen lange und ausgiebig genossen hat, solche Extemporalien zu korri-

Digitized by Google

gieren, der weiß, daß ein sehr großer Teil der in den Arbeiten gemachten Fehler bis oben hinauf nicht auf Unwissenheit, sondern auf Überspringen einer notwendigen, aber übersehenen Operation zurückgeht. In den Reifeprüfungsarbeiten werden mit besonderer Entrüstung Fehler gegen die Formenlehre vermerkt; forscht man dem Stand der Kenntnisse nach, so ist es in der weitaus überwiegenden Fülle der Fälle so, daß der Fehler auf ein Übersehen zurückzuführen ist. Die Sache ist eben sehr schwer, viel schwerer als man gemeinhin anzunehmen geneigt ist, und man müßte nach meiner Ansicht sich doch der Einsicht nicht verschließen, erstens daß der Extemporalerlaß recht hat mit seiner Warnung vor der Überschätzung des Extemporales, ferner aber, daß man es sich systematisch zur Aufgabe machen muß, die Schüler dazu zu erziehen, daß sie solche Fülle der Operationen verständig und umsichtig ausführen: ein Vergessen muß ihnen schwer fallen, weil sie die rechte Methode des Arbeitens geübt haben; sie muß ihnen ein Stück ihrer Natur geworden sein. Gewohnheit schafft Natur, lehrt Aristoteles; mit diesem Gedanken steht und fällt unsere ganze Schulmeisterei.

Ebenso steht es mit der Aufgabe des Übersetzens aus der fremden Sprache ins Deutsche. So ein kleines Gehirn muß wirklich eine überraschende Fülle von geistigen Operationen vollziehen und hat doch wohl das Recht zu fordern, daß es zu ihrer Bewältigung besonders sorgfältig erzogen werde. Der Fehler, den die Jungen meistens machen, ist der, daß sie von der einen Art der von ihnen zu leistenden Arbeit hinüberspringen in die andere, aus dem Konstruieren ins Vokabelsuchen, und dann ist im Augenblick Vergessen und Übersehen da. Also heißt es, sie gründlich zu der Arbeit durch Gewöhnung erziehen.

Wie ist da zu helfen?

Die Arbeiten müssen dem psychologischen Prozeß, wie ich ihn soeben geschildert habe, entsprechen und mehr Rechnung tragen als es nach meiner Erfahrung bisher zu geschehen pflegt. Ich weiß selbstverständlich, daß in der mündlichen Vorbereitung auf die Extemporalien das auch jetzt schon geschieht, aber es muß eben auch, um wirklich tief einzudringen, in der Form schriftlicher Ausarbeitungen gemacht werden.

Nach meiner Erfahrung kommen da drei Arten von schriftlichen Arbeiten in Betracht, die neu einzuführen wären: 1. Diktate, 2. Analysen, wie ich die Arbeiten nennen möchte, und 3. Diskussionen. Besonders Letzteres halte ich für wichtig.

Die Jungen müssen durch die Schule erst einmal auch in der Form schriftlicher Arbeiten angeleitet werden, wie sie zu arbeiten haben; die schriftlichen Arbeiten haben den Zweck, Zeugnis dafür abzulegen, daß sie das richtig gelernt und begriffen haben. Erst dann werden sie imstande sein, die Haupt- und Staatsaktion des Extemporales wirklich ohne Überspannung ihrer Kräfte leisten zu können.

Mir ist die Notwendigkeit dieser Arbeiten aufgegangen an der Analogie der mathematischen Arbeiten, die sich durch eine absolut feststehende Methode auszeichnen und dadurch zu so bewundernswerten

Digitized by Google

Erfolgen führen. Ehe der Junge vor die Aufgabe gestellt wird, selbständig eine Aufgabe zu lösen, wird er zunächst durch eine sehr ausgedehnte Fülle von Aufgaben vorbereitender Art angeleitet, wie er den Ansatz zu machen hat. In der Geometrie lernt er in sorgfältig berechneter Steigerung, wie er den Prozeß der Lösung in Voraussetzung, Analysis, Konstruktion und Beweis zu gliedern hat, wie jedes dieser Arbeitsglieder zu machen ist. Im sprachlichen Unterricht ist solche Erziehung zu verständiger Arbeit durchaus dem mündlichen Unterricht überlassen. Da scheint mir eine sehr bedenkliche Lücke in unserer Arbeitsmethode zu sein. Wir müssen Arbeiten einführen, die analog dem mathematischen Verfahren dazu eingerichtet sind, die Methode des Arbeitens zu lehren.

Um die Sache deutlicher zu machen, will ich im Folgenden kurz charakterisieren, wie ich mir die Arbeiten denke. Ich bemerke, daß die Vorschläge in der Praxis des Unterrichts von mir selbst als Lehrer und Direktor ausprobiert sind und sich bewährt haben.

1. Diktate.

Die sind im Deutschen üblich zur Einübung der Orthographie und Interpunktation, im Französischen und Englischen zur Einübung der von der Aussprache denn doch garzuweit abweichenden Schreibung. Später kehren sie dann noch einmal wieder im Hebräischen, doch hier schon als im Grunde für das vorgeschrittenere Alter unpassend betrachtet. Den Sextanern macht es außerordentliche Not, die noch sehr ungeschickte Hand an die lateinischen Buchstaben zu gewöhnen; besonders wenn auch noch gleichzeitig in einer fremden Sprache geschrieben werden soll, denn für die kleinen Kerle bedeutet es eine beträchtliche Steigerung der Schwierigkeiten, wenn die Aufmerksamkeit auch noch durch die Fremdheit und Unverständlichkeit des Inhalts in Anspruch genommen wird. Ebenso geht es auch noch den Untertertianern, wenn das Griechische anfängt. Ich habe da die allerbesten Erfahrungen damit gemacht, die ersten schüchternen Schreibversuche in den neuen Sprachen in der Form von Diktaten zu machen. In VI zunächst ganz genau den Wortlaut der schon durchgenommenen Sätze, dann wird die Schwierigkeit allmählich dadurch gesteigert, daß kleine Varianten eingelegt werden, besonders durch Einschieben schwieriger Eigennamen. Im ganzen werden drei bis vier Diktate genügen, aber wenn später wieder sich das Bedürfnis danach einstellen sollte, so ist das durchaus nicht als zu leicht von der Hand zu weisen. In U III ist ebenso zu verfahren: die ersten drei bis vier Arbeiten sind am besten Diktate, die auch als voll gezählt werden und mit Prädikaten versehen werden. Man korrigiere nur erst ein paar solcher Arbeiten um zu sehen, daß sie den Jungen noch schwierig genug sind. Zur Einübung der Akzentregeln und der Enklitika kehren diese Arbeiten dann wieder, und ebenso bei den ersten Versen, die die Jungen lesen: ein Diktat von einigen Homerversen ist eine sehr praktische und nützliche und durchaus nicht zu leichte Arbeit. Auch in Prima ist das nicht von der Hand zu weisen; für die Übersetzung in der Reifeprüfung ist das gut. Man kann ja, wenn man die

Digitized by Google

Sache für zu leicht hält, die Interpunktion fortlassen und von den Schülern machen lassen.

2. Analysen.

Ich gebe ohne jede Änderung eine Arbeit wieder, die ein Unterprimaner über Thukydides VII, 27 § 3 u. 4 gemacht hat.

§ 3. *ἐπειδὴ γὰρ ἡ Δεκέλεια τὸ μὲν πρῶτον ὑπὸ πάσης τῆς στρατιᾶς ἐν τῷ θέρει τούτῳ τειχισθεῖσα, ὕστερον δὲ φρουραῖς ἀπὸ τῶν πόλεων κατὰ διαδοχὴν χρόνου ἐπιούσαις τῇ χώρᾳ ἐπῳκεῖτο, πολλὰ ἔβλαπτε τοὺς Ἀθηναίους καὶ ἐν τοῖς πρῶτον χρημάτων τ' ὀλέθρῳ καὶ ἀνθρώπων φθορᾷ ἐκάκωσε τὰ πράγματα.*

Der Satz besteht aus Neben- (*ἐπειδὴ — ἐπῳκεῖτο*) und Hauptsatz (*πολλὰ — πράγματα*).

Der Hauptsatz hat zwei Prädikate (*ἔβλαπτε* und *ἐκάκωσε*). Zu *ἐκάκωσε* gehören *ὀλέθρῳ* und *φθορᾷ*, untereinander durch *τε — καί* verknüpft.

Das Prädikat des Nebensatzes ist *ἐπῳκεῖτο*. Außerdem enthält der Nebensatz eine Partizipialkonstruktion (*τειχισθεῖσα*). Diese besteht aus zwei Gliedern, die mit *τὸ μὲν πρῶτον — ὕστερον δὲ* verbunden sind. Dem *ὑπὸ* des ersten Gliedes (*ὑπὸ πάσης τῆς στρατιᾶς*) entspricht im zweiten Gliede der Dativ *φρουραῖς*, zu dem als Attribut *ἀπὸ — χώρᾳ* gehört. Nach *ἐπειδὴ* sollten wir eigentlich den Aorist erwarten, nämlich *ἐπειδὴ ἡ Δεκέλεια ... ἐτειχίσθη καὶ ἐπεὶ ἐπῳκεῖ το, ...* Dieses *ἐτειχίσθη* ist aber als untergeordnetes Partizip zu *τειχισθεῖσα* geworden. Es muß ferner in der Übersetzung ausgedrückt werden, daß *φρουραῖς — ἐπιούσαις τῇ χώρᾳ* auch zu *ἐπῳκεῖ το* gehört. Da der Satz als eine einzige Periode zu lang würde, können wir etwa so übersetzen:

Dekeleia war nämlich zunächst von dem ganzen Heere in diesem Sommer, später von Besatzungen, die von den Städten nacheinander ins Land rückten, als Festung ausgebaut worden. Als es nun von diesen Truppen besetzt gehalten wurde, schädigte es die Athener sehr und verschlechterte ihre Lage hauptsächlich aus zwei Gründen, durch den Ausfall an Geld und den Verlust an Menschen.

§ 4. *πρότερον μὲν γὰρ βραχεῖαι γιγνόμεναι αἱ ἐσβολαὶ τὸν ἄλλον χρόνον τῆς γῆς ἀπολαύειν οὐκ ἐκώλυον· τότε δὲ ξυνεχῶς ἐπικαθημένων, καὶ ὁτὲ μὲν καὶ πλεόνων ἐπιόντων, ὁτὲ δ' ἐξ ἀνάγκης τῆς ἴσης φρουρᾶς καταθεούσης τε τὴν χώραν καί ληστείας ποιουμένης, βασιλέως τε παρόντος τοῦ τῶν Λακεδαιμονίων Ἀγιδος, ὃς οὐκ ἐκ παρέργου τὸν πόλεμον ἐποιεῖτο, μεγάλα οἱ Ἀθηναῖοι ἐβλάπτοντο.*

Der Satz besteht aus zwei einander gleichstehenden Gliedern, die mit *πρότερον μὲν — τότε δὲ* verbunden sind und gleichartige Prädikate haben (*ἐκώλυον* und *ἐβλάπτοντο*).

Im 1. Glied gehört *βραχεῖαι γιγνόμεναι* prädikativ zu *αἱ ἐσβολαί*.

Im 2. Teil des Satzes sind zwei Partizipialkonstruktionen enthalten (*ξυνεχῶς ἐπικαθημένων* und *βασιλέως παρόντος*), verbunden durch *τε*. Dem 1. Genetivus absolutus sind wieder zwei Partizipialkonstruktionen untergeordnet (*πλεόνων ἐπιόντων* und *φρουρᾶς καταθεούσης .. καὶ .. ποιουμένης*), verbunden durch *ὁτὲ μὲν — ὁτὲ δὲ*.

Digitized by Google

Übersetzung: Während früher durch ihre Kürze die Einfälle nicht hatten hindern können, in der übrigen Zeit das Land zu benutzen, so wurden jetzt die Athener empfindlich geschädigt, einmal weil sie ihnen beständig auf dem Hals saßen, und zwar aus zwei Gründen, zunächst als auch noch mehr hinzu kamen, und dann als aus dem gleichen Zwang die Besatzung das Land durchzog und auch Beutezüge unternahm, ferner weil der König der Lakedämonier Agis anwesend war, der nicht nur nebenbei den Krieg führte.

Analyse in Untertertia.

Im Ostermann für U III steht folgender Satz:

'Als alles zum Aufbruch bereit war, beratschlagten die Führer der Helvetier, auf welchem Wege sie am besten den Auszug aus der Heimat bewerkstelligen würden.'

Die Hausarbeit, die mir ein Junge geliefert hat, lautet folgendermaßen:

1. Wir haben hier ein Satzgefüge, das aus einem vorangestellten konjunktionalen temporalen Nebensatz besteht, auf den der Hauptsatz folgt, dessen Prädikat ein verbum dicendi ist, auf das ein Objektsatz folgt, der durch einen indirekten Fragesatz gebildet wird.

2. Es ist an folgende Schwierigkeiten zu denken: a) kommt das Subjekt des Nebensatzes in irgendeiner Form des Hauptsatzes wieder vor, so daß die Voranstellung des Subjektes geboten wäre?, b) ist die Handlung des Nebensatzes vorzeitig oder gleichzeitig?, c) das deutsche Imperfektum muß im Lateinischen Perfekt werden, d) der indirekte Fragesatz steht im Konjunktiv; es gilt in ihm das Gesetz der consecutio temporum.

3. Die Vokabeln heißen: a) 'alles' ist entweder Singular oder Plural; danach richtet sich das Prädikat, b) Aufbruch = *profectio,* c) beratschlagen = *deliberare,* d) auf welchem Wege: entweder: *qua via* oder *quo itinere* oder *qua,* e) aus der Heimat = *domo,* f) Auszug bewerkstelligen = *proficisci* oder *exire* oder *prifectionem facere,* g) der Konjunktiv des Futurs ist durch das Partizipium des Futurs mit *sim,* oder hier wegen der consecutio temporum mit *essem* zu bilden.

4. Die Übersetzung lautet: *cum omnia ad profectionem parata essent, duces Helvetiorum deliberaverunt, qua via optime domo profecturi essent.*

Die Art der Arbeit ist hieraus ersichtlich. Es handelt sich darum, daß der Schüler zur Darstellung bringt, wie er arbeitet, um der ihm gestellten Aufgabe gerecht zu werden. Voraussetzung ist, daß das Extemporieren in der Klasse ständig geübt wird, womöglich in jeder Stunde. Davon, daß dies Extemporieren erfolgreich getrieben ist, gibt dann die schriftliche Arbeit eine Probe.

Die Arbeiten können schon von unten auf geübt werden, auch von Sextanern. Sie schreiben eben auf, woran sie beim Arbeiten denken müssen. Die Schwierigkeiten steigern sich von Klasse zu Klasse; besonders nützlich sind diese Arbeiten in den Tertien, sowohl für das Über-

Digitized by Google

setzen aus dem Deutschen in die Fremdsprache als auch umgekehrt. Doch bleiben sie mit gutem Nutzen, wie das Beispiel zeigt, bis Prima bei.

3. Diskussionen.

Wenn z. B. einem Jungen im Extemporale die Aufgabe gestellt ist, den Satz zu übersetzen: er sagte mir, ich sollte zu ihm kommen — so übersetzt er: *dixit mihi, ut ad se venirem;* in der Diskussion würde er ausführen, daß es auch möglich sei, den Ausdruck des Wunsches aus dem Modus herauszunehmen und durch ein Hilfsverbum oder das Gerundivum auszudrücken und daß dann der Nebensatz aus einem Wunsch- oder Begehrungssatz ein Aussagesatz wird und demgemäß auch mit dem a. c. i. übersetzt werden muß: *dixit mihi me ad se venire debere* oder *mihi ad se veniendum esse.* Besonders fruchtbar sind solche Aufgaben für das Übersetzen aus der fremden Sprache ins Deutsche: da kann dem Schüler Gelegenheit gegeben werden, die von ihm gewählte Übersetzung in ausführlicher Weise zu begründen.

Nach meiner Erfahrung liegt ein besonderer Vorteil dieser Art von Arbeiten darin, daß sie sich vortrefflich dazu eignen, als häusliche Aufgaben gestellt zu werden. Die geltenden Lehrpläne und die geltende Praxis arbeiten ja noch ziemlich stark mit schriftlichen häuslichen Arbeiten und durch den Extemporalerlaß ist es noch besonders eingeschärft worden, diese Art von Arbeiten nicht zugunsten des Extemporales zu vernachlässigen. Der Widerspruch gegen den Extemporalerlaß richtet sich nach meiner Beobachtung hauptsächlich dagegen, daß auf diese Weise die etwas außer Übung geratenen schriftlichen Hausarbeiten zu einer Auferstehung geführt werden, die sie nach der allgemeinen Ansicht nicht verdient haben. Vielleicht ist es auf der Oberstufe zu empfehlen, Übersetzungen aus dem Deutschen ins Latein als Hausaufgabe zu stellen, aber nur wenn der Lehrer dazu das Geschick hat und wenn er wirklich gutes Deutsch dazu auswählt.

Die neue Art von schriftlichen Arbeiten, die ich vorschlage, eignen sich, wie ich aus der Erfahrung versichern kann, als häusliche Aufgabe gestellt zu werden, denn erstens wird es hier schwerer sein als bei den hergebrachten Übersetzungen mit fremdem Kalbe zu pflügen und zweitens ist auch dann, wenn dem Schüler geholfen wird, der Ertrag der Arbeit doch noch ziemlich groß.

Marburg a. L. C. Hölk.

Das Nachleben der Antike

Wie ein Kommentar zu den feingeschliffnen Sätzen der zugunsten des Gymnasiums an die Nationalversammlung gerichteten Eingabe liest sich die neuste Schrift von Otto Immisch[1]), die, gedanklich und schriftstellerisch, seine beiden Berliner Vorträge von 1910 und 1915 weit hinter sich läßt.

[1]) Otto Immisch, Das Nachleben der Antike (= Das Erbe der Alten. N. F. ges. u. hrsg. von O. Immisch H. 1). Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, G. m. b. H., 1919. 64 S.

Digitized by Google

Nach kurzer Erwägung der z. Z. dem Gymnasium zweifellos ungünstigen und der, nicht minder deutlich wahrnehmbar, günstigen Momente, verfolgt Immisch das Nachleben der Antike in Sprache, Schrift, Staat, Recht, Religion, Kunst, Rhetorik, Wissenschaft — hier besonders warm und überzeugend —, und endlich in Geschichtsschreibung.

Auch das für den intensiven Sprachgebrauch Entscheidende klingt überall durch: nicht um flüchtige Kenntnisnahme handelt es sich, sondern um verweilendes, in eigner Anstrengung erarbeitetes Einleben in diese allem politischen Parteigezänk entrückte und doch, bis wir ganz versinken, noch immer uns so nah verwandte Welt. S.

Vom Altertum zur Gegenwart

Auf den Querschnitt der Gutachten aus den verschiedensten Berufskreisen 'über das Gymnasium und die Neue Zeit' hat Giesecke-Teubner rasch auch einen Längsschnitt folgen lassen mit Nachweisen der von der Antike bis in die Neue Zeit reichenden Kultureinflüsse[1]), fast durchweg aus den Federn deutscher Universitätslehrer; darunter kaum eine Niete. Wie eine Enthüllung, verblüffend vielleicht für manchen geschichtslosen Neobarbaren, wirkt der Nachweis eines Einflusses von Platon auf Kopernikus (S. 220 ff.). Der tiefste Satz steht bei einem Germanisten (S. 173): 'Wir brauchen die Alten mehr denn je, um uns selbst wiederzufinden', — eine Tonne für die Walfische unter den Deutschtümlern. S.

Delphi

Recht im Mittelpunkt von Hellas, da wo den von Ost nach West durch Boiotien führenden, vor allem Chalkis mit Sikelien verbindenden Handelsweg der nordsüdliche über Amphissa nach Naupaktos strebende schneidet, lag, auch landschaftlich unvergleichlich, das noch den heutigen Pilger seltsam gefangen nehmende Delphi, dessen Auferstehung in herrlichen Denkmälern und Bauresten wir den französischen Ausgrabungen der letzten Jahrzehnte verdanken.

Anknüpfend an die Ergebnisse dieser Ausgrabungen hat nun ein dänischer Archäologe[2]) über Delphi ein Buch geschrieben, das um so erwünschter ist, als die Franzosen mit ihren Textbänden zu dem *Fouilles de Delphes* noch immer im Rückstande sind.

Vor ein paar Jahren, meint der Verfasser selber im Vorwort, wäre es unmöglich gewesen, solch ein Buch in einer andern Sprache zu schreiben als in einer der drei Weltsprachen. Jetzt habe ihm das 'literarische Großskandinavien' und die 'goldne Herrlichkeit' im Gefolge des Weltkrieges das Glück verschafft, einmal jedenfalls in seinem Leben auf

---

[1]) Vom Altertum zur Gegenwart. Die Kulturzusammenhänge in den Hauptepochen und auf den Hauptgebieten, von F. Boll u. Gen. Leipzig, Teubner, 1919. 308 S.

[2]) Fred. Poulsen, Oraklet i Delfi. Historie, Kunst, Religion. Kopenhagen 1919. V. Pios Bogh. 342 S. Gr. 8.

Digitized by Google

eine große und liebe Aufgabe sich konzentrieren zu können in seiner Muttersprache.

Das Buch ist für weitere Kreise bestimmt: es gibt mehr Darstellung als Untersuchung. Doch, vollkommene Beherrschung des Gegenstandes, mit seinen oft vielumstrittenen Problemen, dabei große Zurückhaltung im Urteilen und, über die ganze Darstellung ausgebreitet, eine nicht alltägliche Verbindung von Klarheit und Herzenswärme machen das auch mit authentischen Abbildungen reich geschmückte Buch zu einer außerordentlichen Erscheinung.

Es ist natürlich, daß dem Archäologen und Verwalter einer Skulpturengalerie die Kapitel über 'Kunst' besonders gelungen sind, wogegen 'Geschichte' und 'Religion' stark zurücktreten und das kurze Schlußkapitel über Delphis Geist mehr einen Herzenserguß als eine wissenschaftliche Leistung darstellt.

Auf dem S. 53 abgedruckten Plan von Delphi werden manche Leser sich wundern über die deutschen Aufschriften, bis sie dahinter kommen — gesagt wird es nirgends —, daß es ein modifizierter Plan Pomtows ist. Die Abwehr (S. 48) gegen des selben Gelehrten 'scharfe und in der Form unerlaubt grobe', aber doch nicht ganz unberechtigte Kritik an den französischen Ausgrabungsmethoden wäre wohl besser unterblieben, zumal der Zusatz 'von deutscher Seite' etwas nach Generalisierung schmeckt, was der sonst durchweg vornehmen Haltung des Buches ganz fern liegt.

Aus Jans *Musici scriptores* (S. 13. 15. 17. 19) werden (170/1) Text und Melodie des delphischen Apollonhymnos abgedruckt, leider unter seltsamer Verstümmelung von Überschrift und kritischem Apparat.

Indem wir eingehendere Besprechung dem Jahresbericht vorbehalten, sei hier doch auf zwei Kapitel besonders hingewiesen: auf die sorgfältige Behandlung der Skulpturen des Athener- und des Siphnier-Schatzhauses (wie es jetzt wieder richtiger heißt), und auf den methodisch und schriftstellerisch gleich hochstehenden Abschnitt über die Tänzerinnensäule, die im delphischen Museum zu den hellenistischen Skulpturen gestellt ist, von Poulsen aber mit Erfolg höher hinauf datiert und der Schule des Praxiteles zugewiesen wird (S. 259 ff.). Schriftstellerisch reicht die stilistische Analyse der Mädchenfiguren an das heran, was uns Deutschen noch immer als das Oberste gilt, an Joh. Joach. Winckelmann.

Konnte dies dem Verfasser nur in seiner Muttersprache gelingen, so gibt es uns Deutschen doch zu denken. Geplant ist eine Übersetzung ins Englische. Daraufhin werden schon jetzt Dichterfragmente meist nicht nach den deutschen Ausgaben angeführt, dafür aber z. B. ein neugefundener Paian Pindars — nach einer englischen Übersetzung! Unter dem allenthalben über uns verhängten Boykott leidet ja vor allem die Archäologie. Wir haben da freilich auch vor dem Kriege schon manches versäumt. Wenn wir uns aber nicht ernstlich heranhalten, um den in der Altertumswissenschaft bisher noch gewonnenen Vorsprung zu behaupten, so wird es auch mit der nicht zuletzt auf den Leistungen

Digitized by Google

der deutschen Wissenschaft beruhenden dritten 'Weltsprache' bald genug zu Ende gehn.

Das Buch ist in Druck und Papier prächtig ausgestattet, ein in Grün und Gold flott hingeworfner Lorbeerzweig ziert den Umschlag. Aber warum mußten Verleger und Verfasser all das Schöne mit den greulich futuristischen Schlußvignetten — es gibt keinen gelinderen Ausdruck — besudeln lassen? O. S.

Preisaufgabe der Samsonstiftung bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften für das Jahr 1919.

'Die Bedeutung der moralischen Anschauungen und ihrer Wandlungen für die künstlerischen Ausdrucksformen in der deutschen Dichtung der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts' ... Es ist sorgfältig zn vermeiden, etwa gewaltsam moralische Zusammenhänge und Abhängigkeiten zu konstruieren, wo rein literarische Vorbilder oder selbstverständliche Bedingtheiten des Stoffes vorliegen und den Tatbestand ausreichend erklären. Hierüber muß zunächst Klarheit gewonnen werden; die Hauptforderung an die Untersuchung aber ist, daß sie nicht in stofflichen Nachweisen stecken bleibt, sondern die innere, organische Notwendigkeit des dichterischen Stils und der künstlerischen Ausdrucksformen und ihres Wandels aufzuweisen und zu würdigen versteht. Es wird daher nur eine reife Kraft, die volle Beherrschung des Tatsachenmaterials mit eindringender kritischer Befähigung verbindet, mit Aussicht auf Erfolg die Bearbeitung der Aufgabe unternehmen können.

Als Preis für eine den gestellten Anforderungen genügende Lösung der Aufgabe wird die Summe von 3000 Mark ausgesetzt. Einlieferungstermin 1. Juni 1922.

Engelbert Drerup, Die Griechen von heute. Herausg. vom Sekretariat Sozialer Studentenarbeit. M.-Gladbach, Volksvereinsverlag, 1917. 47. S. 8. 1 ℳ.

Neben Heisenberg (Der Philhellenismus einst und jetzt, München 1913; Die Zukunft Griechenlands, Süddeutsche Monatshefte 1916) und wenigen anderen hat sich auch Drerup die Aufgabe gestellt, auf Grund des gesamten Materials dem deutschen Leser einen klaren Einblick in die unendlich verworrenen neugriechischen Verhältnisse in Vergangenheit und Gegenwart zu erhalten. Es ist dies unter den jetzigen Umständen kein leichtes, aber ein nötiges und nützliches Unternehmen. Denn wer hat, auch wenn er der Sache nicht teilnahmslos gegenübersteht, Sinn und Kraft, um sich durch das Labyrinth von Torheit und Niedertracht, von innerem Hader und fremder Einmischung hindurchzufinden, das neben Erfreulichem und Erhebendem die Geschichte des neuen Griechenlands bildet? Hinzu kommt, daß noch immer alte Vorurteile, wie die Fallmerayersche Slavenhypothese, zu bekämpfen und neue Mißverständnisse und Übertreibungen, wie Krumbachers Angriffe auf die Schriftsprache, auf das rechte Maß zurückzuführen sind. Immer reiner hebt sich von dem dunklen Hintergrunde die Gestalt König Konstantins ab, der sich zur Zeit des Abschlusses der Drerupschen Schrift (Mai 1917) noch auf dem Throne behauptete. Ein Nachtrag erzählt dann von seiner Vertreibung, die hoffentlich nur eine vorübergehende sein wird. Als Ausdruck dieser Hoffnung sollte wohl auch die Widmung 'dem IV. Armeekorps des tapferen griechischen Heeres z. Z. in Görlitz' gelten.

Berlin. G. Wartenberg.

Digitized by Google

ANZEIGEN

1) August Messer, Ethik. Leipzig, Quelle & Meyer, 1918. 130 S. 8. 3,20 ℳ.

Innerhalb des 'Handbuchs für höhere Schulen' will der Verfasser 'eine philosophische Erörterung der sittlichen Grundfragen' geben und behandelt in diesem Sinne zunächst das 'Wesen und die Geltung der Sittlichkeit'. Die Darstellung geht von den 'sittlichen Tatsachen der Vergangenheit und Gegenwart' aus, bespricht die wichtigsten ethischen Ausdrücke und führt so zu den entscheidenden Fragen, zum Freiheitsproblem, Determinismus und Indeterminismus, die eindringlich und geistvoll entwickelt werden. Ein unzweideutiger Standpunkt zum Freiheitsproblem wird allerdings nicht gewonnen, und so bleibt in den letzten, grundlegenden Bestimmungen eine gewisse Unentschiedenheit bestehen, die beispielsweise auf die an der Kantischen Ethik geübte Kritik ihren Schatten wirft. Der Gedanke des Formalen bei Kant ist geradezu mißverstanden. — Wer also eine feste begriffliche Umgrenzung der Sittlichkeit sucht, wird nicht befriedigt und schließlich auf 'das Gewissen als entscheidende Instanz' verwiesen.

Und doch leistet das Buch, was es leisten soll, und bietet reiche Förderung. Die Gegenüberstellung der verschiedenen Richtungen, der 'formalen', der 'eudämonistisch-utilitaristischen', der 'biologistischen' und 'evolutionistischen' Theorien verhilft dazu, das Verschiedene frei zu durchdenken, da jeder Standpunkt anregend und faßlich dem Verständnis vermittelt wird; so leitet es zu selbständiger Stellungnahme an, und der Schlußteil führt denn auch mitten in das Getriebe der uns umdrängenden Tagesforderungen: Wie stellen wir uns zu Kunst, zu Religion, wie erneuern wir unsere Gesellschaftsordnung, wie erreichen wir die 'Verwirklichung des Sittlichen' in starken und freien Charakteren? Es wäre nur zu begrüßen, wenn recht viele Erzieher diese Fragen von der hohen Warte der Weltanschauung überdenken und daraus Kraft schöpfen für die Durchführung.

2) Bruno Wehnert, Luther und Kant. Meerane, Verlagsbuchhandlung von E. R. Herzog, 1918. 94 S. 8. 2,50 ℳ.

In überraschender Weise stellt der Verfasser die beiden deutschen Geistesgewaltigen einander gegenüber. Zwei Alleszermalmer sind sie, ihr geistiger Einfluß ist entscheidend auch für die Zukunft. In drei Stufen wird ihre Lehre verglichen: zuerst Kants Lehre von der 'Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft', dann 'der Kant der praktischen Vernunft', endlich 'Luther und Kants theoretische Philosophie'. — In Kants

Digitized by Google

Religionsphilosophie findet Wehnert starke Gegensätze zu Luther: Vor allem trete bei Kant das. eigentlich Religiöse nur als Aushilfe in Kraft für das im Vordergrund stehende Moralische. Danach werde Kant der Wirklichkeit, die die Religion darstelle, nicht gerecht, und nähere sich. dem überwundenen Standpunkte des Katholizismus. — Mit der 'Kritik der praktischen Vernunft' bestehen wohl bei Luthers Lehre Vergleichspunkte, aber auch hier gehe Luther über Kant hinaus, da er für die Freiheit einen Grund suche und finde, der bei Kant fehle. — Die größte Übereinstimmung findet der Verfasser deshalb in der 'Kritik der reinen Vernunft'. Das Prinzip der wissenschaftlichen Gültigkeit bei Kant bestehe darin, daß der wissenschaftliche Kopf zur Anerkennung seiner Auffassung als einer objektiv gültigen zwinge. Das selbe bedeute für Luther Christus, als Erzieher aufgefaßt. 'Wie Kant eine Transzendentalphilosophie, so unternimmt Luther ... die Schöpfung einer Transzendentalreligion.'

Das mutet nun freilich, abgesehen davon, ob der Begriff der 'Transzendentalreligion' philosophisch möglich ist, recht gezwungen an; auch ist es sehr willkürlich, das Wesen des Transzendentalen im 'wissenschaftlichen Kopf' zu finden. Dagegen ist die Zwiespältigkeit in Kants Religionsphilosophie und das Ungelöste, das in seiner praktischen Philosophie liegt, richtig herausgehoben; die Frische und Kühnheit, mit der die Fragen angefaßt werden, wirkt anregend.

Halle a. S. O. Wichmann.

Luthers Werke. Herausgegeben von A. E. Berger (Meyers Klassiker-Ausgaben). Leipzig u. Wien, o. J. (1917): Bibliographisches Institut. 3 Bände: XCII u. 360, 381, 408 S. 8. Geb. 8,10 ℳ.

In handlichen Bändchen wird hier eine Auswahl der deutschen Schriften Luthers geboten, die 'ein möglichst vielseitiges Bild seiner schriftstellerischen Tätigkeit und ihrer kulturgeschichtlichen Bedeutung' geben soll. Aber bei dieser Absicht des Herausgebers, der auch sonst die Beziehungen zur politischen Geschichte zurücktreten läßt, wäre statt der chronologischen Anordnung eine stoffliche Gliederung wohl zweckmäßiger gewesen. Als Germanist und Literarhistoriker hat Berger die Erläuterung der einzelnen Schriften in Einleitungen und Anmerkungen mit Umsicht und Sorgfalt durchgeführt, auch ein kleines Wörterverzeichnis als Wegweiser durch die uns doch recht fremd gewordene Synonymik des 16. Jahrhunderts beigefügt; besonders die Behandlung der Lieder Luthers zeugt von fachmännischer Einsicht; über die kleinen Verbesserungen, die an den Texten der Urdrucke vorzunehmen waren, hat er mit einer hier fast zu weit getriebenen Genauigkeit Rechenschaft gegeben. Das Bedürfnis eines weiteren Leserkreises ist jedoch völlig verkannt worden in der fast unveränderten Wiedergabe der Schreibweise jener Zeit. Gewiß verwahrt sich Berger mit Recht gegen eine willkürliche Behandlung der Sprache Luthers, wie er sie in dem 'Kauderwelsch' der Erlanger Ausgabe findet. Aber daß 'die gebildeten Leser sich an der Hand der Weimarer Ausgabe seit mehr als einem Menschenalter mit den Urtexten vertraut gemacht' hätten, ist doch eine allzu optimistische Voraussetzung.

Digitized by Google

Diesen Freunden Luthers ist eine von kundiger Hand vorgenommene leichte Anpassung seiner Ausdrucksweise an die heutige Schriftsprache kaum entbehrlich, doch läßt sich auch ihnen gegenüber die Forderung einer getreuen Wiedergabe des Lautbestandes und Satzgefüges wohl verstehen. Als gründlich verfehlt und in seiner Wirkung geradezu abschreckend muß es jedoch bezeichnet werden, wenn alle Zufälligkeiten und Auswüchse der damaligen Schreibweise beibehalten werden. Von wenigen Änderungen abgesehen (III, 374), hat Berger den ganzen Wust der Konsonantenverdopplung, der regellosen Anwendung von c, ck, tz, sz und des y statt i beibehalten, Unarten, die nicht einmal die Schreibweise Luthers, sondern des jeweiligen Setzers wiedergeben. Ist dem Herausgeber unbekannt, daß die Urkunden des 16. Jahrhunderts längst nach den von Weizsäcker zusammengestellten Grundsätzen behandelt werden, die im Grunde nur die Anwendung der klassischen Schreibweise des Mittelhochdeutschen auf die Sprache des 16. Jahrhunderts darstellen? Die 'bald sich belohnende Freude an der Beschäftigung mit der echten Schriftsprache Luthers' wird durch die zahllosen kleinen Quälgeister, diese 'auff, tzu, unnd, ynn, yhn, sy, szo, unsz, ausz, nw' oder durch Wortbilder wie 'stym, tzung, greyffenn, hertz, blindt' u. ä. nicht gefördert.

Der Standpunkt, von dem Berger an die Reformation und Luthers Persönlichkeit herantritt, ist ja aus seinen Werken über 'Die Kulturaufgaben der Reformation' und 'Luther in kulturgeschichtlicher Darstellung' hinlänglich bekannt. Der Versuch, in der Kultur des Mittelalters die Voraussetzungen für ihre Weiterbildung durch die Reformation nachzuweisen, erstreckte sich besonders auf die Frage der Entwicklung des Nationalgefühls, der Laienkultur, der Betätigung des Individualismus und des religiösen Lebens. Es muß zugegeben werden, daß Berger sich dabei im ganzen auf dem Boden fester 'kulturgeschichtlicher Kausalzusammenhänge bewegt.' Jedenfalls kann der Historiker — die stete kritische Nachprüfung an den ersten Quellen vorausgesetzt — sich, wie jetzt auch G. v. Below in seinen 'Ursachen der Reformation' (Hist. Zeitschr. Bd. 116 oder Hist. Bibliothek Bd. 38) tut, auf seine Seite stellen gegenüber den ideengeschichtlichen Konstruktionen eines E. Troeltsch (Vorwort I, 6*f.). Auch wird man ihm recht geben, wenn er an der fleißigen Milieuschilderung O. Scheels im Hinblick auf die seelische Entwicklung des jungen Luther manches auszusetzen hat (S. 7*); er vermißt die Anerkennung der ihm eigenen ethischen 'Genialität' und trifft das Richtige mit der Auslegung der von Scheel mißhandelten Stelle aus der Predigt von 1534 (III, 323 f.) und der Verwahrung gegen den Ausdruck 'Katastrophe' in Anwendung auf Luthers Eintritt ins Kloster. In diesem Sinne habe ich mich bemüht, die psychologische Struktur und seelische Entwicklung Luthers, die diesen Schritt als ihre notwendige Folge erscheinen läßt, in volkstümlicher Form zu zeichnen in dem Heftchen über 'Luthers Heldenzeit' (Wegweiser für das werktätige Volk. Berlin 1917. IV, 174ff.). Minder befriedigend ist die geschichtliche Einleitung über 'Luthers Leben und Werke', bei der Berger zwar meine Forschungen über die Zeit von 1517 bis 1521 fleißig benutzt und teilweise auch richtig wieder

Digitized by Google

gegeben hat. Er beruft sich dann aber (III, 322 f.) in erster Linie auf Köstlin, dessen Werk 'durch Vollständigkeit und Zuverlässigkeit der darin verarbeiteten Tatsachen' für diesen Zeitraum keineswegs mehr in Betracht kommt. Das scharfe Urteil über Hausraths 'Luther' ist dagegen vollauf begründet; das 'Hauptwerk' von katholischer Seite (Grisar) wird vorsichtigerweise nicht zensiert; das gepriesene Buch von H. Böhmer läßt ja an Selbstbewußtsein nichts, an Selbständigkeit des wissenschaftlichen Standpunktes sehr viel vermissen; gegen das 'treffliche' Handbuch von G. Wolf habe ich in der Monatsschrift für höhere Schulen (XV, 132 ff, 537 ff.) begründete Einwendungen erhoben. Wenn Berger nun in diesem Zusammenhange bemerkt, daß 'nach Abschluß seiner Ausgabe' mein Buch über 'Luther und die Entscheidungsjahre der Reformation' erschienen sei, so sieht das aus, als ob er diesem Nachzügler schlechterdings nichts zu verdanken gehabt hätte. Doch dürften ihm die ersten zehn Kapitel, die schon im Sommer 1914 im 2. Band der Münchener Lutherausgabe von H. H. Borcherdt (die hier S. 321 wohl nicht ohne Absicht übergangen worden ist), vorlagen, nicht unbekannt geblieben sein. Es geht dies daraus hervor, daß bis dahin die Ergebnisse meiner Forschungen im wesentlichen richtig wiedergegeben sind, während die Darstellung des Wormser Reichstags an einer Unsicherheit und Verschwommenheit leidet, die bei Benutzung meiner 'Entstehung des Wormser Edikts' sich hätte vermeiden lassen. Aber auch vorher verraten einzelne Stellen, daß der 'Kulturhistoriker' mit der politischen Geschichte nach eigenen Rezepten umzugehen gewohnt ist. Ohne hier allerlei Kleinigkeiten vorzubringen, sei etwa an den Satz erinnert (I, 11*), daß 'die ständischen Wünsche nach Reichsreform beschwichtigt worden seien durch den Schein üppiger Machtfülle, den Maximilians erfolgreiche habsburgische Hauspolitik um die Kaiserkrone wob'; wenn Berger noch von der Politik der burgundischen Valois und dem spanischen Nationalstaate sprechen wollte, die in der Hand des romanisierten Habsburgers Karl als reale Mächte dem verworrenen ständischen Wesen entgegentraten! Grundfalsch und von mir durch viele urkundliche Beweise widerlegt ist die Auffassung, daß die lutherische Bewegung 'dem Kaiser, der sie verabscheute, doch seinem politischen Gegner, dem auf Frankreichs Hilfe zählenden Papst gegenüber einen nicht zu unterschätzenden Trumpf in die Hand gab' (I, 59*); aber Karl V., der damals auch noch nicht als 'gewiegter Staatsmann' zu betrachten ist, sondern es erst unter der Leitung Gattinaras werden sollte, dachte nicht daran, die kirchlichen Verlegenheiten des Papsttums ernstlich auszunutzen, und Leo X. war schon seit dem Herbst 1520 bemüht, das französische Joch abzuschütteln: weil es Ende Dezember schon zu einem grundsätzlichen Einvernehmen zwischen ihm und dem Kaiser gekommen war, beeilte sich dieser, die schon zugestandene Vorladung Luthers zurückzunehmen. In der Darstellung des ersten römischen Prozesses ist der Übergang zum summarischen Verfahren (I, 45*) mit dem bequemen Ausdruck: 'am 23. August 1518 trat eine unerwartete Wendung ein', in seinen weittragenden Beziehungen zur europäischen und zur Reichspolitik ganz ungenügend berücksichtigt worden. Die Tendenz des früher unbekannten Breves vom 11. September mit der Er-

Digitized by Google

nennung Kajetans zum delegierten Richter ist mit der Bemerkung, daß 'eine friedliche Beilegung versucht werden sollte', zum mindesten sehr mißverständlich umschrieben (I, 47*). Aber besonders die ständischen Beschlüsse auf dem Wormser Tage und mit ihnen die Entstehung und scheinbare Annahme des Verfolgungsgesetzes durch die Reichsstände sind nicht in Einklang mit den quellenmäßigen Befunden dargestellt worden. Das Reichsregiment hat sich dann im Januar 1522 den 'frühreformatorischen' Vorgängen in Wittenberg gegenüber nicht mit 'ernsten Vorstellungen' befaßt (I, 67*), sondern ein förmliches Reichsgesetz gegen die von Herzog Georg gemeldeten Ausschreitungen erlassen, dessen eigentliche Bedeutung aber darin besteht, daß es eine offizielle Verwerfung des kaiserlichen Edikts bedeutete, die durch die ähnlichen Erlasse streng katholischer Reichsfürsten in den nächsten Jahren nur bestätigt wurde (vgl. meine Arbeit über 'das Wormser Edikt und die Erlasse des Reichsregiments und einzelner Reichsfürsten' [Hist. Bibl. Bd. 47. München 1917]).

Breslau. P. Kalkoff.

---

1) Max Stock, Mehr Schularbeit — weniger Schularbeiten. Mit einem Vorwort von Dr. Th. Lenschau. Oldenburg, Gerhard Stalling, 1916. 56 S. 90 ₰.

Die kleine hinterlassene, von Freundeshand herausgegebene Schrift des früh verstorbenen Verfassers verdient wegen ihres sittlichen Ernstes und der eigenartigen Begründung des Standpunktes und der Anschauungen des Verfassers allgemeine Beachtung. Nicht als ob man ihm überall und besonders in seinen Zielforderungen unbedenklich zustimmen könnte. In seinen Forderungen scheint er mir vielfach über das Ziel hinauszuschießen. Auch nicht, als ob seine Gedanken so besonders neu wären. Aber man folgt den Gedankengängen des Verfassers überall mit wachsendem Interesse, merkt man doch auf jeder Seite, fast bei jedem Satze, hier schreibt ein Mann, dem es Ernst war, tiefer, heiliger Ernst mit der Erziehung der Jugend, ein Mann, der das Beste wollte, und nach Mitteln und Wegen suchte, das Beste selber zu leisten und anderen ein Wegführer zu werden. Schon der Titel der Schrift bedeutet ein Programm. Der Verfasser will im Einklang mit den behördlichen Lehrplänen und mit allen einsichtigen Pädagogen den Schwerpunkt der Arbeit in die Schule verlegen und die Hausarbeit auf das Notwendigste beschränken, ohne Zweifel mit Recht. Aber was im einzelnen als Forderung aufgestellt und zu deren Begründung gesagt wird, kann doch nicht ohne Widerspruch bleiben. Daß z. B. für einen erfolgreichen Lateinunterricht die wöchentliche Schularbeit von 8, 7, 5, 4 Stunden durchaus genügt, wenn sie wöchentlich nur zweimal mündliche Hausarbeiten der Schüler für sich in Anspruch und zu Hilfe nimmt, ist denn doch gegen jede Erfahrung. Sollen die Sextaner, Quintaner usw. die lateinischen Vokabeln in der Schule lernen? Ist dazu Zeit vorhanden? Gewiß, bei richtiger Handhabung des Unterrichts wird ein Teil der Schüler einen Teil der Vokabeln sich schon in der Schule merken, zur Erwerbung eines sicheren Vokabelschatzes ist aber die feste Einprägung zu Hause unerläßlich. Hat denn der Verfasser niemals etwas von den vielen Klagen über die Ver-

Digitized by Google

nachlässigung des Vokabellernens, worüber zuletzt Reinhard nachzulesen ist, gehört? Früher hielt man das regelmäßige tägliche mündliche oder schriftliche Übersetzen einiger in der Schule durchgenommenen Sätze im Anfangsunterrichte für unerläßlich, und einsichtige Lehrer verfahren noch so. Und kann sich — bei aller Wertschätzung des Extemporierens sei es gesagt — ein Schüler jemals ordentlich in einen Schriftsteller hineinlesen bei nur zweimaliger häuslicher Vorbereitung? Kann da noch von einem Erarbeiten des Inhalts die Rede sein? Fällt nicht der ganze Wert der Arbeit fort? Wie soll sich der Schüler eine halbwegs geläufige Nachübersetzung aneignen? Alles kann doch unmöglich in der Klasse geschehen, ohne häusliche Arbeit geht es nicht. Für die wissenschaftlichen Fächer mit zwei Wochenstunden genügt es nach dem Verfasser, wöchentlich einmal, für manche, z. B. Religion und Naturkunde, genügt es zweiwöchentlich einmal mündliche Hausarbeit zu fordern. Da muß denn doch erklärt werden, daß das eine Unmöglichkeit ist, für manche Fächer wie Geschichte, zumal nach der Neuordnung des Geschichtsunterrichts, und Französisch in der Tertia ganz undenkbar ist. Jeder Versuch müßte hier notwendig scheitern. Auch die Einschränkung der Hausaufsätze auf 2 im Sommer und 2—3 im Winter wird man nicht gutheißen können, ein Hausaufsatz in den oberen Klassen ist etwas anders als ein Klassenaufsatz. Unklar bleibt, wie die deutsche Lektüre in den oberen Klassen betrieben werden soll. Darf da zu jeder der 3 Stunden — bald werden es mehr sein — ein Abschnitt aufgegeben werden oder wird nur in der Klasse gelesen und so kostbare Zeit vergeudet?

So könnte die Kritik noch an vielen Punkten einsetzen und nachweisen, wie der Verfasser in guter Absicht sich zu falschen Forderungen verleiten läßt. Wir können schon die Voraussetzung nicht zugeben, von der der Verfasser ausgeht. Daß eine Überbürdung der Schüler vorliege, ist nicht wahr, daß den Schülern nicht genügend Zeit bleibe zur Erholung und Kraftzufuhr, ist nicht wahr. Wo Übelstände vorhanden sind, müssen sie natürlich beseitigt werden, aber es ist nicht richtig, daß die Übelstände die Regel bilden. Im einzelnen bietet das Schriftchen trotzdem vieles Anregende und Richtige und darum sei es, wenn auch die Richtigkeit seiner Forderungen bestritten wird, doch den Amtsgenossen empfohlen, besonders auch als Unterlage für eine Besprechung im pädagogischen Seminar.

2) J. Tews, Die deutsche Einheitsschule. Freie Bahn jedem Tüchtigen. Leipzig, Julius Klinkhardt, 1916. 104 S. 1 ℳ.

3) Rudolf Block, Die Einheitsschule und 'Freie Bahn dem Talent'. Leipzig, Quelle & Meyer, 1916. VIII u. 65 S. 1,20 ℳ.

Die Frage der Einheitsschule steht augenblicklich im Brennpunkt des Interesses. Von den beiden vorliegenden Schriften tritt die eine — von Tews auf Veranlassung des Deutschen Lehrervereins verfaßte sehr kräftig für die Einheitsschule ein, in der andern vertritt der bekannte Darmstädter Geheime Oberschulrat Block seine entgegengesetzte Ansicht. Das Wesentliche an der inzwischen auch von der Regierung unternommenen Neugestaltung ist eine mehr oder weniger hoch hinaufreichende Grundschule. Man wird indes bei der Lektüre des Tewsschen Buches

Digitized by Google

den Eindruck nicht los, daß es Tews mehr auf Nebenfragen ankommt, insbesondere auf die Beseitigung der Vorschulen, die nun einmal dem Deutschen Lehrerverein ein Dorn im Auge sind, und um die Verwischung des Unterschieds zwischen akademisch gebildeten und Elementarlehrern. 'Wir sind auf dem Weg zur Einheitsschule, wenn wir eine einheitliche Volksschule bis zur erreichbaren Höhe ausbauen, wenn wir den Vorschulen den Kampf ansagen' (S. 89).

In seiner ruhigen, sachlichen, von Parteipolitik so wenig wie von Standesinteresse beeinflußten Art zeigt Block die Fülle der Möglichkeiten im Streben nach diesem idealen Ziel unter Berücksichtigung aller geschichtlichen, politischen und psychologischen Gesichtspunkte. Greifbare, praktisch durchführbare Vorschläge werden gemacht über die Berücksichtigung der Begabung, deren Erkennbarkeit bei Kindern von neun Jahren er meines Erachtens überschätzt, über die Erweiterung der Berechtigungen, die Neugestaltung des inzwischen wohl hinfällig gewordnen Einjährigenwesens, die Reifeprüfung für wirklich Hervorragende, die Überleitung tüchtiger Volksschüler in die höhere Schule, die Fernhaltung Unfähiger und schließlich die Ausgestaltung der höheren Schulen selbst. Blocks Forderungen betreffend die weitere Entwickelung des höheren Schulwesens: Beibehaltung der bewährten verschiedenen Formen, stärkere Hervorhebung der allen Schulgattungen gemeinsamen Kernfächer und doch schärfere Betonung der charakteristischen Fächer und damit der Eigenart der Schule, werden allgemein Beifall finden.

Nur in einem Punkte bin ich nicht mit Block einverstanden. Er meint gerade aus praktischen Gründen heraus die Zahl der Reformanstalten vermehren zu müssen. Ich erblicke das Heil in dem Vorschlage Rehms, dem auch Norrenberg zustimmt, nämlich in der allgemein durchgeführten Abzweigung von Nebenkursen in der Oberstufe des Gymnasiums, ein Vorschlag, der den Frankfurter Reformlehrplan freilich völlig hinfällig machen, dafür aber den Bestand und die Eigenart des alten Gymnasiums, dieser großartigsten Arbeitsschule, die die Welt gesehen hat, sichern würde. Versuche nach dieser Richtung hin sind zuerst — lange vor Rehms Vorschlag — am Gymnasium zu Strasburg in Westpreußen, dann auch anderwärts gemacht, und sie sind geglückt. Sollte nicht in dieser Richtung die Zukunft des Gymnasiums liegen?

4) H. Th. Matth. Meyer, Die Einheitsschule. Begriff und Wesen. Säemannschriften für Erziehung und Unterricht. Heft 14. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1916. 8. 60 S. Geh. 1,80 ℳ.

Über Begriff und Wesen der vielumstrittenen Frage der Einheitsschule herrschte bis vor kurzem und auch noch immer wenig Klarheit. Hier will Meyer Abhilfe schaffen, Begriff und Wesen der Einheitsschule aus ihrer historischen Entwicklung heraus feststellen und zugleich die Auseinandersetzung über diese Frage in ruhigere sachliche Bahnen lenken. Mit der Zurückweisung der Einwände gegen die Einheitsschule macht es sich Meyer freilich etwas leicht, meist mit dem Hinweis auf andere Länder, die die Einheitsschule haben, ohne in Rechnung zu ziehen, ob die Verhältnisse des einen Landes sich ohne weiteres auf die eines

Digitized by Google

andern übertragen lassen. Der Hauptwert der Schrift liegt wohl in dem Anhang mit seiner Fülle von Literatur, Hinweisen und Ergänzungen. Das Verdienst hat sie jedenfalls, eine heißumstrittene Frage von Parteigeist und sozialem Hader losgelöst zu haben.

5) Georg Kerschensteiner, Deutsche Schulerziehung in Krieg und Frieden. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1916. 8. 242 S. 3,40 ℳ.

Die fünf Abhandlungen der Schrift beschäftigen sich ausschließlich mit der Frage, wie die innere und äußere Gestaltung des deutschen Schulwesens beschaffen sein muß, damit es nicht bloß ein Werkzeug der Belehrung und Wissensverbreitung, sondern vor allem der Erziehung wird. Sie bilden ein geschlossenes Ganzes. Die erste Abhandlung beschäftigt sich mit einer neuen Beleuchtung des Erziehungszieles; hier entwickelt Kerschensteiner am meisten neue Gedanken, die wir bei ihm so noch nicht gelesen haben. Es ist darum der anziehendste Abschnitt im ganzen Buch. Wenn der Kampf der natürlichste Zustand der Dinge, der Menschen und der Gemeinschaft der Menschen ist und die Menschen also zum Kampfe, nicht zum Frieden erzogen werden müssen, so gilt es schon in Friedenszeit den Charakter zu schmieden, der auch im Kriege nötig ist, den sittlichen Charakter, der sich in Not und Gefahr nicht beugt, sondern mit ihr wächst. Man sieht, die Gedanken sind ganz aus Fichtes Geist geboren, und sie werden uns ganz in Fichtes eindringlicher, oft strafender und doch wieder erhebender Weise nahegeführt. Die folgenden drei Abhandlungen bringen des Verfassers bekannte Ansichten über das Pflichtbewußtsein, den Weg zur Staatsgesinnung, die Schule als Kulturkampf. Am ausführlichsten handelt Kerschensteiner im fünften Abschnitt von den Problemen der nationalen Einheitsschule, die heute mehr denn je die pädagogischen Gemüter so erregen. Kerschensteiner tadelt die Kampfesart der Einheitsschulgegner und spottet über das wenig erfreuliche Bild wissenschaftlicher Sachlichkeit bei den Gegnern selbst da, wo diese in der Toga der Philosophie einherschreiten, wobei er auf den Berliner Philosophen und Pädagogen F. J. Schmidt hinzielt, vergißt aber die wenig vornehme Kampfesart der Einheitsschulfreunde und die Unzuverlässigkeit des von ihnen vorgebrachten Materials (Tews). 'Vielfach bekämpft man auch wahre Popanze der Einheitsschule, die keinem ernsthaften Vertreter wie Natorp, Rein und mir jemals in den Sinn gekommen sind.' Kerschensteiner gibt selbst zu, daß die Forderung des Einheitsschulsystems mit allerlei standes-, schul- oder kirchenpolitischen Forderungen belastet worden sind, — aber sind sie bei manchen nicht gar die Hauptsache?

Wichtiger aber als die Probleme der äußeren Gestaltung unserer Schulen sind Kerschensteiner selbst die der inneren Umwandlung, die sie aus Stätten des rechten Erwerbs von Kenntnissen zu Stätten des rechten Gebrauches, aus Stätten individuellen Ehrgeizes zu Stätten sozialer Hingabe, aus Stätten theoretisch intellektueller Einseitigkeit, zu Stätten praktisch humaner Vielseitigkeit macht. In dieser Umwandlung liegt nach Kerschensteiner das Wesen und die Seele berechtigter Reformbestrebungen, sie vor allem macht die Unterrichtsanstalten zu Erziehungsan-

Digitized by Google

stalten. Hier ist Kerschensteiner ganz in seinem Fahrwasser, hier überlassen wir uns lieber und sicherer seiner Führung als in der Frage der Einheitsschule.

6) Hans Fischl, Unser Gymnasium und die Forderungen der Gegenwart. Sonderabdruck aus der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1916. 1. u. 2. Heft. 8. 31 S.

Die Forderungen, die in letzter Zeit laut geworden sind, lassen sich im wesentlichen um drei Kernforderungen gruppieren: 'Mehr Realismus! Mehr Deutschtum! Mehr Raum für die Wehrkrafterziehung!' Diese drei Forderungen werden in sehr anziehender Weise auf ihren Wert, ihre Richtigkeit und ihre Durchführbarkeit untersucht und dabei manche Nebenfragen, die hineinspielen, gestreift, wie der Geschichtsunterricht, die Bedeutung des Griechischen, der modernen Sprachen, die Einheitsschule, die Wehrhaftigkeit des Geistes, die man über der gewiß notwendigen körperlichen Ertüchtigung nicht vergessen soll, und anderes mehr. Der Verfasser hat bei seinen Ausführungen nicht bloß österreichische Schulverhältnisse im Auge, er zeigt sich auch über das deutsche höhere Schulwesen gut unterrichtet.

7) Georg Greißl, Otto Willmann als Pädagog und seine Entwickelung. Ein Beitrag zur Pädagogik des 19. Jahrhunderts. Paderborn, Ferdinand Schöningh, 1916. 8. XI u. 243 S. 5 ℳ.

Die fleißige und sorgfältige Arbeit erscheint als erstes Heft der von Prof. Dr. Remigius Stölzle in Würzburg herausgegebenen 'Pädagogischen Forschungen und Fragen'. In zehn wichtigen Kapiteln stellt der Verfasser die Ansichten Herbarts und Willmanns gegenüber, klar und übersichtlich, wie schon ein Blick auf die Inhaltsangabe lehrt. Die Übereinstimmungen und Abweichungen der Lehren beider werden gezeigt, auch die allmähliche Weiterentwickelung der Anschauungen Willmanns, die Abweichungen von seinem früheren Standpunkt. Die Kritik ist zurückhaltend, sie war ihm nicht die Hauptsache. Es kam ihm vielmehr darauf an, zu zeigen, wie Willmann zuerst in den Fußstapfen Herbarts wandelnd sich immer weiter von ihm entfernt, ohne jedoch in kurzsichtige Geringschätzung der Lehren Herbarts zu verfallen, er wollte zeigen, wie Willmann, das Gute der Herbartschen Schule beibehaltend, über den Gesichtskreis seines Meisters hinausgeht durch Aufnahme antiker und christlicher philosophischer Anschauungen.

Die Schrift ist nützlich zu lesen, zumal für Kandidaten der pädagogischen Seminare, für die sie Ausgangspunkt und Richtschnur für die Bearbeitung mancherlei wichtiger pädagogischer Grundfragen sein kann, niemals freilich kann sie das eifrige Studium Willmanns oder Herbarts ersetzen. Vielmehr zeigt gerade die Lektüre dieser Schrift, wie wichtig für uns Willmanns Werke sind.

Neumark, Wpr. Paul Tietz.

Digitized by Google

Georg Baesecke, Einführung in das Althochdeutsche. Laut- und Flexionslehre. Handbuch des deutschen Unterrichts an höhern Schulen begründet von Adolf Matthias. 2. Bd., 1. Teil, 2. Abt. München, Beck, 1918. XI u. 285 S. 8. 10 (13,50) *M*.

Es ist ein Werk von ausgebreiteter und tiefer Gelehrsamkeit, mit dem der Verfasser eine der bisher vorhandenen Lücken in dem verdienstvollen 'Handbuch des deutschen Unterrichts' ausfüllt, doch kaum in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes eine Einführung in ein unbekanntes Gebiet, das sich dem Neuling schrittweise eröffnen und ihm womöglich recht bequem und mühelos vertraut werden soll. Mit Recht lehnt das Vorwort, das auch sonst bedeutungsvolle Fingerzeige für die Beurteilung des Buches gibt, dies ab; es wird nicht nur etwas Bekanntschaft mit dem Mittelhochdeutschen und dem Gotischen vorausgesetzt, so daß die Erläuterung der germanistischen Grundbegriffe, Abkürzungen usw. erspart bleiben und ein höherer Standpunkt eingenommen werden kann: auch Braunes althochdeutsche Grammatik, der das verdiente Lob gespendet wird, gilt als Ausgangspunkt, der es ermöglicht, recht erhebliche Anforderungen an den Benutzer zu stellen. An eine knappe, mit manchem treffenden bildlichen Ausdrucke geschmückte Einleitung, die sich über einige Vorfragen hinsichtlich des Althochdeutschen äußert (Stellung und Bedeutung, Grammatik, einheimische Dichtung, Schrift, Schriftliteratur, Überlieferung) und eine Übersicht über die Quellen gibt, schließt sich in zwei äußerlich wie an Fülle des verarbeiteten Stoffes ziemlich gleichen Abschnitten die Darstellung der Lautlehre und der Flexionslehre. Die ganze verwirrende Fülle der als althochdeutsch zu bezeichnenden Laute und Former wie sie sich in fast einem halben Jahrtausend (§ 1) in geschichtlicher Entwickelung und in einem weiten räumlichen Nebeneinander (siehe Tabelle S. 10, 11) entfaltet, breitet sich vor uns aus, ohne sich um den Mittelpunkt eines bestimmten Denkmals oder einer einzelnen Landschaft zu gruppieren und ohne die Sprache eines Isidor, Tatian, Otfrid, Notker gegenüber den Glossen und den Namen mehr als notwendig zu bevorzugen; zur Ergänzung mangelhafter Überlieferung werden die neuen Mundarten mit Maß herangezogen. Die verwickelten und schwer zu lösenden Aufgaben, die besonders die Lautlehre stellt, wo sich der Gegensatz zu den Anschauungen früherer Zeiten auf jedem Schritt fühlbar macht, die Darlegung und Erklärung des Wandels in dem Vokalismus und Konsonantismus bieten dem Verfasser Gelegenheit, die Ergebnisse seiner eindringenden Forschungen, über die er sich in dem Vorwort selber ausspricht, in Paragraphen und Unterabteilungen einzugliedern; dabei ist es ihm, das glaubt man überall wahrzunehmen, mehr darum zu tun, die Wissenschaft zu fördern und das noch auf so vielen Gebieten ruhende Dunkel oder Dämmerlicht aufzuhellen, als sich in ausgetretenen Bahnen zu bewegen und zu Nutz und Frommen der Lernenden geformte Regeln zu übermitteln. So sehr die Berechtigung dieses Standpunktes anzuerkennen ist, wird man doch nicht verschweigen dürfen, daß man bei der Benutzung des Buches oft genug wünscht, Baesecke hätte es dem Lernbegierigen leichter gemacht und mehr auf seine Bedürfnisse Rücksicht genommen. Es wird z. B. trotz der graphischen Darstellung S. 75 und

Digitized by Google

den tabellarischen Übersichten S. 92 und 103 ohne sehr energische Anstrengung nicht möglich sein, die vierzig Seiten, auf denen die mannigfachen unter dem Namen der Lautverschiebung zusammengefaßten Erscheinungen behandelt werden, so durchzuarbeiten, daß man den Überblick über das ganze wichtige Gebiet gewinnt und die in den unzähligen Einzelheiten herrschenden Gesetze sich zu bleibendem Besitze aneignet. Bei dem freudigen Forschungsdrange, der das Buch durchweht und mit dem der Mut zu irren sich zu vereinigen pflegt, ist die Gefahr schwer zu vermeiden, daß öfters auch Zweifelhaftes oder Verkehrtes statt des Gesicherten oder allgemein Angenommenen als richtig dargeboten wird. Der Verfasser gibt das S. VI selber zu; er räumt ein, daß er vom Anerkannten Abweichendes nicht immer umwunden genug vortragen mag und bedauert es, an solchen Stellen es unterlassen zu haben, 'Warnungstafeln' zu errichten; die Korrektur seiner Fehler mögen seine Fachgenossen übernehmen, die sein Buch ihren Vorlesungen zugrunde legen. Doch verzeichnet er im Anschluß daran S. VII Anm. eine Anzahl wichtiger Punkte, an denen er neue Anschauungen als Ergebnisse seiner Forschung mitteilt, mit dem inhaltsvollen Zusatz: 'Abweichungen im einzelnen und kleinen finden sich wohl in allen Paragraphen.' Daher ist es in einer kurzen Besprechung auch nicht angängig, sich auf eine Erörterung der zum Teil sehr schwerwiegenden Fragen einzulassen, zumal ein eigenes Urteil nur auf Grund selbständiger Einzelforschungen gewagt werden dürfte; nur das sei als das vielleicht Allerwichtigste hervorgehoben, daß die Wirkung, die der Anfangsakzent als 'der Beweger der starken althochdeutschen Sprachentwicklung' ausübt, und sein Kampf gegen die ihm erwachsenden Widerstände in den Mittelpunkt gestellt und in der straffen Zusammenfassung des Schlußparagraphen S. 253 veranschaulicht wird. Hiermit hängt die Stellung zusammen, die in dem zweiten Abschnitt, der Flexionslehre, die pronominale Deklination einnimmt; sie verdient die ausführliche Behandlung, die sie erfährt, durch ihre Bedeutung in der Sprachgeschichte, indem sie im Kampfe mit dem Anfangsakzent die Möglichkeit kräftiger Darstellung der durch diesen gestörten Beziehungen erneuert (so S. 251 in dem wichtigen Rückblick auf die Konjugation); in die Betonung dieses Gegensatzes (S. 253) klingt das ganze Buch aus. — Eine nützliche Zugabe ist S. 254 ein Kärtchen, auf dem die Grenzen der Mundarten und die Hauptorte der althochdeutschen Überlieferung verzeichnet sind. Daran schließen sich noch drei notwendige alphabetische Listen: 1. Quellenbezeichnungen, 2. Literatur, 3. Wörter; in dieser letzten gibt Fritz Loewenthal in 57 Spalten eine Zusammenstellung von über zweitausend Stichwörtern, die sich bei den gemachten Proben als recht zuverlässig erwiesen hat. Druckfehler habe ich außer den S. 285 angeführten nur ganz vereinzelt bemerkt, freilich ohne auf sie Jagd zu machen. Überhaupt ist der Druck sauber und sorgfältig, wenn auch nicht ganz bequem für die Augen, die sich besonders den Strich zur Bezeichnung der Vokallänge deutlicher wünschten; die Schüchternheit des wichtigen Zeichens entspricht nicht seiner Bedeutung.

Kassel. K. Moldaenke.

Digitized by Google

Jocza Savits, Shakespeare und die Bühne des Dramas. Erfahrungen und Betrachtungen. Bonn, Frdr. Cohen, 1917. 724 S. 8. 10 M.

Für Savits bedeutete dies Buch, obwohl es nicht eigentlich vollendet ist und viel Material gar nicht verwertet, bis zu einem gewissen Grade die Krönung seines Lebenswerkes. Den Grundstein dazu hatte er, nach Abschluß seiner Bühnenlaufbahn, als Oberregisseur des Münchner Hof- und Nationaltheaters, vor einem Jahrzehnt gelegt in seinem Buche 'Von der Absicht des Dramas' (München, bei Etzold). Dazu können seine kleineren Schriften als Ergänzungen aufgefaßt werden: Über Erstaufführungen Molières, Von der Kunst des Schauspielers, Übertragung eines Aufsatzes Sidney Lees über die Shakespearebühne, Das Naturtheater, Die Einführungsschrift über die Shakespearebühne in München (1886) u. a. (meist bei Piper, München). Gestützt auf die Erfahrungen eines Menschenalters hatte Savits in seinem Werke Von der Absicht des Dramas die Behauptung aufgestellt: daß für das Drama auf der Bühne Dichtung und Darstellung wesentlich, die Ausstattung dagegen unwesentlich, ja sogar störend und schädlich sei. Er stützte diesen Satz auch auf die Ansichten und Urteile seiner Vorgänger, wie Lessing, Tieck, Schinkel, Anselm Feuerbach, Graf Baudissin, Otto Ludwig, Wilhelm Jordan, verlieh deren Ausführungen durch planmäßige Zusammenstellung eine große Beweiskraft und zog daraus den Schluß auf die dekorationsarme Bühne, — zu der die Münchner Bühnenreform des Hoftheaters (1886—1902) nur einen Anlauf darstellt. Aus Savitsens Hauptsatze entsprang die Forderung nach dem Wegfall der Akt- und Zwischenaktpausen, da das Drama als eine traumartige Illusion in den Köpfen der Zuschauer und Zuhörer, einen ununterbrochenen Ablauf erheische, — entsprang die Forderung, den Schauplatz nur anzudeuten, auf jede sinnfällige Ausstattung, also Nachahmung der Natur, zu verzichten. Somit mußte Savits in der Richtung des modernen Theaters auf eine übermäßig gesteigerte Ausstattung, in der das Schauspiel mit der Oper wetteifert, einen verderblichen Irrweg erkennen, zu dem schon die Abkehr Goethes und Schillers von der schlichteren Bühneneinrichtung den Grund gelegt habe. Nicht weniger gefährlich und verderblich sei ihre Hinwendung zum Klassizismus und die Ausbildung eines akademisch-rhetorischen Stils gewesen, der ihr Drama und das ihrer Nachfolger — zum Unterschied von ihrer Frühzeit — in Gegensatz zu Shakespeare gebracht habe. Damit war eine Annäherung an das französische von Lessing mit Recht bekämpfte Theater vollzogen, ein Umstand, der noch heute verhängnisvoll auf unserem Drama lastet. Die Ausstattungs- oder Illusionsbühne erschwert durch ihre Umständlichkeit und Kostspieligkeit, den schnellen Wechsel des Schauplatzes, also die Bewegungsfreiheit des Dichters, sie engt die Phantasie ein — eine Tatsache, die in dem Pariser Sittenstück, das im Zimmer spielt und dessen Technik noch Ibsen übernommen hat, ihren sinnfälligen Ausdruck findet. Aber nicht nur das äußere Gerüst des dramatischen Gedichtes wird durch die Ausstattungsbühne wesentlich bestimmt; nicht minder wird die innere Anlage und der Stil bedingt durch die Forderung der Deklamation und Rhetorik. Das volkstümliche und charakteristische Element verschwindet, das die Schauspiele von Aristophanes,

Digitized by Google

Shakespeare und Lope de Vega erfüllt, desgleichen der Wechsel der Rhythmen und Versarten, um der Einförmigkeit eines einzigen Versmaßes, des fünffüßigen Jambus, Platz zu machen: eines Versmaßes, das in Deutschland nur Kleist und Grabbe nach dem Vorbild Shakespeares frei behandelt haben. Die Ausstattungsbühne in Verbindung also mit dem Klassizismus führte — als Rahmen, wie nach Stoff und Form — von den Zielen einer heimischen Kunstart weit ab; sie versperrte den Weg zu einem wahren Volkstheater; sie ist, kurz gesagt, ein Irrweg.

Aber wie kann man Shakespeares Bühne mit der Volksbühne überhaupt gleichsetzen? Handelt es sich bei ihrer Wiederbelebung oder Erneuerung nicht um eine gelehrte Spielerei? Mit nichten. Die geschichtliche Shakespearebühne vertritt nur das Ideal der schlichten zweckmäßigen Bühne überhaupt, wie ihrer der dramatische Dichter bedarf. Nicht eine peinlichtreue Nachbildung der Bühne Shakespeares wird verlangt, vielmehr ihre sinngemäße Erneuerung. Hätten Goethe und Schiller sich an die einfachere Bühnenzurüstung gehalten, statt das romanische Beispiel nachzuahmen und die Ausstattung der welschen Oper auch in unser Schauspiel eindringen zu lassen — die Form ihrer späteren Kunstwerke wäre eine ganz andere geworden. Diese große und bedeutende Entwicklung, um die wir gebracht worden sind, bleibt der Zukunft vorbehalten, wofern wir nur den Mut besitzen, zu uns selbst zurückzukehren.

Shakespeares überragende Persönlichkeit dient uns dabei als ein Lehrbeispiel. Im wesentlichen, um ihn unserer Bühneneinrichtung, d. h. der Ausstattungsbühne, anzupassen, hat man ihn 'bearbeitet', — in der naiven Voraussetzung, daß ein Genius, ein Riese der Krücken und Hilfsmittel von Zwergen bedürfe, um sich zu bewegen, um voll in die Erscheinung zu treten und zu wirken. Diese Voraussetzung ist aber ein Wahn. Was würde man sagen, wenn jemand sich unterstünde, die Bilder Rafaels oder Böcklins teilweise umzumalen, Abschnitte von Symphonien Beethovens oder Tonschöpfungen Richard Wagners umzustellen, sie zusammenzuziehen, willkürlich zu verschieben oder gar vollständig auszulassen? Man würde das als ärgste Barbarei verpönen. Allein bei Shakespeare hat man dies getan — wie überhaupt dies Verfahren in der dramatischen Dichtung keineswegs selten ist. Savits geht nun die Reihe der Bearbeiter Shakespeares durch: Schröder, Iffland, Devrient, Dingelstedt, Laube, Oechelhäuser, prüft ihre Arbeiten mit peinlicher Sorgfalt und bis ins einzelne und weist ihnen allen, bei freimütiger Anerkennung ihrer Verdienste und guten Absichten, nach, daß sie den großen Dramatiker mißverstanden, entstellt und verhunzt haben, der nur bei Wiederherstellung seines ursprünglichen Textes, der gestrichenen Abschnitte und der echten Reihenfolge der Szenen zu klarer und voller Wirkung gelange. Dies Strafgericht über die Bearbeiter Shakespeares ist an sich schon eine literarische Tat, an der kein Kenner und Freund des Theaters, kein Philologe und Historiker vorübergehen darf. Diese Bearbeitungen sind nichts anderes als Barbareien, entsprungen aus der Absicht, Shakespeare in das Prokrustesbett unserer Bühneneinrichtung zu zwängen. Der echte wahre Shakespeare paßt aber nicht in den Rahmen unserer Bühne. Was folgt daraus? Nichts anderes, schließt Savits, als

Digitized by Google

daß unsere Bühneneinrichtung sich Shakespeare anzupassen hat. Diese unentrinnbare Forderung gestaltet den Bau und die Form unserer dramatischen Dichtungen um — eröffnet die Möglichkeit für ein Volkstheater der Deutschen, auf dem sich ihre Phantasie, unbeschränkt durch klassische Regeln, frei entfalten kann. Würde wohl jemand zur besseren Verdeutlichung eines Tonstückes im Hintergrunde des Konzertsaales eine gemalte Landschaft aufstellen? Oder zur besseren Erklärung eines Standbildes Musik ertönen lassen? Etwas derartiges erschiene uns barbarisch. Aber was tun wir anderes, wenn wir uns bemühen, ein Drama — diese traumartige Schöpfung des Dichters und Darstellers — plump und sinnlich durch die schwerfälligen Mittel des Malers und Dekorateurs zu illustrieren, es mit nachgeahmten Bäumen und Felsen, mit richtigen Türklinken und echten Möbeln auszustatten! Dabei wird aus dem Theater eine Bude voll Kram und Gerümpel; und der kostspielige Plunder lenkt als ein sehr überflüssiges und schädliches Zubehör die Aufmerksamkeit ab von dem, was allein die Hauptsache bleiben sollte: dem Wert des Dichters und der Gebärde des Darstellers.

Diese Theorie, die, wofern sie zur Durchführung gelangt, eine grundstürzende Wirkung ausüben, unser Theater umgestalten und in unserer dramatischen Kunst Epoche machen muß, hat Savits aufs sorgfältigste begründet und bis in alle Einzelheiten durchdacht. Ja, er hat sogar die Folgerung aus seinen Voraussetzungen gezogen, aus seiner Lehre, daß das Drama Dichtung, durch das Mittel der Gebärde und des Wortes dargestellt, sei und sonst nichts: indem er, in seinem Nachlaßwerk, von der Forderung der dekorationsarmen Bühne zur Forderung der dekorationslosen Bühne vorschreitet. Diese seine Darlegungen sind so zwingend und unentrinnbar, daß künftig kein ernster Ästhetiker an ihm vorüber kann, ohne sich damit auseinander zu setzen; er muß sie widerlegen oder, wofern ihm dies nicht möglich ist, sie annehmen. Jedenfalls sind die bisher gegen Savits hie und da vorgebrachten Einwände nicht stichhaltig; einen Kompromiß versuchten Gregori und Martersteig.

Im zweiten Teile seines Werkes begründet Savits seine Forderung der Dekorationslosigkeit der Bühne aus den Werken Shakespeares, von denen er eine große Anzahl daraufhin durchgeht. Die Prüfung der Übriggebliebenen hat nur sein Tod vereitelt.

Bei diesen ausgedehnten Untersuchungen stellt nun Savits fest — wobei er unsres Wissens einer persönlichen Anregung Otto Schroeders gefolgt ist[1]) — daß in den Dichtungen des größten Dramatikers der

[1]) [Die Sache ist richtig und wird von Savits selber dadurch bestätigt, daß mein Name auf der Liste der Persönlichkeiten stand, denen der Verblichene sein Werk zu überreichen wünschte, obwohl wir uns 40 Jahre lang nicht gesehen hatten. Mitternächtige Gespräche im Jahre 1878, nach Schluß des Theaters, in Weimar bei Chemnitius, die sich vorwiegend um Theaterfragen drehten, in Anknüpfung an höchst eindrucksvolle Schüleraufführungen gerade Shakespearischer Stücke, auf einer Bühne, deren einzige Dekoration eine teilbare rote Gardine war, erstreckten sich auch auf die Ungepflegtheit, mit der die meisten deutschen Redner ihre Muttersprache den Lippen entströmen lassen: der eine lispelt, der andere zischt, der dritte quetscht, einer spuckt, einer brüllt, beinahe jeder hat eine andre Unart' (Savits S. 280). O. S.]

Digitized by Google

Weltliteratur ganz wie bei den Griechen die Dekorationen durchweg gesprochen werden, und daß meist gleich am Eingang der Szenen vom Schauplatz die Rede ist; daß das Wort allein — und nicht die Malerei — als Mittel, die Illusion zu wecken, benutzt ist. Durch die Kraft seines Dichterwortes, durch die wunderbaren Schilderungen seiner Gestalten zaubert uns Shakespeare mit einem Schlage, in unaufhörlichem Wechsel, alle Orten und Zeiten vor Augen. Die Hilfsmittel der Malerei, der panoramatischen Ausstattung, die seiner Zeit keineswegs unbekannt war, hat er mit Bewußtsein verschmäht. Die Folgerung daraus liegt auf der Hand.

Die Reform der Szene im Sinne größter Schlichtheit und Einfachheit bedeutet für Savits nur den Hebel, um das deutsche Drama aus seiner Gebundenheit, aus seiner Verstricktheit in die Fesseln einer naturalistischen Bühnenzurüstung zu befreien. Damit hofft er, unserer Dichtung den selben Schwung der Phantasie wieder zu geben, der einst die Schauspieldichter Alt-Griechenlands, Englands und Spaniens beflügelt hat. Möchte die Saat, die der unermüdliche, unerschrockene Vorkämpfer eines neuen Kunstideals ausgestreut hat, aufgehen und Frucht tragen zum Wohle eines wahren Volkstheaters unserer Nation.

Heidelberg. Ernst Wachler.

Erich Bethe, Homer, Dichtung und Sage. I. Bd.: Ilias. Leipzig, Teubner, 1914. 374 S. 8. 9,50 ℳ.

Verglichen mit dem Homerbuche von Wilamowitz macht das von Bethe einen erfreulichen Eindruck. Zunächst ist die moderne Homerliteratur vielfach benutzt und berücksichtigt worden. Bethes frühere Homeransichten [ich bitte meine Besprechung bei Bursian Bd. 107 (1912) S. 246ff. einzusehen] sind dabei allerdings stark in die Brüche gegangen.

Heute ist die Ilias auch für Bethe ein einheitliches, bewußt geschaffenes Kunstwerk; in seiner Abhandlung 'Hektors Abschied' (1909) hatte er sich eingangs zwar schon in ähnlichem Sinne geäußert, bald aber bezeichnete er die Tätigkeit des Dichters der Ilias nur noch als Kitten und Leimen, als Ordnen und Voranstellen, als 'schlecht und recht verbinden'; die Bezeichnung 'dichten' wandte er auf ihn nur in Gänsefüßchen an; das höchste, was er tat, war: Verbindungsstücke 'dichten'.

Wenn man nun damit das erste Stück des zweiten Buches 'Die Einheit unsrer Ilias' S. 57—70 vergleicht, so sieht man, wie Bethe mit der Zeit fortgeschritten ist, und mag an diesen Fortschritt gern die Hoffnung knüpfen, daß es in der Homerwissenschaft schließlich doch vorwärts geht. Er gibt nämlich in diesem Kapitel eine kurze, durchaus anzuerkennende Darlegung des festen, künstlerischen Zusammenhangs der Ilias. Was ich daran vor allem anderen lobe, ist die entschlossene Folgerichtigkeit, der Mut, möchte ich sagen, mit dem der Allerweltsgedanke an Eindichtungen hie und Eindichtungen da grundsätzlich abgelehnt wird. Man verstehe wohl!: das *I* (die Ablehnung der angebotenen Versöhnung), das *T* (der Verzicht auf die μῆνις), das *Θ* (die abgebrochene Schlacht), das *Ω* (Hektors Lösung), das *Ψ* (die Wettkämpfe am Grab des Patroklos), dies und alles andre, was eine anders gerichtete Homer-

Digitized by Google

forschung für 'hinzugekommen', 'eingedichtet', 'angestückt' usw. erklärt hat und immer aufs neue erklärt, das gehört ohne Ausnahme zum Körper des Kunstwerks Ilias, ist das Werk eines Mannes, eines Dichters!

Wer Bethes Entwicklung in der homerschen Frage bequem überschauen möchte, der vergleiche seine Anzeige meines Buches 'Die Ilias und ihre Quellen' in der Deutschen Literatur-Zeitung vom 1. Oktober 1910 Nr. 40 und Leeuwen im Museum 1910 Nr. 3 Sp. 86—92 (Rezensionen von Bethes Hektors Abschied und von meiner Ilias). Damals waren wir so ziemlich Antipoden, jetzt ist die Übereinstimmung Bethes mit mir so vollständig, daß er jetzt auch von der Zugehörigkeit des *I* zum künstlerischen Körper der Ilias (einem Hauptbeweisstücke meines Buches) völlig überzeugt ist, während er noch in seiner Anzeige die Nichtzugehörigkeit der *Λιταί* zu *A* und *Π* für das allerbestimmteste unter den Ergebnissen der Homerwissenschaft bezeichnete!

Aber nicht bloß in der Überzeugung von der künstlerischen Einheit unsrer ganzen Ilias, dem allereigentümlichsten und dem allerersten Beweispunkte meiner Ilias und ihrer Quellen ist Bethe jetzt mit mir einig, sondern er vertritt jetzt auch den Hauptgedanken, in dem ich die Lösung des homerischen Rätsels gesucht habe. Mit dem Gedanken an eine künstlerische Einheit des Ganzen steht zweifellos der stark fühlbare Wertunterschied zwischen den einzelnen Teilen im Widerstreit. Die Auflösung dieses Widerspruchs sowie die Erklärung für die Tatsache, daß die Übergänge von Teil zu Teil oft höchst phantastisch sind, habe ich in dem Gedanken gefunden, daß der Verfasser der Ilias kein 'frei schaffender' Dichter war. Das ist der zweite Hauptgedanke meines Buches, die notwendige Ergänzung des ersten. Das ganze Buch ist angefüllt mit Beispielen, wie der Dichter, wenn er das oder jenes Motiv frei geschaffen hätte, wenn er also nicht unter einem äußeren Zwange (dem Zwange einer literarischen Quelle) stände, nicht auf diese oder jene wunderliche, phantastische Wendung bzw. Weiterleitung der Handlung verfallen wäre. Diese Annahme eines nicht frei schaffenden, sondern durch literarische Anlehnung gebundenen Dichters setzt eine einschneidende Kritik der Zusammenhänge, somit auch des einheitlichen Kunstwerks sowie des einen, großen Dichters voraus. Gerade dieser Gedanke hat mir die entschiedene Gegnerschaft eines so leidenschaftlichen Verfechters der Einheit und Bewunderers der Ilias zugezogen, wie C. Rothe war, nicht bloß gelegentlich des Erscheinens meiner Ilias, sondern auch bei meinen zahlreichen Einzelabhandlungen zur homerischen Frage. Ein einziger, aber nicht frei schaffender Dichter: das ist die von mir in meiner 'Ilias' und jetzt von Bethe in dem vorliegenden Buche angewandte Formel. Wir halten jetzt beide die ganze Ilias, so wie sie ist (auch die Odyssee), für ein einheitliches Kunstwerk, in verhältnismäßig später Zeit (Bethe geht noch erheblich weiter herab als ich) geschaffen unter dem Einfluß einer älteren Literatur. Wie haben wir uns nun diesen Vorgang der Beeinflussung eines Dichters durch eine ältere Literatur, und wie haben wir uns diese Literatur selbst vorzustellen? Darüber gehen unsere Meinungen noch immer sehr weit auseinander.

Es ist bekannt, daß zu der Zeit, als die Entstehung des griechischen

Digitized by Google

Epos aus Liedern die vorherrschende Ansicht war, diese Lehrmeinung ohne viel Besinnen auf das germanische Epos übertragen wurde. Als diese Brücke einmal geschlagen war, wurden auch umgekehrt die Vorstellungen über die Entstehung des griechischen Epos von der deutschen Philologie befruchtet. Schließlich blieb aber doch der ganze Vergleich derart ergebnislos, daß man von Chansons de geste, von serbischen, finnischen oder gar schwarzkirgisischen Heldenliedern den heiß ersehnten Aufschluß über den Vorgang der 'Entstehung' des homerischen Epos erwartete. Natürlich umsonst. So begnügte man sich schließlich mit dem Lehrsatze, daß vor dem 'Riesenepos' (Ilias, Odyssee) 'Großepen', vor diesen 'Kleinepen' und vor diesem 'Lieder' anzusetzen seien. Diesem Schema (mit Auslassung der 'Großepen') huldigt auch Bethe, mit der Besonderheit, daß er sich in der Darstellung dieses Entwicklungsvorgangs eng an Heuslers Epos und Lied in der germanischen Sagendichtung (Dortmund 1905) anschließt (Bethe: Erstes Buch, Vorfragen, besonders Stück 2 und 3). Ich für meine Person halte jede außergriechische Parallele für bedenklich, sind doch z. B. Nibelungenlied und Ilias unter sehr verschiedenem Himmel gewachsen und liegt doch schon in der gemeinsamen Benennung Epos eine Vorwegnahme des Schlusses, aber einer weiteren Begründung meiner ablehnenden Ansicht glaube ich mich enthalten zu können, da ja Bethe seine Behauptungen über die Ilias auf eine Zergliederung der Dichtung selbst stützt.

Bethe will also durch eine Zergliederung der Ilias zeigen, 'daß sie zwar von einem Dichter nach einem großen Plane mit fester Hand geformt ist, daß er aber ältere Dichtungen für sie benutzt hat' (S. 70). Und diese älteren Dichtungen waren nach Bethe 'Kleinepen'. In diesem Ansatz steckt eine Vorwegnahme und hinter ihm eine sehr äußerliche Auffassung. Warum soll ein dramatischer Dichter nicht epische Quellen, ein epischer Dichter nicht lyrische, dramatische oder gar prosaische Quellen benutzen oder benutzt haben? Ich meine: woher weiß Bethe, daß der Dichter des 'Riesenepos' durchaus 'Epen', gattungsgleiche Quellen benutzt hat? Und eine Frage nach dem Inhalte dieser gattungsgleichen Quellen muß doch auch erlaubt sein: woher weiß Bethe, daß die Quellen des 'Riesenepos' diesem auch inhaltsgleich waren? Hier weicht Bethes Buch von dem meinigen sehr weit ab. Meine Arbeit an Homer hat mich gelehrt, das, was vor der Ilias liegt, was fühlbar hinter ihr steckt, d. h. die von dem Dichter benutzte ältere Literatur, als etwas von dem, was daraus geschaffen wurde, Grundverschiedenes anzusehen. So sehe ich u. a. in einer Meleagerdichtung, in einer Dichtung vom Zuge der Argiver gegen Theben, Quellen der Ilias. Ich habe in meinem Buche zu zeigen versucht, wie die Meleagerdichtung für das weitreichende Motiv der Kampfenthaltung aus Zorn über eine erlittene Kränkung Quelle ist, für das ganze Motiv mitsamt seinen einzelnen Vorstellungsteilen als: erfolglose Bittgesandtschaft und Verzicht auf die Kampfenthaltung in der höchsten Not. Bethe mag ja andrer Meinung sein, mag seine gewichtigen Gründe gegen diese meine Ansicht haben — warum enthält er sie uns vor? Ich fürchte, seine Anzeige meines Buches bindet ihm hier Mund und Feder.

Digitized by Google

Wie ich mir das Verhältnis des Dichters der Ilias zu seinen literarischen Quellen denke, wie er sie in dichterischer Freiheit seinen dichterischen Absichten dienstbar machte, wie er sie umschuf und doch auch wieder durch sie gebunden blieb — kurz das, was ich über die gründliche Verschiedenheit der Ilias von ihren Quellen ausgeführt habe, wolle man in meinem Buche nachsehen. — Bethes Kleinepen sind in der Hauptsache die Teile der Ilias selbst. Daraus folgt für Bethe, daß der Verfasser der Ilias nicht eigentlich gedichtet, sondern nur 'mit fester Hand geformt' hat. Er hat 'Verbindungsstücke (s. o.), Klammern' zwischen den einzelnen Kleinepen geschaffen, die Epen selbst auch wohl 'überarbeitet'. Man sieht, daß trotz seiner schönen Worte über die künstlerische Einheitlichkeit der ganzen Dichtung Bethe aus seiner Haut schließlich doch nicht hinaus gekonnt hat und im Grunde bei dem 1909 in Hektors Abschied vertretenen Standpunkte stehengeblieben ist.

Der Nachweis des Vorhandenseins von älteren Kleinepen in dem kunstvollen Körper der einheitlichen, ganzen Ilias wird von Bethe geführt durch Aufzeigung von Widersprüchen. Er beginnt seine Zergliederung mit der Aufzeigung eines Widerspruchs, von dem er selbst sagt: 'Hier liegt der schärfste Widerspruch der Ilias. Es ist ein Widerspruch von der Art, daß ihn unmöglich ein und der selbe frei schaffende Dichter begangen haben kann' (S. 73). Diesen vermeinten schärfsten Widerspruch selbst werde ich noch prüfen; vorab aber eins! In dem Ausdruck 'ein und der selbe frei schaffende Dichter' vermisse ich die Klarheit, die ein Satz haben sollte, der als Obersatz für die ganze Schlußfolgerung dienen soll. Aus Widersprüchen folgerte bislang die Entstehungshypothese, daß nicht ein und der selbe Dichter das Ganze, sondern der eine dies, der andere das gemacht habe. Meinerseits habe ich dagegen zu zeigen versucht, daß die angenommenen Widersprüche in der Tat keine Widersprüche sind, daß sie überall kunstvoll überbrückt sind — was auf einen Dichter schließen läßt. Aus der Tatsache aber, daß solche oft absonderlichen Ausgleiche und Weiterleitungen nötig waren, habe ich weiter geschlossen, daß dieser eine Dichter nicht durchaus freischaffend verfahren sei. Wie müßte nun der nach den Regeln der Kunst aus dem Betheschen Satze gezogene Schluß lauten? Freilich, wie Bethe geschlossen wissen will, ist zweifellos: die Ilias ist ein einheitliches, von einem Dichter verfaßtes Kunstwerk — aber da, wo ein Widerspruch ist, beginnt ein Kleinepos (mit oder ohne Klammer).

Nun zum Widerspruche selbst! Bethe nennt ihn den schärfsten der ganzen Ilias und behauptet das — 'mit einer um so sichreren Gewißheit, je nachsichtiger, vielmehr verständnisvoller ich für viele Widersprüche in Dichtungen geworden bin'. Bei diesem schwersten Widerspruch der Ilias, fährt er fort, 'versagt mir jede Erklärungsmöglichkeit'.

Trotz aller Betonung der Schwere dieses Widerspruchs ist es, meine ich, handgreiflich, daß keine Spur eines solchen vorhanden ist. Was Bethe meint, ist dies: der Dichter, der den Achill 'mit heißer Sehnsucht' Genugtuung erwartend zeichnete, konnte nie auf den Gedanken kommen, Agamemnons 'demütige Sühne' und die Bitte der Achäer um Schutz abweisen zu lassen, wie es *I* geschieht. Diese Be-

Digitized by Google

hauptung ist alles andre als neu — es ist die bekannte Grotische Hypothese — nur daß Bethe den Widerspruch jetzt wesentlich in *Π* 85 findet, wo Achilleus sage, 'daß mir die Danaer das schöne Mädchen zurücksenden und herrliche Geschenke gewähren'. Wenn ich gegen den (jetzt von Bethe wiederholten) Versuch, in der Ilias ein Kleinepos, eine Patroklie, zu entdecken, in meiner Ilias u. a. darauf aufmerksam gemacht habe, daß die Patroklos erteilte Erlaubnis zu helfen, genau zur *μῆνις* und zur Kampfenthaltung paßt, ja ohne diese Voraussetzungen ganz unbegreiflich wäre, so erkennt Bethe das an und sagt auch seinerseits: damit (d. h. mit der Kampfenthaltung) steht im reinsten Einklang der Anfang des *Π*: nur gerade die Schiffe vor dem Brande zu retten, erlaubt er dem Patroklos, damit er ihm nicht *τιμὴν μεγάλην καὶ κῦδος πρὸς πάντων Δαναῶν* (v. 84) nehme — aber das beweise eben des Achilleus 'Sehnsucht' nach Genugtuung, die ihm doch in *I* bereits angeboten worden wäre. — Gewiß hat Achilleus das Verlangen (die 'Sehnsucht'), Genugtuung zu erlangen (und zwar ein voll gerüttelt Maß) und wieder am Kampfe teilzunehmen, sonst wäre er ja nicht geblieben, sondern nach Phthia zurückgefahren; er hätte sonst nicht die *Διὸς βουλή*, daß Agamemnon und die Seinen so lange Niederlagen erleiden sollten, bis Achilleus versöhnt sei, sich durch seine Mutter erbeten. Aber Achilleus ist doch auch kein ungeduldiges Kind, das nicht abwarten kann, bis die Frucht gereift ist. Also: Agamemnon macht in *I* ein Versöhnungsangebot; darf etwa Achilleus es nicht wägen und prüfen? Wägen und prüfen, ob es Ausgleich ist für die unerhörte Ehrenkränkung, die er erlitten hat, ob es ihn sichert vor einer Wiederholung? Wenn alle die Kritiker von Grote bis Bethe, welche die Abweisung des Versöhnungsangebots nicht begreifen, ihre eigene Ehre verletzt sähen, würden sie nicht ebenso zurückhaltend und vorsichtig, mißtrauisch und empfindlich sich verhalten, wie Achilleus es tut, aber nach ihrer Entscheidung nicht darf? Über das Versöhnungsangebot (die 'demütige Sühne') sagt Bethe (S. 75): 'Alles, was sich erdenken läßt, ihn zu begütigen, ist geschehen: Agamemnon versprach Rückgabe der unversehrten Briseis, unerhört reiche Sühnegaben, eine seiner Töchter stellte er dem Achilleus als Gattin zur Wahl, und mit weitem Landbesitz verhieß er den Eidam auszustatten usw.' Sollte es denn wirklich unmöglich sein, dem ganz unmißverständlichen Texte zu seinem Rechte zu verhelfen? Zunächst, daß der Zwiespalt zwischen Achilleus und Agamemnon viel tiefer geht als Bethe voraussetzt, habe ich wiederholt, zunächst ausführlich in meiner Ilias, dann gedrängter bei Pauly-Wissowa (vgl. auch die Besprechung von Wilamowitzens Buche) auseinandergesetzt. Was Agamemnon verlangt und Achilleus grundsätzlich verweigert, ist Unterordnung. Darüber sollte das *Δ* keinen Zweifel lassen (*Δ* 91, 186f., 281). Wie groß nun auch die Gaben sein mögen, die Agamemnon anbietet, eine Bedingung stellt er auch *I* 129ff. noch: *δμηθήτω . . . καί μοι ὑποστήτω ὅσσον βασιλεύτερός εἰμι* (daß über den Sinn dieses Satzes ein Zweifel nicht sein kann, nehme ich an; die Umschreibung von *δμηθήτω* 'er soll sich erweichen lassen', ist natürlich irreführend und ein Ausfluß von Voreingenommenheit). Das Siegel auf das geforderte Versprechen, 'sich

Digitized by Google

beugen und gehorchen zu wollen', wäre die Heimführung einer Tochter des Agamemnon, an welche die Landverleihung übrigens geknüpft ist. In der Tat, Achilleus wird auf seiner Hut sein müssen, daß er nicht, durch das reiche Angebot verführt, etwas zusagt, was ihn gereuen würde. Wenn er auf diese Bedingung hätte eingehen wollen, hätte Achilleus die Briseis schon im *A* wieder bekommen oder behalten können, wo er denn doch ihrer 'Unversehrtheit' noch erheblich sicherer gewesen wäre als jetzt. Nestor hat im *A* ausdrücklich einen Vermittlungsversuch in diesem Sinne gemacht, er, der Vertrauensmann Agamemnons, den Vermittlungsversuch, Achilleus solle die Briseis behalten, aber sich unterordnen. Agamemnon stimmte zu, aber Achilleus lehnte ab. Im *I* ist es wieder Nestor, von dem der Vorschlag, man solle versuchen, den Achill zu versöhnen (*πείθειν*) ausgeht, aber auch dieser, der es doch am besten wissen muß, ist von dem Gelingen dieses Versuches mit nichten überzeugt; er empfiehlt außer den Geschenken *I* 113 begütigende Worte und *I* 179ff. läßt er es sich angelegen sein, beiden Gesandten, dem Aias, aber vor allem dem Odysseus Verhaltungsmaßregeln zu geben *πειρᾶν, ὡς πεπίθοιεν ἀμύμονα Πηλεΐωνα* (181), woraus zum mindesten hervorgeht, daß der Erfolg durch Art und Wert der Geschenke noch keineswegs als verbürgt anzusehen ist. (Ich meine, wer griechisch versteht, wird aus dem *πείθειν* und dem *πειρᾶν, ὡς πεπίθοιεν* mehr heraushören). Auch das heiße Gebet der beiden Gesandten (*πολλὰ μαλ' εὐχομένω*), daß es ihnen gelingen möge, den Achilleus *πείθειν* (. . . herumzukriegen) *I* 182—184 weist nach derselben Richtung. Man lese auch die Beschwichtigungsrede des gewandten Odysseus — nimmt er nicht *I* 300ff. noch einen anderen Pfeil der Überredung aus seinem Köcher? Er geht ausdrücklich von der Annahme aus, daß der Pelide von Agamemnon und seinen Versöhnungsgaben nichts wird wissen wollen; er ruft also sein Mitleid mit den andern an, zeigt ihm die für den Gegenstand seiner Überredungskunst verlockendsten Dinge, Ehre und Ruhm und spielt als höchsten Trumpf den Hinweis aus, daß sich jetzt eine hervorragende Gelegenheit biete, den Hektor (der ja früher im Felde nicht erschienen war) zu erlegen. Odysseus spricht hier wirklich nicht als heroisch einfacher Biedermann und treuer Kamerad des Achilleus, sondern als Diplomat und Beauftragter des Agamemnon, den Weisungen folgend, die ihm Agamemnons Vertrauensmann Nestor mitgab. Aber Achilleus durchschaut das Spiel, und die Wendung, mit der ihn der Dichter das Angebot ablehnen läßt, kann darüber keinen Zweifel lassen, wie das alles gemeint ist. Zwar hat Odysseus von der Unterordnung wohlweislich nichts gesagt, aber er hat das Heiratsangebot, das diesen Sinn hat, ja, gar keinen anderen Sinn haben kann, übermittelt, und wie das Versöhnungsangebot in diesem Heiratsvorschlage gipfelt, so gipfelt auch die Ablehnung des Angebots in der Zurückweisung dieses Vorschlages. Man überdenke doch nur die bitteren Worte Achills I, 391ff. *ὁ δ' Ἀχαιῶν ἄλλον ἑλέσθω, ὅστις οἱ τ' ἐπέοικε καὶ ὃς βασιλεύτερός ἐστιν.* Wer den Homer mit gebührender Aufmerksamkeit und Überlegung liest, bedarf keiner Erläuterung dieser Worte; wer sie zur Behebung von Bedenken wünscht, der sehe die Scholien ein: *ἐπέοικε* —

Digitized by Google

ἄξιος αὐτοῦ ἐστιν ‖ βασιλεύτερος — βασιλεύτερος ἐμοῦ καὶ πάντων ἀνθρώπων. 'Er soll sich seinen Schwiegersohn unter seinesgleichen suchen!' Und mit Recht weist der alte Erklärer dann auf die Rückbeziehung hin, auf die Forderung Agamemnons καί μοι ὑποστήτω, ὅσσον βασιλεύτερός εἰμι, die hier mit dem nämlichen Stichwort βασιλεύτερος (so genau kennt Achilleus den Verhaßten) zurückgewiesen wird. Wenn also Achilleus die Vorschläge — die einen Haltloseren verführt haben möchten, aber nicht ihn — vollständig abweist, so tut er das, trotz seines unbestreitbaren Wunsches wieder mitzukämpfen, weil ihm die Bedingung, sich als Schwiegersohn dem Agamemnon unterzuordnen, unannehmbar ist; man darf ihm vielleicht sogar unterstellen, daß er jede nähere Beziehung zu dem Verhaßten grundsätzlich ablehnt. Obendrein ist Achilleus, infolge seiner Kenntnis der Διὸς βουλή, seiner Sache durchaus sicher; was er verlangt, wird er unbedingt erreichen, sofern er sich nur nicht selbst zur Unzeit erweichen, zum Verzicht 'herumkriegen' läßt. Die Not wird sich unweigerlich steigern, und man wird ihm wiederkommen müssen, ohne derlei Bedingungen stellen zu können. Dann wird in Erfüllung gehen, was Achilleus *A* 609 erwartet, daß man ihm mit flehentlicher Bitte naht — νῦν δίω περὶ γούνατ' ἐμὰ στήσεσθαι Ἀχαιοὺς λισσομένους. Das ist bisher noch nicht geschehen, ist eben im *I* nicht geschehen. Im *I* haben die Vertrauensmänner des Agamemnon versucht, den Achilleus herumzukriegen (πείθειν), aber von einem γουνάζεσθαι war dort nicht entfernt die Rede. Bethe und die Kritiker vor ihm verkennen das, weil sie sich in die fremde — leidenschaftlichere — Welt nicht hineinzuversetzen vermögen, weil sie ein πείθειν mit allen Registern (wie es im *I* vorgeführt wird), für ein γουνάζεσθαι halten (vgl. die gründlich verkehrte Bemerkung zu *A* 609 bei Ameis-Hentze, die Bethe ungeprüft hinnimmt). Und wenn Achill *A* 610 fortfährt: χρειὼ γὰρ ἱκάνεται οὐκέτ' ἀνεκτός, so ist dazu zu bemerken, daß die Schlappe, die zu dem Angebot in *I* führte, noch längst keine χρειω οὐκέτ' ἀνεκτός war: eine Not, wie Achilleus sie wünscht, die nicht mehr auszuhalten ist und zu bedingungsloser Fügsamkeit zwingt. Nicht bloß alles andere, auch der Eingang von *Π* steht mit der hier gegebenen Texterklärung in völligem Einklang; jedes Wort zeigt, daß Achill sich über das, was er will, völlig klar ist. Und um schließlich die Probe auf das Ganze zu machen: der Verzicht auf die μῆνις, die μήνιδος ἀπόρρησις, das, was die Menge der Kritiker unbedacht 'Versöhnung' nennt, und was darauf folgt — ist dabei noch irgend von einer Unterordnung des Achilleus unter Agamemnon die Rede? Ist sie nicht völlig ausgeschlossen? Und ist die Heirat nicht völlig ausgeschlossen? Ist nicht vielmehr mit dem Wiedererscheinen des Achilleus dieser völlig selbständig? Ist nicht Agamemnons Oberhoheit so gut wie beseitigt? Das liegt alles weit ab und in dieser Streitfrage mit Agamemnon ist Achilleus jetzt unbedingter Sieger.

So ist es denn mit diesem 'schärfsten Widerspruche der Ilias' und mit Bethes sicherstem Ergebnis nichts, ebenso nichts mit dem aus diesem 'Widerspruch' erschlossenen Kleinepos der Patroklie. Hinfällig sind auch alle anderen darauf aufgebauten Schlüsse und Behauptungen,

Digitized by Google

z. B., daß in der Ilias zwei unvereinbare Charakterbilder des Achilleus enthalten seien, daß die Bittgesandtschaft mit der Patroklie unvereinbar sei, und daß die Bittgesandtschaft die spätere 'Versöhnung' (*T*) ausschließe usw. Hinfällig ist auch, was Bethe über nachträgliche Einarbeitungen in die Patroklie lehrt — es soll nämlich der Waffentausch später eingearbeitet sein. Er benutzt dabei sehr wesentlich meine Untersuchung über den Waffentausch (Ἕκτορος ἀναίρεσις im Rhein. Mus.)[1]) und behauptet, indem er deren Ergebnis seiner Gesamtansicht entsprechend umbiegt, daß der Waffentausch nachträglich in die Patroklie eingearbeitet sei, um die Waffenverfertigung aufzunehmen. Als Verfasser dieser Einarbeitung wird der Dichter der Ilias angesetzt. So wird mir Beweis und Gedanke von Bethe verkehrt wie von Wilamowitz (vgl. meine Besprechung), und wenn Bethe feststellt, daß die ganze Untersuchung über den Waffentausch in den Hauptpunkten mit dem, was Finsler Homer 94 kurz als die Ansicht von Wilamowitz mitteile, übereinstimme, so erklärt sich diese Uebereinstimmung zwischen beiden aus der gemeinsamen Quelle, nämlich meiner Untersuchung im Rhein. Mus.[1]) und daraus, daß auch Bethe trotz seiner Anerkennung der künstlerischen Einheit der ganzen Ilias sich vom Glauben an eine mechanische Entstehung noch nicht freizumachen vermocht hat[2]).

Ich habe das wichtigste und 'sicherste' Ergebnis der Bethischen Zergliederung hier eingehend nachgeprüft; auch unter allen anderen ist keines, das vor einer sorgfältigen Texterklärung bestehen kann.

Stade. Dietrich Mülder.

---

1) O. Lautensach, Grammatische Studien zu den attischen Tragikern und Komikern. (Fortsetzung zu Glotta VII 92ff. Nachtrag zu Glotta VIII S. 196.)

Verfasser beendet in diesem Teile seine dankenswerten Ausführungen über den Imperativ und handelt der Reihe nach von den Endungen *-ϑι*, *-ς*, *-ον*, der 3. Pers. Sing., 2. Pers. Plur., 3. Pers. Plur. und 2. Pers. Dual. im Aktivum, weiter von den Personalendungen im Medium, zunächst der 2. Pers. Sing., also der Endung *-σο*, der Kontraktion des Ausgangs *-εο* zu *-ου*, *-αο* zu *-ω*, *-εο* zu *-ευ*, der Endung *-σαι* und den übrigen Endungen in der beim Aktivum beobachteten Reihenfolge.

Im einzelnen ergibt die tüchtige Arbeit folgende sicheren Resultate. Die Endung *-ϑι* tritt nur auf in der unthematischen Tempusbildung und zwar im Präsens der Verba auf *-μι* bei Homer in *δίδωϑι*, *ἐμπίπλημϑι*, *ὄρνυϑι*, *ὄμνυϑι*, *ἴλημϑι*, bei Simon fr. 49 *ἴλαϑι*, bei Bacchyl. 10, 8 *ἔλλᾱϑι*, *ἴλᾰϑι*, Theocr. 15, 143, Callim. Hymn. 6, 138, dem theoguideischen *ἐπόμνυϑι* 1195, außerdem in *ἴϑι*, *ἴσϑι* und *φάϑι*. Letzteres betont Verfasser mit Herodianus I 463, 16. II 374, 1 = II 819, 37 und jedenfalls auch mit Apollonius, de Syntax. S. 264b, 4 richtig auf der vorletzten Silbe. Dann findet sich noch bei Verben auf *-ω σύμπωϑι* Alc. 54,

---

[1]) 1904 S. 256—278.

[2]) [Über den Waffentausch, insbesondre über *P* 700 ff. vgl. jetzt Walt. Kranz, Sokr. V 1917, 531. O. S.]

Digitized by Google

ζῆθι, auch bei den attischen Komikern, wie dem Pherekrates nach dem utym. Genuin. s. v. ζῆ bei Reitzenstein, Ind. lect. Rostoch. 1891/92, S. 12 End dem Philemon σύζηθι Suppl. com. III 750 fr. 224b nach demselben Etym. und dem Etym. M. Milleri, Mélang. S. 140. Häufig kommt -θι beim unthematischen Aorist vor, doch ist ἀνάστηθι nicht zu belegen, vielmehr tritt dafür bei Homer, Apollonius Rhodius und den Tragikern in melischen Partien stets ἄνα ein, das nie elidiert wird und stets zu Anfang des Satzes steht, oft durch ein voraufgehendes ἀλλ' verstärkt wird und vielfach einen Imperativ nach sich hat. Der Imperativ Perfekti auf -θι ist der ursprünglichen Perfektbildung eigen und hat meist präsentische Bedeutung, doch heißt, wie Verfasser betont, τέθναθι sei tot Il. X 365, aber ἔσταθ' = ἕσταθι Od. XXII 489 stehe. Die Imperativendung -ς findet sich lediglich bei den unthematischen Aoristen, wie θές mit Kompos., ἄφες, δός mit Kompos., ἔκφρες entlasse Ar. Vesp. 162, εἴσφρες Adesp. com. III 499 fr. 489 und σχές, gebildet nach σπές.

Im weiteren Verlaufe der Darstellung findet Verfasser hauptsächlich noch, daß der Ausgang der 3. Pers. Sing. Imper. -τω durch Anfügung der sekundären Endung -ν zum Plural erhoben ist in dem allein bei Äschylus vorkommenden ἴτων Eum. 32 und in ἔστων, daß zu der 3. Pers. Sing. Imper. -τω ein Plural -ντω, wie φερόντω = ferunto, gebildet und aus derartigen Formen, die im Lakonischen, Delphischen, auf der arkadischen Bauinschrift von Tegea, auf einer thessalischen Inschrift und der lokrischen Mädcheninschrift vorkommen, durch Anfügung der Personalendung -ν der in der ionisch-attischen Literatur seit Homer gebräuchlichste Imperativausgang -ντων entstanden ist, der im Drama durch das Metrum an 15 Stellen erfordert wird. Die Imperativendung -τωσαν (gebildet durch das singulare -τω nach Indikativen auf σαν) ist jünger als die beiden ersten und hat sich nach des Verfassers zutreffender Bemerkung erst in hellenistischer Zeit allgemein verbreitet. Sie ist neben den Formen auf -ντων überliefert zuerst bei Thukydides, dann bei Xenophon, Plato und Demosthenes, steht auch fest, wie Lautensach andeutet, bei Eurip. in ἔστωσαν Ion 1131 und ἴτωσαν Iph. T. 1480, Men. III 152 fr. 530, 21 = Φάσμα 54 περιμαξάτωσαν, v. 22 = Φάσμα 55 περιθεωσάτωσαν.

Die nachfolgenden Ausführungen über die Personalendungen im Medium hinsichtlich der Erhaltung von -σο und Kontraktion des -εο zu -ου, -αο zu -ω faßt Lautensach in folgende tabellarischen Ergebnisse zusammen: Die Endung -σο ist erhalten 2 mal bei Äschylus, 7 mal bei Sophokles, 10 mal bei Euripides, gar nicht bei den übrigen Tragikern, 13 mal bei Aristophanes, 1 mal bei den übrigen alten Komikern, 2 mal bei den mittleren und neuen Komikern, also zusammen 35 mal. Dagegen lassen die angegebenen Kontraktionen eintreten Äschylus 3 mal, Sophokles 11 mal, Euripides 3 mal, die übrigen Tragiker 1 mal, Aristophanes 7 mal, die übrigen alten Komiker 7 mal, die mittleren und neueren Komiker 6 mal, also zusammen 38 mal.

Im Imper. Aor. Med. der unthematischen und thematischen Konjugation herrscht außer bei ἀνάσχεο stets Kontraktion; für -ου findet sich bei Homer, Archilochus, Theognis, Kallimachus, Pindar, Herodot oft

Digitized by Google

-εν im Imperativausgang, was auch bei den Dramatikern zuweilen, namentlich in lyrischen Teilen, vorkommt, und Verfasser schlägt daher mit Recht vor, λάζεν in Adesp. trag. 381 S. 911 gegen Meinekes Lesart λάζου beizubehalten. Die Pluralendung -σθων, entstanden durch Anfügung von ν an die singulare Endung -σθω, ist seit Homer gebräuchlich, auf den attischen Inschriften des 5. und 4. Jahrh. v. Chr. als die einzige mediale Endung erkennbar und wird bei den Dramatikern im Dialog und den lyrischen Teilen 7 mal des Versmaßes wegen angewandt. Dagegen kommt die Pluralendung -σθωσαν (entstanden durch Anfügung von -σαν an das singulare -σθω) weder bei Homer noch bei Herodot noch bei den Dramatikern vor, jedoch bei Thukydides, Xenophon, Äneas dem Taktiker, Plato, Demosthenes und Hyperides, auf den attischen Inschriften allerdings erst seit 300 v. Chr. und in nachklassischer Zeit allgemein.

Ein allmähliches Schwinden der Dualformen kann, wie Lautensach beweist, weder in der Geschichte der erhaltenen Dramen noch bei dem einzelnen Dramatiker angenommen werden, doch haben die zahlreichen Bruchstücke der mittleren Komödie nur 1 mal eine verbale Dualform, ταράττετον Henioch. II 434 fr. 5, 15, die noch bedeutenderen der neuen Komödie, auch Menander, gar keine. Am Schluß gibt Verfasser eine dankenswerte tabellarische Zusammenstellung über den Gebrauch der 2. und 3. Pers. Dual. der Imperative der Haupttempora und der 3. Pers. Dual. der historischen Tempora im Aktiv, deren Endergebnis ist, daß die bezeichneten Dualformen im ganzen vorkommen bei Äschylus 10 mal, bei Sophokles 46 mal, bei Euripides 37 mal, bei den übrigen Tragikern 3 mal, nämlich -τον in der 3. Pers. prim. des Aktivums 1 mal, -την in der 3. Pers. sek. des Aktivums 2 mal, bei Aristophanes 114 mal, darunter -τον in der 2. Pers. prim. Akt. 57 mal und -σθον in der 2. Pers. prim. 22 mal, bei den übrigen alten Komikern 8 mal, nämlich -τον in der 2. Pers. prim. Akt. 1 mal und in der 3. Pers. prim. Akt. 3 mal, -την in der 3. Pers. sek. Akt. 4 mal, endlich bei den mittleren und neuen Komikern nur 1 mal -τον in der 3. Pers. prim. Akt.

2) O. Lautensach, Grammatische Studien zu den attischen Tragikern und Komikern. Optativ und Imperativ. SA. aus der Glotta VII u. VIII.

Die vorliegende Fortsetzung der Arbeit Lautensachs, deren ersten Teil wir bereits Sokr. V 1917, 231 angezeigt haben, zeichnet sich durch die selbe wissenschaftliche Gründlichkeit aus wie jene, so daß die gewonnenen Ergebnisse durchweg beifallswert erscheinen. Wir können an dieser Stelle aus Mangel an Raum natürlich nur die letzteren verzeichnen, bemerken aber, daß die vom Verfasser angewandte Methode in der Beurteilung der handschriftlichen Überlieferung, der Leistungen der einzelnen Herausgeber, namentlich auch der neuesten Zeit, und besonders in der Beweisführung überall einwandfrei ist.

Zunächst fügt Verfasser zu den früher von ihm bei den griechischen Epikern und Epigrammatikern festgestellten vier Stellen mit dem Moduszeichen ιη im Plural des Optativ. Aor. II Akt. und Pass. noch

Digitized by Google

zwei hinzu, nämlich Bacchyl. 8, 2 *δοίητε* und Herond. 3, 1 *δοίησαν*; letzteres hat er dem Sonderabdruck handschriftlich beigegeben. Die Ausführungen Lautensachs behandeln dann weiter der Reihe nach den Optativ des sigmatischen Aor. Akt, und zwar die sogenannten äolischen Optativformen auf *-ειας*, *-ειε(ν)* und *-ειαν* und die Optativformen auf *-αιμι*, *-αις*, *-αι*, *-αιεν*, den des Fut. Akt. und Med., den Konj. und Optat. Perf. Akt. und Med., die Dualformen des Optativs, endlich vom Imperativ die Personalendung der 2. Pers. Sing. im Aktiv bei den athematischen Verben und mit *ε*.

Nachstehende sicheren Ergebnisse der Arbeit werden besonderes Interesse finden: Wenn auch die vergleichende Sprachwissenschaft als älteste Flexionsweise im Optativ des sigmatischen Aor. Akt. die Formen mit durchgehendem *ει*, wie *τύψεια*, *τύψειας*, *τύψειε*, *τύψειμεν*, *τύψειτε*, *τύψειαν* annimmt, so finden sich doch in den erhaltenen Überresten der äolischen Poesie, wie Verfasser mit Recht betont, also weder bei Alcaeus noch bei der Sappho, auch nicht in den Berliner Fragmenten, noch bei der Erinna oder Korinna noch in den Idyllen 28, 29 und 30 bei Theokrit diese sogenannten äolischen Optativformen, sondern nur auf Inschriften *διαδέξειε* Eresus J. Gr. XII 2, 527, 57, [*ἐ*]*ξολέσ*(*ε*)*ιαν* Mytilene 278, 8 und *κατιαραύσειε* = *καθιερεύσειε* Gr. Dial. Inschr. I 1152, 5 (vor 580 v. Chr.), letzteres im elischen Dialekt.

Dagegen hat Verfasser unzweifelhaft nachgewiesen, daß die äolischen Optativformen in allen drei Personen bei den attischen Tragikern und Komikern sowohl im Dialog als auch im Melos und bei den Anapästen, ja die 2. Pers. Sing., sowie die 3. Pers. Sing. und Plur. sogar schon bei Homer, Herodot, Thukydides, Xenophon, Plato und den attischen Rednern, auch bei Pindar, Theokrit und in noch späterer Zeit vorkommen, daß aber weder in der Tragödie noch in der alten und mittleren Komödie *-ειε* elidiert wurde, was bei Homer 13 mal stattfindet. Die Optativformen auf *-αιμι*, *-αις*, *-αι*, *-αιεν* trifft man, wenn auch nicht so häufig wie die äolischen Bildungen, in der ganzen Gräzität seit Homer und sogar bei den äolischen Dichtern an, auch bei Xenophon, und für Thukydides sind sie, wie Verfasser zutreffend betont, ebenfalls in Anspruch zu nehmen. Aristophanes hat sie nach Lautensachs richtigen Angaben 10 mal, die mittleren und neuen Komiker 15 mal, Äschylus 7 mal, Sophokles nur 2 mal und Euripides 10 mal, die übrigen Tragiker 1 mal, also die Tragiker und Komiker zusammen 45 mal. Äolische Optative des Aorists wenden die Tragiker und Komiker zusammen 257 mal, wie Verfasser ebenfalls mit Sicherheit festgestellt hat, an. Im einzelnen haben nämlich die Endungen *-ειας* Äschylus 2 mal, Sophokles 10 mal, Euripides 15 mal, die übrigen Tragiker gar nicht, Aristophanes 13 mal, die übrigen alten Komiker, sowie die mittleren und neuen Komiker gar nicht, die Endung *αις* Äschylus und Sophokles je 1 mal, Euripides 3 mal, die übrigen Tragiker gar nicht, Aristophanes 8 mal, die übrigen alten Komiker gar nicht, die mittleren und neuen Komiker 6 mal; *ειε(ν)* Äschylus 20 mal, Sophokles 32 mal, Euripides 55 mal, die übrigen Tragiker 3 mal, Aristophanes 44 mal, die übrigen alten Komiker 8 mal, die mittleren und neuen Komiker 29 mal, *αι* dagegen Äschylus 6 mal, Sophokles gar nicht,

Digitized by Google

Euripides 6 mal, die übrigen Tragiker 1 mal, Aristophanes 2 mal, die übrigen alten Komiker gar nicht, die mittleren und neuen Komiker 9 mal; *ειαν* Äschylus 1 mal, Sophokles 8 mal, die übrigen Tragiker 2 mal, Aristophanes 6 mal, die übrigen alten Komiker gar nicht, die mittleren und neuen Komiker 1 mal, *αιεν* Äschylus gar nicht, Sophokles und Euripides je 1 mal, die übrigen Tragiker, Aristophanes, die übrigen alten, mittleren und neuen Komiker gar nicht.

Im Optativ Futur. Akt. und Med. finden sich bei den attischen Tragikern und Komikern zahlreiche Bildungen wie *φανοίην, γνωριοῖμι, μενοῖεν, χαριοίμην*, doch ist *γαμοῖς* L P Eurip. Iphig. A. 835 nach P^s schon vor langer Zeit in *γαμεῖς* geändert worden, was Verfasser gebührend hervorhebt.

Im Konj. und Opt. Perf. Akt. herrscht bei den Dramatikern eine wirkliche thematische Bildungsweise nach Art der Konjugation auf *ω* vor, im Optativ finden sich allerdings nur ältere derartige Perfektbildungen und zwar im Singular stets mit dem Moduszeichen *ιη* der verba contracta, wie *εἰδείη, ἐκπεφευγοίην, πεποιθοίη*, auch in Prosa bei Xenophon, die Umschreibung des Konj und Opt. Perf. mittels des Partizipiums und *εἰμί* kommt dagegen nur bei Philemon II 523 fr. 151 *ἦ καθεστηκώς*, Menander III 157 fr. 533, 11 *γεγονὼς ἦ*, Men. *Κιθαρ.* 46 *ἦ γεγονός* und im Optativ nur bei Soph. Philokt. 559 *εἶεν συννεναυστοληκότες* vor.

Im Konj. und Opt. Perf. Med. ist die ursprüngliche Bildungsweise des Konj. und Opt. Perf. Med. als eines unthematischen Stammes nur bei einzelnen auf *η* auslautenden Perfektstämmen und zwar fast immer mit Präsensbedeutung gesichert, wie *κεκτῶμαι, -ῇ, -ῆται, κεκτήμην, -ῆο, -ῆτο*, auch nach Herodianus I 461, 18. 462, 24 stets mit dem Akzent auf der vorletzten, nicht nach Buttmann, Ausf. gr. Sprachl. I § 98, Anm. 16 auf der drittletzten Silbe. Richtig betont Verfasser gegen Hermann und Bruhn mit Herwerden und Nauck, daß nur *μεμνήμεθα* im Optativ sophokleisch sei, nicht *μεμνώμεθα*, schreibt aber anderseits richtig bei Xen. Cyr. I 6, 3 im Optativ *μεμνῷτο*, als aus *μεμνήοιτο, μεμνέῳτο* entstanden, gegen Cobet und Gemoll, die *μεμνῆτο* lesen, ebenso gegen dieselben und Lange *μεμνῷο* An. I 7, 5 statt *μεμνῆο* und *κεκτῷτο* Ages. 9, 7.

Im Konj. und Opt. Perf. Med. wird fast durchgehends die Umschreibung mittels des Partizipiums und *εἰμί* gebraucht, in der 2. Person Dual. der aktiven Optative kommt nur die Endung *-τον*, nie *-την* vor, in der 3. Person Dual. Opt. findet sich des Versmaßes wegen die Endung *-την* für *-οιεν* bei Eurip. Iph. A. 716 *εὐτυχοίτην*, bei Aristoph. Equ. 1350 *λεγοίτην* und Av. 1129 *παρελασαίτην*, auch Aristoph. Thesm. 1231 (anap.) ist mit dem Verfasser und Bentley gegen Bergk, Fritzsche und Enger, die hier *ἀνταποδοῖτον* lesen, *ἀνταποδοίτην* zu schreiben.

Zuletzt behandelt Verfasser die Personalendungen des Imperativs im Aktiv und findet, daß bei den athematischen Verben in der 2. Pers. Sing. Imper. Präs. Akt. noch oft der bloße Stamm als Imperativ dient, wie in den ionisch-attischen Formen *ἴστη, πίμπλη, πίμπρη, ὄμνυ, σιόρνυ*, den äolischen *δίδω, πῶ* trinke, *μύρῳ* salbe, *κίνη, φίλη, ἐντίθη, ἐνπέλα* nahe dich. Das aristophanische *ἔξει* Nub. 633 hält Verfasser gegen

Digitized by Google

Leeuwen zutreffend für einen Imperativ = ἔξιθι. Äschylus verwendet ἴθι = 'auf, wohlan!' mit folgendem Imperativ nur Pers. 660 (mel.) und Ag. 1054, öfter Sophokles und Euripides, am meisten Aristophanes, bei dem es zuletzt formelhaft erstarrt ist; ἴτε findet sich in diesem Sinne, seltener bei den attischen Tragikern und Komikern. Zuletzt ist die Rede von der Imperativendung ε beim Präsens, Aor. und Perf., wo die themavokalische Bildungsweise mit ε sich schon früh ausgebreitet hat und auch in Formen, wie τίθει, δίδου, καθίστα, δείκνυε, πίμπλα beim Komiker Xenarchus II 468 fr. 3, nicht πίμπλη, wie Kock liest, προσίστα in den Χρεῖαι des Komikers Machaon aus Sikyon nach Athen. VI 243 f., ἀπόστα, παράστα, πρόβα, ἐπίβα, ἔμβα, ἔσβα, κατάβα, μετάβα, ἀνάβα, ἔλα, κέρα, ἔρα, letzteres Eurip. Iph. T. 516, ἐρᾶτε fr. 358 eingedrungen ist. Unter den Prosaikern finden wir nur bei Xenophon ἐλᾶν Hell. II 4, 32 und ἀπέλα Cyr. VIII 3, 32.

Bei παῦ ist das ε zur Zeit der neuen Komödie vor konsonantischem Anlaut in den vorhergehenden Diphthongen aufgegangen bei Men. Σαμ. 96, wo es 'still, halt' bedeutet, nach Maas, Zu Menander. Rhein. Mus. LXVIII S. 363 f. auch bei Σαμ. 251, 333 und Fab. inc. I 8; dagegen ist in der Tragödie und bei Aristophanes nur παῦε oder παῦ' vor vokalischem Anlaut nach Lautensachs zutreffender Bemerkung als richtig zu bezeichnen, ebenso παῖε, σεῖε, ἄκουε, κέλευε, πίστευε. Daß die 2. Pers. Sing. Imp. Präs. von παύω im Aktiv bei den Dramatikern fast immer intransitive Bedeutung hat, die 2. Pers. Plur. Imper. Präs. dagegen transitive, stellt Verfasser ebenfalls fest. In den lyrischen Teilen hat Euripides, der gleich Äschylus und Sophokles sonst stets ἐννέπω schreibt, immer den Imperativ ἔνεπε; Aristophanes wendet die Imperative ἄγε und φέρε in dem Sinne von 'auf, wohlan!' sehr oft an, die übrigen alten Komiker ἄγε nur 3 mal und φέρε 8 mal, die mittlere und neue Komödie nur 2 mal, nämlich ἄγε Men. Περικλ. 120, φέρε Nicostr. II 225 fr. 19, 3. Dagegen treten ἴτε und ἄγετε zur Bezeichnung der Aufforderung sehr selten auf; ἄγε ist sehr häufig formelhaft erstarrt. In nachhomerischer Zeit finden sich als Imperative des Perfekts bei Verben mit präsentischer Bedeutung δείδιε, κέκλυκε, bei Dramatikern das auch von Kallimachos fr. 440, Schn. angewandte ἄνωγε, γέγωνε, εὕρηκε σύ, letzteres nach Exc. ex libris Herod. techn. cod. T(annst). ad S. 30, 1, wozu Nauck Hermes XXIV 467, und Kock, Com. Att. Fragm. II 295 beim Komiker Nausikrates.

Hettstedt. Karl Löschhorn.

Sophokles, erklärt von F. W. Schneidewin und A. Nauck. Sechstes Bändchen: Trachinierinnen. Siebente Auflage. Neue Bearbeitung von Ludwig Radermacher. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1914. 186 S. 2,40 ℳ.

Mit Radermachers Trachinierinnen, deren Anzeige hier infolge militärischer Verhinderung des Referenten stark verspätet erscheint, hat die von ihm und Bruhn übernommene neue Bearbeitung des Schneidewin-Nauck'schen Sophokles ihren erwünschten Abschluß erreicht. Die begründete Erwartung, daß ihre bekannten hohen Verdienste gerade auch

Digitized by Google

bei diesem letzten Stück leuchtend hervortreten, bestätigt schon ein flüchtiger Blick in das handliche Büchlein. Bei verhältnismäßig geringer Zunahme seines Umfangs (20 S.) hat der Inhalt an Reichtum und Wert bedeutend gewonnen. Das gilt zunächst von all den verschiedenen Beigaben zum Text.

Die dreiteilige Einleitung, um 13 Seiten gewachsen, beginnt noch immer mit einer Behandlung der Sage, die neben dem aufschlußreichen Bakchylidesfund die fruchtbaren modernen Untersuchungen mit überlegener Vorsicht und Umsicht verwertet. An die Stelle der früheren breiten Inhaltsangabe des Dramas tritt jetzt gleich der Abschnitt über die Handlung, der sich erfolgreich bemüht, den vielgescholtenen Schlußteil, vor allem die Nichterwähnung der Himmelfahrt des Herakles verständlich zu machen. Das neue Endkapitel 'Die Zeit. Beziehungen zu Euripides' widerlegt A. Dieterichs These, daß die Trachinierinnen vom rasenden Herakles abhängig seien, und setzt ihre Entstehung, vor König Oidipus und Elektra, bald nach 430.

Der Kommentar (+ 17 S.) bewahrt fast vollständig das Gute von den Vorgängern. Selten (z. B. die eingeklammerten Worte zu 150) möchte man noch etwas als überflüssig getilgt wünschen. Die Sammlungen von Parallelstellen erscheinen einerseits durch häufige Hinweise auf Bruhns 'Anhang' willkommen entlastet, andrerseits brauchbarer durch die praktische Voranschickung charakterisierender Stichworte, wobei die betr. Ähnlichkeiten mitunter treffend differenziert (z. B. zu 798) oder auch geradezu negiert werden (zu 908f., 1112f.). Entsprechend dem weiteren Gesichtskreis von heute kommen zahlreiche sprachliche und sachliche Erläuterungen hinzu. Die Vertiefung und Verfeinerung der Exegese verdankt man hauptsächlich dem vermehrten Interesse und Wissen auf dramaturgischem, psychologischem und religionshistorischem Gebiet (aus letzterem etwa zu 11ff. Wasserdämonen; 217ff. orgiastische Wirkung des Efeus; 1199 Totenklage-Verbot; 1201f. Rachegeist im Hades). In der erstgenannten Hinsicht darf man die nunmehr dem ganzen Gange des Stückes folgenden Leitnotizen besonders begrüßen. Die Beobachtung der Sprache lernte einiges von den Papyri aus Ägypten (zu 339. 1203 Soph. Ichn.; 690 Eurypylos; 672f. Eur. Hypsip; 149f. Men. Epitr.), manches durch die eingehendere Rücksichtnahme auch auf das spätere hellenistische Griechisch (zu 31ff. 137ff. 150. 176. 385f. 729f. 757. 824f. 873. 891. 1009. 1151ff.), die man Radermacher zuweilen mit Unrecht zum Vorwurf gemacht hat. Auch unter den vielerlei Anmerkungen des Zuwachses fehlt es begreiflicherweise mitnichten an solchen, die sich entbehren (zu 295. 327f. 559f.) oder wenigstens knapper und schärfer abfassen ließen (zu 367. 374. 427f. 460. 471. 571. 640ff.). Mitunter legt der Erklärer meines Erachtens zuviel in die Worte des Dichters hinein. So schließt wohl die vom Affekt diktierte Hyperbel 383f. *ὅλοιντο μή τι πάντες οἱ κακοὶ κτλ.* eine 'ironische Spitze' gegen den *ἄγγελος* aus, so kann ich unter der *λόγων πίστις* 623 nur die dem Lichas bereits übermittelte und nicht eine von ihm noch weiter vergebens erwartete Begründung zum Geschenke verstehen und ebenda das vermeintliche Wortspiel *ἐξεπίστασαι*: *πίστις* nicht akzeptieren. Ähnlich

Digitized by Google

liegt meines Bedünkens in den Wortwiederholungen *παρέσχες*: *παρασχών* 1114f. und *ἐφορῶσι*: *ἐφορᾷ* 1269f. keinerlei Pointierung, sondern lediglich eine Art von Nachlässigkeit vor, die eine umfassende Untersuchung verdiente. Abweichende Interpretationen möchte ich mir z. B. 295 erlauben (*πολλή ἐστ' ἀνάγκη τῇδε τοῦτο συντρέχειν*) wo nicht *οὕτω τοῦτο συμβαίνειν* zu erklären, sondern *τῇδε* sc. *τῇ εὐτυχεῖ πράξει* und *τοῦτο* sc. *τὸ χαίρειν* zu nehmen sein wird, oder 716ff. *ἐκ δὲ τοῦδ' ὅδε | σφαγῶν διελθὼν ἰὸς αἵματος μέλας | πῶς οὐκ ὀλεῖ καὶ τόνδε*; die wohl mit freier Wortstellung (s. Raderm. selbst zu 746f. 815f.) und ohne Betonung der *lex talionis* (Raderm. auch S. 16) bedeuten: 'wenn nun dieser schwarze Pfeil durch das Blut der Todeswunde dieses (sc. *κνώδαλον*) herausging, muß er auch diesen verderben' (zu der wechselnden Beziehung von *ὅδε* vgl. den analogen Gebrauch von *κεῖνος* 577. 579).

Von den 'Metra der lyrischen Teile' wurde früher bloß ein nacktes Quantitätenschema geboten. Radermacher gibt jetzt statt dessen in seinen 'Metrischen Erläuterungen' auf nur wenig (um 2 S.) größerem Raum eine auf der Höhe der Zeit stehende wirkliche Analyse, die sogar Exkurse nicht scheut, aber natürlich von Fragezeichen nicht frei bleibt. Auch im Kommentar streut er gelegentlich (zu 129ff. 304. 497ff. 799ff. 879f. 948. 950f. 1081. 1186. 1219. 1264ff.) einsichtsvolle metrische Bemerkungen ein.

Mit die Hauptleistung steckt in der Gestaltung des Textes. Gegenüber Naucks Hyperkritik, die vom einseitigen Standpunkt einer allzu engen Sprachgebrauchsnorm und einer allzu phantasielos nüchternen Logik durch vorschnelle Aufnahme oder mindestens Erwägung von Versathetesen und Umstellungen sowie Konjekturen dem poetischen Wortlaute Schaden getan, bestand die Aufgabe des Bearbeiters weitgehend darin, dem echten Sophokles wieder zum Recht zu verhelfen. Dazu brauchte es meistens gar nicht viel Worte. Naucks 'Kritischem Anhang', der nach dem Verzeichnis 'Erheblicher Abweichungen vom Laurentianus A' noch 16 Seiten 'Besprechung einzelner Stellen' enthielt, entspricht bei Radermacher ein völlig ausreichender 'Apparatus criticus' von derartiger Kürze (5 S.), daß er bequem noch unter den Strich hätte gesetzt werden können. Ihre Hilfsmittel findet die neue konservative Methode teilweise in den Fortschritten grammatikalischer Forschung, wie sich etwa für ein anstößiges *ὥστε* = *ὡς* (1220) oder ein *μή* statt *μὴ οὐ* (90, vgl. auch zu 226. 742) auf Stahls Krit.-histor. Syntax hinweisen ließ, öfter in den schon erwähnten verbesserten Einsichten in Seelen- bzw. Religions- oder Volkskunde. Für letztere kann als Musterbeispiel die *αἰόλα νὺξ ἐναριζομένα* 94 gelten, die täglich, den Helios gebärend, von ihm ums Leben gebracht wird. Wenn sich des Herakles Fluch gegen die Verbindung mit seiner Mörderin (792) gleichzeitig auf die Ehe von deren Vater Oineus erstreckt, so wäre auch da der nicht auf die Griechen beschränkte Brauch zu vermerken, den A. Dieterich einmal einem Schüler als Thema gestellt hat, bei der Schmähung eines Menschen vor allem seine *origo* zu treffen. Bei so zahlreichen in Frage kommenden Fällen wüßte ich nicht einen, wo Radermacher das apologetische Prinzip überspannt hätte, wohl aber mehr als einen, wo er damit für mein Empfinden noch immer

Digitized by Google

nicht weit genug ging. Um das zu begründen und zugleich dem verehrten Herausgeber mein dankbares Interesse zu zeigen, schließe ich noch ein paar bunte Bemerkungen an.

Zweimal (nach 380 und nach 903) glaubte Radermacher, für mich nicht überzeugend, Lücken (vgl. S. 42) ansetzen zu müssen. Mit selbstgefällig täppischer Breite, gleichzeitig stichelnd gegen Lichas, klärt der Bote die Fürstin über Herkunft und Namen der Iole auf, 379ff. *ἦ κάρτα λαμπρὰ καὶ κατ' ὄμμα καὶ φύσιν | πατρὸς μὲν οὖσα γένεσιν Εὐρύτου ποτὲ || Ἰόλη ἐκαλεῖτο κτλ.* Was Wunder, wenn er da nicht zur Fortführung eines *μὲν* kommt und sich mit dem *ποτὲ—ἐκαλεῖτο* dieselbe Ungenauigkeit leistet, wie wir sie in dem *πρὶν—ἦσαν* 301 (s. u.) und in dem *Εὐρύτου σπορά τις ἦν*; 316 haben? Dem Bericht der Amme zufolge beginnt die verzweifelte Deianeira im Haus mit ihrem schmerzvollen Lebensabschiede erst, nachdem sie sich zuvor noch eine Weile verborgen gehalten, nämlich solange, bis keine Gefahr mehr bestand, daß der mittlerweile im Hofe aufgetretene Hyllos ihr Gebaren bemerke: 903f. *κρύφασ' ἑαυτὴν ἔνθα μή τις εἰσίδοι, | βρυχᾶτο κτέ.* Diesen Zusammenhang, aus dem Nauck mit Hense den V. 903 kühnlich hinter 914 versetzte, sollte man, meine ich, unbeanstandet lassen.

Versathetesen erscheinen mir zwingend im ganzen Drama nur vier. Dabei paßt der von Radermacher (vgl. S. 42) in weiterem Umfang gebrauchte Ausdruck 'Doublette' strenggenommen nur für 83ff., wo man jetzt, da die Krasis *ἦ οἰχόμεσθ'* 85 durch Stahl ihre Rettung gefunden, ruhig mit Bentley 84 auslassen kann, ohne mit Nauck, der das so oft tut, mitten ins Fleisch der Verse schneiden zu müssen. Letzteres läßt sich auch 362ff. meiden, wenn man das vermutlich durch interpolierende Ausweitung eines als Glosse zu *ἄνακτα πατέρα τῆσδε* 364 an den Rand geschriebenen *Εὔρυτον* entstandene Verspaar 362f. mit Dobree entfernt. Zu der nunmehrigen, einzig wahrscheinlichen Fortsetzung 364f. *κτείνει τ' ἄνακτα πατέρα τῆσδε καὶ πόλιν | ἔπερσε* vgl. etwa 353f., auch 282f. Der von Radermacher nur zaghaft angefaßte V. 336 *μάθῃς ἄνευ τῶνδ' οὕστινας ἄγεις ἑσω* dürfte der Hand eines Lesers entstammen, der die etwas undeutlichen Worte 337 *ὧν [τ'] οὐδεν εἰσήκουσας ἐκμάθῃς ἃ δεῖ* fälschlich auf Lichas bezog und nun dem Entsprechendes vorne hinzufügte, dabei aber einem in Wahrheit erst 342ff. geäußerten Gedanken unziemlich vorgriff. Etwas von ihm zu Unrecht Vermißtes, nämlich die ausdrückliche Belehrung des Hyllos über die Unschuld seiner Mutter hatte offenbar auch der Interpolator der ebenso stümperhaften wie unwahren Verse 932—935 (gegenüber 933 vgl. z. B. 1233f.) nachtragen wollen.

Mehrfach, und zwar vorwiegend im Anfang des Stückes behält Radermacher noch von Nauck Versbeanstandungen und -tilgungen bei, die ich meinerseits nicht gutzuheißen vermag. Ich denke zunächst an die erste Erwähnung des Dodona-Orakels 80f., wo, zumal im Hinblick auf 167f., doch wohl eine leise Wortänderung ausreicht (80 *εἰς τό γ' ὕστερον*?) sodann an gewisse tiefer psychologisch zu nehmende Stellen aus Reden Deianeiras. Im Prolog erklärt diese, den einstigen Entscheidungszweikampf ihrer Freier nicht genauer schildern zu können,

Digitized by Google

24f. *ἐγὼ γὰρ ἤμην ἐκπεπληγμένη φόβῳ, | μή μοι τὸ κάλλος ἄλγος ἐξεύροι ποτέ.* Es wirkt für die unselig pessimistische Grundstimmung ihres Wesens außerordentlich bezeichnend, daß sie schon damals, sogar für den ihr an sich willkommenen Fall eines Heraklessieges dunkle Zukunftsbefürchtungen hegte; vgl. gleich nachher *εἰ δὴ καλῶς* 27 und das Urteil des Chors 529f. Gegenüber dem Verdacht eines spätrhetorischen Wortspiels *κάλλος*: *ἄλγος* sei an 465 erinnert. Als die Fürstin später durch Lichas die gute Nachricht von Herakles hört und den Grund zur Freude selbst theoretisch zugeben muß (293ff.), verfällt sie trotzdem sofort wieder ihrer Depression, mit Mitleid und Sorge erfüllt durch den Anblick der kriegsgefangenen Frauen. Sie fühlt ein wahres Bedürfnis, deren vielfältiges (330ff.) Unglück so schwarz und breit als möglich zu malen, wie denn auf einen längeren Erguß auch die resümierende Schlußformel (306) deutet. Neben dem haus- und vaterlosen Irren in der Fremde (299f.) darf da die Knechtschaft (vgl. 257. 467—283. 367) keinesfalls fehlen, und von ihr spricht eben nun das unschuldig verurteilte Verspaar 301f. *αἳ πρὶν μὲν ἦσαν ἐξ ἐλευθέρων ἴσως | ἀνδρῶν, τὰ νῦν δὲ δοῦλον ἴσχουσιν βίον.* Für das *ἴσως* genügt ein Hinweis auf 314, und der kleine Denkfehler, der in dem 'freigeboren waren' statt 'sind' liegt (vgl. o. zu 380f.), ist schon dem Dichter als solchem (s. Radermachers eigene Bemerkung zu 308f.), erst recht aber der hier von ihm gezeichneten weiblichen Psyche zugute zu halten. Ein gleiches gilt drei Verse weiter, wo Deianeira, zum Zeus die Bitte erhebend, er möge sie selber solches Unheil nicht an ihren Kindern anschauen lassen, hinzufügt (305): 'oder mindestens nicht, solange ich lebe!' Ein gleiches endlich auch 320f., wo sie nach dem Versagen des Lichas, dem inneren Drang folgend, Iole selber, freilich gleichfalls vergebens, zum Reden zu bringen versucht und es dabei, wieder so charakteristisch, jenen und sich als ein weiteres Mißgeschick vorstellt, (mit *ξυμφορά* vgl. die noch stärkere *κήρ* 454), daß man nicht einmal ihre Persöntichkeit kenne: *ἐπεὶ | καὶ ξυμφορά τοι μὴ εἰδέναι σέ γ' ἥτις εἶ.* Mit Radermacher, der hier noch schärfer vorgeht als Nauck, zu glauben, daß Lichas hinter *ἐπεὶ* der Herrin ins Wort falle, wird man sich ungern entschließen. — 585 finde ich es (anders als Radermacher) besonders gut motiviert, daß Deianeira, gerade, weil ihr beim Ganzen doch nicht recht wohl ist, die Idee ihres Liebeszaubers für Herakles umständlicher ausdrückt und ihre Nebenbuhlerin *παῖς* nennt. Bedenken erweckt es mir schließlich, wenn 1006 bei den Schmerzensrufen des Helden die Wiederholung *ἐᾶτέ με—εὐνᾶσαι* kurzerhand ausgemerzt wird.

Was Henses von Nauck im Texte durchgeführte, von Radermacher mit Recht wieder rückgängig gemachte Umstellungen von Strophe (112 bis 121) und Antistrophe B (122 bis 131) der Parodos angeht, so würde ich zum Verständnis der überlieferten Ordnung doch noch deutlicher gezeigt haben, daß einerseits Strophe α, Antisprophe α, Strophe β, andererseits Antistrophe β, Epodos zwei geschlossene und folgerichtig verknüpfte Gedankenreihen bilden, daß es ferner zwischen Antistrophe β und Epodos spezielle, unzerreißbare Einzelbeziehungen gibt (125 *ἐλπίδα* — 137 *ἐλπίσιν;* 129 *πῆμα καὶ χαρά* — 136 *χαίρειν τε καὶ σιέρεσθαι*).

Digitized by Google

Die Frage der Personenverteilung in den vielumstrittenen Schlußanapästen scheint mir noch nicht gelöst. Daß außer 1275—1278 auch 1270—1274 dem Chore gehören, erkannte schon Nauck. Dieselbe Forderung drängt sich mir weiter schon für die mit diesen äußerlich und innerlich verbundenen Verse 1264—1269 auf. Nur der Chor, nicht der fügsame Hyllos, kann über der Göttersöhne ungerechte Behandlung, von der er früher das Gegenteil glaubte (139 f.), solch bittre (abschließend nochmals 1278 angedeutete) Klage erheben, nur er als der einzig zurückbleibende Faktor kann sich diesen Protest durch die abziehende Geleitmannschaft bestätigen lassen.

Unter den nicht zahlreichen Konjekturen von R. selbst sind die metrische Ausfüllung *ἐφεστίοισ⟨ιν⟩* 206 und der metrische Notbehelf *νεόφυτα* (statt *νέσου ϑ' ὕπο*) 840 wärmstens anzuerkennen, auch *αὐτή σφ'* (statt *αὐτήν ϑ'*) 628, wo mit *αὐτή ϑ'* schon Köchly voranging. Missen kann man den Vorschlag *τῷ* (statt *τᾶς*) *Πειϑοῦς* 661 und das scharfsinnig begründete *προσῴλλουσ'* 580 statt *προσβαλοῦσ'*, das sich durch Radermachers eigene Bemerkungen zu 255 und 1025 vollkommen rechtfertigt. Nicht ganz glücklich mutet mich die Gestaltung von 877. 879 an, nicht recht zufriedenstellend das Bild, das 267 durch einen doppelten Eingriff erzielt wird. 338, wo R. den Nauck-Weckleinschen Versuch *τούτων ἐγὼ γὰρ πάντ' ἐπιστήμων ἔφυν* bzw. *κυρῶ* durch ein *πέλω* abwandelt, wäre der erhaltene kühne Ausdruck am Ende doch zu ertragen. 188 gebührt, R.s *πρὸ πόλεως* (statt *πρόσπολος*) gegenüber, G. Hermanns *πρὸς πολλοὺς* den Vorzug. 555, wo es von dem Nessosblut heißt: *ἦν μοι παλαιὸν* (vgl. *πάλαι* 1141) *δῶρον ἀρχαίου ποτὲ | ϑηρὸς*, ist vor jeder Anfechtung von *ἀρχαίου*, besonders aber vor Wakefields *ἀγρίου* zu warnen; durch die starke Betonung des Altersgedankens will Deianeira den andern und sich vom Kentaur einen möglichst harmlos versöhnlichen Eindruck erwecken (vgl. *εὔνοια* 708). Wenig nützt 960 Hermanns *πρόδομον* statt *πρὸ δόμων*. Als die verzweifeltste Stelle der ganzen Tragödie darf 548 f. gelten, wo Deianeira dem Chore erklärt, wie unerträglich für sie, die Verblühte, die Hausgemeinschaft der jugendenschönen Nebenbuhlerin wäre und dann der Befürchtung Ausdruck verleiht, daß des Herakles wahre Frau nur Iole würde. Als Übergang stehen nun zwischen diesen beiden Sätzen die Worte: *ὧν ἁφαρπάζειν φιλεῖ | ὀφϑαλμὸς ἄνϑος, τῶν δ' ὑπεκτρέπει πόδα*. Vortrefflich faßte schon R. das *ὧν* relativ auf, wünschte darnach ein verknüpfendes *δὲ* und nahm *τῶνδε* demonstrativisch zusammen. Zu der von Nauck so gut wie aufgegebenen Herstellung der ursprünglichen, anscheinend sprichwörtlichen Wendung (vgl. 548 *φιλεῖ* = *εἴωϑεν*) muß man, denke ich, bloß einen einzigen Buchstaben ändern: *ὧν ⟨δ'⟩ ἁφαρπάζειν φιλεῖ | ὄφϑαλμὸν ἄνϑος, τῶνδ' ὑπεκτρέπει πόδα*, 'wem aber Schönheit das Auge berückt, dem macht sie den Fuß straucheln, d. h. den führt sie dem Ehebruch zu'.

Czernowitz. G. A. Gerhard †.

Digitized by Google

1) G. Simmel, Das Problem der historischen Zeit (= Philosophische Vorträge veröffentlicht von der Kant-Gesellschaft. Unter Mitwirkung von Ernst Cassirer und Max Frischeisen-Köhler. Herausgegeben von Arthur Liebert. Nr. 12). Berlin, Reuther & Reichardt, 1918. 31 S. 8. 80 ₰.

Ein sehr interessanter Vortrag. Am Anfang klingt leicht eine Polemik gegen Rickert an, der das Wesen des Historischen in dem Individuellen sucht, in den individuellen Persönlichkeiten, Zuständen, Geschehnissen, soweit sie allgemein menschliche Bedeutung besitzen. Dann wird ausgeführt, das Wesen des Geschichtlichen sei viel einfacher dadurch bestimmt, daß alles Historische in dem Vor und Nach des Geschehens eine ganz bestimmte Stelle einnehme und damit einem bestimmten Ort in der Zeitreihe zugehöre. Sehr anziehend wird dargelegt, daß jedes größere historische Geschehnis zwar bis zu einem gewissen Grade für sich allein verständlich sei, daß aber ein volleres Verständnis immer erst erwachse, wenn das betrachtete Geschehen zu seinem Vor und Nach in Beziehung gesetzt und die umfassendere Einheit des Geschehens, die sich so ergebe, nunmehr aufgefaßt und verstanden werden. So führe das Streben zu immer vollerem Verstehen schließlich von jedem großen geschichtlichen Ereignis zur Totalität des Geschehens. Werde ein geschichtliches Ereignis aber in die Totalität des Geschehens eingeordnet, so werde ihm damit eine ganz bestimmte Zeitstelle zugeteilt und es erweise sich so in der Tat das Gebundensein an eine bestimmte Zeitstelle als das charakteristische Merkmal des Historischen. Indessen auch jedes einzelne Naturereignis ist mit all seinen Besonderheiten durch die Umstände bedingt, die ihm vorangegangen sind und die wiederum in gleicher Weise bedingt sind. Auch jeder dieser Komplexe von Bedingungen und jedes Naturereignis kommt mit all den minutiösen Besonderheiten, die sich an ihm auffinden lassen, in dem Weltlauf nur einmal vor und so ist auch jedem einzelnen Naturereignis in seiner individuellen Bestimmtheit eine ganz bestimmte Stelle in dem Weltgeschehen zugewiesen. Nur ein Unterschied besteht — der, daß bei einem historischen Vorgang von genügendem Umfang die charakteristischen individuellen Züge ohne weiteres zutage liegen und mit den individuellen Bestimmtheiten anderer Vorgänge in Beziehung stehen, während dergleichen in unserem Naturerkennen völlig fehlt. Es fragt sich demnach, worin dieser Unterschied eigentlich gegründet ist. Simmel weist im weiteren Verlauf seines Vortrags darauf hin, daß alles Geschichtliche zu großen Geschehenseinheiten zusammengehört und knüpft daran die Bemerkung, es könne nur das als ein Baustein des Geschichtlichen gelten, was so viel charakteristische Züge an sich trägt, daß seine Zugehörigkeit zu einer höheren Einheit des historischen Geschehens erkennbar sei. Was aber das Wesen dieser übergreifenden Einheiten sei, was sie eigentlich zu Einheiten macht, darüber hören wir nichts. Vielmehr gleitet die Erörterung zu der Betrachtung hinüber, daß das Geschehen einen schlechterdings kontinuierlichen Fluß bildet, während die Geschichte und alles Geschehen zu diskontinuierlichen aufeinanderfolgenden Geschehnissen zusammengefaßt zeigt. Wie wird aus dem Geschehen Geschichte? Das ist das Problem, auf das sich hiernach Simmel schließlich geführt sieht.

Digitized by Google

Zwei Bemerkungen drängen sich hier auf.

1. Das Wesen des Historischen ist, wie Simmel selbst andeutet, erst voll erfaßt, wenn das Wesen jener umfassenden Geschehniseinheiten, aus denen sie sich aufbaut, begriffen ist. Dann aber kann sich auch erst zeigen, wieviel Gewicht die Lehren, die Rickert über das Wesen des Historischen ausgebildet hat, neben der einfachen Feststellung, daß allem Historischen eine bestimmte Stelle in dem Ganzen des Geschehens zukommt, trotz alledem besitzen.

2. Nicht nur die Geschichte, sondern auch die Naturwissenschaft hat es überall mit höheren Geschehniseinheiten zu tun. Der kontinuierliche Ablauf des Geschehens, den wir denken, wird nur auf Grund beobachteter diskontinuierlicher Geschehnisse gedacht. Alle Eigenschaften, die wir den Körpern beilegen oder an den physikalischen Vorgängen beobachten, haben das miteinander gemein, daß sie ein zeitlich-räumlich Ausgedehntes mehr oder weniger scharf Begrenztes begrifflich bestimmen und dadurch von seiner Umgebung abheben. Die Vorgänge und Sachverhalte, die den Gegenstand der Physik bilden, stehen ebenso diskontinuierlich nebeneinander und nacheinander wie die geschichtlichen Ereignisse und müssen andrerseits doch als Durchgangspunkte eines kontinuierlichen Flusses des Geschehens begriffen werden. Das Problem, auf das Simmel schließlich hinweist, besteht also nicht nur für die geschichtliche Welt, sondern für die im Erkennen erfaßte Welt überhaupt. Überall begegnen wir der Frage: Wie verhält sich die erkannte Welt diskontinuierlicher Bestände und Vorgänge zu dem kontinuierlichen Fluß des Seins?

2) H. Weinreich, Die Fortschritte der mathematischen Unterrichtsreform in Deutschland seit 1910.

3) W. Lietzmann, Der Kongreß der internationalen mathematischen Unterrichtskommission vom 1. bis 4. April 1914 (= Berichte und Mitteilungen, veranlaßt durch die internationale mathematische Unterrichtskommission. Beihefte zur Zeitschrift für mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht. Herausgegeben von W. Lietzmann und † E. Grimsehl. Nr. 4). Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1915. 92 S. 8. 3 *M*.

Der erste Bericht führt aus, der Streit um die Reform des mathematischen Unterrichts sei im wesentlichen zu Ende, die Reform breite sich allmählich aus, im Mittelpunkt der Erörterung stehe die Auseinandersetzung über Einzelfragen. Es wird dann über die Versammlungen und Ausschüsse, die sich seit 1910 mit der Reform beschäftigt haben, berichtet. Hervorgehoben sei der Hinweis auf die Direktorenkonferenz der Provinz Sachsen im Jahre 1911, auf der zur Erörterung stand, inwieweit eine Umgestaltung des mathematischen Unterrichts der höheren Schulen im Sinne der Meraner Vorschläge zu empfehlen und innerhalb der geltenden Lehrpläne durchzuführen sei, ferner der Hinweis auf die Tagungen des Bundes für Schulreform von 1911 und 1913 mit ihren Verhandlungen über die Beziehungen zwischen der Idee der Arbeitsschule und dem Reformunterricht und über den Unterschied der Geschlechter und seine Bedeutung für die öffentliche Jugenderziehung, end-

Digitized by Google

lich der Hinweis auf den 4. internationalen Mathematikerkongreß von 1908 mit seiner Erörterung der Strenge im mathematischen Unterricht der höheren Schulen und der Fusion zwischen verschiedenen Gebieten des mathematischen Unterrichts. Es folgen Mitteilungen über Neugestaltungen im Unterrichtswesen und dann eine sehr wertvolle Übersicht über die neuere Literatur der Reformbewegung, Schriften über Fragen des Schullehrstoffes, Bücher und Lehrmittel für die Hand des Lehrers, Schulbücher. Es findet somit jeder, der sich über irgend eine Frage betreffend den mathematischen Unterricht orientieren möchte, in der vorliegenden Schrift eine vorzügliche Wegleitung.

Der kleine Aufsatz von Lietzmann, der sich anschließt, berichtet, daß auf dem Pariser Kongreß die Handhabung der Infinitesimalrechnung auf der Schule und ihre Wirkung auf die Schüler erörtert und daß ferner über die mathematische Vorbildung des Ingenieurs verhandelt worden ist. Die Verhandlungen müssen sehr interessant gewesen sein, und sicherlich wird der kurze Abriß, der hier gegeben wird, manchen einladen, sich mit den Originalberichten über den Kongreß zu beschäftigen.

4) A. Rohrberg, Der mathematische Unterricht in Dänemark. Berichte und Mitteilungen, veranlaßt durch die internationale mathematische Unterrichtskommission. Beihefte zur Zeitschrift für mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht. Herausgegeben von W. Lietzmann und † E. Grimsehl. Nr. 2. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1915. VI u. 69 S. 8. 2,40 ℳ.

Den Eingang der interessanten Schrift bildet eine kurze Übersicht über den Aufbau des gesamten Schulwesens in Dänemark. Seit der Reform von 1903 ist das dänische höhere Schulwesen nach sehr klar gezogenen Richtlinien organisiert. Ein gemeinsamer Unterbau, der aus Vorschule und Zwischenschule besteht, führt in acht Jahren etwa bis zu der Höhe unserer Schlußprüfung in Untersekunda. Dann folgt das Obergymnasium in drei verschiedenen Typen, von denen jeder durch einen Kernunterricht charakterisiert ist, dem gymnasialen, dem neusprachlichen und dem mathematisch-naturwissenschaftlichen Typ. Die Typen sind sehr scharf herausgearbeitet, die Zahl der wissenschaftlichen Lehrstunden ist bei allen gleich, nämlich 30 in der Woche. Von diesen entfallen bei dem gymnasialen und neusprachlichen Typ auf die Mathematik und die gesamte Naturlehre, Physik, Chemie, Naturkunde und Erdkunde nur je zwei Stunden. Dagegen sind bei dem mathematisch-naturwissenschaftlichen Typ die Mathematik mit 6, die Physik und Chemie ebenfalls mit 6, die Naturkunde und Erdkunde mit 2 bis 3 Wochenstunden bedacht. Zu den Fächern, in denen auf allen drei Typen Unterricht erteilt wird, gehörten Religion, Dänisch, Geschichte und Französisch mit insgesamt 12 bis 13 Wochenstunden. Neben den wissenschaftlichen Unterricht treten technische Unterrichtsstunden, wobei besonders auffällt, daß Zeichenunterricht auf keinem der drei Typen erteilt wird, sondern durch Handfertigkeitsunterricht ersetzt ist.

Die Organisation des mathematischen Unterrichts weicht von der in Deutschland erheblich ab. Zunächst reicht der Rechenunterricht bis zur höchsten Stufe des Unterbaus, also etwa bis zu unserer Untersekunda

Digitized by Google

hinauf. Es ist ihm die Aufgabe gestellt, die Schüler mit den im kaufmännischen Leben üblichen Rechenverfahren eingehend vertraut zu machen. Dagegen bleibt der Unterricht in der Arithmetik bis zum Eintritt ins Obergymnasium recht elementar. Die Behandlung der Gleichungen tritt zurück, Gleichungen mit allgemeinen Koeffizienten bleiben weg. An schwierigeren Punkten, wie bei dem Ausziehen der Quadratwurzel, begnügt man sich damit, die Richtigkeit des Verfahrens an Beispielen zu erweisen. Geometrie beginnt erst in der zweiten Klasse der Zwischenschule und ist von da an nur mit durchschnittlich zwei Wochenstunden bedacht. Das Ausmaß des behandelten Stoffes ist daher recht bescheiden. Trigonometrie und Stereometrie fallen ganz weg und die Planimetrie gelangt nicht über die Behandlung des Strahlensatzes hinaus. Als Ziel faßt der Unterricht ins Auge, die Schüler mit einer gewissen ersten Orientierung über geometrische Gebilde auszustatten und zu selbständigem Denken und Urteilen zu erziehen und dies Ziel wird offenbar von den dänischen Mathematikern sehr energisch erstrebt. Das zeigten insbesondere die Lehrbücher von Bonnesen, denen der Verfasser um ihrer Eigenart willen eine besondere Besprechung widmet.

Auf dem Obergymnasium beginnt der Mathematikunterricht bei allen drei Typen mit der Erörterung irrationaler Zahlen und inkommensurabler Strecken. Es wird auf die Herausarbeitung des Irrationalen und des Begriffs der Grenze viel Wert gelegt und im Anschluß daran eine strenge Herleitung von Kreisumfang und Kreisinhalt gegeben. In der Trigonometrie bewendet es auf den beiden sprachlichen Typen des Obergymnasiums bei der Behandlung der Grundaufgaben über das Dreieck, in der Arithmetik bei der Behandlung der quadratischen Gleichungen, der Lehre von den Potenzen und Logarithmen und der Lehre von der arithmetischen und geometrischen Reihe. Sehr auffallend ist, daß die Stereometrie auf diesen Anstalten gar nicht gelehrt wird und daß auch die Grundzüge des Linearzeichnens fehlen. Auf den Anstalten von mathematisch-naturwissenschaftlichem Typ reichen die Leistungen natürlich auf allen Gebieten bedeutend weiter. Dort wird auch die Stereometrie bisweilen bis zur Behandlung des Dodekaeders und Ikosaeders geführt. Den Abschluß bildet fast allgemein die Einführung in die Infinitesimalrechnung. Das wären einige der hauptsächlichsten Charakterzüge des mathematischen Unterrichts in Dänemark. Wer sich genauer zu orientieren wünscht, findet in der vorliegenden Schrift sehr eingehende Auskunft. Insbesondere wird interessieren, daß vielfach Bemerkungen über die Unterrichtsweise eingestreut sind und daß Beispiele der Aufgaben, die auf den verschiedenen Stufen gestellt werden, eingefügt sind In einem Anhang finden sich überdies noch Angaben über die Ausbildung der wissenschaftlichen Lehrer, der Elementarlehrer und der Ingenieure.

Berlin. G. Louis.

Digitized by Google

Πεῖρα

von

G. Sorof.

Il. *B* 72—75.

Ἀλλ' ἄγετ', αἴ κέν πως Θωρήξομεν υἷας Ἀχαιῶν.
πρῶτα δ' ἐγὼν ἔπεσιν πειρήσομαι, ἣ Θέμις ἐστίν,
καὶ φεύγειν σὺν νηυσὶ πολυκλῆισι κελεύσω·
ὑμεῖς δ' ἄλλοθεν ἄλλος ἐρητύειν ἐπέεσσιν.

Die Auffassung dieser Stelle, als handle es sich hier um eine 'Versuchung der Achäer', ist alt, und sie ist die Quelle der größten Anstöße und Bedenken geworden. Die Auffassung der neueren Erklärer kann kurz und bündig mit den Worten von Ameis-Hentze (Anh. z. d. Stelle) wiedergegeben werden: 'Gegen des Gottes Geheiß (*πανσυδίῃ Θωρῆξαι* 29) und trotz des unbedingten Vertrauens auf den Traum beschließt Agamemnon vor Aufnahme des Kampfes die Stimmung des Heeres zu erproben, — ein so überraschender Entschluß und, wie der Erfolg zeigt, ein so gefährliches Experiment, daß man usw.' Also 'Erprobung der Stimmung des Heeres' ist hiernach Agamemnons Absicht.

Ähnlich, aber mit bestimmterer Formulierung, die alten Erklärer. Davon später.

Diese *πεῖρα*-Auffassung nimmt die Achäer als selbstverständliches Objekt zu *πειρήσομαι* an, mit ebenso wenig zwingender Begründung, wie diese Ergänzung bei *φεύγειν κελεύσω* natürlich und gegeben ist. *E* 279 ruft Pandaros dem Diomedes zu: *νῦν αὖτ' ἐγχείῃ πειρήσομαι, αἴ κε τύχωμι* 'mit dem Pfeilschuß ist mir's nicht geglückt, jetzt will ich's mit der Lanze versuchen, ob ich dich treffe'. Die selbe Konstruktion liegt an unserer Stelle vor und die gleiche Absicht des Dichters. Zeus hat dem Könige befohlen, die Achäer eiligst zum Kampfe zu rüsten, denn jetzt (29. 66), heute (412ff.) kann die Stadt fallen. Diesem Auftrage gemäß hat der König sofort gehandelt: sogleich und ohne weiteres hat er den Demos zur Agora zusammengerufen (50ff.) und dann die Geronten zur Boule (53). Dies ist, trotz *πρῶτον* 53, offenbar die Meinung des Dichters. Das Volk zur Agora, um ihm den Befehl zur Schlacht mitzuteilen, die Heerführer zur Boule, um mit ihrer Hilfe den Leuten den Kampfbefehl mundgerecht zu machen (*φίλτρον πορίζεται ἑαυτῷ* schol.). Von einer Erprobung der Stimmung kann gar keine Rede sein, die ist ihm bekannt (*A* 22f. 150f.); und auch die Formulierung der Aufforderung (*αἴ κέν πως κ. τ. λ.*) brauchen wir nicht tragisch zu nehmen und brauchen darin nicht einen starken Ausdruck des Zweifels zu finden. *B* 97 heißt es

Digitized by Google

ähnlich: *εἴ ποτ' ἀυτῆς σχοίατ', ἀκούσειαν δὲ διοτρεφέων βασιλήων.* Und hier kann von einem Zweifel doch keine Rede sein, wo es sich um eine einfache Aufforderung handelt. *ἀλλ' ἄγετ' εἰ* u. dgl. ist eben meist nichts als stereotype Form der Aufforderung. Auch davon kann keine Rede sein, als hätte Agamemnon keine Mittel, sich den Gehorsam der Leute gegebenenfalls zu erzwingen. Das zeigt der ganze weitere Verlauf der Versammlung und ist in der ganzen Ilias stillschweigende Voraussetzung. Nur darum ist es ihm zu tun, zu versuchen, das, was er (*ἀνάγκῃ*) erzwingen kann, zuvor *ἔπεσιν* zu erreichen. Dies ist der ganze Inhalt der *πεῖρα*. *ἔπος* und *ἔργον*, dieser Gegensatz kehrt, offen oder latent, immer wieder, wobei natürlich Art und Inhalt des *ἔργον* wechselt. *A* 395 bittet Achill seine Mutter, sich für ihn bei Zeus zu verwenden: *εἴ ποτε δή τι ἢ ἔπει ὤνησας κραδίην Διὸς ἠὲ καὶ ἔργῳ.* *E* 879 macht Ares Zeus den Vorwurf, Athene immer verzogen zu haben: *ταύτην δ' οὔτ' ἔπεϊ προτιβάλλεαι οὔτε τι ἔργῳ, ἀλλ' ἀνιεῖς*, wobei mit *ἔργῳ* irgendeine erzieherische Handgreiflichkeit gemeint ist. Der selbe Gegensatz steckt in *E* 893, wo Zeus, wie öfter, seinem Herzen Luft macht und von den Schwierigkeiten Zeugnis ablegt, die ihm die Behandlung seiner Gemahlin macht: *τὴν μὲν ἐγὼ* (selbst ich!) *σπουδῇ δάμνημ' ἐπέεσσιν* (mit bloßen Worten). Und so auch an unserer Stelle: dem Handgreiflichwerden, wie es nachher Odysseus — und auch dort im Gegensatz von *ἔπος* und *ἔργον:* für die *βασιλῆες* die *ἀγανὰ ἔπη*, für den Demos das Szepter! — mit Erfolg übt, steht das Wort gegenüber.

Dieses Verfahren, zunächst (*πρῶτα*) zu versuchen, durch das Wort zum Ziel zu kommen und sich das *ἔργον* als ultima ratio vorzubehalten, wird als *θέμις* bezeichnet. Die *θέμιστες* 'bilden als der Inbegriff der durch die Sitte geheiligten Rechtsgrundsätze die Grundlagen des politischen Gemeinwesens der heroischen Zeit' (Ameis-Hentze zu *I* 63). Zu ihnen gehört u. a. die Pflicht des Gastgeschenkes (*A* 779, *ι* 268) und überhaupt die freundliche Aufnahme des Gastes (*ξ* 56) und das Gebet vor der Mahlzeit (*γ* 45); dazu gehört auch die Beratung des Führers mit den *βουληφόροι*, *Ω* 652, wo Achill dem Priamos den wohlgemeinten Rat gibt, sich außerhalb seiner Hütte das Nachtlager aufzuschlagen,

μή τις Ἀχαιῶν
ἐνθάδ' ἐπέλθῃσιν βουληφόρος, οἵ τέ μοι αἰεὶ
βουλὰς βουλεύουσι παρήμενοι, ἣ θέμις ἐστίν.

Eine verwandte Vorstellung, und mehr, scheint mir, als Cauer (Homerkr² 507) annimmt, liegt unserem Verse zugrunde. Zu den *θέμιστες* gehört hiernach auch, daß der Heerführer (*ἐγὼν* = ich als oberster Heerführer) zunächst vor dem Heere das bevorstehende Unternehmen bespricht und die Leute durch die Macht seiner Persönlichkeit und seines Wortes zur bereitwilligen Ausführung seines Vorhabens zu bringen sucht, ehe er *ἔργῳ* eingreift. Der ganze Hergang in der folgenden Agora zeigt zwar, daß die Disziplinargewalt der Heerführer sehr groß ist und drastische Mittel in ihrer Ausübung schließlich doch als selbstverständlich hingenommen werden. 'Aber eine Macht ist das Volk doch schon, und die Schreier fehlen nicht, die es mit schlechten Witzen zu gewinnen wissen'

Digitized by Google

(v. Wilamowitz, Il. u. H. 272), die Herrschenden können 'nicht mehr einfach kommandieren'. Es ist *θέμις*, eine von vielen *θέμιστες* — daher *ἥ*, nicht *ἦ θέμις ἐστίν*, Ven. *A* hat auch hier recht — mit dem Demos demokratisch zu verfahren, ehe man ihm (*εἷς κοίρανος ἔστω*) autokratisch kommt. In den Versen herrscht der Geist einer gemilderten sozialen Auffassung und einer gehobenen Sittlichkeit, wie ich sie auch *A* 210 wiederfinde, wo, entsprechend dem Gegensatz von *ἔργον* und *ἔπος*, Athene dem Achill das Schwert in die Scheide zurückzwingt:

ἀλλ' ἄγε, λῆγ' ἔριδος μηδὲ ξίφος ἕλκεο χειρί·
ἀλλ' ἦ τοι ἔπεσιν μὲν ὀνείδισον, ὡς ἔσεταί περ.

Weitere Schritte auf diesem Wege sind dann u. a. das *οὔ τοι συνέχθειν, ἀλλὰ συμφιλεῖν ἔφυν*, soweit man das Wort über den Rahmen des Charakters, in den es gespannt ist, ausdehnen darf, und die platonische Lehre vom *ἀδικεῖν* und *ἀδικεῖσθαι*.

Natürlich sind jene von Agamemnon geplanten *ἔπη* zunächst als *ἀγαθὰ ἔπη* zu denken (*B* 164. 180. 189), ihren besonderen Inhalt weist 74 nach. Bei ihrer Ehre will er die Leute packen und will ihnen, um ihnen den *θυμός* zu erregen, das Schimpflichste zumuten (vgl. *E* 530ff.), die Flucht. Wie wenig er ihnen irgendwelche ehrlose Gesinnung zutraut, zeigt die Verabredung mit den Fürsten (75); die bedeutet nichts anderes als dies: wenn ich meinen Vorschlag zur Flucht mache, opponiert ihr und zwar auf der Stelle und ohne weiteres und ohne längere Reden ein jeder von seinem Platze aus. Auf diese Weise soll jeder etwaige Widerspruch bei den Leuten von vornherein unterdrückt werden. So hat offenbar auch Aristoteles (Porphyr. zu 73) den Zusammenhang aufgefaßt: *συνέβη δ' εἰκὸς ἦν . . . ἀσμένως ἀκοῦσαι καὶ φθάσαι ἀναστάντας πρίν τινα τῷ Ἀγαμέμνονι ἀντειπεῖν*. Und richtig heißt es bei Eustathius: *συμβουλεύει τοῖς γέρουσιν, ἵνα κωλύσωσιν ἀντιστάντες τῇ τοῦ βασιλέως δημηγορίᾳ*, freilich nicht aus Furcht vor feiger Gesinnung der Achäer, wie der Erklärer will. Zu *ἐρητύειν* (75) die Achäer als Objekt ergänzen, was an sich natürlich möglich (vgl. *π* 43), aber doch nicht nötig ist, heißt die Worte nicht aus sich, sondern nach dem weiteren Fortgange der Ereignisse erklären. Die Hervorhebung der *ὑμεῖς* stellt ferner die Angeredeten nicht in Gegensatz zu *ἐγών*, womit dieser ganze Vers 75 nichts mehr zu tun hat; er gehört vielmehr eng nur mit dem vorhergehenden Verse zusammen und bildet zusammen mit ihm die weitere Ausführnng des *ἔπεσιν πειρήσομαι*: 'Ich als Oberfeldherr habe die Pflicht, zunächst mit den Leuten über mein Vorhaben zu sprechen. Ob sie sehr bereitwillig sein werden, ist nach den letzten Vorgängen (Pest, Achilles Entfernung, große Verluste) zweifelhaft. Es ist daher nicht unmöglich, daß wir sie *ἀνάγκῃ* in den Kampf treiben müssen. Ich will es aber erst mit bloßen Worten versuchen, und dabei sollt ihr mir behilflich sein'.

Der Hinweis auf die *θέμις* erklärt die Berufung der Agora; die Stimmung im Heere (vgl. den Erfolg der Rede und das Auftreten des Thersites zusammen mit *A* 22ff., 150f.) erklärt die auffallende Aufforderung zur Flucht, die als Appell an das Ehrgfühl gemeint ist.

Digitized by Google

Wodurch aber wird die eigenartige Verabredung mit den Feldherren erklärt? Durch die Kürze der Zeit. In aller Eile (*πανσυδίῃ*) das Heer in den Kampf zu führen, so lautet der göttliche Auftrag, und heute soll die Entscheidung fallen (*A* 412ff.). Da darf die durch geheiligten Brauch geforderte Agora keine Verzögerung bringen, das muß unbedingt verhindert werden, dazu sollen die Fürsten helfen. Ihr Eingreifen soll den aus dem Appell an das Ehrgefühl abzuleitenden Prozeß beschleunigen. In den Erklärungen wird der Gesichtspunkt der geforderten Eile zu wenig berücksichtigt. Er erklärt aber auch den schnellen Verlauf und Abbruch der Boule. Die gebotene Eile erklärt die überraschende Kürze, mit der Nestor sich äußert, wie andrerseits das den Erklärern unverständliche Übergehen der vermeintlichen '*πεῖρα*' eben ein Beweis mehr dafür ist (oder wenigstens sein kann), daß Nestor Agamemnons Worte nicht so auffaßt, d. h., daß der Dichter sie so gar nicht gemeint hat. Die gebotene Eile erklärt auch Nestors schnelles und höfisch nicht korrektes Voraneilen beim Verlassen der Boule: das Heer versammelt sich ja schon zur Agora und zwar sehr schnell (52). Dazu kommt, daß dem Pylier die Traumerscheinung für den vorliegenden Fall eine noch über das gewöhnliche Maß seiner Bedeutung hinausgehende Sonderstellung zuweist. So fühlt er sich, mehr noch als sonst, und zwar mit Recht, als der Tonangebende; und wie er es sich auch sonst (z. B. 344f.) angelegen sein läßt, Agamemnons Herrscherstellung Respekt zu verschaffen, so dringt er eben auch hier, und hier noch ganz besonders in verständnisvollem Eingehen auf die besondere Zwangslage des Oberfeldherrn, auf schleunige Ausführung des Befehls, ebenso wie er dies ausdrücklich 435ff. tut. Freilich, völlig wird die Unebenheit, die die Angliederung von 84ff. an 83 bietet, durch solche Erwägungen nicht aus der Welt geschafft; 84 schließt sich besser an 75 als an 83 an, das ist nicht zu leugnen, man kann es Aristarch aber auch zugeben, ohne deswegen auch schon die Unechtheit des Abschnitts als dadurch erwiesen anzunehmen.

Eine *πεῖρα* in dem Sinne der Erprobung liegt nach dem Wortlaute also nicht vor. Aber Odysseus sagt es doch ausdrücklich 193:

νῦν μὲν πειρᾶται, τάχα δ' ἴψεται υἷας Ἀχαιῶν!

So scheint es in der Tat. Es liegt nahe, hier die Söhne der Achäer als Objekt zu *πειρᾶται* zu ergänzen. Und dann würde allerdings diese Auslegung auch auf die Auffassung von 73 zurückwirken müssen, da Odysseus deutlich auf die Boule Bezug nimmt. Aber jene Ergänzung ist nicht unvermeidlich. 'Der *πειρῶν* versucht das Glück, ob es ihn seinen Versuch gelingen lasse, der *πειρώμενος* versucht sich selbst und seine Kraft.' Diese Erklärung Döderleins (Gl. 614) trifft den Sinn auch unserer Stelle. Odysseus will sagen: 'Jetzt sieht Agamemnon noch zu, wieweit er ohne Anwendung besonderer Mittel mit seiner Autorität kommt, bald aber — denn viel Zeit hat er nicht und viel Geduld (196) auch nicht — wird er die Achäer zu zwingen wissen'. So ähnlich auch an anderen Stellen:

Z 435 *ἄμβατός ἐστι πόλις καὶ ἐπίδρομον ἔπλετο τεῖχος·*
τρὶς γὰρ τῇ γ' ἐλθόντες ἐπειρήσανθ' οἱ ἄριστοι·

Digitized by Google

D. h. sie haben einen Versuch gemacht, es auf einen Versuch ankommen lassen.

N 457 Δηίφοβος δὲ διάνδιχα μερμήριξεν,
ἦ τινά που Τρώων ἐταρίσσαιτο μεγαθύμων
ἄψ ἀναχωρήσας ἦ πειρήσαιτο καὶ οἷος —

d. h. oder ob er es für sich und mit sich allein versuchen solle.

Der Gegensatz zu dem folgenden ἴψεται legt diese Auffassung an unserer Stelle besonders nahe, und diese Gegenüberstellung ist verständlicher und folgerichtiger als die andre: 'Jetzt sucht er die Stimmung der Achäer zu erproben, bald aber wird er sie züchtigen.' Gegen diese engere Verkettung beider Vershälften kann trotz μὲν-δὲ auch schon die Cäsur, deren Bedeutung beim Vortrag noch fühlbarer wird, bedenklich machen. Wenn wir endlich oben den νόος des Agamemnon richtig interpretiert haben, so führt diese Erklärung von 73 ganz von selbst zu einer entsprechenden Auffassung hier bei 193, vorausgesetzt, daß sie der Wortlaut zuläßt. Und das ist der Fall.

Aber muß nicht die Rede des Agamemnon als Gesinnungserprobung aufgefaßt werden? Im Gegenteil! Grade weil Agamemnon die Grundstimmung und das Grundwesen seiner Anhänger zu kennen glaubt, grade darum fühlt er sich berechtigt, sie zur Flucht aufzufordern; denn er nimmt an, daß grade dieser Appell an ihr Ehrgefühl, wobei noch die mit den Fürsten verabredete Szene nachhelfen soll, ihn am schnellsten (παρσιδίῃ) zum Ziele führen wird. Aus diesem Grunde allein hält er die Rede und hält sie so, wie er es tut. Diese Rede ist wirklich sehr geschickt formuliert in ihrer Mischung der verschiedenartigsten Gefühlsäußerungen: Ehrgefühl, Heimatliebe, Sehnsucht, Gottvertrauen, Besorgnis, Siegeszuversicht. Alles spitzt sich aber so sehr auf eine Aufforderung zum Kampfe zu, daß der Abschluß mehr als überraschend kommt. Das Gegenteil erwartet man als abschließende Aufforderung. Aber Agamemnon hat sich in seiner Beurteilung des Heeres geirrt, und mit dem Fundament. auf dem das ganze Gebäude aufgerichtet ist, bricht dieses selbst zusammen, Dieser Irrtum trägt seinerseits wieder dazu bei, wesentliche Züge in seinem Charakterbilde zu vertiefen. Herrschsucht, Eigenliebe und Eitelkeit machen in der Hauptsache sein Wesen aus. Und es ist nicht Zufall, wie Δ 7 die beiden Helden zusammenstellt, den einen im Glanze seiner äußeren Würde, seiner potestas, den andern nach seiner wesenhaften Bedeutung, seinem Urwillen, seiner potentia. Mit diesem Hauptzuge seines Wesens, mit dieser Äußerlichkeit und Oberflächlichkeit stimmt eine immer wieder hervortretende Unsicherheit des Auftretens aufs beste zusammen. Es braucht nur an Δ 356 erinnert zu werden. Und auch in unserm Zusammenhang der selbe rasche Wechsel der Stimmung: 185ff., wo er sich das Szepter einfach aus der Hand nehmen läßt, weil er durch den schlimmen, überraschenden Mißerfolg völlig aus dem seelischen Gleichgewicht gebracht zu sein scheint, und 390ff., wo er dann ebenso schnell wieder ganz auf der Höhe ist, nachdem der gefährliche Hetzer nachdrücklich und nach gorgianischem Rezept — σπουδὴν γέλωτι — unschädlich gemacht worden ist.

Digitized by Google

Aber die alten Erklärer? ἀπόπειραν τοῦ πλήθους λαμβάνει ὁ βασιλεὺς Ἀγαμέμνων κατά τι παλαιὸν ἔθος βουλόμενος μαθεῖν πότερον γνώμῃ οἰκείᾳ πολεμοῦσιν ἢ ἀνάγκῃ. Das παλαιὸν ἔθος können wir gleich preisgeben, das ist Notbehelf und beweist nur, daß auch den alten Interpreten die Erklärung dieser Stelle Schwierigkeiten bereitet, denen mit Erfolg beizukommen ihnen ebenso sehr die sicheren Grundlagen fehlen wie uns. Oder sollte hier die Spur einer Kenntnis jener Satzung vorliegen, welche wir oben zu erkennen glaubten? Dann wäre ihre Bedeutung aber nur halb verstanden, und diese Auffassung wäre mit der sie, hier wenigstens, ausschließenden πεῖρα-Auffassung fälschlich zusammengebracht. Die scharfe Gegenüberstellung von γνώμη οἰκεία oder προθυμία und ἀνάγκη läßt in der Tat vermuten, daß sich hier der Rest einer Interpretation erhalten hat, welcher in 72 den selben Gegensatz von ἔπεσιν und ἔργῳ festgestellt hatte, wie wir es oben getan haben.

So geben auch die Scholien kein unanfechtbares Material für eine sichere Erklärung der Zusammenhänge an die Hand. Jedenfalls sind sie nicht imstande, unsere Auffassung unmöglich zu machen. Eine vorurteilsfreie Erklärung des Wortlauts gibt uns das Recht, die Auffassung einer πεῖρα im Sinne einer Erprobung der Stimmung als unbegründet abzulehnen.

Sehen wir zum Schluß zu, wie sich der 'πεῖρα'-Abschnitt in den Zusammenhang einfügt.

Zwischen Agamemnon und Kalchas hat schon lange ein Gegensatz bestanden (*A* 78ff., 106ff.), der aus der Eifersucht des auf seine Machtstellung pochenden Oberfeldherrn auf den einflußreichen und beim Demos angesehenen Oberpriester (*A* 69—72; 22f.) leicht zu erklären ist; ein Gegensatz übrigens, der u. a. an dem Gegensatz Kreon-Teiresias literarisch und an dem Gegensatz Saul-Samuel geschichtlich seine Parallelen findet. Zwischen Achilleus und Kalchas herrscht Einverständnis, das keiner vielen Worte mehr bedarf (*A* 78ff. 90f.). Bisher ist dieser Gegensatz zwischen den Fürsten mehr latent geblieben (*A* 177), jetzt ist er zum ersten Male (*A* 6) offen ans Tageslicht getreten, zum ersten Male sind der Oberkönig und der Tüchtigste und Vornehmste der βασιλῆες in offenem Streite aneinander geraten. Achilleus hat sich auch auf sein gutes Gewissen, auf seine oft bewährte Tüchtigkeit und Loyalität (*A* 167) berufen können, Agamemnon pocht auf seine Herrscherstellung. Es ist eben ein Gegensatz der Charaktere (*A* 7).

Aus diesem Streite ist Agamemnon als Sieger hervorgegangen, wenigstens äußerlich und für den Augenblick, und die Folgerungen ergeben sich, entsprechend den Charakteren, die hier aufeinanderstoßen, von selbst.

Da greift, durch Thetis bewogen, Zeus selbst ein. Nicht übermäßig gern. Was wird Hera dazu sagen? So verfolgt ihn diese Angelegenheit auch im Schlafe, und während alle andern Götter die ganze Nacht hindurch fest schlafen, weckt ihn die Sorge um sein Versprechen bald wieder auf. Mancherlei Pläne gehen ihm durch den Kopf (*B* 5); darunter vielleicht auch der am nächsten liegende, die Troer wissen zu

Digitized by Google

lassen, daß Achill vom Kampfplatz abgetreten ist, und sie dadurch zu einem Angriff im günstigen Augenblicke zu veranlassen. Aber da käme Hera gewiß bald hinter seine Schliche, und was gäbe es dann wieder für eine Szene; er hat von gestern abend noch grade genug. Aber so wird es gehen: Agamemnon muß mit dem Kampfe beginnen, dann wird es nicht seine (des Zeus) Schuld sein, wenn jener unterliegt. Und so sendet er den Traum, und nun ist der Stein ins Rollen gebracht. Und eher, als er es vielleicht selbst gedacht hat, — oder hat er's etwa grade so gewollt (vgl. Δ 1 ff.)? — kommt Zeus dabei auf seine Rechnung. Kaum sieht Hera, was Agamemnon angerichtet hat, da sendet sie voller Bestürzung Athene hinab, die Achäer zurückzuhalten. Kommt nun später das Unheil über die Zurückgerufenen, dann kann sie wenigstens nicht ihrem Gemahl Vorwürfe machen. Was eigentlich seine Sache gewesen wäre, damit kommt sie ihm, gewiß zu seiner großen Befriedigung, zuvor; ähnlich wie Δ 20 ff., wo es sich wie *B* 72 auch um eine *πεῖρα* handelt, nämlich um ein Mittel, auf einem Umwege an das gewünschte Ziel zu gelangen, das auf gradem Wege zu erreichen schwierig erscheint. Wie Agamemnon dort sein Vorhaben und seine Worte nach der vorausgesetzten Sinnesart der Achäer einrichtet, so rechnet Zeus hier auf den Charakter seiner Gattin, die er durch Worte, die auf ihre Eigenart zugeschnitten und berechnet sind, in eine bestimmte Richtung drängen will. *αὐτίκ' ἐπειρᾶτο Κρονίδης ἐρεθιζέμεν Ἥρην κερτομίοις ἐπέεσσι.*

In diesem Sinne mag man dann auch *B* 73 von einer *πεῖρα* sprechen.

Tuisto

von

Ludwig Kleeberg.

Der Monographie des Tacitus über Deutschland zufolge leiten die Germanen den Ursprung ihres Volkes von drei Stammvätern ab, die wiederum die Söhne des Mannus sind. Dieser als der Urvater bezeichnet den Menschen überhaupt und trägt in seinem Namen die geistige Bestimmung des gesamten Geschlechts ausgeprägt. Denn ein Denker und Sinner ist der Mensch, den der geistvollste Organismus veranlagt hat, den Einklang mit dem in der Schöpfung wirksamen Geist zu empfinden, als Gedanken ihn lebendig und lichtklar zu machen und in Worten auszusprechen. — Mannus, der Mensch, ist der Sohn eines göttlichen Wesens, das als Tuisto bezeichnet wird. Sollen wir nunmehr aus dessen Namen seine Eigenschaft erschließen, so leitet er uns auf die Urform des Wortes 'zwei', die im englischen two den alten Konsonanten bewahrte, und würde in dem deutschen Worte 'Zwist' fortbestehen. Es wäre somit in diesem Namen irgendwie eine Zweiheit bedeutet. Der letzte Herausgeber und Erklärer der Germania vermutet, daß der germanische

Digitized by Google

Stammgott als ein zweigeschlechtiges Wesen bezeichnet sei, wofür man jedoch bisher kein analoges Beispiel in den Theogonien anderer Völker gefunden habe[1]). Nun hat aber schon Karl Helm diesen Zusammenhang nicht nur sehr wahrscheinlich gemacht, sondern auch darauf hingewiesen, daß die Vorstellung von Urgottheiten als 'zweifacher', d. h. zwei- oder doppelgeschlechtiger Wesen auch anderen Kulturkreisen angehöre[2]); daß insbesondere der biblische Adam als ein solches anzusprechen sei. Aus einer solchen Auffassung wird erst jene Schwierigkeit behoben, die sich aus der Annahme zweier Schöpfungsberichte ergab. Nach dieser nämlich hätte Gott den 'Adam' erschaffen als 'Männlein und Fräulein' (wie die landläufige Übersetzung Luthers den Urtext wiedergibt), danach aber werde nochmals die Erschaffung der Eva aus der Rippe Adams, während dieser schlief, erzählt. Nach dem 'ersten Bericht' ist somit auch dem erschaffenen weiblichen Wesen — wenn anders zwei Menschen geschaffen wurden — der Name 'Adam' zugekommen, der doch den Menschen und den Mann als Menschen *κατ' ἐξοχήν* bezeichnet. Schier unbegreiflich naiv wäre die Ungeschicklichkeit zu nennen, mit der ein Redaktor zur Verwirrung der Leser oder Hörer sogleich einen anderen widersprechenden Bericht hätte folgen lassen. Nun ist aber die Tatsache zweier Berichte von der Schöpfung des Menschen nicht zu allen Zeiten in der Art aufgefaßt worden als die landläufige Erklärungsweise sie deutet. War ihr doch bisher der Umfang der Vorstellungen, welche die biblischen Erzählungen in die bedeutsamsten Zusammenhänge einerseits der Religionsgeschichte, andererseits der natürlichen Entwicklungsgeschichte aufnimmt, ein verschlossenes Reich. Ältere jüdische Theologen noch sahen hier eine einheitliche Schöpfungsgeschichte und erklärten: zuerst habe Gott den Menschen (Adam) als männlich- (und) weibliches Wesen geschaffen, in einem späteren Zeitraum dieses eine in zwei getrennt lebende Geschlechter gesondert. 'Nach R. Jeremija ben Eleasar bildete Gott in der Stunde, wo er den ersten Menschen erschuf, ihn als Androgynos, wie es heißt: 'Mann und Weib erschuf er sie'. Nach R. Samuel ben Nachman hatte der erste Mensch bei seiner Erschaffung zwei Gesichter, Gott durchsägte ihn aber in zwei Hälften und bildete zwei Rücken aus ihm, den einen nach dieser, den anderen nach jener Seite hin (für den Mann und für die Frau)[3]). Indessen fordert die Gerechtigkeit, die Tatsache festzustellen, daß in neuerer Zeit bereits in dem Werke der H. P. Blavatski die richtige Erklärung den neuesten Erklärern längst vorweggenommen ist. Die 'Geheimlehre', die eine Fülle religionsgeschichtlichen Materials mit erstaunlicher Gelehrsamkeit zusammenstellt und mit der Gabe scharfsinnigster Kombination die

[1]) Alfred Gudemann, P. Cornelii Taciti de Germania (Berlin 1916) 56.
[2]) Karl Helm, Altgermanische Religionsgeschichte 1. Bd. (Heidelberg 1913) S. 329f.
[3]) A. Held, Der Golem. Die Erschaffung des Adam. Das Reich, Okt. 1916, München, 335ff., daselbst 342: Midrasch Bereschith Rabba Par. VIII Kap. 1, 26. Vgl. M. Josef Bin Gorion, Die Sagen der Juden 1 (Frankfurt 1913), 85. E. Schwally, Die biblischen Schöpfungsberichte, Archiv für Religionswissenschaft 9, bes. 172ff. Konrad Ziegler, Menschen- und Weltenwerden, Neue Jahrbücher für das klass. Altertum 31, 529, bes. 557ff.

Digitized by Google

Mannigfaltigkeit der Vorstellungskreise ineinander überleitet, behauptet die Zweigeschlechtigkeit Adams nicht nur, sondern auch die Existenz einer androgynen Urrasse, aus der sich die gegenwärtige Form des Menschengeschlechts entwickelt habe[1]). Die Denkbarkeit einer solchen Zweigeschlechtigkeit ergibt sich aus der Tatsache, daß sie im Pflanzenreiche und bei niederen Tieren (z. B. Schnecken) wirklich besteht; daß auch die embryonale Entwicklung, die erst nach einigen Monaten das entscheidende Geschlecht hervortreten läßt, auf sie hinweist; nicht zuletzt jene traurigen Entartungen, die (als Atavismen) deshalb pathologische Erscheinungen sind, weil sie innerhalb einer fortgeschrittenen Entwicklungsstufe in längst vergangene zurückfallen, worunter z. B. auf mentalem Gebiete das außerordentliche, aber vernunftlose Gedächtnis mancher Idioten gehört.

Aus dem biblischen Schöpfungsmythus erhält auch der griechische des platonischen Symposion neue Beleuchtung. Bekanntlich trägt Plato-Aristophanes eine Sage vor, wonach die Menschen in der Urzeit zweigeschlechtig gewesen seien, bis Gott die Geschlechter geschieden habe und die Fortpflanzung der Menschheit aus getrennt lebenden Männern und Frauen erfolgt sei; Liebe (ἔρως) aber sei die Sehnsucht, den ursprünglichen Zustand wieder herzustellen[2]). Treffend wird auch erinnert an die Anthropogenese des Berossos: *'ἀνθρώπους γὰρ διττέρους γεννηθῆναι, ἐνίους δὲ καὶ τετραπτέρους καὶ διπροσώπους· καὶ σῶμα μὲν ἔχοντες ἕν, κεφαλὰς δὲ δύο, ἀνδρείαν δὲ καὶ γυναικείαν, καὶ αἰδοῖα δὲ διπλᾶ ἄρρεν καὶ θῆλυ*[3]).

Nun aber bemerkt der biblische Bericht mit besonderem Ausdruck, daß der Mensch nach Gottes Bilde geschaffen sei[4]). Somit, wenn der Urmensch doppelgeschlechtig ist, wäre auch die selbe Eigenschaft von der Gottheit behauptet. Umgekehrt müßte, wenn sie bei dieser feststände, aus diesem prius die androgyne Körperlichkeit des ersten Menschen zu folgern sein. In der Tat wird die Gottheit, die doch das Vollkommene darstellt, als ein Wesen gedacht, welches das Geschlechtliche nach seinem männlichen und weiblichen Charakter in sich vereinigt; aber gedacht nicht nur, sondern auch im Bilde dargestellt, wobei der Mensch, nach Versinnlichung selbst des Geistigen und Seelischen strebend, leicht in die Gefahr der Vergröberung gerät und geneigt ist, seinen kreatürlichen Zustand, als den Prototyp, in die Welt der Götter zu projizieren. Mußte auch Jesus die Meinung zurückweisen als herrsche in den Himmelswelten das grobsinnliche geschlechtliche Ver-

[1]) H. P. Blavatski, Die Geheimlehre (Leipzig 1887—1901) 1, 479; 2, 87 ~101~123~132~141~143~187~194~203~406~489~698; 3, 181~191 ~203. Wenn K. Ziegler S. 573 meint, die Ansicht der ursprünglichen Doppelgeschlechtigkeit sei von der Beobachtung an den Pflanzen ausgegangen, so setzt er heimlich eine großartige Abstraktionsfähigkeit voraus, aus der Platon den Mythos gesponnen. Aber es wäre doch genau so, als wenn die Existenz der gewaltigen Saurier und Drachen der Urwelt aus den Eidechsen erschlossen werden müßte, welche unsere Waldwiesen beleben.

[2]) K. Ziegler 530f. ~541f. Blavatski 2, 101~141.

[3]) Euseb. Chron. 1, 14ff. K. Ziegler 571.

[4]) Gen. 1, 26f. ~5, 1.

Digitized by Google

hältnis, fügte aber hinzu, daß dort die menschliche Seele wieder eine Geschlechtlichkeit annehme, welche den Engeln des Himmels eigen sei[1]). Die Vorstellung androgyner Gottheiten und der des Schöpfers selbst als ἀρρενόθηλυς ist weitverbreitet. Sie findet sich bei Orphikern (*Ζεὺς ἄρσην γένετο, Ζεὺς ἄμβροτος ἔπλετο νύμφη* Orph. fr. 46 Abel), in den Hymnen des Bischofs Synesios (2, 63 f. *σὺ ἄρρην, σὺ δὲ θῆλυς*) wie in den Schriften des Hermes Trismegistos[2]).

Die bemerkenswerteste Schilderung aber überliefert uns Porphyrius, der wiederum die Worte des Bardesanes anführt. '*Ἔλεγον* (die *Βραχμᾶνες*) *καὶ σπήλαιον εἶναι αὐτόματον, μέγα, ἐν ὄρει ὑψηλοτάτῳ σχεδὸν κατὰ μέσον τῆς γῆς. Ἐν τῷ σπηλαίῳ ἐστὶν ἀνδριάς, ὃν εἰκάζουσι πηχῶν δέκα ἢ δώδεκα, ἑστὼς ὀρθός, ἔχων τὰς χεῖρας ἡπλωμένας ἐν τύπῳ σταυροῦ. Καὶ τὸ μὲν δεξιὸν τῆς ὄψεως αὐτοῦ ἐστιν ἀνδρικόν, τὸ δ' εὐώνυμον θηλυκόν. Ὁμοίως δὲ καὶ ὁ βραχίων ὁ δεξιὸς καὶ ὁ δεξιὸς ποῦς, καὶ ὅλον τὸ μέρος ἀρσενικόν, καὶ τὸ εὐώνυμος θηλυκόν, ὡς ἰδόντα τινὰ ἐκπλαγῆναι τὴν σύγκρασιν, πῶς ἀδιαιρέτως ἐστὶν ἰδεῖν τὴν ἀνομοιότητα τῶν δύο πλευρῶν ἐν ἑνὶ σώματι. Ἐν τούτῳ τῷ ἀνδριάντι λέγουσι γεγλύφθαι περὶ τὸν μαστὸν τὸν δεξιὸν ἥλιον, καὶ περὶ τὸν ἀριστερὸν σελήνην, κατὰ τῶν δύο βραχιόνων τέχνῃ γεγλύφθαι ἀγγέλων ἀριθμὸν καὶ ὅσα ἐστὶν ἐν τῷ κόσμῳ, τοῦτ ἔστι καὶ οὐρανὸν καὶ ὄρη καὶ θάλασσαν καὶ ποταμὸν τὸν ὠκεανὸν καὶ φυτὰ καὶ ζῷα, καὶ ἁπλῶς ὅσα ἐστί*[3])' Hiermit haben wir das Gebiet Indiens betreten, wo man diese Tuisto-Wesenheit im Innern der Erde glaubte. Nach der religiösen Legende 'war im Anfang nur der Ātman (Weltgeist) in Gestalt eines Menschen (puruṣa). Dieser begehrte ein Zweites. Dieser nämlich war so groß wie Weib und Mann umschlungen (strīpumāṃsau saṃpariṣvaktau). Dieser zerspaltete (apātayat) dieses Selbst (imam ātmānam = ἑαυτόν) zweifach. Daraus wurden Gatte (pati, *πόσις*) und Gattin (patnī, *πόινια*; beides etymologisiert zu √pat fallen, causat. pātay, wie wenn man etwa mit lat. 'cad'ere 'Ǧatte' und 'Gattin' verbunden würde). Deshalb ist dieser Leib nur das Halbstück von einem Selbst, sagte yājñavalkya. Deshalb wird dieser (leere) Raum von dem Weibe ausgefüllt. Mit ihr begattete er sich, daraus wurden die Menschen geboren[4])' Damit ist dann die Entstehung des

[1]) Matth. 22, 30.

[2]) K. Ziegler 573 Genau so heißt es in der indischen S'vetāśvatara Upaniṣad 4, 3: du bist Weib, du bist Mann. (P. Deußen, Sechzig Upanishads des Veda, Leipzig 1897, 300.) W. Kroll s. v. Hermes Trismegistos 12 bei Pauly-Wissowa E. Norden, Agnostos Theos (Leipzig 1913) 229f. Blavatski 1, 425; 2, 143 ~ 406; 3, 181 ~ 191 ~ 203. Von Bedeutung ist auch der sprachliche Ausdruck, der durch Geschlechtsbezeichnungen die Vorstellung des Sinnlich-Wesenhaften schafft. So ist Sol eine männliche Gottheit, die Sonne eine weibliche, während es bei Mond und Luna umgekehrt ist. Der heilige Geist wurde, weil rūach fem. gen. ist, als ein weibliches Wesen vorgestellt. R. Garbe, Christliche Elemente im Brahmanismus und Hinduismus. Deutsche Rundschau, Sept. 1913, 420. Ed. Norden 230. Bei den Indern ist das weltschaffende Wort (*λόγος*) eine Göttin Vâc. Albrecht Weber, Vâc und *λόγος*, Indische Studien 9, 473ff.

[3]) Stob. Ecl. phys. 1, 56.

[4]) Bṛhadāraṇyaka Upaniṣad 1, 4, 1 u. 3 (P. Deußen Sechz. Up. 392f.).

Digitized by Google

ersten Menschenpaares erzählt. Nach dem Kommentar hieß der erste Mann Manu, sein Weib (oder seine Tochter, da sie doch aus ihm entstand) S'atarūpā ('Centiformis')[1]). Genau wie in der biblischen Genesis wird im indischen Brāhmaṇa der Vorgang der Geschlechtertrennung ins Ethische gewandt: die Ehe stellt die Wiedervereinigung der getrennten Hälften dar. Der platonische Aristophanes erklärt geradezu den Menschen als das σύμβολον, die ergänzende Hälfte einer zweiten, mit der er zusammenwachsen will, welches Streben ἔρως heißt[2]). In gleicher Weise nehmen auch die indischen Erklärer die menschlich-sittliche Bedeutung des Urmythus auf. Die Werke der indischen Opfertheologie sind rastlose Zeugen der Anschauung menschlicher Verhältnisse als Abbilder und Anwendung der großen Vorgänge in Welt und Schöpfung. So wird denn, alsbald nachdem die Urtrennung vorgetragen ist, mit einem 'deshalb' die Folgerung gezogen: daß der Mensch (d. i. der Mann), wie er jetzt ist, eben nur als eine Hälfte besteht. Das Weib füllt die Leere aus. Die Erklärer vergleichen den gegenwärtigen Menschen mit der Hälfte einer Muschel, die auch nur durch die andere Schale vollständig gemacht wird. Seit der Spaltung der Geschlechter sei der Mann eine, das Weib die andere Hälfte. Bis zur Hochzeit sei die eine Hälfte, nämlich die durch Abtrennung des weiblichen Prinzips entstandene, leer; erst dann werde sie wiederum ausgefüllt. Dies ist anderwärts im Text deutlich ausgesprochen. 'Die Hälfte des eigenen Selbstes ist das Gemahl. Wenn einer mit dem Gemahl (vereinigt ist), dann ist er ganz, dann vollständig. Zur Vollständigkeit ist es, daß zwei sind. Eine Zweiheit (Dualität, dvandva)

---

[1]) The Brihad A'ranyaka Upanishad, with Commentary of S'ankara A'chárya and the Gloss of A'nanda Giri, ed. by Dr. E. Roer (Calcutta 1849) zu 1, 4, 3. Ebenso The White yajurveda ed. by Albrecht Weber. Part II The S'atapatha-Brahmana (Berlin-London 1849) zu 14, 4, 2, 5. (Übersetzt von J. Eggeling in den Sacred Books of the East.) Vgl. Blavatski 3, 181 f. ~ 191. Friedrich Creuzer, Symbolik und Mythologie[3] (Leipzig und Darmstadt 1837 bis 1843) I S. 425. J. H. Windischmann, Die Philosophie im Fortgange der Weltgeschichte (Bonn 1827–34) 1623. An den Ausspruch yājñavalkyas hat sich eine kleine Polemik angeknüpft: tasmād idam ardhabṛgalam iva sva iti ha smāha yājñavalkyas. Eine Schwierigkeit wurde gefunden in dem in Pausaform stehenden sva, welches von Deußen zu sve ergänzt wurde, wonach er übersetzt: 'Darum ist dieser Leib an dem Selbst gleichsam ein Halbscheid'. Böhtlingk (Ber. Kgl. Sächs. Ges. Wiss 49, 93) faßt sva als svas = Dual von as (esse): 'wir zwei sind auf diese Weise gleichsam ein halbes Stück'. Abgesehen davon, daß yājñavalkya zwei Frauen hatte, die er nicht also anreden konnte, ist nach altindischer Auffassung der Mann die potior pars, das Weib die ihn ergänzende Hälfte Hätte yājñavalkya sagen wollen, daß er und die Frau (jeder) ein Halbstück seien, so hätte er sich des Duales ardhabṛgale bedienen müssen Wir schließen uns der Auffassung des Kommentars an, die sva als svas = svasya ātmanas nimmt. So übersetzt bereits Windischmann in verständnisvoller Auslegung: 'Deshalb war dieser (Leib, so getrennt) gleichsam nur eine unvollständige Hälfte von ihm selbst. Dieser Mangel wird durch das Weib ergänzt'. (1623.) Brugmann zeigt, daß das Reflexivum sva für ātman 'selbst' eintreten kann. (Ber. Sächs Ges. Wiss 60, 30 ff.) Die Richtigkeit dieser Übersetzung ergibt sich aus den anderen oben angeführten Stellen.

[2]) K. Ziegler 531 ~ 541 ff. ~ 558. Wir lassen die von Ziegler angeregte Frage der 'Abhängigkeiten' beiseite.

Digitized by Google

ja ist ein zeugendes Paar[1]).' Und wenn der Mann beim feierlichen Opfer den Opferbaum hinansteigt, spricht er zu seiner Gattin: 'Komm Weib, laßt uns zum Himmel emporsteigen.' 'Sie, die Frau, ist fürwahr die Hälfte von ihm selbst. Deshalb solange einer keine Frau findet, solange pflanzt er sich nicht fort, solange ist er unvollständig. Aber wenn er eine Frau findet, dann ist er vollständig[2]).' 'Vollständig, sagt er dann, will ich zum höchsten Ziele gehen, und mit den Worten: "Wir sind Prajāpati's Kinder geworden," steigt er hinan.' Wo daher yājñavalkya die mystische Hochzeit (unio mystica) schildert, kann er es nicht besser tun, als unter dem Bilde der leiblichen Vereinigung, welche das Ich ins Du wandelt und das Du im Ich aufgehen läßt; mit demselben Worte, an das er (in der zu Anfang hervorgehobenen Schriftstelle) das Mysterium der Ehe angeknüpft hatte: 'Wie einer von einem geliebten Weibe umschlungen (priyayā striyā samparişvaktaḥ) nicht, was außen, weiß, — nicht, was innen: so auch weiß dieser (Menschen-) Geist (puruşa) von der Bewußtseinsseele umschlungen nicht, was außen, — nicht, was innen[3]).' Mit ekstatischer Begeisterung schilderte der weise yājñavalkya diesen Zustand, zu dem sich der Mensch im 'traumlosen Schlafe' aufschwingt: 'Ich bin dieses All[4]).' Denn erst die Liebe hebt den Widerspruch auf. Sie verbindet, was einst unerforschliche Götterweisheit geschieden, zum seligsten Bunde, welcher den mystischen Wonnen des Himmels zu aller Zeit Gleichnis und Vorahnung sein konnte.

Nun war der Mensch Adam genannt und blieb ihm dieser Name, auch nachdem das Weib von ihm genommen, welches als Eva bezeichnet wurde. Auch jener Urgeist oder Urmensch hatte den Namen puruşa, ein Wort, das eben den Geist und den Menschen, insofern er Geist ist, bezeichnet. Aber weiterhin bedeutet es den Mann — im Gegensatz zum Weibe. Schon die Sprache setzt den Mann in die Rolle des Geistträgers, des Menschen *κατ' ἐξοχήν*, ein. Denn ein Wort umfaßt die drei. Der puruşa war homo, und wenn er der Frau gegenüber gestellt wird, so ist die strī oder yoşā lediglich Trägerin der Geschlechtsfunktion, nur ens sexuale; bestimmt den Samen des Mannes zu empfangen und

---

[1]) S'atáp. Br. 10, 5, 2, 8 ardham u haitad ātmano yan mithunam; yadā vai saha mithunena atha sarvo 'tha kṛtsnaḥ; kṛtsnatāyai tad yat te dve bhavataḥ; dvandvaṃ hi mithunaṃ prajanam. — ātman 'Selbst' ist in ebendemselben Sinne das sichtbare (Körper) oder unsichtbare geistige Selbst (Geist) des Menschen wie *αὐτός* in Il. 1, 4 *αὐτοὺς δὲ ἑλώρια τεῦχε κύνεσσιν* und Od. 11, 602 *αὐτὸς μετ' ἀθανάτοισι θεοῖσι τέρπεται.* — Im weiteren Sinne ist auch der purohita (Hauspriester) des Fürsten dessen halbes Ich (Ait. Br. 7, 26, H. Oldenberg, Religion des Veda², Stuttgart 1917, 382), wie etwa Horaz (Od. 1, 3, 8) seinen Freund dimidium animae nennt.

[2]) S'atap. Br. 5, 2, 1, 10. S. auch M. Winternitz, Geschichte der indischen Literatur I (Leipzig 1908), 179. Siehe auch Mahābhr 1, 74, 40 (ebd. 321): die Gattin ist des Mannes Hälfte. jāya ehi, svo rohāva ity āha; ardho hi vā eşā ātmano yaj jāyā; tasmād yāvaj jāyām na vindate naiva tāvat prajāyate, 'sarvo hi tāvad bhavati; atha yadaiva jāyām vindate, 'tha prajāyate, tarhi sarvo bhavati. Ebenso 8, 7, 2, 3.

[3]) Bṛhadār. Up. 4, 3, 21.

[4]) aham evedam sarvo 'smi eb. 4, 3, 20.

Digitized by Google

das Kind zu gebären[1]). Und wenn im christlichen Abendlande die These aufgestellt werden konnte, mulieres homines vocitari non posse[2]), so war sie in den sprachlichen Begriffen begründet. Denn im sprachlichen Denken, das Wort und Sein zusammenlegte, konnte nimmermehr mulier zugleich homo (un homme) genannt werden (welches Wort auch Mensch bedeutet) und somit auch nicht sein[3]). Indessen ist dem Psycho- und Physiologen bekannt, daß im Menschen (wir sprechen jetzt vom puruṣa dem Manne) der weibliche Charakter nicht vollständig ausgeschieden ist. Der indischen Auffassung zufolge ist die rechte Körperhälfte die männliche, während die linke annoch ein weiblicher Teil des Mannes geblieben ist. Die linke Seite gilt als Träger des weiblichen Prinzips, nachdem offenbar aus ihr selbst das Weib genommen wurde[4]). Daher ist zur linken Seite des Mannes nach der religiösen und gesellschaftlichen Vorschrift der Platz der Frau[5]). Die rechte wird ausdrücklich als die stärkere bezeichnet[6]). Auf dem linken Schoße des Gottes Rāma sitzt daher Sītā[7]). Ein Knabe ferner wird geboren, wenn aus der rechten Brust Milch fließt[8]). Die Wirklichkeit der Beobachtung zeigt, daß die beiden Körperhälften des Menschen nicht nur ungleich geformt, sondern auch nach ihrer Kraft ungleich geartet sind. Nun ist das Auge das Licht des menschlichen Leibes, indem das Seelische des Innern, welches geheimnisvoll im Verborgenen ruht, sichtbar nach außen wird. In dem Auge erscheint die Seele des Menschen, im rechten Auge mit hellem, im linken mit mildem Glanze. Beide stellte man unter die Namen göttlicher Wesen, wie denn überhaupt der Mensch aufgebaut war aus den Kräften der geistig-natürlichen Welt. 'Indha fürwahr mit Namen ist der Mann (oder Geist puruṣa) im rechten Auge. Wiewohl dieser Indha ist, nennen sie ihn Indra auf geheime Weise. Denn die Götter lieben das Geheime und hassen das Offenbare. Aber das Geistartige (puruṣarūpam) im linken Auge ist seine Gattin Virāj.' Beide vereinigen sich im inneren Herzen des Menschen und machen die Ganzheit seines Wesens

[1]) Bṛhadār. Up. 6, 2, 12—13 (Deußen 507) = Chānd. Up. 5, 7 u. 8 (eb. 142), vgl. Bṛhadār. Up. 6, 4, 2 Der Mann (puruṣa) trägt in sich selbst das Selbst (ātmany ātmānaṃ bibharti). Wenn er den Samen in das Weib ergießt, so macht er, daß er geboren wird. Dann geht er ein in des Weibes Selbstwesen (ātma bhūyam), wie ein Glied von ihr selbst (svam angam) Ait. Up. 2, 1 – 2 (Deußen 19).

[2]) Gregorius von Tours, Hist. franc. 8, 20 Ein Jahrtausend später hat sie der Arzt Valens Acidalius aufgenommen in der Dissertatio nova, in qua mulieres homines non esse probatur (Wetzer-Welte, Kirchenlexikon² 12, 1241. Joh. Janssen, Geschichte des deutschen Volkes 6 (1888), 397.

[3]) Unbewußt mag diese in der Sprache begründete Vorstellung mitgewirkt haben zu der niedrigen Einschätzung der Frau.

[4]) Die 'Rippe' Adams als Seite: K. Ziegler 559.

[5]) S'atap. Br. 8, 4, 4, 11 (Winternitz 477).

[6]) 8, 2, 4, 19.

[7]) A. Weber, Die Rāmatapanīya-Upanishad, Abh. Kgl. Ak. Wiss. 1864 (phil. hist. Abh.) 278∼294.

[8]) Julius Jolly, Medizin (Grundriß der indo-arischen Philologie III, 10 Straßburg 1901) 51, vgl. 18. Auch sonst spielt rechte und linke Seite im Volksbrauche eine Rolle in Beziehung zum Geschlechte, vgl. S. 50 u. 59. — Vgl. die griechischen medizinischen Vorstellungen: Plut. De plac. philos, 5, 7 u. 11.

Digitized by Google

aus[1]). Anderwärts wird der weibliche Geist Indrāṇī genannt. 'Diese beiden (Indra und Indrāṇī) steigen in den Herzensraum und begatten sich; und wenn sie das Ende der Begattung erreichen, dann schläft der Mensch (puruṣa)[2]).' Der Geist aber des rechten Auges ist dem der Sonne verbunden, — ist vielmehr selbst der Geist der Sonne[3]). Als Inbegriff aller Sinneskräfte ist er deshalb auch Indra genannt[4]). Das linke Auge findet seine Entsprechung im Monde. Beide Augen entsprechen den Lichtern des Himmels[5]). Das rechte ist Licht (jyotis), das linke Glanz (tejas)[6]), wie auch der Mond nur das Licht der Sonne widerstrahlt[7]).

Ein Sonnenwesen ist der Geist des rechten Auges, der im linken wohnende ist nach indischer Vorstellung sein weibliches Gemahl[8]). Sie ergänzen sich beide zur Einheit. Auch die Trennung der Geschlechter hat nicht das weibliche Prinzip aus dem Manne gezogen. In seiner Seele ruht es. Sein Körper bewahrt den Nachklang, da die Natur die linke Hälfte des Leibes nicht in gleicher Stärke bildete. Außerhalb seiner selbst führt ein selbständiges Dasein, was einmal mit ihm vereinigt war. Die Kräfte lösten sich, strebten mit glühendem Verlangen sich zu verbinden und erhöhten und erlebten die eigene Art ihres Wesens, suchten die Zweitheit außer sich, bis in Einheit sich zusammenfügte, was geschieden war. 'Zwist' wandelt sich in Liebe.

Die Sonne tönt

(Nachtrag zu S. 91 ff.)

S. 93: In den Erinnerungen an Beethoven von Friedrich Kerst (Stuttgart o. J.) 2 S. 110 ist ein Erlebnis des Grafen Pocci erzählt, der, ohne ihn zu erkennen, eine Nacht mit Beethoven zusammenwohnte. In der Frühe des Morgens sah er den Fremden sich erheben und zum Ausgang rüsten. 'Lassen Sie sich nicht stören (sagte B.), schon graut der Morgen, sehen Sie nicht den rötlichen Streifen am Horizont?' — 'Allerdings, aber wir wollen ja beide ruhen!' — 'Was Ruhe, wenn die Sonne aufgehen will!' — 'Lassen wir sie aufgehen und schlafen wir!' — 'Hören Sie die Akkorde im Osten? Ich muß Ideen schöpfen.' Mit diesen Worten war mein Freund schon zur Tür hinaus, ich aber schlief in dem Gedanken ein, daß er nicht ganz bei Trost sei.

---

[1]) Bṛhadār. Up. 4, 2, 2–3. Von einem Geist im rechten und linken Auge spricht auch Em. Swedenborg, Auserlesene Schriften (Frankfurt 1776 bis 1777) 1, 129. Vgl. J. Kerner, Seherin von Prevorst (Reclam) 141. Winternitz S. 217.

[2]) 10, 5, 2, 9–11. S'atap. Br. 12, 9, 1, 12 gehören die beiden Geister der Augen dem Zwillingspaare der Aśvin (Dioskuren) an.

[3]) Z. B. Bṛhadār. Up. 2, 3, 5∼5, 5, 2.

[4]) S'atap. Br. 3, 4, 2, 15.

[5]) Mund. Up. 2, 1, 4. S'atap. Br 4, 2, 11∼7, 1, 2, 7. Blavatski 3, 461.

[6]) Kauṣ. Up. 4, 17–18. S'atap. Br. 7, 5, 2, 12.

[7]) Unermüdlich wird betont, daß die Sonne das oberste Licht des Weltalls ist. Sie ist die Führerin des Mondes S'atap. Br. 11, 5, 9, 10. Das Licht der Sonne geht in den Mond, so daß er nachts leuchtet. Kauṣ Up. 2, 12.

[8]) S'atap. Br. 10, 5, 2, 7f.

Digitized by Google

Der -ismus

von

Franz Dornseiff.

Die Wörter auf -ismus, Sozialismus, Bolschewismus, Imperialismus, Militarismus, Kapitalismus, Materialismus, Idealismus, Individualismus usw., haben in einer Weise überhandgenommen, daß ein Fremder meinen könnte, wir lebten davon, sie umzusetzen und zu verbrauchen. Deshalb soll dieses sprachliche Gebilde etwas beleuchtet werden, zumal die Wandlungen des -ismus aufschlußreich sind.

Die meisten Wörter auf -ismus bezeichnen eine geistige Richtung. Die damit geschaffenen Chiffern für Begriffe, die eine gewisse Rolle im Leben spielen, bedeuten sicher einen sprachlichen Fortschritt, eine Art Verkehrserleichterung. Es sind Apparate, die sich der Mensch für bestimmte Zwecke geschaffen hat. Aber sie bergen eine große Gefahr in sich. Ihnen entspricht keine wirkliche Sache, sondern sie sind Spielmarken, Schlagwörter, die zumal durch die Presse eine Wichtigkeit bekommen, die ihnen nicht gebührt. Jedes sich Entfernen von der Wirklichkeit hat seine Schattenseiten. Mit der Sprache stellt sich ganz unwillkürlich auch das Denken auf diese -ismen ein, als wären es Dinge, und ein zwangsläufiges Handeln läßt nicht mehr lang auf sich warten. Törichte Schlagwörter hat es immer gegeben, und unverstandene Fremdwörter wurden dabei bevorzugt. Moden verbreiten sich aller Vernunft zum Trotz. Aber das Wie hat dabei immer ein bestimmtes Gesicht.

Die Endung -ismus ist antik griechisch. Dort enden so die Hauptwörter zu irgend einem Verb, das meist auf *-ίζειν* ausläuft. Da gibt es nun zwei Klassen von -ismen, je nach dem Sinn des Verbs: Erstens Beleg oder Ergebnis von etwas: *λογίζειν* rechnen, *λογισμός* die Rechnung. *ὀστρακισμός* die Abstimmung mittels *ὄστρακα*. *παραλληλισμός* das Nebeneinanderstellen, *παροξυσμός* verschärfter Fieberanfall, *κατηχισμός* der Unterricht (der Täuflinge), *σολοικισμός* Verstoß gegen die Sprachrichtigkeit, *σχηματισμός* Gestalt, Haltung. Zu diesen statischen -ismen — so möchte ich sie einmal nennen — gehören von neueren: Latinismus, Gallizismus usw. als Niederschlag und Beleg der Sprachform, der in einer anderen Sprache wider die Sprachgesetze gehen würde; Organismus, Pleonasmus, Heroismus, Sophismus, Orgiasmus, Exorzismus. Dieser -ismus ist nicht weiter schlimm, wer Reinheit der Sprache liebt, wird ihn mit Recht mißbilligen.

Der zweite -ismus ist der kinetische, dynamische, der Richtungs--ismus, dem diese Zeilen hier besonders gelten. Er bezeichnet im Altertum ähnlich wie einige bereits erwähnte -ismen den krankhaften Zustand *μαρασμός*, *σπασμός* allgemeiner den Hang zu irgend etwas: *γαστρισμός* die Schlemmerei, *μηδισμός* perserfreundliche Gesinnung, also Vaterlandsverrat, *λακωνισμός* Hang zu lakonermäßigem Gehaben (das warf man in Athen den vornehmen reichen Jungen vor, die ihre Ohren immer in

Digitized by Google

verboxtem Zustand hielten, damit sie wie Champions aus der aristokratischen sportliebenden Spartanernation aussähen). Dieser -ismus wäre etwa mit -lertum, -elei wiederzugeben. Es wird darin abgelehnt die Absonderung vom Selbstverständlichen, Normalen, etwas Sektiererisches.

Eine geistige Richtung verkündigen, eine Bewegung in die Zukunft, in die zeitliche Unendlichkeit einleiten wollen, ein Programm aufstellen, das durch Umbildung der Menschheit womöglich auf gewaltsamem Weg verwirklicht werden soll, das ist etwas eminent Unantikes. Die griechischen Philosophen sind Weise, keine Reformer oder Weltverbesserer[1]). Stoiker, Epikureer, Kyniker, sie geben leise, teils drastische Anweisungen, wie man es anfangen soll, daß man weise lebt. Es gab eine platonische Schule, die Akademie, es gab platonische Philosophen, aber kein antiker Mensch hat je gesagt Platonismus. Man hat keine Richtung, man ist. Sehr aufschlußgebend und, wie gleich gezeigt werden soll, eine genaue Analogie zur modernen -ismus-Entwicklung ist es, wann und weshalb der Richtungs-ismus seine verschlechternde Kraft verliert. Er rückt da ein, wo die Sekte, die Abweichung vom Normalen das Starke, Zukunftsreiche, Selbstbewußte wird und der Hang zu etwas, die Richtung auf etwas ein gutes Gewissen bekommt: mit dem Eindringen der vorderasiatischen vergeistigten Religionen in Europa. Ἰουδαισμός steht stolz ausgesprochen 2. Makkab. 2, 21, und Χριστιανισμός wurde von den Kirchenvätern immer wieder als die große endgültige Welttendenz bekannt und begrifflich zu umgrenzen versucht. Viel mehr gibt es dergleichen Wörter im Altertum nicht.

Das wortbildende Bedürfnis, geistige Richtungsenergien, die man um sich sieht und in sich fühlt mit einer Wortform zu bezeichnen, ist unantik, nachchristlich, faustisch, ein modern europäisch-amerikanisches Phänomen. Aber mag es auch tief und tragisch im Wesen des nachchristlichen und germanischen Abendländers gegründet sein, daß er -istisch ist, der -ismus als Hauptausdrucksmittel ist denn doch etwas dürftig.

Zuerst ein Bedürfnis und am meisten mißbraucht war der -ismus in der Geschichtsschreibung der Philosophie. Jeder neugeschaffene Dualismus, Monismus, Ultilitarismus, Intellektualismus, Rationalismus, Traditionalismus, Empirismus, Okkasionalismus, Transzendentalismus, Solipsismus, Idealismus will wieder definiert sein. Der frühste ist meines Wissens Egoismus bei Spinoza, vor 1700 gibt es sicher nicht viel[2]). Schon der sprachliche Humanistenehrgeiz der Latein schreibenden Gelehrten ließ die fremde griechische Endung nicht überhandnehmen.

Einem Menschen einen -ismus nachzusagen ist im Grunde unfreundlich, absprechend, gelehrtenmäßig dünkelhaft. Man wirft dem betreffenden Zwangsläufigkeit, Unfreiheit des Denkens vor. Eine Richtung, Bahn, die als irrtümlich oder überschaubar einzuordnen ist, die man buchen kann.

---

[1]) Oswald Spengler, Der Untergang des Abendlandes, Wien und Leipzig 1918, S. 483.

[2]) Montaigne hat *pédantisme*.

Digitized by Google

Die verschiedenen Nationen unterscheiden sich im -ismus: wofür eine Nation einen -ismus hat und die andre nicht, kann einem manches sagen. Was ihnen lieb und teuer ist und ihnen nah geht, dem gaben sie bis vor kurzem keinen -ismus, christianisme, romantisme hat der Deutsche nicht. Humanismus, das Streben, wahrer Mensch zu werden, ist für den abstrakten umkrusteten musikhaltigen Deutschen eine Richtung. Für den Franzosen ist die damit gemeinte Sache etwas so unsagbar Selbstverständliches, daß er das Wort erst vor kurzem aus dem Deutschen entlehnt hat. Zum Humanismus haben die Franzosen die Antike als Hilfe nie nötig gehabt, darin sind sie selber antik genug. Anderseits würde man Voltaire etwas wegnehmen, wenn er *le christianisme* nicht als Ziel seines Witzes hätte. Etwas wie 'Christentum' wäre dafür nicht so brauchbar gewesen. Sehr bezeichnend ist auch *féminisme*, rein französisch. Also *les petites femmes* sind in eine Bewegung eingetreten, irgendwo im Ausland, so hört der Franzose: *ah, le féminisme.* Bei den Engländern ist die Frauenfrage über den -ismus-Bereich erhaben. Seit es eine Engländerin und einen *fellow* gibt, ist die Frauenfrage zugunsten der Miß mit *breach of promise*-Gesetz usw. entschieden. Was soll da noch ein -ismus? In Deutschland ist die Frau erst durch Ibsens Nora, die skandinavische Unverstandene, in Unruhe geraten, und es wird seitdem eifrig versucht ihr klarzumachen, daß sie in eine Bewegung eintreten muß. Die Revolution hat ihr zwar das Stimmrecht beschert, so wie jener zur Ohrfeige kam, aber — in Deutschland ist die Frauenbewegung unterhalb des -ismus.

Die Franzosen und Engländer als die Nationen, die eine ruhig gewachsene, von innen fest geprägte Form und Kontinuität der Gesellschaft und einen Standard des Denkens haben, sind zu ablehnenden -ismen besonders geneigt. Unter Leuten, wo man sich versteht, ist es so leicht, Dinge auf diese Weise erledigend abzutun, sie als *chimère*, *spleen*, Barbarei, nicht *gentlemanlike* festzunageln: *arrivisme*, *militarisme*, *pangermanisme*. Wo ist der z. B.? Er ist eine falsche Analogie zu Panslawismus. Schwerindustrielles Alldeutschtum, Gelüsten nach einer Erzgrube ist doch nichts, was man neben den mystischen Ausbreitungs- und Welterlösungsdrang des Dostojewski-Menschen als parallelen Begriff stellen könnte — was jetzt von Rußland kommt, ist das selbe umgekippt. Alldeutsche gab es, aber nur einen Propheten des Pangermanismus: Houston Stewart Chamberlain. Panslawismus, Pangermanismus — wie seltsam das schon nebeneinander aussieht, die Weltwelle und das giftige Pariser Angstsekret. Der Neueste ist bei den Franzosen *paludisme*, die Richtung in den bolschewistischen Sumpf hinein.

-ismen als lautes Bekenntnis des Trägers selbst wie Judaismos und Christianismos im Altertum sind heute der Imperialismus der Engländer (vom empire: Rhodes, Chamberlain, Kipling) und Amerikaner, im Kleinen der *sacro egoismo* der Italiener — bis in den Krieg hinein ein religiöser Glaube — und der Sozialismus nebst seinen Unterarten. Ferner die Vorschattungen dieser Weltstimmung einer intellektuellen Menschheit in den Ausklängen der bildenden Kunst des dritten Standes, die seit dem Sterben des Rokoko in -ismen lebte: Klassizismus, Eklektizismus, Im-

Digitized by Google

pressionismus, Futurismus, Kubismus, Expressionismus, (die beiden ersten geschichtliche Rubrikaufschriften, vom Impressionismus ab Losungen).

Das wäre die eine Seite. Es sind tatsächlich einige wenige wirklich gefüllte -ismen da, starke geistige Ströme. Imperialismus, Sozialismus, Impressionismus sind die ersten Bekenntnis-ismen. Mit den älteren geht das nicht: wer sagt, 'ich bin Idealist', läuft Gefahr, daß man ihm ernst die Hand auf die Schulter legt. Das darf man nur von andern sagen.

Gleichzeitig hat der -ismus einen Bedeutungswandel nach dem Maschinellen erfahren. Heute sind die -ismen riesige Lokomotiven, von denen das Stammwort ins Unendliche fortgerissen wird. Das rast dann, auf den öffentlichen Meinungen, losgelassen umher. Ich glaube, die erste -ismus-Maschine in diesem Sinne ist der Kapitalismus, das Kampfwort von Karl Marx. Hätte er (oder erst seine Anhänger?) Unternehmertum gesagt, die Sache wäre halb so schlimm geworden[1]).

Seitdem haben wir nicht bloß den elegant ablehnenden westeuropäischen -ism und -isme, sondern auch von der Philosophiegeschichte her in Massenherstellung den deutsch professoralen und schematischen -ismus. Eine Art Dienstweg durch Natur- und Geisteswelt. Es reißt bei uns immer mehr ein, daß Menschen, Handlungen, politischer literarischer künstlerischer Art, Bilder, Musikstücke, Bücher, Naturvorgänge als Beleg oder Ausfluß irgend eines -ismus betrachtet werden. So zieht sich immer dichter und engmaschiger ein Koordinatensystem von -ismen zusammen, das uns von der Wirklichkeit und dem Leben trennt und vieles mit seinem starren Mechanismus erstickt. Und durch die weitergebenden eiligen Zeitungsschreiber umgarnt das -istische Spinngewebe immer tiefere Volksschichten.

Die ganze Geschichte der Menschheit ist -istisch geworden, obwohl kein Mensch von 1750 gewußt hat, daß er einen -ismus tätigte. In der politischen Geschichte geht es vom antiken Republikanismus und Caesarismus über Byzantinismus, Feudalismus, Papalismus zum Individualismus der italienischen Renaissance, dann vom Konfessionalismus und Absolutismus zum Parlamentarismus und Konstitutionalismus und trotz Liberalismus und Ultramontanismus zum Imperialismus, Pazifismus und Sozialismus. In der geistigen Entwicklung vom Fetischismus, Animismus, Hylozoismus zum Platonismus, Aristotelismus, Stoizismus, Epikureismus, Skeptizismus über Synkretismus, Gnostizismus und Arianismus zum Katholizismus, vom Humanismus über Protestantismus, Puritanismus, Rationalismus, Deismus, Idealismus, Materialismus, Pessimismus, Agnostizismus zu Monismus, Relativismus, Okkultismus usw. Das selbe Bild in der Literaturgeschichte, wo der Naturalismus und Individualismus sich oft einstellt und — in den niederen Bereichen — der Primaner angehalten wird, in der Reifeprüfung auf die wirklich nicht leichte Scherzfrage 'was ist der Unterschied zwischen Schiller und Goethe?' zu ant-

[1]) Es gibt eine Abhandlung von Passow, Kapitalismus, Jahrbücher für Nationalökonomie 107 (1916) 433ff, die etwa 100 verschiedene Begriffsbestimmungen von Kapitalismus aufzählt (auch 1918 als Buch erschienen).

Digitized by Google

worten: Idealismus und Realismus (auch subjektiv und objektiv ist zugelassen). Man könnte die Beispiele ins Unendliche häufen, alles wird mit der selben Brühe übergossen und über den gleichen Leisten geschlagen. Jeder Redner, der in einer Volksversammlung von zwischengerufenen -ismen niedergeschrien wird, beschwere sich an der richtigen Stelle.

Darf ich die Revolution bitten, etwas gegen den -ismus zu tun?

Conrad Ferdinand Meyers 'Huttens letzte Tage' als Schullektüre

von

Karl Belau.

Fast auf allen Gebieten hat der lange Krieg verteuernd gewirkt, infolge des Mangels an Papier, der gestiegenen Arbeitslöhne und der Preiserhöhung für alle zur Herstellung der Einbände nötigen Stoffe auch die Bücher teurer gemacht. Aber er hat in dem Bestreben mancher Herausgeber und Verleger, unseren Soldaten im Felde billige, handliche Bücher zu bieten, uns auch manches schöne Buch zu erschwinglicherem Preise geschenkt. Wenn wir oft bedauert haben, manches wertvolle Werk der neueren Literatur im Klassenunterricht nicht verwenden zu können, weil es zu teuer war, nun können wir zugreifen und wollen uns die günstige Gelegenheit nicht entgehen lassen.

Conrad Ferdinand Meyer gehört zu den Dichtern, von denen wir bisher im Unterricht kaum etwas bieten konnten, abgesehen von einzelnen Gedichten, weil jeder Band seiner Werke etwa fünf Mark kostete, ein Preis, den man den Schülern neben dem, was sonst noch gelesen wurde und gekauft werden mußte, nicht zumuten konnte. Porger hat freilich in seiner Sammlung moderner Prosa in einem Bändchen neben Storms Söhnen des Senators, Raabes Else von der Tanne und Adolf Sterns Flut des Lebens von Meyer die Erzählung Gustav Adolfs Page gebracht (bei Velhagen und Klasing 1,30 ℳ) und es uns ermöglicht, den Schülern einen Begriff von Meyers reifer Darstellungskunst zu geben.

Die drei letztgenannten Erzählungen bilden übrigens eine sehr wertvolle Ergänzung zur Lektüre von Schillers Wallenstein. In allen dreien schafft der dreißigjährige Krieg den Hintergrund. Die Schlacht am weißen Berge, die das Geschick Friedrichs V. von der Pfalz entscheidet, greift entscheidend in ein Menschenschicksal ein, das aus der Stille des Waldes in die Flut des Lebens und ins Verderben gerissen wird. Der Aberglaube der Zeit, der als Sternenglaube Wallensteins Entschlüsse beeinflußt, mit seiner Entartung im Hexenwahn wird einem gehetzten, armen Menschenkinde, Else von der Tanne, zum Verhängnis. Die Persönlichkeit Wallensteins selber tritt in der Erzählung Gustav Adolfs

Digitized by Google

Page von C. F. Meyer dem Schwedenkönige gegenüber. Wir sehen ihn vor Nürnberg zu Besuch bei seinem großen Gegner und verfolgen neben Gustav Adolf bis zu dessen Tode bei Lützen das Geschick des Pagen Leubelfing.

Die hohe Prosakunst C. F. Meyers, die hier in der Novelle das Schicksal eines Pagen durch feine Fäden mit dem Geschick des Schwedenkönigs verknüpft, wird mit ihrer knappen Kraft und ihrer malerischen Anschaulichkeit ihre Wirkung nicht verfehlen. Gegenüber der Formlosigkeit, die in Vers und Prosa mit dem Anspruch, als Kunst zu gelten, vorübergehend das Feld zu beherrschen suchte, muß die kristallene Klarheit C. F. Meyers mit ihrer gehaltenen Kraft immer wieder vorbildlich wirken.

Das gilt ebenso von zwei Werken, die Meyers Verleger Haessel uns allen in einer billigen Feldausgabe geschenkt hat. Es ist das die heitere Novelle der Schuß von der Kanzel mit einem Anhange von 22 Gedichten Meyers in einem Bändchen für 60 ₰ und Huttens letzte Tage in einem zweiten für 1 ℳ.

Die Erzählung der Schuß von der Kanzel, in der das Spiel mit der Waffe und der unfreiwillige Schuß in der Kirche zunächst unseren Feldgrauen draußen mitten in all dem mordenden Schießen eine heitere Stunde schaffen soll, wollen wir uns auch für den Unterricht nicht entgehen lassen. Es kann auch uns nicht schaden, wenn ein paar fröhliche Minuten die ernste Stimmung unterbrechen, die uns von Monat zu Monat stärker packt.

Für den Ernst mag dann wieder der flüchtige, auf der Insel Ufenau landende Hutten sorgen. Aus der Stimmung des Jahres 1870 erwachsen, wird die Dichtung in diesem so viel gewaltigeren Kriege ein starkes Echo wecken. Freilich stellt sie an die Aufnahmefähigkeit der Schüler nicht geringe Anforderungen.

In seiner Form der fünfhebigen Zweizeiler ist das Werk so schlicht wie möglich. Aber diese Form nötigte Bild und Gedanken zu gedrängtester, inhaltreichster Knappheit. Der Dichter ist hierin geradezu vorbildlich für jedes Bemühen um beherrschten Ausdruck. Hier umkleidet nicht eine Fülle von Worten einen kurzen Gedanken, sondern ein Reichtum an Gedanken findet in knappen Worten eine enge Fassung.

Anscheinend reihen sich diese Zweizeiler ohne rechte Folge aneinander, und doch beherrscht das Ganze ein durchdachter Plan. Von der Landung auf der Insel, wo die Konsultation bei dem Pfarrer und Arzte mit der Vorschrift:

> Vergesset, Ritter, was die Welt bewegt
> Und Euch in jeder Fiber aufgeregt!
>
> In dieser Bucht erstirbt der Sturm der Zeit:
> Vergesset Hutten, daß Ihr Hutten seid! —

den Dichter von seiner Unheilbarkeit überzeugt:

> — Freund, was du mir verschreibst, ist wundervoll:
> Nicht leben soll ich, wenn ich leben soll! —

führt den im Grase Lagernden die Erinnerung zurück in die Vergangenheit. Aber auch dies Vergangene wird uns durch die Kunst der Dar-

Digitized by Google

stellung zu lebendigster Gegenwart so gut wie das, was durch Besuche und Briefe von dem bewegten Meer der Welt draußen in einzelnen Wellen in die Einsamkeit des Genesung Suchenden in seinen letzten Tagen hinüberflutet. Noch einmal geht er selber von seinem Ithaka unter Menschen, um dann aus Paracelsus' Munde das erwartete Todesurteil zu hören. Dämonen erscheinen ihm, und dann gehts ans Sterben, das dem Siechen sein kürzlich verblichener Freund Sickingen ankündigt.

In diesem Rahmen, der Huttens vergangene Jahre und seine letzten Tage umschließt, wird uns wie in einem wechselvollen Traume die Welt lebendig, in der Hutten mit scharfem Schwert und wehrhafter Feder seine junge Kraft verbrauchte.

Wie in Gottfried Keller rang auch in C. F. Meyer auf dem Wege zu einem Lebensberuf der Maler mit dem Dichter. In seiner Dichtung spüren wir die gegenständliche Anschaulichkeit des Künstlers, die mit wenigen Strichen uns die von ihm gesehene Welt vor die Seele stellt. Und was wird da alles vor unseren staunenden Augen lebendig!

Wenn wir mit dem Gedanken, uns im deutschen Unterricht nicht bloß auf literarische Stoffe zu beschränken, sondern auch aus anderen Gebieten, z. B. dem der bildenden Kunst, herbeizuziehen, was in seiner Gesamtheit dem aufnehmenden Schüler eine Kultureinheit bietet, wenn wir mit diesem Gedanken Ernst machen wollen, so werden wenig Werke dazu geeigneter sein als C. F. Meyers Hutten.

Die Zeit des über die Scholastik siegenden Humanismus, der Wiedergeburt der Antike, des Erwachens der Einzelpersönlichkeit, die ihrer Besonderheit und auf religiösem Gebiete ihrer eigenen Verantwortlichkeit tiefer bewußt wird, die Zeit höchster künstlerischer Tätigkeit, von der Hutten selber sagt: es ist eine Lust zu leben! — blickt uns mit lebendigen Zügen wie aus langem Traume erwacht sprechend an.

Dem auf der Ufenau einkehrenden Gaste will der Pfarrer die kahle Kammer schmücken und heftet an die Wand Dürers Ritter, Tod und Teufel, indem er selber in dem Ritter den streitbaren Dichter sieht. Lächelnd nimmt Hutten die Deutung an und setzt sie mit Beziehung auf den Tod und Teufel fort:

> Dem garst'gen Paar, davor den Memmen graut,
> Hab immerdar ich fest ins Aug' geschaut.
>
> Mit diesen beiden starken Knappen reit'
> Ich auf des Lebens Straßen allezeit,
>
> Bis ich den einen zwing' mit tapferm Sinn
> Und von dem andern selbst bezwungen bin.

Und beginnen die Zweizeiler, die Erasmus gelten, mit den Worten:

> Frau Schwermut setzt sich heute neben mich
> Und raunt mir zu: Die Menschen hassen dich . . .,

so tritt Dürers Melancholie mit ihrem in die Weite schweifenden Blick vor unser Auge.

Mit welcher Anschaulichkeit ist dann das Bild des Erasmus gezeichnet!

Digitized by Google

Die Satyrmaske, lege sie beiseit —
Ein offnes Antlitz will die große Zeit! —

Du kneifst die Lippen — bist du unser? sprich!

so drängt der streitbare Dichter den zurückhaltenden Gelehrten zur Entscheidung.

Mit den Worten:

Dein schlaues Auge blickt mich spöttisch an?
Vale, Erasme! — Tot und abgetan!

spricht er dem eine offene Stellungnahme Meidenden das Urteil.

Diesen Erasmus hat C. F. Meyer mit den Augen Holbeins gesehen. Der spöttische, kühle, überlegene Blick, die zusammengekniffenen Lippen sind Züge aus dem Erasmusbildnis von Holbeins Meisterhand. So wird der Humanist, der mit und gegen Hutten gekämpft hat, lebendig wie der Ritter selber.

Gegenüber dem vorsichtigen, zurückhaltenden Erasmus, der den gescheuchten Dichter von seiner Tür weist, Zwingli, der ihn aufnimmt und ihm zu der Zufluchtsstätte auf der Ufenau verhilft! Der Zwingli, der als zehnjähriger Knabe in Tränen ausbricht, als er zum erstenmal einen Säemann das Brot des lieben Gottes streuen sieht, — wieder ein Holbein, aber was für ein anderes, ruhiges, offenes Gesicht!

In der Schilderung Leos X. erkennen wir das Florentiner Bildnis dieses Papstes mit den beiden Kardinälen von der Hand Raffaels, den Hutten folgendermaßen mahnt:

Du malest, Raphael, zu seinem Glanz? —
Mal ihm zur Warnung einen Totentranz,

Damit der Unfehlbare nicht vergißt,
Daß er, wie wir, ein armer Sünder ist!

So ragen mit Dürer, Holbein und Raffael in die Welt Huttens drei große Künstler hinein, die seinem Empfinden vertraut sind und mit denen auch uns lebendig wird, was sie mit Stift und Pinsel für die Augen ihrer Zeit und die der Zukunft festgehalten haben.

Neben Zwingli erscheint Luther, durch dessen deutsche Übersetzung dem ritterlichen Dichter die Bibel zum Erlebnis wird. Die Zeilen:

Auf einer grün umwachsnen Burg versteckt,
Hast du die Bibel und das Deutsch entdeckt

fassen in knappster Weise das Äußere der Lutherschen Tat zusammen; sein innerstes Wesen kann man nicht kürzer und treffender würdigen als mit den Worten:

Je schwerer sich ein Erdensohn befreit,
Je mächt'ger rührt er unsre Menschlichkeit.

Er brach in Todesnot den Klosterbann,
Das Größte tut nur, wer nicht anders kann.

Der Bewegung der Reformation tritt die Gegenreformation in der Gestalt Loyolas gegenüber, der als Pilger vorübergehend Gast auf der Ufenau ist. Der gespenstische Eindruck des Spaniers, dessen verzückte

Digitized by Google

Askese der kranke Hutten in einer Gewitternacht zwischen Schlaf und Wachen miterlebt, wirkt im Licht der fahlen Blitze noch unheimlicher. Wie eine Vision zieht der Fremde an Huttens Auge vorüber, der selbst kaum weiß, ob die Erscheinung Traum oder Wirklichkeit war.

Hinein in die Einsamkeit der Ufenau dringt auch die Kunde von der neuen Lehre des Thorner Chorherrn Kopernikus:

Ein Kreis von Pilgern ists, der uns umringt,
Von denen jeder sanft den andern zwingt,

Und unser Sternlein ist in dieser Schar
Wohl einer der geringsten Pilger gar.

Wir nahmen Welt und Himmel uns zum Raub,
Wir wähnten uns das All' und sind ein Staub.

Aber auch dieses neue Geheimnis, das den Menschen zur Erkenntnis seiner Winzigkeit bringt, ficht den streitbaren Hutten nicht an; er zieht für sich daraus einen Schluß, der seinem bisherigen Leben entspricht:

Erst dien' ich aus auf Erden meine Zeit,
Und bin ich dannzumal nicht dienstbefreit,

Verteilt man auf den Sternen neues Leh'n, —
Wohlan! ich denke meinen Mann zu stehn.

Indem die neue Anschauung von der Umdrehung der Erde um die Sonne in Huttens Seele lebendig wird, tritt sie wie alles, was seinen Geist berührt, in die durch seine Gestalt verkörperte Kultureinheit der beginnenden neuen Zeit.

So ists auch mit Ariost, dem Dichter des Rasenden Roland, in dessen Mären Hutten eine Ähnlichkeit mit seinem eignen Dichten erkennt, wenn er sagt:

Was ich befehdet mit des Herzens Kraft,
Zerstörst du mit des Schmerzes Meisterschaft.

Und er vergleicht sich mit Dante, der wie er selber das Brot der Fremde essen mußte.

Neben den Schöpfern einer gesteigerten Kunst, einer lebendigeren Religiosität, einer gewandelten Erd- und Weltanschauung erscheinen auch Vertreter der Politik der Zeit. Vorüber schreiten Herzog Ulrich von Württemberg, der Huttens Vetter Hans gemordet hat, und Franz von Sickingen, der mit dem schwäbischen Bunde ihn aus seinem Lande vertreibt, Erzbischof Albrecht von Mainz, der junge Kaiser Karl V., dem Hutten in Brüssel erwartungsvoll entgegensieht und von dem er sich enttäuscht abwendet, und König Franz I. von Frankreich. Und dahinter die Scharen der Schweizer und Landsknechte, die unbekümmert jedem dienen, der sie gut bezahlt. Ingrimmig schilt der Dichter:

Nichtswürdig eine Freiheit, die vergißt,
Was sie der Reichesehre schuldig ist!

Und dann spricht er doch die feste Hoffnung aus:

Geduld, es kommt der Tag, da wird gespannt
Ein einig Zelt ob allem deutschen Land.

Digitized by Google

Am erzbischöflichen Hofe zu Mainz erscheint der Zauberer Faust und in seinem Banne Helena . . . Vergangenheit!

Die Tage Huttens gehen zu Ende. Der aus Mariä-Einsiedeln stammende Paracelsus spricht dem Kranken, dessen feines Ohr es nicht hören soll, das Urteil: Hier ist ein edles Organon zerstört. Der Dichter, der vorher schon einmal aus den Gegensätzen seines Denkens und Tuns die Summe gezogen:

> . . . das heißt, ich bin kein ausgeklügelt Buch,
> Ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch,

schreibt, dem Ende nahe, seine Beichte mit einem vielfachen 'Mich reut' nieder und faßte sie zusammen in den Satz:

> Mich reut, — ich beicht' es mit zerknirschtem Sinn, —
> Daß nicht ich Hutten stets gewesen bin! —

Er kommt sich vor wie Hartmanns Armer Heinrich, den er noch einmal liest, mahnt Freund Holbein, ihn, den sterbenden Dichter, in seinen Totentanz aufzunehmen, und findet auf seinem Schmerzenslager Trost und Fassung im Anschauen des Kreuzes:

> Je länger ich's betrachte, wird die Last
> Mir abgenommen um die Hälfte fast.
>
> Denn statt des einen leiden unser zwei:
> Mein dorngekrönter Bruder steht mir bei.

Gefaßt tritt Hutten die letzte Reise an. Wie ihn ein Boot zur Ufenau geführt, meint der Dichter, das Eiland im Boote zu verlassen:

> Ein einz'ler hagerer Ferge rudert dort . . .
> Schiffer! Hieher! Es will ein Wackrer fort!

Der Wandermüde ruft selber, freiwillig, den Fährmann, mit dem er die letzte Fahrt antreten will. Er läßt sich nicht nötigen, nicht zwingen:

> Leb wohl! Gib frei! Leb wohl! Ich spring ins Boot . . .
> 'Fährmann, ich grüße dich! Du bist — der Tod.'

Das Ende der Dichtung kehrt zum Anfang zurück, es schließt sich der Kreis: Fahrt und Rückfahrt.

Dies Erstlingswerk des damals 46jährigen Dichters ist von einer Reife, wie sie nur das Denken und Fühlen eines längeren Lebens zeitigen kann. Die letzten Tage sturm- und drangvoller Jahre bringen nicht die bewegte Entwickelung bejahender und verneinender Anschauungen in ihrem Widerstreite, sondern das Ergebnis ringender Gedanken in oft fast inschriftlicher und darum unvergänglicher Prägung.

Als Ganzes: Das Werden einer neuen Kultur zusammengefaßt in einer Persönlichkeit, die selber kraftvoll wirkend die Kräfte der Zeit auf sich wirken läßt und sich mit ihnen auseinandersetzt. Indem wir Huttens Erleben nacherleben, wird die in seinen letzten Tagen sich zusammendrängende Kultureinheit uns zum Erlebnis. Das wollen wir uns und denen, deren Erleben wir leiten, nicht entgehen lassen.

Digitized by Google

Zum Prometheusproblem

von

Nestorius Uhlmann.

Seitdem E. Bethe in seinem Prolegomena zur Geschichte des griechischen Theaters S. 158 das Prometheusproblem wieder aufgenommen und als Zentralproblem für die Theaterfrage und die Geschichte der griechischen Tragödie hingestellt hat, haben Wackernagel (Progr. Göttingen, 1904, Studien z. griech. Perfektum, S. 11) und Franz Niedzballa (diss. Berol. 1913) wichtiges Material beigetragen, um zu erweisen, daß der Prometheus in der überlieferten Form unäschyleisch ist. Gercke (Zeitschr. f. Gymnasialwesen, Berlin 1911, LXV S. 164ff.) hat sogar zu zeigen versucht, daß die Tragödie überhaupt nicht von Äschylus, stamme. Neuerdings hat E. Bethe nochmals seine Stellung zu der Frage kurz angedeutet in Ber. d. Sächs. Ges. d. Wiss. 1919, 71. Bd. 1. Heft S. 27 Anm. 2, und dabei auf ein bisher noch unbenutztes Mittel der relativen Datierung hingewiesen: die Untersuchung der Klangfiguren.

In der Tat haben sich mir gelegentlich einer eingehenden Untersuchung der Klangmittel des Euripides und ihrer Vergleichung mit denen der beiden älteren Tragiker einige neue Argumente dafür ergeben, daß der Prometheus in der uns überlieferten Form nicht von Äschylus stammen kann. Das Stück zeigt an vier Stellen eine Klangtechnik, für die sich aus den übrigen äschyleischen Dramen einschließlich der Fragmente keine weiteren Beispiele beibringen lassen, die sich aber in den sophokleischen und namentlich euripideischen Tragödien durch wenn auch nicht viele, so doch ausreichende Parallelen nachweisen läßt. — Es sind folgende Stellen:

1. Vs. 978.

νοσοῖμ' ἄν, εἰ νοσῆμα τοὺς ἐχθροὺς στυγεῖν.

Dieser Vers enthält eine zwar nicht sehr starke, aber doch eigentümliche und seltene Wiederholung. Läßt man die Situation, in der die Wendung gesprochen wird, und ihren Zweck beiseite, so wird man das Wesen einer solchen Wiederholung folgendermaßen definieren müssen: der Begriff, auf dem ein besonderer Nachdruck liegt, wird herausgehoben und zum Gegenstand einer reinen Sentenz gemacht.

Etwas derartiges findet sich bei Äschylus sonst nirgends; die Dramen des Sophokles bieten nur ein Beispiel:

Antig. 1326: *κέρδη παραινεῖς, εἴ τι κέρδος ἐν κακοῖς.*

Mehr Belege lassen sich dagegen aus den späteren euripideischen Tragödien dafür beibringen:

Tro. 1170: *μακάριος ἦσθ' ἄν, εἴ τι τῶνδε μακάριον*

Hel. 27: *τοὐμὸν δὲ κάλλος, εἰ καλὸν τὸ δυστυχές*

Digitized by Google

Phoen. 524/5: εἴπερ γὰρ ἀδικεῖν χρή, τυραννίδος πέρι
κάλλιστον ἀδικεῖν.

Or. 1043: τέρπου κενὴν ὄνησιν, εἰ τερπνὸν τόδε
θανάτου πέλας βεβῶσι περιβαλεῖν χέρας.

Nach der oben gegebenen Definition wird man auch die Fälle mit hierher stellen müssen, in denen die Sentenz nicht hypothetisch, sondern kausal angeschlossen ist, z. B.

Hel. 275/6: δούλη καθέσιηκ' οὖσ' ἐλευθέρων ἄπο
τὰ βαρβάρων γὰρ δοῦλα πάντα πλὴν ἑνός.

560: ὦ θεοί· θεὸς γὰρ καὶ τὸ γιγνώσκειν φίλους.

Auch solche Beispiele fehlen bei Äschylus und Sophokles. Wendungen wie z. B.

Äsch. Pers. 648/9: ἦ φίλος ἀνήρ, φίλος ὄχθος,
φίλα γὰρ κέκευθεν ἴδη

Soph. El. 273/4: ξὺν τῇ ταλαίνῃ μητρί, μητέρ' εἰ χρεών
ταύτην προσαυδᾶν.

tragen zwar auch sentenzartiges Gepräge, doch tritt in ihnen die Beziehung auf den einzelnen Fall viel zu konkret hervor, als daß man sie ohne weiteres mit Prom. 978 zusammenstellen könnte. Aber auch solche Wendungen sind bei Äschylus selten, und sie finden sich mit Ausnahme von Pers. 648/9 wiederum nur im Prometheus: 262, 312, 335, 344. Beispiele für Sophokles: El. 1361; Trach. 26/7, 64; für Euripides: Med. 465/6; Tro. 467, 774; Herc. 174; Hipp. 483/4; Hel. 125, 952; El. 300; Phoen. 618, 620, 1620/1.

2. Vs. 970—2.

ΠΡ. οὕτως ὑβρίζειν τοὺς ὑβρίζοντας χρεών.

ΕΡ. χλιδᾶν ἔοικας τοῖς παροῦσι πράγμασι.

ΠΡ. χλιδῶ; χλιδῶντας ὧδε τοὺς ἐμοὺς ἐγὼ . . .

Eine solche Wiederholung innerhalb dreier Verse, verbunden mit der in Stichomythien geläufigen Wiederholung von Vers zu Vers, kommt in den Stichomythien des Äschylus sonst nicht vor.

In den äschyleischen Stichomythien ist ja überhaupt die Wiederholung innerhalb des selben Verses selten. Wo sie auftritt, steht sie regelmäßig vereinzelt, nie so kurz hintereinander wie hier 970 und 972, und ohne engen Zusammenhang mit der Wiederholung von Vers zu Vers; vgl. z. B. Suppl. 512, 921; Pers. 728 (die ganze Stichomythie 715 bis 728 hat sonst keine Wiederholungen); Sept. 261, 1054; Ag. 545; Eum. 435, 602, 716. Auch in den am stärksten mit Wiederholungen ausgestatteten Stichomythien des Äschylus: Sept. 1047ff. und Choe. 907ff. handelt es sich — abgesehen von dem ziemlich isoliert stehenden Paregmenon Sept. 1054 — um die Wiederholung von Vers zu Vers.

Bei Sophokles finden sich dem angeführten Beispiel aus Prometheus entsprechende Wiederholungen schon ziemlich häufig; z. B.

Digitized by Google

Ai. 1128 *ΜΕ θεὸς γὰρ ἐκσῴζει με, τῷδε δ'οἴχομαι*
ΤΕΥ μὴ νυν ἀτίμα τοὺς θεούς, θεοῖς σεσωσμένος.

Vgl. ferner: Antig. 545/6; El. 790/1, 795/6; Phil. 816, 1244—6.

Noch häufiger ist eine derartige Wiederholung in den Dramen des Euripides anzutreffen, in deren Stichomythien ja überhaupt die Wiederholung innerhalb des selben Verses viel ausgiebiger verwandt ist als in den Stichomythien der beiden älteren Tragiker; vgl. z. B.

I. A. 657—9 *ΑΓ. θέλω γε· τὸ θέλειν δ'οὐκ ἔχων ἀλγύνομαι.*
ΙΦ. ὀλοῖντο λογχαι . . .
ΑΓ. ἄλλους ὀλεῖ πρόσθ' ἁμὲ διολέσαντ' ἔχει.

Ähnlich: Med. 333/4; Hipp. 327/8, 334/5; Herc. 616/7, 1133/4; Ion. 285/6, 1407/8; Tro. 629/30, 719/20; Phoen. 388/9; Or. 441/2, 736/7, Ba. 962/3; El. 672/3; I. A. 668/9.

Daß im Gespräch der eine des öfteren ein Wort des andern aufnimmt, ist durchaus natürlich. Daher sind die Wiederholungen von Vers zu Vers in der Stichomythie nicht als ein besonderes rhetorisches Kunstmittel anzusehen. Wenn dagegen, wie hier, Prom. 970—2, zweimal kurz hintereinander innerhalb des selben Verses ein Wort wiederholt und mit dieser Wiederholung die Wiederholung von Vers zu Vers verquickt wird, so verrät das eine äußerst kunstvolle rhetorische Klangtechnik. Daß man dies Kunstmittel bei Sophokles und Euripides öfters, bei Äschylus hingegen nur dies eine Mal im Prometheus trifft, dürfte im Verein mit den unter 1. und im folgenden unter 3. und 4. erörterten Eigentümlichen des Prometheus ein neues Argument für die Ansicht der Gelehrten sein, die den Prometheus in der überlieferten Form für unäschyleisch halten.

3. Vs. 887.

ἦ σοφὸς ἦ σοφός.

Eine solche Anadiplosis ist bei Äschylus sonst nirgends anzutreffen. Bei Sophokles wird nur zweimal eine ganz kurze Frage verdoppelt: Phil. 135 *τί χρὴ τί χρή* und El. 675 *τί φῂς τί φής*. Bei Euripides aber finden sich kurze Sätze ziemlich häufig in Anadiplosis; z. B. Hik. 73/4; I. T. 869 70; Phoen. 1726; Ba. 68, 83 usw. Ein Fall wie Ba. 152: *ὦ ἴτε Βάκχαι ὦ ἴτε Βάκχαι* steht auch bei Euripides einzig da.

4. Vs. 386/7.

ἔα με τῇδε τῇ νόσῳ νοσεῖν | ἐπεὶ
κέρδιστον εὖ φρονοῦντα μὴ φρονεῖν δοκειν.

Die Klangfülle dieser Verse übertrifft bei weitem alles, was sich sonst an starken Klangwirkungen in den Dramen des Äschylus findet. Man vergleiche diese Stelle etwa mit

Ag. 1535/6: *δίκην δ'ἐπ' ἄλλο πρᾶγμα θηγάνει βλάβης*
πρὸς ἄλλαις θηγάναισι Μοῖρα

Digitized by Google

Choe. 145/6: *ταῦτ' ἐν μέσῳ τίθημι τῆς καλῆς ἀρᾶς,*
κείνοις λέγουσα τὴν κακὴν ἀράν

309/10: *ἀντὶ μὲν ἐχθρᾶς γλώσσης ἐχθρά*
γλῶσσα τελείσθω

ferner Choe. 312, Eum. 47—9.

Auch die Dramen des Sophokles weisen nichts Ähnliches auf. Stellen wie:

Ai. 738/9: *βραδεῖαν ἡμᾶς ἆρ' ὁ τήνδε τὴν ὁδὸν*
πέμπων ἔπεμψεν ἢ 'φάνην ἐγὼ βραδύς

Ant. 815/6: *οὔτ' ἐπινύμφειος πώ με τις ὕμνος*
ὕμνησεν, ἀλλ' Ἀχέροντι νυμφεύσω

Ai. 666/7: *τοι γὰρ τὸ λοιπὸν εἰσόμεσθα μὲν θεοῖς*
εἰκεῖν | μαθησόμεσθα δ'' Ἀτρείδας σέβειν.

ferner: Ai. 1085/6, 1089/90; Ant. 898/9 und sogar:

O. T. 609/10: *οὐ γὰρ δίκαιον οὔτε τοὺς κακοὺς μάτην*
χρηστοὺς νομίζειν οὔτε τοὺς χρηστοὺς κακούς

618/9: *ὅταν ταχύς τις οὐπιβουλεύων λάθρᾳ*
χωρῇ, ταχὺν δεῖ κἀμὲ βουλεύειν πάλιν

(die gleichen Worte an denselben Versstellen!)

Phil. 1369—72: *ἃ κακῶς αὐτοὺς ἀπόλλυσθαι κακοὺς*
χοὕτω διπλῆν μὲν ἐξ ἐμοῦ κτήσει χάριν,
διπλῆν δὲ πατρός, κοὐ κακοὺς ἐπωφελῶν
δόξεις ὅμοιος τοῖς κακοῖς πεφυκέναι.

haben einen bedeutend schwächeren Klang. In einzelnen dieser Beispiele ist zwar die Häufung von Wiederholungen ebenso stark oder sogar stärker; aber es fehlt die klangliche Bindung dieser Wiederholungen, die Prom. 386/7 durch den geradezu aufdringlich wirkenden Reim *-ειν* (dreimal) erzielt wird. In anderen Beispielen ist umgekehrt ein wirkungsvoller Klang durch Homoioteleuton und Reim vorhanden, nicht jedoch die schärfer ins Ohr fallenden Wiederholungen.

Erst in späteren euripideischen Dramen finden sich, wenn auch selten, analoge Klangwirkungen zu Prom. 386/7, z. B.

Phoen. 461—4: *ὅταν φίλος τις ἀνδρὶ θυμωθεὶς φίλῳ*
εἰς ἓν συνελθὼν ὄμματ' ὄμμασιν διὸ τῷ

ἐφ' οἷσιν ἦκει, ταῦτα χρὴ μόνον σκοπεῖν
κακῶν δὲ τῶν πρὶν μηδενὸς μνείαν ἔχειν

Or. 665—8: *τοὺς φίλους*
ἐν τοῖς κακοῖς χρὴ τοῖς φίλοισιν ὠφελεῖν

ὅταν δ' ὁ δαίμων εὖ διδῷ τί δεῖ φίλων;
ἀρκεῖ γάρ αὐτὸς ὁ θεὸς ὠφελεῖν θέλων.

Digitized by Google

MITTEILUNGEN

Jahresabschied 1919

Der sogenannte 'Friede' dieses Jahres hat auch in Erziehung und Unterricht uns den unseligen Verlauf des Krieges schmerzlicher fühlen lassen, als mit allen ihren Opfern und Entbehrungen die Kriegsjahre selber. Zwar haben in unsern Reihen die Lücken, die der Krieg gerissen, sich allmählich wieder gefüllt, aber von ungestörtem und friedlichem Zusammenarbeiten sind wir noch weit entfernt. Vor den Toren der Schule bitten um Arbeit Scharen jüngerer Anwärter, dazu Hunderte von älteren Mitarbeitern, die in den Ost- und Westmarken des Reichs oder an Auslandsschulen Hüter und Förderer deutschen Geisteslebens waren, jetzt aber, wer weiß auf wie lange Zeit, ihrer gesegneten Tätigkeit, ihrer Nahrung und Habe, besonders grausam auch ihrer Bücher beraubt sind. Und die Heimgekehrten finden nun hier alles in voller Gärung.

An Selbstkritik, neben aller Selbstverherrlichung im Tone des Buches Michael, hat es bei uns nie gefehlt; aber jede Revolution hat das natürliche Bedürfnis, alles bisher Bestehende, als von Grund auf verkehrt und verrottet darzustellen. Und nun hebt in Versammlungen und Flugschriften ein wahres Organisationsfieber an. Die Zahl der Schulaufbaupläne mag in die Hundert gehn.

Da es sich vorwiegend um einen von der herrschenden Zeitströmung geforderten, möglichst lange gemeinsamen Unterbau für sämtliche Schulen handelt, darum Einheitschule genannt, so ist für das Gymnasium der gegebene Führer Karl Reinhardt, der Schöpfer des Frankfurter Reformgymnasiums, mit dem Lateinanfang in U III und dem Beginn des Griechischen in U II. Er hat aber nicht bloß einen Rahmen hergestellt: das innerhalb der Organisation sich abspielende Leben hat er, unterstützt von ebenbürtigen Genossen, didaktisch in einer Weise durchgearbeitet, wie nie ein anderer vor ihm. Nur wer es ihm hierin gleichtäte, dürfte sich mit einem neuen Plan neben ihn stellen. Inzwischen wird es gestattet oder geboten sein, die Frage zu erörtern, ob der Plan des Goethegymnasiums sich zu allgemeiner Einführung eignet. Früheren, zum Teil gehässigen Angriffen durfte Reinhardt mit schweigen-

Digitized by Google

der Verachtung begegnen. Schwereren Bedenken[1]) aber unterliegt der neue Vorschlag, die von vornherein auf das praktische Leben zugeschnittene Mittelschule in den untersten 2—3 Jahrgängen durchweg als Brücke zwischen Volks- und Gelehrtenschule dienen zu lassen[2]). Die Gefahr, daß die Elementarisierung der unteren Stufen auf die oberen hinübergreife, erscheint nicht gering, selbst wenn zwischen Mittelschule und Gymnasium ein scharfer Schnitt gemacht werden sollte. Das eine Gute könnte diese Trennung allerdings mit sich bringen, Befreiung des nunmehr sechsjährigen Gymnasiums von seinem Schülerballast. Dann aber gilt es erst recht, die wissenschaftlichen Anforderungen, an die Lehrer wie an die Schüler, nicht herabzusetzen. Der berühmte 'Aufstieg der Begabten' könnte sonst leicht führen zu einem verhängnisvollen Aufstieg der Mittelmäßigen. Leise, allzuleise, obwohl dem aufmerkenden Leser vernehmlich genug, warnt auch Reinhardt vor der einstweilen noch ganz schattenhaften Aufbauschule, die den aus der obersten Klasse abgehenden Volksschüler in wenigen Jahren, mit Unterricht in einer fremden Sprache, für die Universität reif machen soll. Hier werden, wenn es soweit ist, die Universitäten wohl auch ein Wörtlein mitreden dürfen.

'Raus mit den Philologen aus der höheren Schule!' ertönt es in den Reihen entschiedener Schulreformer[3]). Was mögen die Herren meinen? Läßt sich denn irgend ein Wortlaut, sei es eine Bibelstelle oder ein deutsches Gedicht oder der einfachste Schriftsatz kunstgerecht deuten und auslegen ohne Philologie? Bleiben Pädagogen, die wohl gerade soviel gelernt haben sollen als sie zu lehren haben, aus der Tiefe des Gemüts, ohne das unnütze gelehrte Gepäck! Wer von den sogenannten Philologen damit zufrieden wäre, und ihre Zahl ist, wenn man sich der s. Z. dem edlen Friedr. Paulsen auf seine Darmstädter Rede in Eisenach erteilten Antwort erinnert, vielleicht gar nicht so gering, der mag heute sich von manchem strebsameren Volksschullehrer beschämen lassen. Ja, wer nicht aus dem Vollen schöpft, wem die Wissenschaft nicht ebenso Herzenssache ist als der Lehrer- und Erzieherberuf, der ist wohl am ersten in Gefahr, halbverdaute Gelehrsamkeit zur Unzeit auszukramen. Aber hat es nicht wirklich gelehrte Philologen gegeben, denen Lehren und Erziehen nur eine trüb-

[1]) Vgl. auch G. Louis, Leitsätze zur Einheitsschule. Berlin 1919, Weidmann. 8 S. 60 ₰.

[2]) In dem Nachwort zu der eben erschienenen 2. Auflage seiner 'Neugestaltung'. Berlin 1919, Weidmann, S. 72—85.

[3]) Sigismund Rauh heißt der unhöfliche Rufer, vgl. Martin Havenstein, Die alten Sprachen und die deutsche Bildung. Berlin 1919. Ernst Siegfr. Mittler u. Sohn, 92 S. 3 ℳ.

Digitized by Google

selige Unterbrechung ihrer wissenschaftlichen Arbeit war? Es hat deren gegeben und gibt deren, wenn auch seltener, noch heute, doch ohne daß sie bei ihren Amtsgenossen sich einer besonderen Hochachtung erfreuten.

Um diesen im Absterben begriffenen Typus mit Stumpf und Stiel auszurotten, scheint eine durch Indiskretion vorzeitig zur Welt gebrachte Maßregel konzipiert zu sein, wobei der künftige 'Oberlehrer', eh er sich der von ihm geliebten Wissenschaft ganz hingibt, angehalten sein soll, unmittelbar nach Verlassen der von ihm absolvierten Schule, an einer andern Schule Lehrversuche zu machen. Ob sich damit der Zweck erreichen läßt, ungeeignet erscheinende Elemente rechtzeitig auszuscheiden, bleibe hier unerörtert. Mit Vergnügen aber werden sich die höchst praktischen Geister bereit finden, die, womöglich nach eben bestandener Reifeprüfung, sofort sich nach den Bedingungen der Staatsprüfung erkundigen. Möglich, daß es nicht an Direktoren und älteren Gymnasiallehrern fehlt, die mit Freuden die Gelegenheit ergreifen, eine philologische oder mathematische Selekta sozusagen während eines Jahres in die Wissenschaft einzuführen, dem angehenden echten Studiosus wird das schwerlich ein Ersatz sein für die goldne Freiheit in der Wahl seiner Universität, seiner Lehrer und seiner anfangs noch so planlos betriebenen Studien. Dies praktische Jahr vor Übertritt zur Universität sollte man grade dem Gymnasiallehrer nicht zumuten, wenn nicht gleichzeitig auch dem Pfarrer, dem Arzt und dem Juristen und — warum denn unter dem Zeichen der 'Einheit des Lehrerstandes', nicht folgerichtig auch dem Universitätslehrer?!

Und das gerade jetzt, wo auf philologischem und mathematischem Gebiet überall Selbstbesinnung der Gymnasiallehrer im Gang ist, die allem Schlendrian und aller Pedanterie Fehde ansagt, um durch lebensvollere Gestaltung in Unterricht und Erziehung die studierende Jugend lebenstüchtig zu machen? Aber heute, wo wir alles daran setzen müssen, nicht auch geistig noch zu verarmen, scheint in der Tat Wahrheit werden zu sollen, was vor Jahren als Ausdruck persönlicher Gereiztheit erscheinen mochte, als ein hervorragender Gelehrter ein Menschenalter nach Verlassen des Gymnasiums seinen unvergessenen alten Lehrern ein Buch widmete mit dem Bemerken, daß die Schule von heute ihresgleichen weder haben könne noch haben wolle.

Aber wer ist eigentlich das so gekennzeichnete Subjekt, 'die Schule'? In Schulfragen redet heute so mancher hinein, Berufene und Unberufene, es fehlen nur noch die Unmündigen. Und wenn gar die Zahl der Stimmen entscheidet, gelegentlich wohl auch die Lungenkraft, so könnt es wohl zu einer Vergewaltigung der Schule und ihrer berufenen Vertreter kommen.

Digitized by Google

Das neue Jahr soll uns nun eine Reichsschulkonferenz bringen: wird sie ein Ohr haben für die in der Petition an die National-Versammlung zugunsten des Gymnasiums dargelegten Gründe — jeder Satz ein gutsitzender Schwerthieb —, ein Ohr auch für die gewaltige Kundgebung aus allen Berufskreisen? Wird sie bei aller uns nur erwünschten Beschränkung in der Anzahl der Gymnasien im inneren Ausbau uns Freiheit lassen, das durchzuführen, was wir nach unseren täglichen Erfahrungen mit einer empfänglichen und strebsamen Jugend für das Richtige und Unerläßliche halten?

So schließt unser Jahresabschied diesmal mit einer bangen Frage an das Schicksal. Die kommenden Monate werden auf viele Jahre für Bestand und Fortschritt deutscher Kultur entscheidend sein. Möcht uns der reindeutsche Schulfriede von 1920 die Möglichkeit lassen, was an der inneren Haltung des deutschen Volkes der Weltkrieg zerstört hat, langsam wieder aufbauen zu helfen, im Sinne zugleich erneuter Tat- und Denkfreudigkeit. Was unser Volk braucht, und was die Sonne des Gymnasiums allen für unsere besondre Art der Geistesarbeit Befähigten, mehr vielleicht als früher, zu spenden vermag, ist Wärme und Klarheit.

O. S.

Kulturpolitische Aufgaben des Reiches[1])

Das Kernstück der bedeutsamen Schrift des Unterstaatssekretärs im preußischen Unterrichtsministerium ist eine behutsame Auseinandersetzung über gewisse notgedrungen von den Gliedstaaten an das Reich übergehende Zuständigkeiten auf dem Gebiete der gesamten Kulturpolitik. Die ungemeine Schwierigkeit der Probleme verhindert hier ein näheres Eingehen. Unsern Lesern sei vor allem der letzte Abschnitt der Schrift ans Herz gelegt, der mit den Worten beginnt: Wichtiger als alle Organisation sind in der Kulturpolitik die Kulturinhalte. In drei gewichtigen Worten gipfeln die Forderungen: Selbstbewußtsein als Volk, ethische Gesinnung und innere Einstellung zur Sache.

Epistula novi mariti. Carmen Hermani Roehl in certamine poetico Hoeufftiano praemio aureo ornatum. Amstelodami 1918, apud Io. Mullerum. 14 S. 8.

Der Brief eines Neuvermählten an einen Junggesellen:

Unum praecipue delectat: mutua recti
Gaudia sunt thalami; dum beor, ipse beo.

Und:

Totius est mundi mulier vel summa corona;
Nec tamen haec nota est summa corona tibi.

Aber der Neuvermählte hat eine Schwägerin:

Tu ventas, videas: haud mora, victus eris.

Diesen Tibull des XX. Jahrhunderts zu lesen, bereitet, was einem heute seltner noch als je zuteil wird, eine ungemischte Freude.

[1]) C. H. Becker, Kulturpolitische Aufgaben des Reiches. Leipzig, Quelle & Meyer, 1919. 53 S. 2,20 M.

Digitized by Google

Sitzungsberichte des Philologischen Vereins zu Berlin 1919

In der ersten Sitzung des Jahres 1919, die am 13. Januar stattfand, sprach, nach einer Begrüßung der Mitglieder durch den Vorsitzenden, Herr Corssen zur Geschichte der christlichen Taufe. Der Vortragende behandelte die Hauptstellen über die Taufe in den zweifellos echten Briefen des Apostels Paulus. Er kam trotz 1. Kor. 15, 29 zu dem Ergebnis, daß Paulus der Taufe keinen sakramentalen Charakter beilegt. 1. Kor. 1, 17 beweist, daß Paulus die Taufe nicht für unbedingt nötig hielt. Man muß bei ihm zwischen Wassertaufe und Geistestaufe als zwei verschiedenen Begriffen unterscheiden. Paulus hat zwar die Auffassung der Taufe als eines Sakramentes vorbereitet und streift selber Röm. 6, 2ff. nahe daran, aber es fehlt hier doch noch das Wesentliche, der Glaube, daß der Geist in der Wassertaufe mitgeteilt wird.

Die zweite Sitzung am 10. Februar brachte einen Vortrag des Herrn Draheim über Vergils 4. Ekloge.

Das Gedicht ist auf Vergils freundschaftliches Verhältnis zu Asinius Pollio zurückzuführen, dem sich der Dichter durch Ekloge II als 'Korydon' empfohlen hatte und der ihn seitdem als 'unsern Korydon' betrachtete (VII 70). Auch die 8. Elegie ist ihm gewidmet. Vergil dichtete die Eklogen in den Jahren 41 bis 39 und stellte das Dankgedicht für Oktavian an den Anfang. Die 4. Ekloge ist im Konsulatsjahr Pollios verfaßt, das erwartete Kind ist dessen Sohn Asinius Gallus. Nach dem Konsulat bekriegte Pollio die Parthiner und eroberte Salonä, wo ihm sein zweiter Sohn Saloninus geboren wurde, auf den sich das Gedicht ebensowenig beziehen kann wie auf Julia, die Tochter Oktavians und der Skribonia. Das Gedicht besteht aus 7 symmetrisch geordneten Abschnitten von 3, 7, 7, 28, 7, 7 und 4 Versen (Prologos, Eparcha, Katatropa, Omphalos, Metakatatropa, Sphragis, Epilogos) und übertrifft durch den kunstvollen Bau die Perser des Timotheos und Katull LXVIII. Vergil entlehnte, wie auch sonst in den Bukolika und Georgika Verse und Worte aus seiner Ciris und benutzte auch Katull LXIV. Konstantin benutzte das Gedicht in der Rede an die Heiligen, um die Gottheit Christi zu beweisen; einige Stellen der griechischen Uebersetzung seiner Rede verdienen für die Ueberlieferung und Erklärung des Textes Beachtung. Zum Schluß gab der Vortragende eine dem Aufbau des Gedichtes entsprechende metrische Uebersetzung.

In der dritten Sitzung am 17. März besprach Herr A. Kurfeß die christliche Deutung der vierten Ekloge Vergils in Kaiser Konstantins Rede an die Heilige Versammlung. Dort wird (c. 19—21) das ganze Gedicht Vers für Vers durchinterpretiert unter Hinweglassung der Verse 2—3, 11—12 (Widmung an Pollio; v. 13 wird *te* [= Pollione] *duce* abgeändert in *quo* [= Christo] *duce*) und der Verse 46—47, die eine christliche Deutung erschwerten. Die Ekloge selbst ist in der uns im Eusebiuskorpus überlieferten Rede ebenfalls ins Griechische übersetzt. Der Uebersetzer hat die Ekloge an manchen Stellen offensichtlich gefälscht; alles Heidnische mußte weichen, um dem einen Gott der Christen Platz zu machen (vgl. bes. v. 6 *ἥκει παρθένος αὖθις ἄγουσ' ἐρατὸν βασιλῆα*). Aber merkwürdigerweise nimmt die Interpretation auf diese Fälschung gar nicht Bezug, sondern ist zu den lateinischen Versen gemacht, wie der Vortragende an einigen schlagenden Beispielen erhärtet. Ja, die griechische Erklärung steht zum Teil mit den griechischen Versen in Widerspruch. Also kann die Uebersetzung der Ekloge und die Interpretation nicht von dem selben Verfasser herrühren. Damit steht nicht in Widerspruch, daß der Kommentar, der in der Deutung sich an die lateinischen Verse hält, einzelne signifikante Ausdrücke mit herübergenommen hat wie v. 8 *νεωστὶ τεχθείς* = *modo nascens*, v. 23 *σπάργανα* = *cunabula*, v. 50 *κόσμος κητώεις* = *nutans mundus*. *λυκάβας*, dessen Etymologie noch in Dunkel gehüllt ist, bedeutet v. 61 (*ἡ γάρ σε φέρειν πολλοὺς λυκάβαντας*) wie auch bei Hom. Od. ξ 161 (= τ 306) nicht 'Monat', sondern 'Jahr'. So ein-

Digitized by Google

mütig die Lexikographen und Homererklärer; in der Literatur ist das Wort selten, häufiger auf Inschriften und Münzen, immer in der Bedeutung 'Jahr'.

Nun berichtet uns Eusebius in der Vita Constant. IV 32, der Kaiser habe seine Reden und Erlasse in lateinischer Sprache niedergeschrieben und durch eigens dazu bestellte Leute ins Griechische übersetzen lassen; als Beispiel will er unsere Rede beifügen, die Konstantin ἐπέγραψε 'Τοῦ τῶν ἁγίων συλλόγου'; in den Handschriften ist einmütig überliefert: Βασιλέως Κωνσταντίνου λόγος, ὃν ἔγραψε τῷ τῶν ἁγίων συλλόγῳ. Wenn nun die Deutung der Ekloge sich an die lateinischen Verse anlehnt und sich in der Rede noch deutliche Latinismen nachweisen lassen, so beweist das eben, daß die Rede ursprünglich lateinisch verfaßt und somit echt ist.

Aber im ersten Teil der Rede wird Platon reichhaltig benutzt. Die meisten Ausdrücke stellen sich freilich als Sentenzen und geflügelte Worte dar. Aber die Benutzung des Timaeus (bes. in Kap. 3—5, 9, 11) steht außer Zweifel. Studium Platos ist aber dem Kaiser Konstantin nicht zuzutrauen. Sollte er aber den Timaeus nicht in Ciceros Uebersetzung gelesen haben? Dazu würde stimmen, daß mit dem Zitat in c. 3 und 4 Anfang (= Tim. 27 Df.) gerade Ciceros Timaeus beginnt.

Für die Datierung der in Rom geschriebenen, wahrscheinlich in Nikomedien gehaltenen Rede ergibt sich Ostern 313 aus folgenden Erwägungen: Im letzten Teil der Rede (c. 21, 4—25, 5) spricht Konstantin von dem Kampf der Heiden gegen die Kirche. Dabei werden (c. 24) die Christenverfolger Decius, Valerian und Aurelian apostrophiert; c. 25 handelt ausführlich von dem Sturz Diokletians. Dagegen in der scharfen Invektive gegen einen grausamen Tyrannen, der in der Stadt Rom herrschte (c. 22), bis er schließlich seine Frevel büßte, wird kein Name genannt; sie kann aber nur auf Maxentius gehen, der am 28. Oktober 312 an der Mulvischen Brücke gestürzt wurde. Andererseits ist nirgends von der Verfolgung der Christen im Ostreich durch Licinius, die doch unmöglich hätte übergangen werden können, die Rede. Licinius aber wird bereits im Herbst 314 entscheidend geschlagen.

Der Vortrag wird veröffentlicht werden.

In der selben Sitzung hielt Herr Kranz einen Vortrag über Platon, Gorgias 493 Aff. und führte folgendes aus.

Die beiden das Leben des Sinnesmenschen verdammenden Gleichnisse, welche Sokrates der großen Rede des Kallikles entgegenstellt, haben nicht den Zweck, das Gespräch über das wahre Lebensglück weiterzuführen, denn ihnen wohnt, wie ausdrücklich bemerkt wird (493D, 494A), überzeugende Kraft nicht inne, sondern sie sollen nur den Ton der leidenschaftlichen Worte des Kallikles wieder herabstimmen und so zu der strengen, ruhigen Betrachtung vorbereiten, die mit den Fragen des Sokrates 494B beginnt. — Ist aber ihre Bedeutung für die Komposition ohne weiteres klar, so gibt das erste inhaltlich allerlei Rätsel auf, was freilich Platon selbst nicht entgangen ist (ἐπιεικῶς ἐστι ὑπό τι ἄτοπα 493C); denn wie kann der Seelenteil, ἐν ᾧ αἱ ἐπιθυμίαι εἰσί, einem großen Vorratsgefäße (πίθος) verglichen werden, wenn doch die Seele als Ganzes nur ein κόσκινον sein soll? wie ist überhaupt diese merkwürdige Doppelheit zu verstehen, daß der angebliche Gewährsmann des Sokrates jenen Seelenteil, weil ἀκόλαστον [αὐτοῦ tilgt richtig Sauppe] καὶ οὐ στεγανόν einem durchlöcherten Fasse gleichsetzt und dann wieder die Seele ἅτε οὐ δυναμένην στέγειν einem Siebe? Da Textänderung nicht wesentlich helfen kann, so wird folgendes die Erklärung geben: Platon hat den pythagoreischen Gedanken, daß der Leib das Grab der Seele ist, wir also auf Erden eigentlich im Hades leben und die Sinnesmenschen, wie die Danaiden das Wasser, so ihre Genüsse ruhelos schöpfen, durchsetzt mit seiner Lehre von den Seelenteilen, wie sie in dem gleichzeitig verfaßten 'Staate' weiter ausgeführt wird, und diese Vermischung der Gedanken hat zu einer Verdopplung des Gleichnisses geführt; in der Angabe seiner Quelle ist ja Platon selbst von seltsamer Vorsicht (vgl. 493A τῶν σοφῶν ἤκουσα, μυθολογῶν τις ἀνήρ, ἴσως Σικελός τις ἢ Ἰταλικός ...). Ungleich eindrucksvoller und ganz einheitlich ist dann das Gleichnis 493D: dies hat er selbst erfunden (vgl. Apelt

Digitized by Google

Anmerkung 90 zur Uebersetzung); ἐκ τοῦ αὐτοῦ γυμνασίου gibt nur die Richtung an, aus der ihm der Gedanke gekommen ist.

In der vierten Sitzung am 28. April sprach Herr Thomas über Sprachgeschichtliches zu Petronius. Nach einleitenden Bemerkungen über neuere Petronliteratur behandelte er zunächst die bisher unerklärten Worte 41, 1 *ego, qui privatum habebam secessum.* Er sieht darin eine derbe volkstümliche Redensart: 'der ich eine eigene Gelegenheit meine Bedürfnisse zu befriedigen (meiner Nöte ledig zu werden) hatte'. *Secessus* = ἀπόπατος. Gemeint ist, wie das folgende *duravi interrogare illum interpretem meum* zeigt, die Möglichkeit der Befragung eines Sachkundigen, zu der man sich freilich aus bestimmten Gründen (vgl. § 5) hier schwer entschließt. — 41, 2 erklärte er *bacalusiae* als entstanden aus* *βλακο-lusiae,* einer hybriden Bildung aus *βλάξ* und *ludere,* durch Angleichung des Kompositionsvokals *o* an das vorhergehende *α* und dissimilatorische Verdrängung des *λ*: 'törichte Spielereien', 'törichte Einfälle'. — Vulgärer Schwund eines *r,* nicht Schreibfehler, mag auch vorliegen in 73, 6 *babatoriam* (für *barbatoriam*) *fecit.* — 39, 4 *mihi nihil novi potest afferri, sicut ille † fericulusta mel habuit praxim.* Gegenüber Immischs *fericulus famel⟨icus⟩* ist Studers *fericulus talem* vorzuziehen. Für *talis* vergl. 61, 5 *talem fabulam exorsus est,* 129, 12 *verbaque codicillis talia imposui,* für die Art der Verderbnis 40, 1 *tolaria* statt *toralia,* 70, 4 *loco* statt *collo.* Vor *sicut* ist stärker zu interpungieren und zu erklären: 'mir ist nichts unbekannt (ich weiß überall Bescheid). So z. B. hatte es mit jenem Speisebrett solcherlei Bewandtnis' (nicht: 'wie . . . erwiesen hat'). — 66, 7 *oxycomina, unde quidam etiam † improbiter nos* [*improbi ternos* Jac. Gronov, *improbe ternos* Buecheler] *pugnos sustulerunt.* Es wird *improbiter ⟨ter⟩nos* herzustellen sein. *Improbiter* ist sonst wohl nicht, aber *probiter* ist für Varro bezeugt. — 38, 10 *proxime cum hoc titulo proscripsit.* Jede Aenderung, auch Gronovs neuerdings von Immisch empfohlenes *⟨oe⟩cum,* ist fernzuhalten. Es heißt: 'Jüngst erließ er eine Bekanntmachung mit folgendem Anschlag'. *Proscribere* ohne Objekt, wie beispielsweise 38, 16 und 81, 5 *conturbare,* 47, 4. 5 *continere. Cum hoc titulo proscripsit* verhält sich zu 38, 16 *hoc titulo auctionem proscripsit* wie in der Ilias 16, 279 σὺν ἔντεσι μαρμαίροντας zu 13, 801 χαλκῷ μαρμαίροντες. Mitverhältnis, Zusammengehörigkeit und Mittel, Werkzeug fließen hier ineinander, wie ja überhaupt soziativ-komitative und instrumentale Bedeutung im griechischen 'Dativ' und im lateinischen 'Ablativ'. Vgl. 78, 7 *cum aqua securibusque tumultuari,* anderes Thes. ling. Lat. 4, 1369f. — Schließlich kamen einige Fälle vom Schriftsteller gewollter, psychologisch zu erklärender Kürzen oder Entgleisungen im Redebau zur Sprache. Wie 46, 5 *venit, dem litteras* = 'er kommt (mit der Bitte), ich möchte . . .', und 67, 3 *coeperat surgere, nisi . . . esset vocata* = 'er machte Anstalten sich zu erheben (und er hätte es auch getan), wenn nicht . . .' (vgl. die attische Formel εἰ μὴ διά, besonders bei Lysias 12, 60), so bedeutet 52, 1 *habeo scyphos urnales plus minus ⟨C⟩* [die Zahl ist unsicher], [: Buecheler, eine größere Lücke setzt Friedlaender an] *quemadmodum Cassandra occidit filios suos:* 'ich besitze so und so viel Humpen (auf denen dargestellt ist), wie . . .', wozu als Vorstufen 59, 4 *dicit, quemadmodum inter se pugnent Troiani et Parentini,* und 48, 7 *de Ulixe fabulam, quemadmodum illi Cyclops pollicem poricino extorsit,* zu vergleichen sind. — 38, 15 *solebat sic cenare quomodo rex: apros gausapatos, opera pistoria, avis, cocos, pistores.* Eine sehr freie Verbindung, bei der es verkehrt wäre, nach *solebat cenare* im weiteren Verlauf ein bestimmtes anderes Verbum, etwa *habebat,* hinzuverstehen zu wollen. — 72, 4 *de una die duas facere, nihil malo.* Der Infinitiv ist zunächst selbständig, ohne Einbeziehung in die Satzkonstruktion, vorangestellt. — 62, 11 *lupus enim villam intravit et omnia pecora tamquam lanius sanguinem illis misit.* Hier braucht nicht, wie zu geschehen pflegt, eine Textlücke angenommen zu werden, vielmehr wird nach dem Akkusativ *omnia pecora,* statt mit *perculit* oder *laceravit* oder *sauciavit* oder ähnlich fortzufahren, dem sinnfälligen Bilde zuliebe anakoluthisch abgebogen, wobei *illis* das *omnia pecora* wieder aufnimmt. — 60, 4 *dum haec apophoreta iubemus sumere, respiciens ad mensam iam illic repositorium cum placentis*

Digitized by Google

aliquot erat positum. Das ist wohl ebenfalls anakoluthisch, aber lückenlos. Für das nach *respiciens* etwa zu erwartende *vidi . . . positum esse* ist kurzweg *erat positum* gesetzt, oder *respiciens* wirkt weiterhin wie *cum respicerem.* Gerade nach einem Participium im Nominativ sind allerhand Anakoluthien im Lateinischen wie im Griechischen nicht selten. — 31, 5ff. *ego experiri volui, an tota familia cantaret, itaque potionem poposci. paratissimus puer non minus me acido cantico excepit, et quisquis aliquid rogatus erat ut daret: pantomimi chorum, non patris familiae triclinium crederes.* So interpungiert kann die Ueberlieferung bestehen, ohne daß nach *ut daret,* wo man *non minus rogantem acido cantico excepit* ohne weiteres hinzuverstehen darf, eine Lücke anzunehmen wäre. Es folgt dann eines der bei Petronius beliebten Epiphoneme. Zu dem Potentialis der Vergangenheit *crederes* bietet ein gewöhnlich nicht beachtetes Gegenstück im Plusquamperfektum 76, 11 *putasses* (auch 112, 3 ist das überlieferte *putasset* [*putaret* Buecheler] wohl beizubehalten) *illum semper mecum habitasse*, übrigens, was durch ein vorgesetztes Kolon angedeutet werden sollte, gleichfalls in einem folgernd abschließenden Epiphonem.

Die fünfte Sitzung am 12. Mai eröffnete der Vorsitzende mit einem Nachrufe auf den am 6. Mai 1919 verstorbenen ehemaligen Gymnasialdirektor in Bartenstein, späteren Professor am Kaiserin Augusta-Gymnasium zu Charlottenburg, Herrn Dr. Gotthold Sachse, der dem Verein 15 Jahre angehört hat.

Zunächst kam Herr Thomas auf den letzten und den ersten Punkt seiner Erörterungen aus der vorigen Sitzung nochmals kurz zurück.

Darauf folgte eine Besprechung des Akusilaosfragments in Oxyrh. Pap. XIII (1919) Nr. 1611 (Akusilaos über Kaineus) durch Herrn Maas, dessen Ausführungen im 'Sokrates' 1919, S. 191 ff., erschienen sind.

Nach Herrn Maas berichtete Herr Schroeder kurz über einige andre neugeschenkte Texte des Oxyrhynchosbandes (XIII), insbesondere über die Pindarica; vorab über pap. 1614 mit Stücken aus Olymp. I, II, VI, VII, wertvoll vor allem fast durchweg als Bestätigung unserer kritischen Behandlung der mittelalterlichen Überlieferung, u. a. wie es scheint, in τ[auch von τὲ (= σὲ) ἔλπομαι κλεῖξειν Olymp. I 109. Es folgte, nach kurzen Andeutungen über den vermutlichen Inhalt eines argeischen und eines korinthischen Dithyrambos, zu allgemein freudigster Überraschung, aus pap. 1604, Mitteilung und Interpretation der ersten Strophen des thebischen Dithyrambos *Πρὶν μὲν ἔρπε σχοινοτένειά τ' ἀοιδά* mit der neuen Überschrift *Θρασὺς Ἡρακλῆς ἢ Κένβερος*, inzwischen abgedruckt Sokr. S. 141 f.; vgl. dazu Walter Kranz S. 252 ff.

Zum Schluß wies Herr Morgenstern auf eine die 'Abhandlungen der Gießener Hochschulgesellschaft' glänzend eröffnende Arbeit aus der Geschichte des Bankwesens im Altertum hin, in der der Verfasser, Rudolf Herzog, eine neue Deutung der kleinen beschriebenen beinernen Stäbchen gibt, die man früher *tesserae gladiatoriae* nannte und die er *tesserae nummulariae* nennt. Er ergänzt nämlich den abgekürzten Vermerk auf ihnen zu *spectavit nummos* und erklärt diese Worte als die Bescheinigung eines Bankbeamten, daß er den Inhalt eines Geldsackes geprüft habe.

Die sechste Sitzung fand am 30. Juni statt.

Zu seiner Besprechung des neuen Akusilaosfragments trug Herr Maas nach, daß ein Mädchenname für Kaineus erst bei Ovid bezeugt ist, der den Namen Caenis erfunden haben kann. Vespasians Konkubine wird nach der Ovidischen Figur benannt sein.

An diese Bemerkung schloß sich ein Vortrag des selben Redners *De deorum cum feminis mortalibus concubitu.*

Nach griechischer Auffassung werden nur Jungfrauen der Umarmung durch einen Gott gewürdigt, und auch sie nur einmal. *οὐκ ἀποφώλιοι εὐναὶ ἀθανάτων* (λ 249): es entspringt ein Sohn oder ein Zwillingspaar. Die vom Gotte Schwangere darf keines Mannes Lager teilen. Die Entbindung geschieht schmerzlos.

Ausnahmen werden notwendig, wenn von Zwillingsbrüdern nur einer als göttlichen Ursprungs angesehen wird. So hat bei der Erzeugung des Herakles und Iphikles Hesiod die Unberührbarkeit der von Zeus Schwangeren,

Digitized by Google

das Original von Plautus Amphitruo die Unberührtheit der von Zeus Geliebten preisgeben müssen. Dagegen dürfte die Wiederholung des göttlichen Beilagers, auf die eine Stelle bei Plautus zu weisen scheint, dem griechischen Vorbild fremd sein (482 *mense septimo*, auch bei Plautus sehr unklar, da man sich nicht vorstellen kann, in welcher Gestalt damals Jupiter der Alcumena genaht ist; für die Ökonomie des Stückes würde *primo post die* passen, vgl. Westermanns Mythogr. gr. 370 über τριέσπερος). Andere Ausnahmen, so in der Sage von Semele, Jo, Europa, sind nur scheinbar Die Singularität der Unfruchtbarkeit des Mädchens Kaineus haben schon die Alten festgestellt (Oxyrh. Pap. 1611; daher vielleicht die Variante beim Schol. Lukian. Gall. 19, wonach der Gott um seinen Preis betrogen wird).

In der siebenten Sitzung am 25. August behandelte Herr Corssen die Echtheitsfrage der Platonischen Briefe. Er setzte zunächst auseinander, daß der 7. und 8. Brief nicht von dem selben Verfasser sein könnten, beschränkte sich dann auf eine Würdigung des 7. Briefes und kam zu dem Ergebnis, daß der Brief nach Inhalt und Form Platon abgesprochen werden müsse, daß er aber deutlich den Standpunkt eines den Verhältnissen nahestehenden und an ihnen aktuell interessierten Mannes erkennen lasse.

Darauf legte Herr Schroeder eine Reihe von Pindarstellen vor, um eine eigentümliche Erscheinung archaischer Syntax zu beleuchten, in der ebenso trennend als verbindend, meist um einen Gegensatz durchschimmern zu lassen, bald ein adverbialer Zusatz (Olymp. IV 8. VII 5 ff.), bald ein Participium coniunctum (Pyth. VI 45, Isthm. II 38, Pyth. I 69, Olymp. VII 81 ff., Nem. VIII 19. XI 44) mit τέ angeknüpft wird; den alten Grammatikern ein Ärgernis: ὁ δὲ τὲ σύνδεσμος περισσός, und neueren Trikliniern ein Anreiz zur Einsetzung eines nichtssagenden γέ, einmal (Nem. XI) eines τά für τέ, ganz früh auch schon zu einer starken Interpolation: ἔδειξεν steht, zum Glück noch ohne das Echte verdrängt zu haben, in allen Handschriften Pyth. VI 45. — Dies alles, um Pyth. I 79 die Verbindung auch eines mit δέ angeknüpften Participiums zu rechtfertigen. Es war Hierons Sieg über die Tyrrhener bei Kyma gefeiert worden. Darnach heißt es: 'Von "Salamis" will ich mir den Dank Athens als Lohn gewinnen, in Sparta "Plataeae" feiern, beides Schlachten, in denen der Perser unterlag, beide jedoch nicht nennen, ohne bei "Himera" den Deinomenessöhnen des Dankes schuldigen Zoll zu entrichten (παρὰ δὲ τὰν ... τελέσαις) für die Besiegung der Karthager'.

Zu Beginn der Sitzung berichtete der Schriftführer über eine Ehrung des Herrn Reinhardt zu seinem 70. Geburtstage und teilte außerdem den Tod eines Mitgliedes mit: Herr Studienrat Dr. Hugo Gillischewski vom Askanischen Gymnasium in Berlin, ein fleißiger Förderer der Wissenschaft, seit 1906 Mitglied des Vereins, starb am 3. Juli 1919.

Die achte Sitzung am 22. September wurde von dem Vorsitzenden mit der Trauerkunde von dem Hinscheiden des Studienrats Wilhelm Kaiser eröffnet, der, ein Kollege Gillischewskis, gleichzeitig mit diesem dem Verein beigetreten war und nun wenige Wochen später, am 22. August, ihm im Tode gefolgt ist.

Der Vortrag des Abends war der Geschichte eines religiösen Begriffs gewidmet: Herr Malten gab eine Kritik des Animismus, wie ihn Crusius und Rohde auf klassisch-philologischem Gebiet entwickelt haben. Er behandelte im einzelnen das Kerenproblem, von dem Crusius ausgegangen ist, und erweiterte auf Grund einer Neusichtung des Materials die animistische Definition, indem er nachwies, daß Ker als Seele nicht die Grundwurzel bedeute, sondern nur einen Teil im Wesen dieser Gestalt ausmache, dem andere Wesenszüge gleichberechtigt gegenüberstehen. Sie alle in ihrer Gesamtheit faßte er in einer neuen Definition des Begriffs zusammen.

In der neunten Sitzung am 20. Oktober behandelte Herr Dahms das Verhältnis von Odyssee und Telemachie in ϱ, σ und φ. Eine ausführlichere Darlegung seiner Ansichten enthält sein soeben bei Weidmann erschienenes Buch über diesen Gegenstand.

Digitized by Google

Die zehnte Sitzung am 10. November begann mit einem Vortrage des Herrn Magnus: 'Nachlese zur Weidmannausgabe der Ovidischen Metamorphosen'.

Der Vortragende sprach zunächst über die Ziele, die er sich bei seiner kritischen Ausgabe der Metamorphosen (Weidmann 1914) gesteckt hat. Der Text des vom Dichter selbst nicht herausgegebenen und während der ersten Jahrhunderte nur in privaten Abschriften verbreiteten Werkes ist durch willkürliche Änderungen von Schreibern und Lesern sehr entstellt. Erst gegen Ende des Altertums ward eine auf guter, aber natürlich nicht immer das Richtige treffender, Auswahl aus dem Wuste des Vulgattextes beruhende Ausgabe, angeblich von einem gewissen Lactantius Placidus, dem Verfasser der Statiusscholien, veranstaltet. Beigefügt waren ihr Scholien sachlich-mythologischen Inhalts, die in der Ausgabe des Referenten zum ersten Male von massenhaft eingedrungenen Interpolationen gesäubert ediert werden. Der Vulgattext ging in sehr vielen Exemplaren ins Mittelalter über, der revidierte wahrscheinlich nur in einem, das am Ende (von XIV 838 an) defekt war. Von diesem Exemplare sind nur zwei vollständige Abschriften und einige Blätter drei anderer erhalten. Diesen aus dem Altertume überkommenen, in der Karolingerzeit peinlich gewissenhaft konservierten Text, der im späteren Mittelalter und während der Renaissance mit einer zweiten Schicht von Interpolationen überzogen ward, versucht die Ausgabe zunächst zu rekonstruieren. In sehr vielen Fällen schien es möglich, aus den verschiedenen, schon im Altertume kursierenden Lesarten durch methodische Kritik, namentlich durch genaue Beobachtung des Ovidischen Sprachgebrauchs, die Hand des Dichters wieder herzustellen. Als Probe dieses Verfahrens werden vier Stellen behandelt: XI 523 ist zu lesen: *fulmineis ardescunt ignibus ignes* (st. *undae*). VIII 13 *inter utrumque vagat* (st. *volat*) *dubiis Victoria pennis*. IX 653 *ut moderetur* (st. *medeatur*) *amori* XIV 514 f. *antra . . . levibus cannis manantia* (st. *guttis* oder *latitantia, nutantia*).

An zweiter Stelle sprach Herr Ed. Fraenkel über 'cevere im Plautustext' (Pseud. 864; vgl. Mussehl, Hermes 1919, S. 387 ff.). Seine Ausführungen werden im 'Sokrates' gedruckt werden.

Die Feier seines 50jährigen Bestehens begeht der Verein Sonnabend, den 13. Dezember 1919, im Restaurant 'Zum Heidelberger'. Den Festvortrag hält Herr Kranz über 'Gott und Mensch im Drama des Aischylos'.

Berlin-Lichterfelde. Otto Morgenstern.

Digitized by Google

ANZEIGEN

Otto Lyons Handbuch der deutschen Sprache für höhere Schulen. Für preußische höhere Schulen bearbeitet von W. Scheel. I. Teil. Achte durchgesehene und nach den neuesten Bestimmungen eingerichtete Auflage. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1917. 270 S. Geb. 2,80 M.

Die neueste Auflage des für Sexta, Quinta und Quarta bestimmten ersten Teils von O. Lyons Handbuch der deutschen Sprache ist mit Rücksicht auf die letzten amtlichen Verfügungen namentlich in zweifacher Hinsicht geändert worden: einmal sind die meist aus dem Latein stammenden grammatischen Fachausdrücke, die in der Vorschule nicht mehr gebraucht werden dürfen, durch deutsche ersetzt, oder werden nach und nach verwendet und erläutert, so daß die Schüler der Sexta allmählich in ihren Gebrauch eingeführt werden, und sodann sind die Beispiele und Aufgaben gründlich nachgeprüft und mit den neuen Bestimmungen in Einklang gebrachworden, wobei entsprechend den Forderungen des neuen Geschichtslehrt plans die aus dem Bereiche des Altertums in den beiden untersten Klassen durch andere ersetzt werden mußten. Im übrigen ist das Buch, das sich seit Jahren im Unterrichtsbetriebe bewährt hat, wenig verändert worden. Auch Druck und Ausstattung zeigen trotz des Krieges ihre bisherige gute Beschaffenheit.

Vielleicht könnten bei späteren Auflagen noch zwei Mängel abgestellt werden, deren Beseitigung die Brauchbarkeit des Buches entschieden erhöhen würde. Zunächst ist die Erläuterung der grammatischen Fachausdrücke nicht überall so gehalten, daß die Schüler daraus die erforderliche Belehrung ziehen; z. B. wissen diese mit der Angabe bei Konjunktivus (S. 83) 'von lat. coniungere, verbinden' nichts anzufangen, da der Konjunktiv doch nichts verbindet. Hier war es nötig, etwas ausführlicher zu sein und zu sagen: ursprünglich von der die Nebensätze mit den Hauptsätzen 'verbindenden' Partikel, dann, da jene häufig im Konjunktiv stehen, auf den Modus übertragen[1]); ferner wird S. 36 der Name des Infinitivs gar nicht erklärt, während hier doch leicht an die Bezeichnung des verbum finitum, d. h. der durch Person, Zahl und Zeit 'bestimmten' Verbalform angeknüpft werden konnte, so daß also der Infinitiv[2]) ein unbestimmter Modus ist, an dem Person und Zahl nicht bezeichnet werden.

Der zweite Punkt betrifft die Verhältniswörter und die mit ihnen verwandten Vorsilben, bei denen größere Genauigkeit der Angaben

[1]) Vgl. auch den Namen Subjunktiv = ὑποταχτική von der Unterordnung des Satzes, die im Modus zum Ausdruck kommt.

[2]) Übersetzung des griechischen ἀπαρέμφατος, ohne Nebenbezeichnungen.

Digitized by Google

wünschenswert erscheint. So heißt es S. 53: *Für* bezeichnet die Stellvertretung oder den Preis; das einzige Beispiel dazu aber lautet: 'der Arzt fürchtet für den Kranken', also mit abweichender Bedeutung des Wortes für; ebenda steht: 'Wider wird nur in feindlichem Sinne gebraucht[1]), gegen hat freundliche Bedeutung' mit dem Beispiele: 'Otto zog gegen (gen) Rom', also gegen in feindlichem Sinne! Die Unstimmigkeit ließe sich leicht heben, wenn es hieße: 'gegen steht *auch* in freundlichem Sinne.' Ferner wird S. 201 als Grundbedeutung bei *ver-* angegeben 'bei, zu', dann 'beiseite, hinweg', bei *zer-* 'schwer, übel, auseinander'; in beiden Fällen konnten aber die beiden ersten Worte weggelassen werden, da sie bloß irreführen; dagegen hätte bei *be-* auf den Ursprung aus althochdeutsch *bi* hingewiesen werden sollen, das ja noch in der Zusammensetzung behende = bei der Hand als Verhältniswort vorliegt, und bei *miß-* auf die Verwandschaft mit dem Zeitwort missen. Auch die Bedeutungsangaben sind nicht ganz einwandfrei. So mußte bei *ver-*, wo bloß Beispiele für die Bedeutung hinweg angeführt werden, auch der übrigen Bedeutungen gedacht werden, da es aus drei Grundformen (got. faur, fra und fair) erwachsen ist, also auch den Sinn des Eintretens für (vertreten, verfechten, verbürgen) und den des Übergangs in einen Zustand (verarmen, veralten, veredeln) hat. Ähnlich liegt die Sache bei *er-*. Doch genug der Ausstellungen! Sie fallen gegenüber den großen Vorzügen des Buches wenig ins Gewicht, und die gerügten Mängel lassen sich leicht beseitigen.

Eisenberg, S.-A. Oskar Weise.

Dichter und Schriftsteller in der Schule. Stuttgarter Ferienkursus für Schriftstellererklärung 1914. Von Th. A. Meyer, H. Binder, J. Miller, O. Ostertag, W. Nestle, Th. Eisele, P. Sakmann, G. Dierlamm. Leipzig, B. G. Teubner, 1916. IV u. 218 S. 3,60 ℳ.

Das Vorwort sagt uns: 'Im Herbst 1912 ist für die höheren Schulen der männlichen Jugend Württembergs ein neuer Lehrplan in Kraft getreten. Er enthält, nach dem Vorgang des preußischen Lehrplans, eingehende Weisungen für die Behandlung der Lehrfächer in den verschiedenen Schulgattungen. Ein Kurs, der von der württembergischen Unterrichtsverwaltung zu Ostern 1914 veranstaltet wurde, hatte den Zweck, zu zeigen, wie diese Richtlinien beim Unterricht in den sprachlichen Fächern, hauptsächlich an Oberklassen, befolgt werden können. Die Art und Weise, dies zur Anschauung zu bringen, war den Vortragenden völlig freigegeben; es bieten daher auch die Vorträge eine verschiedenartige Auffassung der Aufgabe.'

Die Reihe eröffnet Th. A. Meyer mit der deutschen Dichterlektüre: 1. Allgemeine Grundsätze, 2. Proben (Goethe, Wanderers Nachtlied, Goethe und Herder, Erlkönigballaden, K. F. Meyer, Der römische Brunnen, Grillparzers Sappho und verwandte Dramen, Goethes Tasso und Wagners

[1]) Dies gilt nicht vom älteren Neuhochdeutsch, wo es auch einfach die Richtung nach einem Punkte ausdrückt, z. B. bei Luther 'richte dein Angesicht wider Jerusalem' (= nach J. hin), was vereinzelt noch im 18. Jahrh. vorkommt, z. B. bei Goethe 'ein Knabe hielt ein Kind mit beiden Armen wider seine Brust'.

Digitized by Google

Lohengrin). Es freut mich, daß Meyer allen fortgeschrittenen, erleuchteten Klüglingen zum Trotz, die die Poesie immer nur 'durch sich selbst wirken lassen wollen', verlangt, daß die Schüler sich mit Hilfe des Lehrers in das Kunstwerk 'einzuarbeiten' haben. 'Es ist eine schlechthin subalterne Auffassung der Poesie, als sei sie nichts als Gefühlsdarstellung' (S. 4). 'Poesie ist Lebensdarstellung, und Leben verläuft nicht bloß im Gefühl, sondern auch im Denken und Wollen und in allerlei Zusammenhängen' (S. 5). 'Jede Erklärung muß darin gipfeln, daß das menschlich Bedeutungsvolle, das typische Lebensbild, das der Dichter entrollt — man möchte auch sagen: der Grundgedanke der Dichtung, wenn das nicht so verzweifelt intellektualistisch klänge —, klar vor der Seele des Schülers steht' (S. 5).

Die als Proben ausgewählten Stücke werden nach Form und Inhalt behandelt, nach allen Seiten hin höchst lehrreich. Beim Erlkönig stellt sich Goethe aber doch wohl auf den Boden des Volksglaubens (vgl. Biedermann, Goethes Gespräche VI S. 261). Zu der Behandlung der Sappho möchte ich eins bemerken. Gewiß ist es eine anziehende Frage, wie wohl das Kunstwerk zu dem geworden ist, was es ist. Alles Werden reizt unsere Aufmerksamkeit. Gehört aber diese Frage so notwendig in die Schule? Und ob der 'lebendige Einblick in den Gestaltungsprozeß in der Dichterseele', von dem Meyer redet, wohl möglich ist? Steht uns ferner der Rohstoff, den der Dichter gestaltet hat, überall zur Verfügung? Können wir Gründe der Umgestaltung überall feststellen? Vor allem möchte ich auf die Tatsache hinweisen, daß die Dichter ihre Dichtungen nur in der endgültigen Fassung der Mitwelt dargeboten haben, ohne ihre Vorstudien dazu zu veröffentlichen. Ja, Schiller pflegte seine Vorarbeiten zu vernichten. Die Dichter scheinen also doch gedacht zu haben, daß ihre Werke ohne diese Zugabe wirken müßten. Eine volle Wirkung des Kunstwerks muß möglich sein, ohne daß man die Entstehung des Kunstwerks untersucht. Für den Schüler (auch für den Erwachsenen) bleibt nach wie vor die Hauptsache, daß er durch das fertige Kunstwerk, wie es uns der Dichter darbietet, seelisch ergriffen wird. Was macht uns denn fähig, eine Dichtung zu verstehen? Nur die eigene Lebenserfahrung. Je reicher diese ist, um so mehr sind wir ausgerüstet, die Dichtung zu erfassen und innerlich zu beleben. 'Anders lesen Knaben den Terenz, anders Grotius.' Dem Schüler müssen wir helfen, die Dichtung mit seiner noch beschränkten Lebenserfahrung zu verknüpfen und so die Dichtung in sich lebendig zu machen Man kann wohl zu Hause bei sich Betrachtungen darüber anstellen, wie der Inhalt von Grillparzers Sappho mit den eigenen Lebensschicksalen des Dichters zusammenstimmt (S. 15ff.), aber bei der Aufführung selbst wird man durch das Schicksal der Sappho selbst in Anspruch genommen, und es wäre nur störend, wenn man dabei an Grillparzers Leben denken wollte. Die Wirkung der Dichtung wäre dadurch abgeschwächt. Der Dichter, der uns ja die Sappho ohne die besondere Zutat seiner eigenen Lebensschicksale bietet, wäre vielleicht gar nicht erfreut, wenn wir das als Anlaß nehmen wollten, sein Lebenslos damit zu vergleichen. Außerdem hängt auch unser Verständnis für Grillparzers Lebensschicksale doch, wie unser

Digitized by Google

Verständnis der Dichtung, von dem ab, was wir selbst erlebt haben. Nur das, was wir selbst erlebt haben, befähigt uns nachzufühlen, wie es einem andern zumute ist. Das bloße Wissen um die Schicksale des Dichters ist Gelehrsamkeit; Gelehrsamkeit läßt uns zwar über Dichtungen klug reden, aber sie befähigt uns nicht, mit einem andern zu fühlen, weder mit dem wirklichen Menschen noch mit dem Menschen der Dichtung.

H. Binder bespricht die Behandlung moderner Prosa; er fordert in der Hauptsache Prosadichtungen. Als Proben gibt er K. F. Meyers 'Amulet' und Th. Storms Novelle 'Von Jenseit des Meeres'. Alles, was er sagt, ist sehr lehrreich. Aber auch er meint, an das Kunstwerk vor allem die Gelehrsamkeit (Gelehrsamkeit, die an sich alle Anerkennung verdient) heften zu müssen. Er sagt auf S. 41, der Lehrer könne sich für K. F. Meyers Amulet 'die Hauptquellen des Dichters leicht verschaffen und an ihnen den Schülern die Arbeitsweise Meyers und die Entstehung des Werkes erläutern.' Auch hier stelle ich die Frage: Sollen die Schüler als Gelehrte den Dichter bei seiner Arbeit überwachen und fragen: wo hast du das her? Oder sollen sie dazu herangebildet werden, sich an dem Kunstwerk, wie der Dichter es ihnen bietet, zu freuen? Auch bei Storm will Binder 'den literargeschichtlichen Gesichtspunkt in den Vordergrund rücken' (S. 51). Man soll aber doch bedenken, daß die Dichter mit ihren Werken nicht Beispiele für die Literaturgeschichte haben schreiben wollen; das Werk sollte doch für sich etwas gelten. Mag man dem Schüler immerhin, wo die Sache klar liegt, an einem Beispiel den Gang der dichterischen Arbeit zeigen! Wie etwa, wenn man mit Primanern Wilh. Tell liest, auf Grund von Gustav Kettners Forschungen; aber man mache keine Notwendigkeit und keine Hauptsache daraus!

Gegen Binder möchte ich neben die Prosadichtung als gleichberechtigt in der Schule die wissenschaftliche Prosa stellen. Neben die dichterische Gestaltung des Menschen muß für den Schüler auch die wissenschaftliche Erforschung des Menschen treten. Dazu brauchen wir ein Lesebuch mit philosophischen und der Philosophie naheliegenden wissenschaftlichen Aufsätzen. Philosophisch denken muß der Schüler lernen, oder wir machen uns einer Versäumnis schuldig.

J. Miller spricht zuerst im allgemeinen 'über Erklärung lateinischer und griechischer Dichter und Schriftsteller'. Der Lehrer müsse das philologische Rüstzeug und persönliche Erfahrung mitbringen. Die Wendung, daß es 'möglich sei, mit diesen Beihilfen eine Erklärung zu geben, die dem Schüler genügen könne', führt vielleicht manchen jüngeren Lehrer auf einen falschen Weg. In erster Linie müssen dem Schüler nicht Erklärungen gegeben werden, sondern es ist zu versuchen, wieweit der Schüler unter besonnener Leitung des Lehrers aus den gegebenen gedruckten Worten selbst den Sinn ermitteln kann. Was die Auswahl anlangt, so messe ich Ciceros philosophischen Schriften höheren Wert für die Schule zu als Miller.

Millers Bemerkungen über die Vorbereitung und die Übersetzung des Schülers kann man durchaus zustimmen; auch was er über die Erklärung und Übersetzung des Lehrers sagt, ist beherzigenswert. 'Nicht zuviel Erklärung!' 'Die Ausgrabung der Villa des Horaz hat für das

Digitized by Google

Verständnis des Dichters noch weniger Bedeutung als die Ausgrabung Trojas für das Verständnis des Homer. Auch mit Staats- und Privatalterтümern belästige man die Schüler nicht allzusehr.' Über die 'Übersetzung und Erklärung im einzelnen' hinaus fordert Miller mit Recht die 'Verarbeitung des Inhalts.' Als Krönung aller Arbeit am Schriftsteller soll der Schüler einen 'Kunstgenuß' haben: wir lesen ihm den bearbeiteten Abschnitt 'in guter deutscher Übersetzung' vor. Ich habe nichts dagegen, aber der 'Kunstgenuß', zu dem der Schüler durch die Besprechung reif geworden sein müßte, sollte doch der sein, daß man ihm das Stück in des Schriftstellers eigener Sprache vorläse. Seine entwickelten Grundsätze erweist Miller an drei Lehrproben: Tacitus Ann. I, 9. 10, Horaz Ep. I, 11 und Od. I, 7.

Danach behandelt O. Ostertag Ovids Trist. III, 12, etwas überschwänglich in Sprache und Erklärung.

W. Nestle hat Platos Gorgius 38 f. und Euripides Phoinissai V. 499—567 gewählt. Seine Behandlung zeigt durchweg Gründlichkeit und Gelehrsamkeit. Der Lehrer wird ja hoffentlich nicht alle diese Gelehrsamkeit vor die Schüler bringen. Schüler brauchen nicht alles zu wissen, was ein Gelehrter wissen muß. Ich sage das hier ausdrücklich, weil die Stuttgarter Schrift den Titel trägt: Dichter und Schriftsteller in der Schule. Was Nestle gibt, ist für den Lehrer alles von hohem Wert. Und besonders wollen wir uns seine Worte einprägen: 'Der Philologe hat den hohen Beruf zu zeigen, wie unsere neuzeitliche Geisteskultur auf der antiken ruht, und diese für das Verständnis jener fruchtbar zu machen. Wenn wir uns das bei unserer Schularbeit immer vor Augen halten, dann wird der schon oft totgesagte Humanismus auch noch an den künftigen Geschlechtern seines Geistes Kraft erweisen.'

Th. Eisele behandelt Homers Odyssee XX, 1—121 und Herodot IV, 14—21. Ich freue mich, daß er es ablehnt, 'den Homer als Substrat für die Einführung in die indogermanische Sprachwissenschaft zu mißhandeln', ferner, daß er nichts von dem 'förmlichen Kult der Realien' wissen will und daß er nicht an die 'Überarbeitung durch Flickpoeten' glaubt. Er wünscht dagegen, daß von den 'wertvollen Untersuchungen über die künstlerische Gestaltung der Homerischen Dichtung' 'der Unterricht nachhaltig beeinflußt werde'. Bei der Besprechung der Herodotstelle heißt es (S. 139): 'Der Übergang der griechischen Lektüre von Xenophon zu Herodot bedeutet insofern einen wesentlichen Fortschritt, als sie jetzt ausschließlich und ohne Rücksicht auf die Kapitel der Syntax für ihren eigentlichen Zweck, die Verarbeitung des Inhalts, fruchtbar zu machen ist.' Diesen 'Fortschritt' möchte ich doch nicht gelten lassen. Die Rücksicht auf die 'Kapitel der Syntax' oder kurz auf die Syntax hat dort überall ihr Recht, wo das Verständnis des Schriftstellers es fordert, darüber hinaus aber nicht, auch bei Xenophon nicht. Die 'Verarbeitung des Inhalts' ist ohne syntaktisches Verständnis nicht möglich.

Es folgen noch französische Lehrproben von P. Sakmann und englische Lehrproben von G. Dierlamm. Ich habe beide mit Gewinn gelesen. Da ich aber auf diesen Gebieten nicht heimisch bin, so nenne

Digitized by Google

tch nur die behandelten Gegenstände: Voltaire, Rousseau, Die Romaniiker, Der Realismus; Scott, The Abbot; D. G. Rossetti, The Blessed Damozel; Carlyle, Sartor Resartus and Past and Present.

Landsberg a. W. F. Charitius.

Anthologie aus den Elegikern der Römer. Für den Schulgebrauch erklärt von Karl Jacoby. Erstes Heft: Catull. Zweites Heft: Tibull. Dritte verbesserte Auflage. Leipzig, Teubner, 1917/18. 80 u. 67 S. 8. Je 1,60 *M*.

Dem vierten Hefte (Ovid) von Jacobys Anthologie sind das erste und zweite (Catull und Tibull) in dritter Auflage schnell gefolgt. Während diese Anthologie und Schulzes Elegiker anfänglich sehr ähnlich waren, sind sie allmählich in ihrer ganzen Anlage auseinander gegangen, für beide zum Nutzen. Schulzes Buch ist in fünfter Auflage ein treffliches Hilfsmittel für den jungen Philologen zur Einführung in das Studium der römischen Elegiker, Jacobys dritte Auflage sähe ich gern in den Händen tüchtiger Primaner. Ihre Anmerkungen sind sorgfältig durchgesehen, verbessert, verkürzt. Im einzelnen finde ich noch manches auszusetzen: 1. Die unausgeschriebenen Zitate sind in einem Schulbuche vom Übel. Sie können vom Schüler meist nicht nachgeschlagen werden, weil er die Bücher nicht zur Hand hat; er sieht einfach darüber hinweg. Also das wertvolle ausschreiben, das unwichtige weglassen. 2. Das Deutsch in den Anmerkungen, besonders in den Übersetzungen, ist zwar viel besser geworden, aber noch nicht überall einwandsfrei. Cat. 68, 4 wird das schöne *a mortis timine* durch die Übersetzung 'dich den totunglücklichen' geradezu verdorben. Ebd. 69 ist *amores exercere* 'Liebesbezeigungen, Liebesfreuden ausüben' kein Deutsch. Überhaupt lassen die als Übersetzungen durch ' ' empfohlenen Wendungen öfter zu wünschen übrig. Cat. 68, 71 ist *tritum* nicht 'abgenutzt', vgl. 115. Ebd. 75 ist 'da die Ehe von kurzer Dauer war' doch keine Übersetzung von *domum inceptam frustra*. 3. Die Lemmata in den Noten sind sehr ungenau und werden den Schüler manchmal irre führen. So würde zu Cat. 9, 6 *Hiberum* die Note klarer sein '*Hiberum* = Hispanorum' als '*Hiberes* = Hispani.' Das Lemma wiederholt am besten genau die Textesworte. Sinnwidrig ist zu Cat. 68, 135 die Paraphrase: 'oft ist ja auch Juno nicht in Zorn bei den Liebeshändeln ihres Gemahls entbrannt'. Nein! In Zorn entbrannt ist sie immer; sie unterdrückt ihn nur manchmal *(saepe)*. 68, 124 *volturiam* nicht 'Raubvogel', sondern mit demselben Bilde 'Geier'.

In den Text, namentlich des Catullheftes, ist eine Anzahl neuer Lesarten eingeführt, darunter eine eigene Konjektur: 68, 157 *auspex* statt des rätselhaften *aufert*, die übrigens von Lipsius schon vorweg genommen war. Wenn es darauf ankam, einen notdürftig lesbaren Text zu bieten, mag sie ja genügen, obwohl Heyses *Anser* paläographisch viel näher liegt. Anspruch auf Probabilität hat sie nicht. Philologisch interessant ist der Versuch, die drei letzten Verse von c. 2 mit dem vorhergehenden zu verbinden, indem geschrieben wird (v. 9 f.): *Tecum ludere sicut ipsa posse* (statt *possem*) *et tristis animi levare curas Tam gratum est mihi sq.* Die Idee stammt aber (der kritische Anhang versagt) von Is. Vossius. Für glaublich halte ich sie nicht: v. 10 gibt sich unseres

Digitized by Google

Erachtens als Schluß des Gedichtes. Die übrigen Änderungen sind wohl auf Friedrichs Einfluß zurückzuführen.

Auch im Tibullhefte zeigt sich überall die bessernde Hand. In der Einleitung ists nicht immer gelungen, neues und altes zu verschmelzen. So steht in der ersten Zeile der an sich sehr anfechtbare Satz, Tibull sei 'der trefflichste unter den römischen Elegikern', und S. 6 wird ohne Widerspruch registriert das neuerliche Bestreben, dem Dichter 'eine jämmerliche Unselbständigkeit nachzuweisen'. S. 5 ist der Satz 'Aus diesem Grunde . . .' unverständlich. Das Hervortreten des 'Ich' ('ich führe an' S. 6 u. a.) ist besser zu vermeiden. Die Anmerkungen haben an vielen Stellen sehr gewonnen, so namentlich die Einleitungen der einzelnen Gedichte. Ein Versehen ist zu I 5 'ein Leben ohne Seefahrten und den Händeln der Stadt'. Warum ist dem Texte noch Haupt-Vahlen[5] zugrunde gelegt, da doch längst die siebente Auflage erschienen ist? Nach eigener Konjektur wird II 1, 58 geschrieben *Dux pecoris: teneras auxerat hircus oves* — mir scheint, ohne innere und äußere Wahrscheinlichkeit. Es fehlt so jede Verbindung mit dem vorhergehenden (vgl. vor allem Ov. Met. XV 114). Auch sprachlich ist *auxerat hircus oves* (statt numerum ovium) bedenklich.

Der Druck ist sehr sorgfältig.

Möchte Properz bald nachfolgen. Da ist noch viel zu tun. Aber schon jetzt ist deutlich zu sehen, daß Jacobys Anthologie in dritter Auflage ein gutes und nützliches Buch ist.

Berlin-Pankow. Hugo Magnus.

Aug. Hausrath u. Aug. Marx, Griechische Märchen. Märchen, Fabeln, Schwänke und Novellen aus dem klassischen Altertum. Mit 23 Tafeln. Jena, Eugen Diederichs, 1913. XXII u. 363 S. 8. Geb. 7,50 ℳ.

Zwei vortreffliche Kenner griechischer Literatur haben sich vereinigt, den nicht fachmännisch gebildeten Freunden des griechischen Altertums eine schöne Gabe darzubringen: in reicher Fülle ziehen, nach ihren Quellenschriftstellern geordnet, an dem Leser vorüber griechische Märchen, Fabeln, Schwänke, novellenhafte Erzählungen aus Herodot, Dichtungen des Bakchylides, Metamorphosen des Ovid, romantische Erzählungen und Novellen aus Lukian, Apuleius, Proben aus dem Roman des Petron, dem Alexanderroman u. a. m. Eine gute, knappe Einleitung orientiert über die literarhistorischen Probleme und ordnet die einzelnen Stücke an ihrer Stelle ein. Schöne, der antiken Kunst entnommene Abbildungen schmücken das auch buchhändlerisch schön ausgestattete Werk. Der Druck ist sorgsam überwacht[1]). Wenn das Buch auch zunächst für Fachleute bestimmt ist, so wird es auch der Philologe mit Nutzen in die Hand nehmen. Gibt es doch gewiß manches, was dieser oder jener nicht gekannt hat, etwa die schöne Ortssage aus Timaios (S. 145); manches erscheint auch in neuer Beleuchtung oder regt zu neuer Betrachtung an.

---

[1]) Ich habe nur einen einzigen Druckfehler bemerkt: S. 349, Note zu S. 159, der Vulkan heißt Mosychlos, nicht Moschylos.

Digitized by Google

Die ausgewählten Stücke erscheinen in eigenen, neu geschaffenen Übersetzungen, über deren Anteil sich Marx und Hausrath in der Vorrede äußern. Die Verse aus Homer sind im ganzen wohlgelungen. Sie lesen sich leicht, und verständlicher als die der Vossischen Übertragung. Daß hier und da ein Trochaeus statt des Spondeus unterläuft [1]) oder eine Betonung mißlungen ist, kann dem Werte des Ganzen keinen Abbruch tun. In den Fabeln des Babrios sind die Hinkjamben (über deren Bedeutung der Leser S. IX der Einleitung unterrichtet wird) in deutscher Nachbildung wiedergegeben, meist mit Glück. In dem Verse freilich S. 34 N. 1, 3:

Gerecht vielmehr und milde, wie ein Mensch ist,

wird kaum jemand den Skazon erkennen. Aber solche Anstöße sind selten. Die schwierigeren Metren des Bakchylides sind ebenso wie die Hexameter des Ovid in seinen Metamorphosen durch fünffüßige Jamben ersetzt. Die Verständlichkeit und der ästhetische Eindruck gewinnt m. E. dadurch. Die Geschichte von Dionysos und den Seeräubern liest sich in dieser Gestalt wundervoll (S. 167 ff.), auch die von Alkyone (S. 171 ff.). Die Lautmalerei in der bekannten Schilderung der scheltenden Frösche in dem Latonaabenteuer (Ovid Met. VI 376):

Quamvis sint sub aqua, sub aqua maledicere temptant

wird folgendermaßen widergegeben (S. 166):

Und quängeln weiter — quängeln, quängeln noch
Am Grund des Wassers.

S. 167 fällt als kleine Entgleisung eine militärische Wendung auf:

Und hieß die Mannschaft an dem nahen Quell
Trinkwasser fassen.

Der Ausdruck schließt sich im ganzen eng an das Original an. Empfehlenswerte Kürzungen sind nicht gescheut; so beginnt Ode V des Bakchylides (S. 153) gleich mit v. 50, auch der Schluß ist weggelassen. Der Ausdruck Porthanide (v. 70) ist durch den dem Leser gleich verständlicheren Namen Meleager ersetzt.

Zur Erleichterung des Verständnisses sind hinten Anmerkungen beigegeben, deren Zahl man freilich noch etwas vermehrt wünschte. Welcher Leser würde z. B. ohne nähere Erklärung in der Fabel des Babrios (S. 38) die Pointe verstehen, daß dem Hirsch das Herz gefehlt habe? Hat er nicht eher zu viel Herz gehabt, d. h. Tollkühnheit gezeigt, daß er sich in die Höhle des Löwen wagte, besonders das zweite Mal? καρδία bedeutet eben wie *cor* sehr oft das Herz als Sitz des Verstandes, nicht des Mutes. Warum wird übrigens in der Anmerkung zu der Stelle des Bakchylides S. 156 Kalliope als Muse des epischen Gesanges bezeichnet (S. 349)? Weder ist unser Lied episch, noch ist die Bemerkung sonst richtig; ist doch die Differenzierung der einzelnen Musen erst in hellenistischer Zeit eingetreten [2]). In demselben Gedicht des Bakchylides (V) wird v. 13 unbefangen eine andere Muse, Urania, angerufen (vgl. v. 4).

[1]) [Vgl. die Besprechung des Heuslerischen Buches Sokr. V 1917, 325 ff.]
[2]) Preller-Robert, Griech. Myth. I 492.

Digitized by Google

Der Ausdruck ist fast überall gut, man liest gefesselt und ohne Anstoß. Mit Recht haben die Übersetzer auf die undankbare Aufgabe verzichtet, den manierierten Stil des Apuleius allzueng nachzubilden; es bleibt in der Häufung der Bilder, der mythologischen Figuren usw. genug, um eine Ahnung von diesem Stil zu vermitteln. In der Vorrede S. XVII wird der Leser darauf hingewiesen; vielleicht wäre es gut gewesen, hier auf den Stil der deutschen Märchen von Musaeus zu verweisen?

Vielleicht wird es nützlich und manchen Benutzern des Buches willkommen sein, wenn ich eine genauere Inhaltsübersicht gebe, eine Neugruppierung der Stücke nach ihren Gattungen versuche, einzelne Anmerkungen und Notizen hinzufüge, um interessierteren Benutzern die Handhabe zu eingehenderem Studium einzelner Motive zu bieten, endlich Wünsche ausspreche für Ergänzungen und Aufnahme neuer Stücke in eine gewiß zu erwartende neue Auflage. Auf diese Weise hoffe ich meinen Dank für die reiche Förderung und Anregung durch das schöne Buch würdiger abzustatten als durch ein kurzes Referat.

Den Anfang also macht das Märchen, vertreten durch Proben aus der Odyssee. Sicher ist ein solches Märchen das Kyklopenabenteuer (N. 2), eines der bekanntesten Märchen der Weltliteratur, das in sehr verschiedener Form erzählt wird, in ziemlich einfacher auch in der Mark Brandenburg[1]). Auch N. 3, Proteus, mag man gelten lassen. Dagegen kann ich nicht recht einsehen, was die Schilderung der schönen Landschaft in Ogygia (N. 1) hier zu schaffen hat. Märchenhaft ist das wenig; mit demselben Recht hätten übrigens auch die herrlichen Gärten des Alkinoos gewählt werden können. Vielleicht soll aber dies erste Stück eine Art Märchenstimmung erwecken, ähnlich wie das schöne Titelbild: ein Satyr ein griechisches Mädchen schaukelnd, mit der sinnigen Unterschrift: 'Märchenstimmung'. Dies unbefangene Hineinragen der Dämonenwelt in das menschliche Leben ist allerdings märchenhaft; das Bild erinnert an Böcklins Kentaur in der Dorfschmiede, und mag vielleicht auch als Erläuterung zu der Fabel N. 21 (S. 27) gelten. Vermißt habe ich dagegen die Kirkegeschichte, die in ihrem Kern unzweifelhaft ein Märchen ist[2]). Sie erinnert mich sehr stark an das deutsche Märchen Jorinde und Joringel (Grimm, KHM N. 69). Das Finden der blutroten Blume entspricht dem Überreichen des μῶλυ durch Hermes, Hermes ganz in der Rolle des alten Männchens oder Weibleins in den Weltmärchen, dem der Held (meist der jüngste von drei Prinzen) eine Freundlichkeit erwiesen, und der dann Ratschläge oder Zaubermittel gibt, ohne die die Aufgabe für Menschenkraft unlösbar bleibt. Bei geschickter Verkürzung würde diese Kirkegeschichte nicht allzuvielen Raum einnehmen, sogar noch weniger, als sie das bei Eskuche, Hellenisches Lachen, 137 ff. (welches Buch ähnlichen Zwecken dient) tut.

Aus den späteren Partien des Buches würde zu den Märchen zu

[1]) Selbergedan und der Wassernix: W. Schwartz, Sagen der Mark Brandenburg S. 64. Vgl. jetzt Radermacher, Die Erzählungen der Odyssee (Wien 1915) S. 13 ff.

[2]) Vgl. hierzu Radermacher a. a. O. 4 ff.

Digitized by Google

stellen sein eine Geschichte aus Herodot, Der Meisterdieb (S. 116), bei der man übrigens die Frage aufzuwerfen hätte, ob wir hier nicht ein ägyptisches Märchen vor uns haben, so daß die Geschichte aus diesem Buche 'griechischer Märchen' zu streichen wäre. Aber es ist leicht möglich, daß Herodot, was aus seiner Jugendzeit in seinem Gemüt noch widerklang, bewußt oder unbewußt verbunden haben mag mit einem ägyptischen Prachtbau, den er kannte, etwa dem Ramesseum, von dessen einstigen Reichtümern ihm die Kustoden Wunderdinge rühmten [1]). Sicher ist es ja, daß diese Geschichte auch in Böotien von Agamedes und Trophonios erzählt wurde. Vielleicht hätte die Stelle des Pausanias IX 37, 3 ausgehoben und dahinter abgedruckt werden können, um so dem Leser eine Vergleichung und eine klarere Erkenntnis zu ermöglichen, genau so wie es in unserem Buche mit den beiden Gygesgeschichten geschehen ist (S. 94 ff.), von denen die zweite Überlieferung ein Märchen ist. Es würde folgen das Märchen von Amor und Psyche, dessen Kern unzweifelhaft ein allgemein verbreitetes Volksmärchen ist, mag man das ganze auch als ein aus verschiedenen Märchenzügen zusammengesetztes Kunstmärchen ansehen oder wie man sonst will (über diese schwierigen Fragen orientieren die Bemerkungen S. XVIII ff.).

Trotz der novellenhaften Verwendung ist auch die Geschichte von Rhodopis ein Märchen (S. 87). Merkwürdigerweise ist diese Geschichte von den Herausgebern S. XII als Novelle bezeichnet, obwohl sie nicht verkannt haben, daß das 'Aschenbrödelmotiv' zugrunde liegt! Sicherlich kannte das Altertum auch sonst dies Motiv der Wahl der Königsbraut nach einem Schuh oder ähnlichem. So wird der Frau des Batau die Locke vom Flusse entführt, aufgefangen und dem Pharao gebracht, dessen Leidenschaft sie erweckt, in dem ägyptischen Märchen von den zwei Brüdern [2]). Diese zu königlichem Range erhobene Hetäre Rhodopis, die 'rosenwangige', erscheint übrigens in der Überlieferung, wenn auch von der gelehrten Kritik nicht unbezweifelt, als dieselbe Gestalt wie die ägyptische Königin Nitokris (äg. Neitakert: 'Neit ist trefflich') [3]), die Pyramidenerbauerin, die 'ägyptische Kriemhild', deren tragische Sage aus Herodots Bericht (II 100) am besten hinter der Rhodopisgeschichte abzudrucken war [4]). Weiter wäre einzureihen die Erzählung vom Ursprung der Skythen, aus Herodot (S. 142), 'ein unverkennbares Volksmärchen' (S. XIII).

---

[1]) Vgl. Philol. LXVI, 34, 69. Erdmannsdörffer, Das Zeitalter der Novelle in Hellas S. 38.

[2]) Wiedemann, Altägyptische Sagen und Märchen (Der Volksmund VI) S. 68 ff. Ähnlich das Goldhaar der Isolde u. a. m. Vgl. Reinhold Köhler, Kleinere Schriften zur Märchenforschung I 571, II 345. Zeitsch. d. Ver. f. Volkskunde 1906, 458, zu Müller II 59.

[3]) Otto Hauser, Ägyptische Märchen (Aus fremden Gärten N. 50) S. 3.

[4]) Eine hübsche Vereinigung beider Geschichten hat mir in meiner Jugendzeit viel Freude gemacht: K. Oppel, Das alte Wunderland der Pyramiden (Leipzig, Spamer), 4. Aufl., S. 197 ff. Die erste Hälfte der Geschichte neu gestaltet bei Rob. Heymann, Hetärengeschichten S. 26 ff. Zum ganzen s. Pauly, R. Enc. V 663; A. Marx, Griech. Märchen von dankbaren Tieren S. 42 ff.; Sepp, Altbayrischer Sagenschatz S. 255 ff.

Digitized by Google

Lukians ergötzlicher Dialog 'Die Wünsche' (S. 204 ff.) versetzt uns in die Stimmung des Märchens, in 'die Zeiten, wo das Wünschen noch geholfen hat'[1]). Hätte nicht im Anschluß daran das Märchen von Midas und seinem törichten Wunsche noch Gold gegeben werden können? (Aus Ovid, Metam. XI 85 ff.). Und die Fabel des Phädrus, die gleicherweise die Bestrafung törichter und vorschneller Wünsche schildert, *Mercurius et duae mulieres* (App. 3), ähnlich dem deutschen Volksmärchen (Grimm N. 87)?

Die Worte in dem in Rede stehenden lukianischen Gespräch (S. 206): 'Also der ganze Schatz soll vor dem Steinbild des Hermes in meinem Hof gefunden werden, tausend Scheffel geprägten Goldes', erinnern lebhaft an ein anderes bekanntes Märchenmotiv, dessen Nachklang, wie ich glaube, in der Fabel des Babrios N. 119 (hier S. 44 N. 22) erhalten ist. Ein Einfältiger verkauft Leinwand oder eine Kuh gegen leere Worte und hält sich später an eine Bildsäule oder einen Baum, der ihm nicht antwortet; als er sie wütend zertrümmert, findet er einen großen Schatz, der ihn bezahlt macht[2]). Da eben von Lukian die Rede war, darf man doch fragen, warum nicht die 'Wahren Geschichten' dieses Autors, diese Lügenmärchen und Münchhausiaden, in die Sammlung mit aufgenommen worden sind[3]). Manche würden gewiß, wie Ref., dafür die Proben aus dem Roman, als dem Titel des Buches weniger entsprechend, gern preisgeben.

Um noch einige Wünsche nach Ergänzungen auszusprechen: die Geschichte von Rhoikos und der Baumnymphe, die Hausrath Neue Jahrb. für das klass. Altert. 1914, 443 nach Charons Ὧροι Λαμψακηνῶν behandelt, möchte man hier in Übersetzung lesen. Ferner schlage ich vor trotz ihrer Kürze die Geschichte vom Kleid des Mondes, die Wilhelm Grimm im dritten Bande der Kinder- und Hausmärchen S. 347 an die Spitze der Fragmente griechischer Märchen stellt, aus Plutarch, Conviv. septem sap. c. 14 (danach Fab. Aesop. Halm N. 389)[4]). Weiter die merkwürdige Geschichte, die in den Fabelsammlungen erhalten ist, die ich betiteln möchte: Der Löwe oder das Schicksal: Babrios N. 136 (Crusius), Fab. Aesop. (H.) N. 349 u. 349b. Die Zusammenhänge dieses fatalistischen Märchens mit gewissen orientalischen Motiven[5]), die ziemlich kompliziert sind, mir aber deutlich scheinen, kann ich hier jetzt nicht

[1]) Grimm, KHM N. 1, Anfang.

[2]) Schott, Walachische Märchen N. 22. Haltrich, Deutsche Volksmärchen aus Siebenbürgen N. 64. Blümml, Schwänke und Märchen des französischen Bauernvolkes (Roman. Meistererzähler, herausg. von F. Krauß, Bd. X) S. 70, 205, 208 (vgl. S. 23, entstellt). Vgl. R. Köhler, Kleinere Schriften I 99 f. (51, 65, 135); Chauvin, *Bibliographie des ouvrages arabes* VIII, S. 94 N. 11; Fleckeisens Jahrb., Suppl. IV 345.

[3]) Aufgenommen von E. Schwabe, Antike Erzählerkunst (Leipz., Voigtländers Quellenbücher N. 86) S. 60ff., verkürzt.

[4]) Herder u. Liebeskind, Palmblätter (Berlin 1857) S. 190. Aurbacher, Volksbüchlein (Reclam), II N. 38. Als Sprichwort: Simrock, Sprichwörter S. 332 N. 7081; Wander, Deutsches Sprichwörter-Lexikon III S. 712 N. 5 u. 8, nach Gruter und Lehmann.

[5]) 1001 Nacht, übers. von Hennings (Reclam), XVIII 90 ff. Chauvin, *Bibliogr.* VIII S. 87 N. 57, vgl. S. 104 N. 80.

Digitized by Google

verfolgen. Solche Geschichten, wenn sie sich auch bei der Ungunst der Überlieferung zufällig nur in kurzer Fassung erhalten haben und formell in ziemlichem Abstande stehen zu den andern in das Buch aufgenommenen Erzählungen, möchte man doch nicht gern missen, wenn man einen Begriff bekommen will, was 'Griechische Märchen' sind. Dagegen könnte wieder in extenso gegeben werden das zweite Midasmärchen, das gleichfalls bei Ovid (Metam. XI, 146—193) erhalten ist. Es ist ein echtes Märchen, das noch heute im Schwange ist auf der Balkanhalbinsel, bei den Serben und heutigen Griechen, in Irland und bei den Kalmüken[1]). In den Donaugegenden lebt noch heute die Erinnerung an den großen Römerkaiser Trajan (wahrscheinlich wachgehalten durch seine Baudenkmale mit Namensinschrift) als Kaiser Trojan, was während des serbischen Feldzuges die Aufmerksamkeit vieler unserer Feldgrauen erregt hat[2]). Mit ihm ist auch das Midasmärchen verknüpft als 'die Ziegenohren des Kaiser Trojan'. Weiter wäre an dieser Stelle zu bringen das Märchen von der Wieselbraut, in unserem Buche als Fabel gegeben S. 38 N. 5[3]). Endlich würden unter den Märchen ihren Platz finden die am Schlusse des Buches gegebenen Abschnitte aus dem Alexanderroman. Man sieht nun wohl schon, glaube ich, daß, wenn der Stoff in neuer Auflage in dieser Weise gruppiert würde, der Charakter des antiken Märchens dem Leser ganz anders deutlich werden würde. Die Märchen allein (nebst den Fabeln) würden fast einen Band ausmachen.

Zu den Fabeln habe ich wenig zu bemerken. Man wird den Herausgebern zugestehen, daß der Begriff und die Grenzen der Fabel besonders in späterer Zeit fließend gewesen und viele Geschichten anderer Art in die Fabeln hineingelangt sind. So sind die drei letzten hier aufgenommenen Fabeln des Phädrus (S. 57 ff.) in Wahrheit verkürzte Novellen, was Hausrath nicht entgangen ist (S. X). Einige Fabeln sind ätio-

[1]) Wuk, Volksmärchen der Serben S. 225 N. 39. Bernh. Schmidt, Griechische Märchen (Leipzig 1877) S. 70. Knortz, Irländische Märchen S. 42. Siddikür, N. 22: Jülg, Mongolische Märchen (Innsbruck 1868), S. 46 (vgl. Benfey, Pantschatantra I S. XXII). — Vgl. Reinhold Köhler, Aufsätze über Märchen und Volkslieder (Berlin 1894), 19, 2. 35, 2; Kleinere Schriften, I 382 f., 511, 587. Dunlop-Liebrecht, Geschichte der Prosadichtungen S. 471 not. 153. Grimm, KHM III S. 310. Chauvin II S. 197 N. 29. Forke, Das indische Märchen S. 18. Kuhnert, bei Roscher, Lexikon d. Myth. II, 2, 2966 f. Hoefer, zu Conon, S. 84 f. (zu N. 1). Erdmannsdörffer, Zeitalter der Novelle in Hellas S. 27 f.

[2]) Ernst Krause, Die Trojaburgen Europas S. 218 ff. Heinr. Leßmann, Die Kyrossage in Europa (Beilage der Realschule in Charlottenburg, 1906) S. 46. Deutsche Tageszeitung 1915 N. 535. Berliner Tageblatt 29. Okt. 1915. Berliner philolog. Wochenschrift 1917, 852.

[3]) Aesop. 88 (H.); Babrius 32 (Crus.). Nahe verwandt mit der Erzählung von den 'stärksten Dingen', aber, wie ich meine, doch nicht mit ihr völlig gleichzusetzen. Vgl. Rohde, Kl. Schr. II 212. Benfey, Pantschatantra I 373 bis 378; II 262, 543. Köhler, Kl. Schr. II 47, 57 (vgl. 638 ff.). Chauvin II S. 97 f. N. 55. Hertel, Zeitschr. d. Ver. f. Volksk. 1912 S. 244, 301. Wesselski, Mönchslatein S. XXIII f. 82, 224 f. Pauly-Wissowa VI, 1726 N. 5. Sonst noch etwa: Bechstein, Neues Märchenbuch S. 264. Hitopadesa (Reclam) S. 150 f. Greiner, Das kleine alte Novellenbuch S. 250. Seligmann, Parabeln aus Thalmud und Midrasch (Leipzig 1863) S. 325. Ein Zusammenhang besteht übrigens mit Dämonengeschichten wie der des Philostrat.

Digitized by Google

logisch (S. 19 ff. N. 2, 11, 20; vgl. S. VIII), gehören also zu jenen Erfindungen des dichtenden Volksgeistes, welche Eigenheiten von Tieren, Pflanzen usw. durch ein einmaliges Geschehnis begründen sollen, z. B. 'Warum der Bär einen Stumpfschwanz hat' u. a. Wir nennen solche Fabeln oder Märchen heute 'Naturgeschichtliche Volksmärchen'. Man denkt dabei sofort an das große Werk von Dähnhardt, worin solche Geschichten in größtem Umfange und in ausgezeichneter Weise gesammelt sind. Dazu würden dann die aus Ovids Metamorphosen aufgenommenen Stücke zu stellen sein! Gern würde man hier auch eine oder die andere Prosaerzählung aus Antoninus Liberalis dabei haben. Andrerseits gehören wieder hierher die Tiermärchen, über die wir August Marx eine frühere ausgezeichnete Studie verdanken, von denen hier eine Anzahl aus Aelian mitgeteilt ist.

Die Überschrift dieser Gruppe lautet S. 19: 'Äsopische Tiermärchen, Fabeln und Schwänke.' Die eigentlichen Schwänke sind aber etwas stiefmütterlich bedacht. Eine besondere Gruppe derselben bildeten die sybaritischen Fabeln, deren Eigenart S. XIV erläutert wird[1]). An die Spitze derselben wäre zu stellen die Geschichte S. 145 aus Timaios von der Weichlichkeit der Sybariten. Freilich grenzt der hier zugrunde liegende Stoff selbst wieder an das Märchen; Märchen von der Gattung der Andersenschen 'Prinzessin auf der Erbse' fehlen in der Weltliteratur nicht[2]). Es sind die sybaritischen Fabeln Erzählungen aus der Sphäre des rein menschlichen Lebens, ausmündend in eine witzige Pointe, ein Witzwort, und einem Bürger von Sybaris in den Mund gelegt. Als eine solche Sybaritica ist anzusprechen die äsopische Fabel S. 29 N. 30 (Fab. Aesop. H. N. 112), eine sehr bekannte Geschichte. Von ihren Varianten (Babrios N. 2, Fab. Aesop. N. 72, Apuleius, Met. II, 13)[3]) würde ich gern eine hier aufgenommen sehen. Zu den sybaritischen Fabeln stelle ich auch die bekannte Anekdote von dem fabelhaften Sprung zu Rhodus (S. 30 N. 32) und etwa Phädrus S. 56 N. 22 und vielleicht S. 54 N. 19. Andrerseits würde es sich, glaube ich, empfohlen haben, um den Begriff des Schwankes anschaulicher zu machen, eine Anzahl von Witzen aus dem unter dem Namen des Hierokles gehenden Philogelos dem Leser darzubieten[4]). Von etwas ähnlichem Charakter erscheint mir die äsopische Fabel S. 25 N. 16. Auch sonst hätte mancher hübsche Witz Platz finden können, wie sie z. B. Gust. Eskuche, Hellenisches Lachen (Hannover 1911), in reicher Zahl gegeben hat. Dagegen ist aus der Reihe auszuweisen der angebliche Schwank S. 72, 'Der betrogene Buhler'. Diese

[1]) Vgl. K. O. Müller, Gesch. der griech. Litt. I[4] S. 242 f. Rohde, Griech. Roman[2] S. 587 ff. Hausrath bei Pauly-Wissowa VI 1720.

[2]) Cavallius, Schwedische Volkssagen und Märchen S. 225. Baital Pachisi, herausg. von Österley (Leipzig 1873) S. 93, 164, 199, 214. Die sieben weisen Meister, herausg. von Rich. Benz (Jena 1911) S. 8. v. d. Leyen, Das Märchen S. 108, 116; ders., Indische Märchen (Halle, Hendel) S. 68, 149 f. Vgl. Pauly-Wissowa VI 1721, 28 ff. Rohde, Griech. Rom.[2] S. 589, 3.

[3]) Vgl. Weinreich, Der Trug des Nektanebos S. 16, 17, 1.

[4]) Eine Anzahl von Proben übersetzt von H. Reich, Mimus II S. 454 ff. Einige auch bei A. Wesselski, Das lustige Buch S. 26, 28, 95, 109, 170, 216, 254, 266, 288, 294.

Digitized by Google

Geschichte, von dem großen und kleinen Hund, ist in Wahrheit der Typus einer echten Milesia, wie wir sie jetzt zu erkennen gelernt haben[1]).

Eigentliche Sagen der Griechen begegnen uns wenig. S. 145 eine schöne Ortssage aus Agrigent. Auch die Sage von Niobe, die in eine Versteinerung ausläuft, würde hierher gehören (S. 179 ff.). Ich würde auch andere Versteinerungssagen, an denen es den Griechen nicht fehlt, herangezogen haben, z. B. die Sage aus Cypern von Iphis und Anaxarete, Ovid Metam. XIV 696 ff.[2]). Diese Geschichte scheint ätiologisch entstanden, anknüpfend an eine merkwürdige Felsbildung wie Hans Heilings Felsen bei Karlsbad, Frau Hitt bei Innsbruck, hat aber im übrigen einen novellenhaften Charakter. Diese Novelle ist dann, wie ich glaube, die Grundlage geworden der italienischen bei Boccaccio IV N. 8[3]), aber in ganz anderm Geist behandelt.

Den Sagen ganz nahe stehen Spuk- und Gespenstergeschichten, müssen sogar unbedingt unter diese gerechnet werden, wenn es sich um wirklich volkstümliche Überlieferungen von bestimmten Örtlichkeiten, von spukhaften Erscheinungen, Schatzgrabungen usw. handelt, wie in vielen deutschen Sagen. Anders unsere antiken Beispiele hier, von denen man nicht weiß, wie weit sie Erzeugnis dichterischer Phantasie der Autoren sind oder aber auf Volksaberglauben oder auf örtliche Tradition zurückgehen[4]). Eine Fundgrube solcher Geistergeschichten oder abergläubischer Erzählungen ist Lukians Philopseudes, der hier mit Recht ganz gegeben ist, S. 194 ff. In diesen interessanten Gesprächen sind u. a. enthalten die berühmte Geschichte von dem Zauberlehrling, bekannt durch Goethes Ballade[5]), und die vom erlösten Hausgespenst (c. 31). Die ganz ähnliche Geschichte aus Plinius, Epist. VII 27 hätte man gern zur Ver-

[1]) Boccaccio III N. 2. *Bandello I N. 16. *Cent nouv. nouvelles* N. 31. Desperiers N. 54 (deutsch von Floerke I S. 301, vgl. II S. 371). Das Klopfen als Erkennungszeichen in ähnlichen Geschichten: Ulrich, Romanische Schelmennovellen S. 12 ff. (vgl. S. 233 N. 4). Das Bellen: Heptameron N. 70 (deutsch von Riba S. 546 f.). Verkürzt und verdorben anscheinend in *Cento novelle antiche* N. 100. Gehandelt hat darüber Rohde, Kleine Schr. II S. 193 ff. Zum Stoff noch: Benfey, Pantschatantra I 299 f. Dunlop-Liebrecht S. 227. Chauvin II S. 92 N. 38.

[2]) Auch Antonin. Lib. 39. Eine Anspielung: Plutarch, Amator. liber c. 20. Vgl. Usener, Vorträge u. Aufsätze S. 213, 2. Rohde, Griech. Rom. S. 79 ff. Versteinerungen schon bei Homer, das Schiff der Phäaken, welches Dörpfeld jetzt in einer Klippe im Nordwesten von Korfu wiederentdeckt hat. Ferner die Sagen Anton. Lib. N. 38, 41. Vgl. Radermacher, Erzählungen der Odyssee S. 36.

[3]) Ähnlich schon Rohde, Griech. Rom. S. 82, 0. Siehe ferner Heptameron N. 50 (deutsch von Riba S. 444). Montanus, Wegekürzer N. 37 (ed. Bolte S. 577; Der Volksmund, herausg. von Krauß, II S. 80 ff.). Vgl. Wilh. Stehmann, Die mittelhochdeutsche Novelle vom Studentenabenteuer (Palaestra LXVII, 1909), S. 146 ff., 151, 2. 1001 Nacht (Reclam), VIII S. 34, 92.

[4]) Vgl. E. Schwartz, Vorträge über den Griechischen Roman S. 111, 123, 132 f.

[5]) Der ägyptische Ursprung ist ziemlich sicher, einmal durch das Milieu der Erzählung, dann durch die ägyptischen Namen. Vgl. Reitzenstein, Hellenistische Wundererzählungen S. 5, 3.

Digitized by Google

gleichung daneben [1]). Die sonstigen Gespenstergeschichten sind wieder durch das ganze Buch zerstreut: Halb zur Gattung Novelle gehört die gleichfalls sehr bekannte Geschichte von der Geisterbraut (S. 188 ff.), aus Phlegons Mirabilien, Goethes 'Braut von Korinth' [2]). Aus Apuleius die Geschichte vom Schwammherz (S. 218 ff.) und in Petrons Gastmahl eine ähnliche Spukgeschichte S. 314, sowie die vom Werwolf S. 312 f.[3]). Diesem Werwolf verwandt ist der Werdrachen bei Apuleius, Metam. VIII, 19—21, den ich hier gern wiederfinden würde; ebenso, um noch weitere Vorschläge zur Auswahl zu stellen, die Geschichte von dem Ermordeten, der im Schlafe den Freund zur Rache aufruft, aus Cicero, de divin. I 27, oder das Abenteuer der Antheia mit dem Gespenst, aus Xenophon von Ephesus, Ephesiaca, Bch. V [4]), die Geschichte von Menippus und der Lamia bei Philostrat, vita Apollon. IV, 25 [5]). Oder endlich Berichte über die Erscheinungen von Heroen der troischen Ebene in Philostrats Heroikos, z. B. S. 149 f., 151 f., 215 Kayser.

Geschichten aus Herodot nehmen mit Recht einen großen Raum in dem Buche ein, liegt doch die ältere griechische Geschichtsschreibung noch ganz in dem 'Zeitalter der Novelle', ihre Könige und Helden sind stark mit novellistischen Zügen umrankt. So findet man unter Herodot die bekannten Geschichten von den lydischen und persischen Königen, vermißt aber vielleicht die wundervolle Jugendgeschichte des Kyros, diese 'Aussetzungssage'. Eine Parallele dazu und einen Ersatz bietet die Rettung des Gilgamos, aus Aelian (S. 82) [6]). Auch in die Volksmärchen der heutigen Völker ist dieser Sagentypus des ausgesetzten Dynastiengründers übergegangen: Grimm, KHM N. 29 [7]). Mit Freuden begegnen wir der Frau des Intaphernes, S. 126 ff. Diese Erzählung ist schon eine

[1]) Neuerdings vorgeschlagen zur Schullektüre, *Florilegium Latinum* (Teubner) II S. 46 f. Vgl. Radermacher, Festschrift für Gomperz S. 205.

[2]) Wichtig für die Erkenntnis der antiken Form: Rohde, Kleine Schr. II S. 173 ff. Vgl. Dunlop-Liebrecht S. 464 not. 83. Wendland, *de fabellis antiquis* S. 5 ff.

[3]) Mit Unrecht vermißt ein früherer Rezensent diese Geschichte in unserm Buche, Berl. philol. Wochenschrift 1914, 1030.

[4]) Rohde, Griech. Rom. 387, 1.

[5]) Vgl. die Fuchs- und Dachsdämonen bei den Japanern, die sich ebenfalls in schöne Mädchen verwandeln, menschliche Jünglinge heiraten und sie auf unerklärliche Weise hinschwinden machen: v. Langegg, Japanische Teegeschichten S. 119, 327 f. Gast, So war es (Chinesische Märchen) S. 108 f. Leo Frobenius, Die reifere Menschheit S. 23 f., vgl. S. 11 ff. Liebrecht, Zur Volkskunde S. 265.

[6]) Vgl. Usener, Sintflutsagen S. 80 ff. Ad. Bauer, Die Kyrossage S. 47 ff. H. Leßmann, Die Kyrossage in Europa (Progr. der städt. Realschule in Charlottenburg, 1906). Eine Liste von solchen, *qui lacte ferino nutriti sunt*, bei Hygin, fab. 252 (S. 139 Schmidt).

[7]) Asbjörnsen u. Moe, Norwegische Hausmärchen, deutsch Berlin 1847, I N. 29 (der reiche Peter Krämer). Anton Puuhaara (Finnisches Märchen), Das Ausland 1857 S. 641. Goldschmidt, Russische Märchen S. 147. Jos. Jacobs, Englische Märchen N. 35 (deutsch von S. Engelmann, London 1911, S. 202). 1001 Tag, orientalische Erzählungen, deutsch von Hausmann (Leipzig, Insel-Verlag). III 357. Velten, Märchen der Suaheli S. 198 ff. Als deutsche Sage: Brüder Grimm, Deutsche Sagen N. 486. Vgl. Usener, Sintflutsagen S. 111 f., Reinh. Köhler, Kleinere Schriften II 355 ff. S. 679.

Digitized by Google

Art Wandernovelle. Es ist bekannt, daß sie von großer Bedeutung geworden ist für die ästhetische Beurteilung einer schwierigen Stelle in Sophokles Antigone (v. 905 ff.)[1]), sowie für die Datierung des herodotischen Werkes. Eine Wandernovelle ist auch die als historisches Faktum sich gebende Geschichte von Antiochos und Stratonike S. 146 ff.[2]). In den letzten Jahren hat diese Novelle die Aufmerksamkeit der Kunstgelehrten stark beschäftigt, durch die Untersuchungen, welches diesen Vorgang darstellende Gemälde Goethe, der die Geschichte im Wilhelm Meister zweimal erwähnt (I 17, VI 9), — er nennt sie 'Der kranke Königssohn' — bekannt war, sei es das Gemälde von Gérard de Lairesse (in Schwerin oder Karlsruhe), oder von dem Vlamen Vaillant, oder, wie es jetzt als ausgemacht gilt, das von dem Italiener Celesti in Kassel[3]). Das erweckt doch den Wunsch, daß in einer Neuauflage, abweichend von dem Brauche des Buches nur antike Vorlagen zu geben, das Bild, welches Goethes Interesse gefesselt hat, wiedergegeben werden möchte. Auch eine Novelle ist die 'Braut von Korinth', der oben schon gedacht wurde; auch sie erscheint in historischer Einkleidung, in Verknüpfung mit bekannten mazedonischen Persönlichkeiten. Eine sehr schöne Novelle, für die man dankbar ist, ist die den Alexandergeschichten des Chares von Mytilene

[1]) Ich halte die Geschichte für echt, das Motiv ist volkstümlich. Vgl. S. Reiter, Zeitschr. f. österr. Gymnasien 49 (1898) S. 961 ff. Rouse, *Classical Review* XVIII, 1904 S. 386. Wahl zwischen Frau und Freund: mittelalterliche Geschichte von Titus und Gysippus, Montanus, Wegekürzer ed. Bolte (Tübingen 1899), 113 (Der Volksmund, II 105); Boccaccio X N. 8 (deutsch von Schaum, Leipzig, Insel-Verlag, III S. 291; vgl. S. 297). Wahl zwischen Frau und Pferd: Wuk, Serbische Märchen S. 317; Böckel, Psychologie der Volksdichtung S. 248. Vgl. Chauvin II S. 190 N. 2; Zeitschr. d. Vereins f. Volksk. 1906 S. 459 (zu Müller 2, 82).

[2]) Aus Appian, Syriac. S. 59. Die andern Stellen: Plutarch, Demetr. c. 38. Lucian, de dea Syria c. 17, 18. Val. Max. V 7, ext. 1. Aristaenetus, Epist. I 13. Seneca, Controv. VI 7. Die Wandlungen im Altertum sind bei Rohde, Griech. Rom. S. 52 f. nachzulesen. Auch im Mittelalter hat sich die Geschichte unter anderem Namen großer Beliebtheit und Verbreitung erfreut: Titus und Gysippus. *Gesta Romanorum* N. 171 (ed. Oesterley S. 560 f., Litt. S. 740). Boccaccio X N. 8 (dazu Dunlop-Liebrecht S. 252; Landau, Quellen des Dekameron S. 264 ff.). Montanus, Wegekürzer c. 42 (ed. Bolte S. 106 ff., Litt. S. 580 f., Der Volksmund II S. 97 ff.). Legrand, *Fabliaux* (deutsch von Lützemüller, Leipzig 1795 ff.), III S. 223. 1001 Nacht, übers. von Henning (Reclam), XXII S. 127 (Chauvin V S. 135 ff. N. 64–66). 1001 Tag (Leipzig, Insel-Verlag), II S. 307 ff. Vgl. noch Rohde, Griech. Rom. S. 53, 2, am Ende; R. Köhler, Kleinere Schr. II S. 557 N. 3; Mesk, Rhein. Mus. S. 68, 366; Wendland, *de fabellis antiquis* S. 11 ff. — Die verwandte, zuweilen damit verbundene, gleichfalls mittelalterliche Geschichte von Amicus und Amelius: Petrus Alfonsi, *Disciplina clericalis* N. 2 (ed. Hilka, Heidelberg 1911, S 4); Köhler, Kl. Schr. II S. 163 ff.; Chauvin VIII S. 194; Wesselski, Mönchslatein S. 148 ff., 240 ff.

[3]) Vgl. Neue Jahrb. 1914 S. 372; Tägl. Rundschau, 14. März 1918. Katalog der Kgl. Gemäldegalerie zu Kassel (Berlin 1913) S 12 N 527. Auch sonst ist der Stoff in der neueren Kunst beliebt und gern dargestellt; so auf italienischen Truhen: P. Schubring, Cassoni, Truhen und Truhenbilder der italienischen Frührenaissance (Leipzig 1915) N. 295, 474, 475; vgl. Arch. Anzeiger 1915, 55. Ich kenne es ferner als Fries in dem Artushof zu Danzig (*'filius Seleuci'*, aber eher Titus und Gysippus!). Ingres hat den Vorwurf zweimal dargestellt: *Les arts* 1911, Juli, S. 6 f. Sal. Reinach, Allgem. Kunstgeschichte (deutsch, Leipzig 1911) S. 287.

Digitized by Google

entnommene Geschichte von Odatis und Zariadres (S. 143 ff.)[1]). Man wird bemerken die unzweifelhafte Verwandtschaft mit der Hüon-Rezia-Sage, wie sie Wieland in seinem Oberon gestaltet hat, gleichviel woher er dieses Motiv des Verliebens im Traume hergeholt hat[2]). Aus Apuleius sind zwei tragische Novellen entlehnt: Die Stiefmutter S. 235 ff., und Charite S. 246 ff.[3]). Daß in den Fabeln des Phädrus einige antike Novellen in verkürzter Form enthalten sind, wurde schon oben bemerkt: S. 60 die schöne Novelle von dem armen und reichen Freier (man möchte sie betiteln: 'Wer das Glück hat, führt die Braut heim'), und Leichtgläubigkeit S. 57 f., letztere ein gutes Beispiel, wie griechische Novellen und Historien von den römischen Rhetorenschulen aufgenommen wurden, um Stoff zu Übungen in Gerichtsreden daran zu haben[4]). Die Geschichte steht in anderer Fassung, mit versöhnlichem, fast burleskem Schluß, bei Lukian, Hetärengespräche N. 12[5]).

Endlich seien auch hier wieder an die Aufzählung der in unserem Buche enthaltenen Novellen einige Desideria angeschlossen: Die Geschichte von Kydippe sähe ich gern hier, etwa in der kurzen Wiedergabe bei Aristainetos, Epist. I 10, besser als nach Ovids Heroiden (N. 19, 20)[6]). Ferner aus Ovid (IV 55 ff.): Pyramus und Thisbe, die älteste der in der Weltliteratur so beliebten Liebesgeschichten von den beiden feindlichen Häusern, die uns am bekanntesten ist durch die Romea-Juliasage[7]). Diese könnte dann illustriert werden durch das pompejanische Wandbild aus

---

[1]) Aus Athen. XIII 35. Über den Zusammenhang mit orientalischen Motiven ausführlich Rohde, Griech. Roman S. 45 ff. Vgl. Schwartz, Vorträge über den griech. Roman S. 63 f. Dunlop-Liebrecht S. 474 f. not. 180. Wendland, *de fabellis antiquis* S. 28. Bulwer hat die Geschichte als die erste aufgenommen in seine *Lost tales of Miletus* (Tauchnitz vol. 814) S. 1 ff.

[2]) Fehlt noch in der altfranzösischen Fassung der Sage, Dunlop-Liebrecht S. 123 ff.

[3]) Sehr ähnlich die Geschichte von der Kamma aus Galatien: Plutarch, amator. lib. c. 22, und de mul. virtut. Vgl. Rohde, Griech. Roman² S. 590; Anderson, Philologus 1909 S. 537 ff., mit Hinweisen auf ein kaukasisches Märchen (*Theod. Birt, Novellen und Legenden aus verklungenen Zeiten, Leipzig 1917)

[4]) Man vergleiche Senecas Controversiae. Dazu Rohde, Griech. Roman S. 337 f., Kleine Schr. II 37.

[5]) Richtig erkannt von Rohde, Griech. Roman² S. 595.

[6]) Eine Variante bei Anton. Liberalis N. 1. Auch diese Geschichte hat Bulwer in die *Lost tales of Miletus* aufgenommen, S. 227 ff.

[7]) Vgl. Georg Hart, Ursprung und Verbreitung der Pyramus- und Thisbe-Sage. Passau (Progr. der Realschule) 1889—91. Simrock, Quellen des Shakspeare I S. 3 ff., bes. S. 83 ff. (dessen Ansicht über die Identität der Hero-Leandersage ich aber nicht beitrete). Dunlop-Liebrecht S. 26, 194, 269, 289. Oesterley zu Gesta Romanor. N. 231 S. 745. Deutsche Sagen und Volkslieder: Sepp, Altbayrischer Sagenschatz S. 455, 1; H. Heine, Die schönsten Sagen aus dem Harze (Leipzig 1878) S. 131 f.; Bethe, Hessische Blätter für Volksk. 1905 S. 109. Des Knaben Wunderhorn (Reclam) S 185, vgl. S. 461. In China: A. Remusat, Chinesische Erzählungen (deutsch, Leipzig 1827) II S. 3 ff. Arabisch: Hammer, Rorenöl II S. 148 ff.; 1001 Nacht (übers. von Hennings; Reclam) XII S. 31. Vgl. Oldenberg, Literatur des alten Indien S. 237 (Malati und Madhava). Immisch bei Roscher, Lex. d. Myth. III 2 S. 3338 f.

Digitized by Google

dem Hause des Lucretius Fronto[1]). Bilder von antiken Novellen gibt unser Buch bisher überhaupt nicht. Wie wäre es mit der Aufnahme eines pompejanischen Wandgemäldes mit Hero und Leander[2]) und dann entsprechend der Einfügung dieser Erzählung in den Text? Es käme wohl nur Ovid, Heroiden (N. 17, 18) in Betracht. Ein Inhaltsbericht nach Musaios' Epos, wie es E. Schwabe, Antike Erzählerkunst S. 14, nach dem antiken Epiker versucht hat, würde dem Grundsatze des Buches widersprechen, welches nur Übersetzungen, keine Bearbeitungen geben will[3]).

Auch die Vertreter der heiteren, lasziven ionischen Novelle, die wir als Milesiae zu bezeichnen pflegen, und deren Hauptvertreter Aristides von Milet war — über ihn unterrichtet die Vorrede S. XVI[4]) — sind wieder zerstreut und aus dem ganzen Buche zusammenzuholen, wenn man eine Vorstellung von ihnen gewinnen will. Außer dem hinter die Fabeln gestellten 'Schwank' S. 72, von dem wir oben schon gesprochen haben, gehören zu den Milesischen Novellen der 10. Brief des Aeschines S. 186 ff.[5]). Dann die verräterischen Schuhe, aus Apuleius, S. 243 ff.,

[1]) Abgebildet bei R. Engelmann, Bilderatlas zu Ovids Metamorphosen (Leipzig 1890) Tf. VI Fig. 39 (nach **Giornale d. scavi* IV, 1878, tav. 2). Vgl. Fiorelli, *Not. degli scavi* 1878, 182; Mau, *Bull. dell' inst.* 1879, 259; Mau, Führer durch Pompeji[5] S. 72; Sogliano, *le pitture murali Campane* N. 600. Bildliche Darstellungen in neuerer Kunst: Hart, Ursprung der Pyramussage S. 52; ferner Schubring, Cassoni N. 170.

[2]) Engelmann, Pompeji S. 90, vgl. S. 76; gefunden im Hause der Vettier: Mau, Führer[5] S. 81. Andere pompejanische Bilder: Helbig, Wandgemälde N. 1374, 1375; Sogliano, *pitture murali Campane* N. 597, 598. Ein Gemälde in Etrurien: Berliner phil. Wochenschrift 1908, 1196. Der Vorgang auf Reliefs: Berl. phil. Wochenschr. 1905, 454 (aus Tunis); vgl. Arch. Anz. 1905 S. 83 f.; Rhein. Mus. 1912. 215; Arndt-Amelung, Einzelaufnahmen N. 1038 (Münchener Privatbesitz). Auf Münzen von Abydos: *Greek coins in the Brit. Mus.*, Troas pl. 3, 2; Sallet-Regling, Die antiken Münzen S. 64; Baumeister, Denkmäler II 962. Gemmen: Imhoof-Blumer und Keller, Tier- u. Pflanzenbilder auf Münzen u. Gemmen Tf. 20, 32. Mosaiken: *Inventaire des mosaiques* II S. 11 (Henchir-Thina); Arch. Anzeiger 1905, 83 f. Abbildungen auch: Thiersch, Pharos S. 25, vgl. S. 24. Nachweis der bildlichen Darstellungen: Roscher, Lex. d. Myth. II 2, 1919 f. Pauly-Wissowa VIII 1, 912 f. — Über ein angebliches Gemälde des Apelles: Brunn, Gesch. der griech. Künstler II S. 206; Jahrb. des arch. Instit. 1910 S. 149 f., 1911 S. 22 f.

[3]) Der Stoff ist bekanntlich eine Wandersage, die sog. 'Schwimmersage'. Vgl. Böckel, Die deutsche Volkssage S. 6, 135 not. 19, 20. R. Köhler, Kl. Schr. II 567. Wiedemann in: Der Alte Orient III 107. M. H. Jellinek, Die Sage von Hero und Leander in der Dichtung (Berlin 1890), bes. S. 81 f. In deutschen Volksliedern: Uhland, Deutsche hoch- und niederdeutsche Volkslieder I S. 152, 800; Sahr, Das deutsche Volkslied (Göschen) I S. 120 ff.; Des Knaben Wunderhorn S. 467 (Reclam). An bayrischen Seen lokalisiert: Jos. Sepp, Altbayrischer Sagenschatz S. 452, Völkerbrauch bei Hochzeit, Geburt u. Tod S. 12 ff. M. Haushofer, Alpenlandschaft u. Alpensage S. 57 f. Am Traunsee: Kegele, Das Salzkammergut (Wien 1898) S. 150. Bei Gravosa: Dunlop-Liebrecht 286; E. Vely, Berl. Tageblatt 12. Mai 1904. Auf Neuseeland: Grey, *Polynesian Mythologie* S. 173 ff.; Hans Schoen, Hinemoa, eine neuseeländische Sage (Leipzig o. J.); M. Herz, Berl. Tagebl. 27. Mai 1904; Hambruch, Südseemärchen S. 333, 353.

[4]) Vgl. Philologus 66 S. 16 ff.; Neue Jahrb. 1914 S. 450 ff.

[5]) Vgl. Neue Jahrb. 1914 S. 452. Dieser Typus jetzt eingehend und gründlich gewürdigt durch Weinreich, Der Trug des Nektanebos (Leipzig 1911) S. 34 ff. Bolte zu Montanus, Wegkürzer S. 574 N. 30. Eine gute hebräische

Digitized by Google

ein erotischer Schwank, der in der italienischen und französischen Novellenliteratur der Renaissance aufgelebt ist in der Geschichte von den Hosen des heiligen Franziskus[1]): Erzählung von dem buhlerischen Mönche, der bei dem Stelldichein überrascht die Unterhosen vergißt, sich später aber geistesgegenwärtig hilft, indem er die Hosen als Reliquien erklärt, die gute Wirkung getan. Die Verwandtschaft ist unverkennbar, schon von Dunlop und Semerau hervorgehoben, aber der Weg der Verbreitung noch nicht deutlich. Ich vermute, daß sich in dem griechischen Massilia Exemplare der Milesiaca des Aristides ziemlich lange erhalten haben und diese Geschichten, wenn auch in mündlicher Fortpflanzung, in der Provence in den Dichtungen der Trouvères wieder aufgetaucht sind. An den orientalischen Ursprung aller dieser erotischen Novellen glaube ich jedenfalls nicht.

Endlich haben wir noch die Matrone von Ephesus, aus Petron (S. 325 ff.). Diese Novelle hat durch ihren Stoff, die scharfen Kontraste große Anziehung ausgeübt und in der Tat eine 'Wanderung durch die Weltliteratur' durchgemacht, wenn auch gewiß auf anderem Wege, als ihr Biograph Grisebach annimmt (nämlich aus China her)[2]). Beachtenswert ist die Einführung dieser Novelle (S. 325), die abfälligen Worte des

---

Überlieferung jetzt in: Bin Gorion, Aus Judas Born I S. 86. Der reichlichen Literatur bei Weinreich etwa noch hinzuzufügen: Chauvin V S. 232 f. N. 132. Blümml, Schwänke und Märchen des französischen Bauernvolkes (Romanische Meistererzähler X) S. 39 f., 62. Die Erzählung des Caesarius (Weinreich 94) jetzt auch bei Wesselski, Mönchslatein S. 65, vgl. S. 218; die des Montanus (Weinreich 126): Der Volksmund (herausg. von Krauß) II S 57; die indische vom Weber als Wischnu auch leicht zugänglich bei Hertel, Bunte Geschichten vom Himalaya S. 50. Das bei Weinreich S. 141, 3 genannte Novellenbuch von Bülow dürfte doch leicht zugänglich sein: es ist in Meyers Volksbüchern erschienen, das Zitat stimmt. — Das Motiv ist auch verwandt in dem Roman von Wickström, Arnliot Gällina (Halle, Hendel) S. 167 f.

[1]) Sacchetti N. 207 (Dunlop-Liebrecht 258); Masuccio; Morlini; Poggio (übers. von A. Semerau, Romanische Meistererzählungen IV S. 157, 232, mit reicher Litt.). Legrand, *Fabliaux* (deutsch von Lützemüller) II S. 203. Frey, Gartengesellschaft (Der Volksmund, herausg. von Krauß, V S. 77). Lafontaine, *Contes* IV N. 7. Benutzt auch in: *Cent nouv. nouv.* N. 52, und bei Montanus, Wegekürzer N. 32 (ed. Bolte S. 576; Der Volksmund II S. 74 f.). Vgl. Reinh. Köhler, Kl. Schr. II S. 669, 671 N. III.

[2]) Ed. Grisebach, Die treulose Witwe. Eine chinesische Novelle und ihre Wanderung durch die Weltliteratur. 2. Aufl. Wien 1873 (bespr. von Rohde, Kleine Schr. II S. 186 ff.). Auch in der Fabelliteratur erhalten: Phaedrus, App. N. 13; Fab. Aesop. 109 (H.). Vgl. Dunlop-Liebrecht S. 40 f., 213 N. 56, 401, 464 Not. 88, 522. Benfey, Pantschatantra I S. 460. R. Köhler, Kl. Schr. II S. 564, 583. Landau, Quellen des Dekamerone S. 304. Chauvin VIII S. 210 ff. N. 254. Wesselski, Mönchslatein S. 85 N. 72, Litt. S. 225. Rohde, Griech. Rom.[3] S. 592; Kleine Schr. II S. 26. Hausrath, Neue Jahrb. 1914 S. 452, 4. — Nachzutragen etwa noch: Seidel, Geschichten und Lieder der Afrikaner S. 47 ff. Stumme, Tunisische Märchen S. 79. Arpad, Zigeunererzählungen (Halle, Hendel N. 2117) S. 19 f. Wlislocki, Märchen und Sagen der transsilvanischen Zigeuner S. 87. Meischke-Smith, Chinesische Charakterzüge S. 132 ff. Wesselski, Das lustige Buch S. 190, 290. Aurbacher, Volksbüchlein (Reclam) I S. 128 N. 56. Ähnlich Legrand, *Fabliaux* (deutsch v. Lützemüller) IV S. 56. Den Deutschen bekannter sind das Gedicht von Chamisso: Ein Lied von der Weibertreue (nach Lafontaine, *Contes* V N. 6) und die dramatische Bearbeitung von Lessing.

Digitized by Google

Eumolpus über die Schlechtigkeit der Weiber, als deren Beweis er den angeblichen Vorfall vorträgt (Petron c. 110 Schluß). Ganz entsprechend die Tadelworte des Mnesilochos bei Aristophanes, Thesmophoriazusen v. 466 ff., ehe er übergeht zur, freilich nur andeutenden, Widergabe jener beiden Novellen, die uns eine gute Probe der altjonischen Novelle[1]) geben können und eine Vorstellung vermitteln, wie in solchen griechischen Novellensammlungen die Rahmenerzählung beschaffen war. Weitere Wünsche haben wir zu dieser Gattung nicht auszusprechen. Es ist wohl nicht zu besorgen, daß ein Leser die Zahl der hier ausgewählten Proben aus der erotischen jonischen Novellistik vermehrt zu sehen wünschte. Das würde dem Charakter des Buches widersprechen, selbst wenn die Herausgeber erklären (S. I), daß 'Märchen für Kinder' nicht gemeint sind[2]).

Das dankenswerte Literaturverzeichnis S. 356 hat gewiß noch manche Lücken. Zu Rohde, Griechische Novellendichtung, konnte angemerkt werden, daß diese Schrift in der zweiten Auflage des Griechischen Romans S. 578 ff. abgedruckt ist. Neben Wendland in Gercke-Norden I (warum so unbestimmtes Zitat? 1. Aufl. S. 379 f., 440 ff.) hätte auch Wilamowitz, Griechische Literatur[1], S. 117 ff., Erwähnung verdient. Neben Crusius, Märchenreminiszenzen, konnte auch auf Th. Zielinski, Die Märchenkomödie in Athen (Jahresbericht der St. Annenschule in St. Petersburg 1885), hingewiesen werden, der ja in der Einleitung auch gelegentlich genannt ist (S. IIIf.). Zu den Märchen noch: L. Radermacher, Das Jenseits im Mythus der Hellenen (Bonn 1903), (und neuerdings: Die Erzählungen der Odyssee, Wien 1915, Sitzungsber. der Kais. Akad. d. Wiss., Phil. hist. Kl., Bd. 178). N. G. Politis, *Παραδόσεις*, Athen 1904 (vgl. K. Dieterich, Ztsch. des Vereins f. Volksk., 1905, S. 123 ff., 380 ff.). Der angekündigte Aufsatz von Hausrath, Die ionische Novellistik, ist mittlerweile erschienen, in Neue Jahrb. 1914, S. 441 ff., eine sehr wertvolle Arbeit. Deswegen brauchte aber die Literatur über die griechische Novelle doch nicht so vernachlässigt zu werden! Warum werden z. B. die einschlägigen Schriften von O. Schissel v. Fleschenberg verschwiegen? Mindestens hätte angeführt werden können: Die griechische Novelle, Halle 1913. Über die griechische Novelle orientiert jetzt auch die Einleitung von Wilh. Schmid zu der dritten Auflage von Rohde, Griech. Roman

[1]) Rohde, Griech. Rom.[2] S. 594, 1. Von der ersten Novelle (Arist. v. 477 ff.), von der Neuvermählten, kann man sich einen deutlicheren Begriff machen durch die ähnliche Aristaenetus II c. 4. Von der zweiten Geschichte (Ar. 498 ff.) gibt es zahllose Vertreter, zum Teil Varianten, zu betiteln etwa: 'der einäugige Gatte'; am meisten übereinstimmend Petrus Alfonsi, *Disciplina cler.* N. 10 (vgl. 9), und Köhler, Kl. Schr. II S. 674 N. V. Siehe noch *Cent. nouv. nouv.* N. 16; Heptameron N. 6; Leo Greiner, Das kleine alte Novellenbuch S. 107 ff.; Erhard Lommatzsch, Ein italienisches Novellenbuch des Quattrocento (Halle 1913) S. 26; R. Köhler II S. 670, 673, 674 (N. IV, V); Zeitschr. d. Ver. f. Volksk. 1903 S. 414, 1. — Verwandt Hitopadesa (Reclam) S. 39—41, vgl. S. 187.

[2]) Auch O. Jahn, Novelletten aus Apuleius (Aus der Altertumswissenschaft S. 75 ff.) hat von den erotischen nur die Geschichte von den Sandalen aufzunehmen gewagt (S. 104 ff.).

Digitized by Google

(Leipzig 1914). Ferner Bernh. Erdmannsdörffer, Das Zeitalter der Novelle in Hellas, Berlin 1870 (zuerst in Preuß. Jahrb. XXV, 1870, S. 121ff., 283ff.), auch in Erdmannsdörffer, Kleinere historische Schriften (Deutsche Bücherei, N. 123—125, aber ohne Fußnoten und Nachweise), II, S. 1ff. Endlich O. Wendland, *De fabellis antiquis earumque ad Christianos propagatione* (Göttingen 1911, Einladungsschrift *Ad praemior. renuntiationem*).

Einen guten Schmuck des besprochenen Buches bilden die Illustrationen, die mit Verständnis ausgewählt sind, mit Unterstützung der Heidelberger Archäologen (F. v. Duhn ist das Werk gewidmet). Die Ausführung ist auch meist gut, freilich etwas ungleich, je nach der Technik der benutzten Vorlagen. So schön das Bild der neuerdings in Rom gefundenen Niobide ist, im Besitze der Banca Nazionale (S. 176), so wenig befriedigt der Kopf der Niobe selbst (S. 184): er ist etwas flau, entstellt durch retuschierte Schwärzen an Nase und Mund; offenbar nach einem Abguß photographiert (man sieht die Gipsnähte). In dem Vasenbilde mit den eleusinischen Gottheiten S. 288 ist die Innenzeichnung kaum zu erkennen. Dankbar ist man für das rotfigurige Vasenbild mit der Blendung des Kyklopen, S. 9. Die Bildung des Odysseus ist abweichend von der üblichen; die Szene ist ins Freie verlegt, man sieht zwei Satyrn herbeieilen. Wir haben hier also die Anlehnung an ein den Vorgang behandelndes Satyrspiel zu erkennen, wenn auch nicht gerade das euripideische[1]). Die Darstellung des Kroisos auf dem Scheiterhaufen (S. 113) gehörte nicht an diese Stelle, zur Erzählung des Herodot, der ja doch die gewaltsame Verbrennung schildert, sondern zu Bakchylides, S. 150, welcher uns zum erstenmal, in der ersten Hälfte seiner Darstellung, den wirklichen Vorgang geschildert hat, die Selbstverbrennung des Königs, wie ihn ja die Vase augenscheinlich zeigt[2]).

Die Unterschriften der Bilder sind einige Male zu beanstanden. S. 72 stellt nicht einen 'Knaben von Delphin getragen' dar, sondern einen deutlichen Eros! Dieser hat aber mit jener Sage von der Liebe eines Delphins zu einem sterblichen Knaben nichts zu tun, sondern es ist eine Weiterbildung von Darstellungen wie die Nereiden mit den Waffen des Achilles, durch die Meeresflut schwimmend[3]). — Das Bild

[1]) Was Winter zu sehr betont, der das Satyrspiel wohl erkannte (Jahrb. d. arch. Instituts VI, 1891, 272ff.). Vgl. jetzt Huddilston, Die griechische Tragödie im Lichte der Vasenmalerei, S. 166f.; Franz Müller, Die antiken Odyssee-Illustrationen (Berlin 1913) S. 8f.

[2]) Den wahren Vorgang hat aus historischen Erwägungen schon M. Duncker, Gesch. des Altertums IV[4] S. 327 richtig erklärt. Zu den Selbstverbrennungen orientalischer Herrscher vgl.: Paulus Cassel, Vom Nil zum Ganges S. 325f.; Gruppe, Griech. Mythologie I S. 497. Vielleicht ist auch der Tod der Mossynökenkönige so zu verstehen: Xenoph., Anab. V 4, 26. Man hätte das Wahre schon aus der Vasendarstellung ersehen können; es ist aber bis zur Auffindung der Fragmente des Bakchylides sehr selten erkannt oder ausgesprochen worden. Carl Robert lehrte es in seinen schönen Übungen über griechische Vasen, denen ich in Berlin beiwohnen durfte.

[3]) Auf pompeianischen Wandgemälden, und einem Münchener Relief: Glyptothek N. 203, Reinach, *Répert. de reliefs* II S. 78. Vgl. Reinach a. a. O. III S. 66, 5, 197, 3.

Digitized by Google

S. 57 ist irrig bezeichnet als 'Trunkene Alte mit Amphora'. (Kein Druckfehler, auch S. 363 so!). Das Gefäß, das die Alte selig umklammert, ist aber eine Weinflasche, keine Amphora! Der antike Name für diese Flasche mit langem Halse ist λάγηνος, römisch *lagoena* oder *lagona*; es ist dieselbe, in welcher in der Fabel der gekränkte Storch oder Kranich dem Fuchs die Speisen vorsetzt: Phaedrus I N. 28 (od. 26, in unserm Buche S. 50 N. 9); bei Aesop (N. 34 H.) heißt sie λαγυνίς[1]). Das Berliner Antiquarium hat ein schönes Exemplar von der Hand des Dionysios (50. Berliner Winckelmannsprogr. S. 93). Die Amphora, die in den Boden eingelassen ist oder an der Wand steht, entspricht unserem Weinfaß, die *lagoena* der Weinflasche. Als Parallele zu unserer Fabel S. 53 N. 17 kann man das Bild natürlich immerhin gelten lassen.

Auf dem Bilde S. 224 muß es heißen 'Zauberinnen' statt 'Hexen'[2]). Denn diese Weiber sind durchaus menschlich gebildet, von nicht unedlen Formen, wie wir uns die Canidia Horazens vorzustellen haben; und auch diese konnte, wie die thessalischen Zauberinnen, den Mond vom Himmel herabziehen: Hor. Epod. 17, 78, ebenso wie ihre Genossin Folia: 5, 46[3]). Als 'Hexen' würde man eher jene nächtlichen Unholde der Erzählung des Petron S. 314 bezeichnen (*strigae*, Petron c. 63), wenn auch in unserer Erzählung des Apuleius jene Weiber wegwerfend Lamien genannt werden, S. 225 (Apul. I c. 17). Als Verkörperung einer wahren *Lamia* hätten wir gern gesehen ein Vasenbild wie Athen. Mitteil. XVI (1891) Tf. 9 (vgl. S. 306)[4]).

Sehr gefreut habe ich mich, zu dem Triumphzug der Venus bei Apuleius das römische Wandbild S. 256 wiederzufinden, welches mir immer beim Lesen dieser Apuleiusstelle vor Augen schwebte. Ich kannte das Bild aus einer schönen Kopie von Bartoli in einem alten Tafelwerk der Bibliothek des Deutschen Archäologischen Instituts zu Rom. Wegen der Seltenheit des Buches und der ziemlichen Unbekanntheit dieses Bildes ist es vielleicht gestattet, hier ein wenig länger zu verweilen. Das

---

[1]) Vgl. Isidorus, Etymolog. XX c. 6, 3. Blümner, Röm. Privataltertümer S. 404, 9. Daremberg, *Dictionnaire des ant.* III S. 907. Den Fehler, das Gefäß als Amphora zu bezeichnen, macht auch Helbig zu der kapitolinischen Statue: Führer I[3] N. 778. Richtig redet Furtwängler bei dem Münchener Exemplar, Glyptothek N. 437, von einer Flasche. Eine falsche Abbildung gibt Rich, Wörterbuch der röm. Altertümer S. 339; s. dagegen Schreiber, Bilderatlas Taf. 65, 10. Die athenische Terrakottafigur, welche dieselbe trunkene Alte in eine Gefäßform verwandelt wiedergibt, auch bei Sittl, Archäologie der Kunst, Atlas Taf. XIVb, N. 12b.

[2]) Die Inschrift dieses 'redenden Bildes' zu lesen: κλῦ]θι πότνα Σελά[να; für κλῦθί μ]οι bleibt kein Raum! Vgl. Theokrit II v. 69 ff. der Refrain (wo ebenfalls menschliche Zauberinnen!).

[3]) Das Vasenbild auch bei Daremberg, *Dictionn.* III 2, 1516, und Tischbein, *Vases Hamilton* III Tf. 44 = Reinach, *Répertoire des vases peints* II 319, 2, woselbst Litt. Andre Darstellungen von Zauberinnen: Guhl-Koner, Leben der Griechen u. Römer[6] S. 474; Zauberin im thessalischen Hut (θολιά) auf Brunnenmündung: Helbig, Campan. Wandgemälde N. 1565, Baumeister, Denkmäler III Taf. 50 S 1382, oben links (= Rich, Wörterbuch S. 530).

[4]) Vgl. Reinach, *Vases peints* I 459, 4. Und vielleicht auch die rätselhafte Tänzerin auf der Vase Jatta in Ruvo: Reinach, *Vases peints* I 413, 3; Furtwängler-Reichhold II Tf. 80 N. 4 (S 107).

Digitized by Google

Werk führt den Titel: *Recueil de peintures antiques trouvées à Rome, imitées fidèlement, pour les couleurs et le trait, d'après les dessins coloriés de Pietro-Sante Bartoli, et autres dessinateurs* (Paris 1757). Fol. Es ist Tafel 25. Benndorf, der ein Exemplar der herzoglichen Bibliothek in Gotha selbst kannte (in der 2. Aufl., Paris 1783), veröffentlichte unser Gemälde der Venus im Meere, Athen. Mitteil. I, 1876, Taf. 2; die Tafel wurde aber hergestellt nach einem Exemplare der Münchener Hofbibliothek (vgl. S. 64). Rostowzew gab das Bild nach der ersten Pariser Ausgabe (irrig 1737, Versehen oder Druckfehler!) in: Archiv für Religionswissenschaft 1907, Taf. 5 (vgl. S. 560f.), mit Hinzufügung der übrigen Gemälde Taf. 3. 4. Auch die Kgl. Bibliothek in Berlin besitzt das Werk (2. Aufl., 1783); es wird hier im Katalog mit Recht dem Grafen Caylus beigelegt[1]). Es sind schöne Tafeln in farbiger Wiedergabe: die Zimmerdekoration eines römischen Hauses auf dem Caelius, bestehend in einem großen Deckengemälde und zwei Wandbildern mit bogenförmigem Abschluß, deren eines unsere Anadyomene. Bemerkenswert sind darin die Darstellungen von Knaben auf Schiffchen, eine Art Gegenstück zu den Kinderprozessionen auf den Gemälden aus Ostia in der Vatikanischen Bibliothek, welche Alb. Dieterich, Sommertag (Leipzig 1905) veröffentlichte[2]). Diese Szenen geben noch manche Rätsel auf. Über die Auffindung heißt es: *Peintures découvertes dans un souterrain, au Jardin des Religieux Camaldules de S. Grégoire, sur le mont Celio, sous le Pontificat d'Alexandre VII.* Dem entspricht die italienische Fundangabe des Bartoli selbst auf Taf. 24: *Pittura anticha nella facciata principale della stanza sotterranea nel'orto delli frati di S. Gregorio al monte Celio.* (Ähnlich auf Taf. 23, mit dem Zusatz: *trovata in tempo di Papa Alessandro settimo.*) Ein Stück des Bildes in einem Band mit Handzeichnungen der Bibliothek in Windsor, Dal Pozzo, Bd. XIII (Jahrb. des Arch. Inst. 1910, S. 122, N. 149).

Derartige Gemälde der aus dem Meer auftauchenden Aphrodite müssen im Altertum mehr bekannt gewesen sein (aber nicht das Bild des Apelles, welches anders geartet war); ein solches schildert Ovid, Trist. II v. 527f.:

Sic madidos siccat digitis Venus uda capillos
Et modo maternis tecta videtur aquis.

Allerdings die Haare trocknend, nicht schwimmend, aber ebenfalls halb vom Meere bedeckt wie auf unserem Bilde!

Endlich äußere ich wieder ein paar Wünsche zur Vermehrung der Bilder (einzelnes war schon zu den griechischen Novellen vorgetragen):

---

[1]) Der Name Caylus ist zwar auf dem Titel und in der Vorrede nicht genannt; seine Verfasserschaft ist aber sicher nachgewiesen (vgl. *Bull. com. di Roma* 1895 S. 167; Jahrb. des arch. Instituts 1910 S. 111). Der Verfasser der Beschreibung wird genannt: die *explication des peintures antiques contenues en ce volume* ist von Mariette (S. 13).

[2]) Jetzt auch: Bartol. Nogara, *Le Nozze Aldobrandine, paesaggi con scene dell' Odissea e le altre pitture murali antiche conservate nella Biblioteca Vaticana*, Milano 1907, Taf. 47—49 (S. 67 f.).

Digitized by Google

zu Proteus S. 15ff. ein Vasenbild, wie Mus. Borbon. XIII Taf. 58[1]). Zu den Fabeln des Aesop die bekannte Vasenzeichnung auf einer Schale des Museo Gregoriano, II, Taf. 80: Fuchs vor dem sitzenden Aesop[2]). Zu Ovid S. 167ff. die Reliefs vom Lysikratesdenkmal in Athen, oder das Sarkophagrelief Reinach, *Répertoire des reliefs* II 4, 1. Zu Niobe auch eine Darstellung des ganzen Vorgangs nach einem guten Vasenbild, pompejanischen Wandgemälde oder Sarkophagrelief. Die Darstellung der 'verkehrten Welt', durch Tiere repräsentiert, auf S. IV erinnert so sehr an die ägyptischen satirischen Papyri und Ostraka — die des Papyrus in Turin sind an den Wänden des historischen Saales der ägyptischen Abteilung des Berliner Museums abgemalt[3]) — daß man hier gern eine Probe davon sehen möchte.

Zum Schluß muß Referent noch sein Bedauern aussprechen, an der langen Verzögerung der Besprechung auch einen Teil der Schuld zu haben. Aber eine neue Auflage des Buches ist noch nicht erschienen; möge diese Rezension noch berücksichtigt werden können und die verdienstvollen Herausgeber vielleicht veranlassen, in einer neuen und vermehrten Ausgabe in der von mir angedeuteten Weise das Bild, das der Leser von der antiken Erzählungskunst in Märchen, Fabeln, Schwänken, Novellen erhält, abzurunden und zur Vollständigkeit zu bringen, vielleicht in zwei Bände zerlegt, im zweiten, wenn der Roman im Plane beibehalten werden soll, stärkere Berücksichtigung durch Proben etwa aus Xenophons Kyropaidie (Pantheia VI c. 1, 31ff.), Xenophon von Ephesos (Einlage von Aegialeus und Thelxinoë, Bch. V)[4]), Heliodor, Longus, der Jäger des Dio von Prusa[5]) u. a.

---

[1]) Oder ein griechisches Relief wie Reinach, *Rép. de reliefs* I 5, 11 oder 42, 4.

[2]) Jahn, Arch, Beiträge Taf. 12, 2 (S. 434); O. Keller, Tiere des klassischen Altertums S. 184; Helbig, Führer I[3] N. 571. Man wird sich des philostratischen Gemäldes erinnern (I, N. 3, μῦθοι), Aesop und die Fabeln: Tiere, als deren Chorführer der Fuchs erscheint.

[3]) Turiner Papyrus: Königliche Museen. Abteilung der ägyptischen Altertümer. Die Wandgemälde, herausg. von R. Lepsius (Berlin 1882), Taf. 14. Lepsius, Beschreibung der Wandgemälde[4] (1879) S. 34. Perrot-Chipiez, Gesch. der Kunst im Altertum I (deutsch von Pietschmann) S. 738. Ollivier-Beauregard, *la caricature égyptienne* (Paris 1894), pl. 22, 22 *bis* 23. Londoner Papyrus: Erman, Ägypten und ägyptisches Leben S. 493; Hunger-Lamer, Altorientalische Kultur im Bilde Taf. 35; Thomas Wright, *A history of caricature and grotesque* (London 1865) S. 6—8; Ollivier-Beauregard, pl. 28[1] (S. 201ff.). Ostrakon in Newyork: Girard, *Peinture antique* S. 46f.; Ollivier-Beauregard, pl. 28 (S. 221ff.). Andere Darstellungen: Ollivier-Beauregard, pl. 29; Jahrbuch der Kgl. preußischen Kunstsammlungen 1916 S. 26.

[4]) Vgl. Rohde, Griech. Roman S. 385.

[5]) Übersetzt und gewürdigt von O. Jahn, Eine antike Dorfgeschichte, Aus der Altertumswissenschaft S. 51ff. Aufgenommen auch von E. Schwabe, Antike Erzählerkunst S. 19ff. Wilamowitz, Griech. Lesebuch I S. 19ff.

Charlottenburg. Hans Lucas.

Digitized by Google

Ludwig Diels, Pflanzengeographie. 2. verb. Aufl. (Sammlung Göschen Nr. 389.) Berlin u. Leipzig, Verlag G. J. Göschen. Preis 1 ℳ und 25 ₰ Teuerungszuschlag.

Für die 'Pflanzengeographie' hat die Sammlung Göschen in L. Diels einen hervorragenden Sachkenner gewonnen, der es zugleich versteht, sein wissenschaftliches Gebiet in knappster Form einfach, klar und übersichtlich darzustellen. Gegenüber der ersten Auflage erscheint diese nun namentlich in bezug auf die allgemeine Vegetationskunde, die Abhängigkeit der Pflanzenwelt von den klimatischen und Bodenbedingungen und den Formationswandel vertieft. Vielleicht hätte gerade dieser letztere Punkt noch erweitert werden können, um auf die Gelegenheit zu eigenen Beobachtungen in der Heimat bei Anlandungen und anderen Neulandbildungen hinzuweisen und die Bedeutung der 'Naturschutzparke' für die Ausschaltung des das Naturbild trübenden Einflusses des Menschen noch mehr herauszuarbeiten. Dazu wäre auch ein Eingehen auf die besonderen Verhältnisse der einzelnen heimischen Laub- und Nadelwaldarten mit ihren besonderen Vergesellschaftungen und Bedingungen wünschenswert. — Die Verständlichkeit könnte durch Verdeutschung vieler wissenschaftlicher Ausdrücke noch gewinnen, die sich oft treffender als das Fremdwort bewährt. Oder, wo sich ein passender nicht finden läßt, könnte die Anwendung des Fremdwortes durch einfache Angaben des Sachverhaltes umgangen werden.

Vegesack. H. G. Holl.

Joh. Hjelmslev, Geometrische Experimente. Aus dem Dänischen übersetzt von Albert Rohrberg, Oberlehrer an der Realschule in Berlin-Steglitz. Beihefte zur Zeitschrift für mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht. Nr. 5. Herausgegeben von W. Lietzmann und † E. Grimsehl. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1915. 8. 68 S. 2,40 ℳ.

Die Schrift faßt zwei Ziele ins Auge. Sie erörtert die Mittel, mit denen der praktische Zeichner geometrische Konstruktionen ausführt und behandelt eine große Zahl von Aufgaben, die sich mit Zirkel und Lineal entweder gar nicht lösen lassen oder doch viel einfacher gelöst werden können, wenn man sich nicht auf die klassischen Konstruktionsmittel der Geometrie beschränkt. Sie sucht ferner über das Wesen der klassischen Konstruktion und des expermentierenden Verfahrens Licht zu verbreiten, indem sie auf elementarem Wege darlegt, welche Schranken in der Natur der klassischen Konstruktionsmittel liegen, wie sich aus ihnen z. B. die Unmöglichkeit der Dreiteilung des Winkels oder der Verdoppelung des Würfels ergibt und wie andrerseits diese Aufgaben sogleich lösbar werden, wenn man eine Parabel als Konstruktionsmittel zuläßt. Der Inhalt des Schriftchens ist außerordentlich reich und es kann insbesondere der Beachtung der Lehrer der Mathematik nur angelegentlich empfohlen werden. Dem Übersetzer gebührt der wärmste Dank der Fachgenossen.

Berlin. G. Louis.

Digitized by Google

Johannes Hjelmslev, Darstellende Geometrie. Leipzig, B. G. Teubner. VII u. 320 S. Geb. 6 ℳ.

Als zweiter Teil des von H. E. Timerding herausgegebenen Handbuches der angewandten Mathematik hat dieses verhältnismäßig kurze Lehrbuch der darstellenden Geometrie die Aufgabe, für Studierende der Mathematik ein Wegweiser zum Eindringen in die höhere Geometrie zu sein. Da die darstellende Geometrie durch die Bedürfnisse der Kunst und der Technik hervorgerufen wurde, so steht sie mit Unrecht vielfach in dem Rufe, nichts mit der 'eigentlichen' Mathematik zu tun zu haben. Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß dieses Vorurteil auch an den Universitäten immer mehr schwindet, und wir begrüßen diese Arbeit von Hjelmslev gerade um deswillen, weil sie neben den größeren Werken, die in zahlreichen Literaturnachweisen des Buches angegeben sind, geeignet erscheint, dieser Disziplin zu einer richtigen Würdigung zu verhelfen. Kein Mathematiker sollte ohne gründliche Kenntnis der darstellenden Geometrie zum Oberlehrerexamen zugelassen werden. Allerdings, ebensowenig wie es nach Steiner genügt, Konstruktionen mit der Zunge auszuführen, ebensowenig genügt es, darstellende Geometrie mit den Augen zu treiben; die Hand muß mittun. Da nun das vorliegende Lehrbuch außer einigen wenigen Beispielen keine Aufgaben enthält, — 'die ausführliche Darstellung der Anwendungen hätte das Hineinziehen vieler technischer Einzelheiten notwendig gemacht und die geometrische Eigenart der Konstruktionen nur verwischt' sagt der Verfasser im Vorwort — so muß der ebenfalls im Vorwort enthaltene Hinweis auf die Literaturangaben besonders unterstrichen werden. Es fragt sich nur, ob nicht durch beträchtliche Kürzung des auf S. 64—134 sehr elegant verarbeiteten Stoffes der Geometrie der Lage für eine größere Betonung der Anwendungen Raum hätte geschaffen werden können. Sehr dankenswert ist die Einführung in die Kurvenlehre und auch diese interessanten Entwicklungen hätten auf Kosten des soeben bezeichneten Stoffes erweitert werden können. Wir wünschen dem trefflichen und trotz des geringen Umfanges reichhaltigen Buche recht viele eifrige Leser.

Dresden-Strehlen. A. Witting.

Goethes Freundinnen. Briefe zu ihrer Charakteristik, ausgew. u. eingel. von Gertr. Bäumer, 2. Aufl., nebst 12 Bildnissen. Leipzig, Teubner, 1919. 464 S. 6 ℳ (nebst Teuerungszuschlag).

Neben der literarhistorisch bedeutenden Ricarda Huch steht bescheiden als Liebhaberin Gertrud Bäumer, die, als Gegengewicht gegen ihre politisch bedeutsame Tätigkeit, sich in ihren Goethe vertieft hat, vorteilhaft abgehoben beide von gewissen frauenzimmerlich im Privatleben großer Dichter herumstochernden Detektivnaturen.

Gertrud Bäumer trifft ihre Auswahl mit echt weiblichem Instinkt, anders also als ein Mann sie träfe, eben darum lehrreich und anziehend. Den 15 Charakteristiken sind 12 Bildnisse beigefügt, darunter einige weniger bekannte, wie das Bettinens. Das Büchlein hat rasch den verdienten Anklang gefunden. s.

Digitized by Google

JAHRESBERICHTE

DES

PHILOLOGISCHEN VEREINS

ZU

BERLIN

FÜNFUNDVIERZIGSTER JAHRGANG

BERLIN
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
1919

Digitized by Google

INHALT

JAHRESBERICHTE
DES PHILOLOGISCHEN VEREINS ZU BERLIN

Seite

Caesar, von P. Menge 89
Das Bildnis Menanders 33
Die mathematische Stelle in Platons Menon, von E. Metzger . . 10
Das Proömium des polybianischen Geschichtswerks, von O. Viedebantt 109
Horatius, von H. Röhl. 1
Κάθαρσις τῶν παθημάτων — **Reinigung der in der Tragödie behandelten Geschehnisse**, von H. Otte 99
Methexis und Metaxy bei Platon, von E. Hoffmann 48
Neue Ciceroausgaben, von J. Tolkiehn 71
Tacitus, von G. Andresen 19
Zu Tacitus, von F. Walter. 34
Zu den neuen Bruchstücken des Bakchylides, von P. Maas . . 37
Zu Senecas Briefen an Lucilius, von K. Busche 42

Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.

Digitized by Google

Horatius

1. Ausgaben und Kommentare

vacat

2. Übersetzungen

1) Georg Rosenthal, *Donec gratus eram tibi.* In der Wochenschrift für klassische Philologie 1918 S 167.

Eine Nachdichtung in moderner Form. Hier als Probe der Anfang:

'Einst warst du mein, dein Arm umschlang
Den Glücklichen, o sel'ge Zeit,
Wo aller Kön'ge Herrlichkeit
In Nichts vor meinem Glück versank.'

'Einst schlug dein Herz nur mir allein,
Dein Herz — mein köstlich Eigentum,
Ich fühlte heiß und stolz den Ruhm,
In Rom die hehrste Frau zu sein.'

3. Abhandlungen

2) Arnold Zehme, Horaz als Erzieher zur Genügsamkeit. Eine zeitgemäße Repetitionsstunde in Oberprima, zugleich ein Beitrag zum Kapitel 'Schule und Weltkrieg'. In: Fries, Lehrproben und Lehrgänge 1917 I (Heft CXXX) S. 43—53.

Nachstehend die Disposition: 1. Der Dichter schildert uns den Gegensatz der Väter und Söhne. 2. Das Urteil des Horaz über die materiellen Güter. A. Negativ: Äußerer Besitz macht nicht glücklich. a) Materieller Besitz macht innerlich unfrei. b) Materieller Sinn raubt die Ruhe und den innern Frieden. c) Materieller Sinn schädigt Leib und Seele und verdirbt den Charakter. d) Der Reichtum schützt nicht vor Krankheit und Tod. B. Positiv: Nur ideale Werte machen glücklich. a) Innere Freiheit. b) Zufriedene Selbstbeschränkung. Das alles wird in zahlreichen Zitaten aus Horaz unter Seitenblicken auf die deutsche Literatur und auf die Ereignisse der Gegenwart ausgeführt. Die Abhandlung bietet zwar für Horaz nicht eigentlich Neues, liest sich aber angenehm. Selten stößt man an, so S. 45: 'Der Großgrundbesitzer . . . zieht ausgedehnte Baumschulen (I 1, I 31, II 16, III 1, III 16)'; diese Zitate beziehen sich auch auf andere Handlungen des Betreffenden; aber von Baumschulen ist doch nirgend die Rede.

Digitized by Google

3) Otto Schroeder, Zu Od. I 32, 1. In den Sitzungsberichten des Philologischen Vereins zu Berlin 1917 S. 5 (Sokr. V 532).

Im Hinblick auf den Ausdruck δεῦρ' ἐς ἐμὰς χέρας in einem neugefundenen Trinkliede des Bakchylides bezeichnet Schroeder die Lesung *poscimur* in Od. I 32, 1 als schlechter beglaubigt und in jedem Sinne töricht; sie sei, wie schon Bentley gesehen habe, nur durch gedankenlose Erinnerung an ganz anders geartete Zusammenhänge hineingekommen. Die weitere Angabe, daß *poscimur* all unsere Ausgaben beherrsche, mit Ausnahme Kießlings, trifft übrigens nicht zu; von den Ausgaben, die ich zur Hand habe, bieten auch Schütz, Hoppe und Schulze *poscimus*. In welcher Situation Horaz diese Ode gedichtet hat, wissen wir nicht; es läßt sich aber leicht auch eine solche konstruieren, in die *poscimur* hineinpaßt.

4) E. Groß, Horatiana. Zu Hor. Sat. I 1, 92 und zu Sat. I 9, 45. In den Bayerischen Blättern für das Gymnasialschulwesen LIII (1917) S. 345—348.

Zu Sat. I 1, 92. Verfasser schreibt mit manchen Vorgängern *quoque,* wobei er mit Döderlein *quo* = *ut eo* faßt: 'Um dich reicher zu fühlen, fürchte dich nicht vor dem Mangel an Reichtum; denn je kleiner der Maßstab ist, den wir an den relativen Begriff reich anlegen, desto leichter fühlen wir uns reich.' Zum Gedanken verweist er auf Od. II 2, 9—12; III 16, 39—42; III 16, 21 f. Aber es dürfte sich nicht empfehlen, von der übereinstimmenden Überlieferung aller unserer Handschriften abzugehen, um zu einem doch recht verzwickten Ausdruck zu gelangen. Das überlieferte *cumque* ergibt ja mit der leichten Ergänzung von *quam antea* zu *plus* einen völlig befriedigenden, in den Zusammenhang *(denique sit finis quaerendi)* vortrefflich hineinpassenden Sinn.

Zu Sat. I 9, 45. Daß die Ergänzung *quam Maecenas* unmöglich ist, wird man dem Verfasser gern zugeben. Dieser verwirft aber auch die Ergänzung *quam tu*: 'Aber auch an Horaz ist nicht zu denken. Von anderem abgesehen schon deshalb nicht, weil es ein Widerspruch wäre, wollte ihn der Mensch als unübertroffenen Meister in der Ausnützung seines Glücks bezeichnen und gleichzeitig hoffen, Horaz werde sich durch die Aussicht einen starken Helfer für seine Pläne zu gewinnen bestimmen lassen, den Bittsteller bei Mäcenas einzuführen. Horaz hätte ja nach dessen eigner Versicherung gar keinen solchen bedurft' (vgl. L. Müller, auch Wartenberg, JB. XVIII S. 199). Daß aber ein Widerspruch zwischen den beiden Horazischen Sätzen in Wirklichkeit nicht vorhanden ist, sieht man ohne weiteres, wenn man den Zwischengedanken ergänzt: 'Das Höchste kann freilich auch der geschickteste Klient nicht erreichen, wenn er für sich allein steht.' Die Auslassung dieses Zwischengedankens mag, wer da will, dem Horaz als Fehler anrechnen: *brevis esse laborat, obscurus fit.* Ich glaube indes, man kann sich bei dieser Interpretation beruhigen und somit der Schreibung *deterius,* auf die ich früher einmal empfehlend hinwies, entraten. Groß aber ergänzt *quam ego*; auch hierin hat er, was ihm wohl entgangen ist, Vorgänger gehabt: Vogel, in den Bayerischen Blättern für das Gymnasial-Schulwesen XLV 1909 S 689ff. (vgl. JB. XXXVI S. 132) und Scholl im Programm des Gymnasiums zu

Digitized by Google

Fürth 1910 (vgl. JB. XXXVII S. 135). Ich habe seinerzeit gegen Vogels Ausführungen eingewendet: 'Eine Renommage des Schwätzers, daß niemand solche Leute geschickter zu behandeln wisse als er, würde man hier ja gern akzeptieren; aber stimmt zu einem solchen Gedanken in ungezwungener Weise *fortuna* und das Perfektum?'

5) K. P. Schulze, Anzeige der 6. Auflage der Oden von Heinze, in der Berliner Philologischen Wochenschrift 1918 S. 217—234 und S. 245 bis 257.

In dieser Anzeige bringt Schulze eine solche Menge von eigenem Material bei, daß wir von dem sonst in diesen Jahresberichten befolgten Grundsatze, Anzeigen nicht anzuzeigen, abgehen müssen. Wir verzeichnen wenigstens einiges davon, ohne jedoch den reichen Inhalt und namentlich die Fülle von Parallelstellen ausschöpfen zu können.

Zu Od. I 1, 8. *Ter* sei wahrscheinlich einfach steigernd; dafür gibt Schulze Belege. — Zu Od. I 1, 21. Vgl. Lucr. V 1390 f. — Zu Od. I 1, 25 f. Vgl. Callim. ep. 31. — Zu Od. I 1, 35. *Quodsi* = 'und wenn vollends', mit Kießling. — Zu Od. I 2, 1. *Iam satis* stehe im Sinne von 'nachgerade ist's genug'. — Zu Od. I 2, 4 f. *Urbem . . . gentis* 'Rom und Nichtrömer, Barbaren'. — Zu Od. I 3, 1. *Sic te regat* = 'so möge dich denn Venus geleiten', 'indem der Dichter gleichsam aus ernsten Gedanken bei der Abfahrt des Freundes erwacht'. — Zu Od. I 4, 7. Schulze gibt Parallelstellen zu *terram pede quatere*. — Zu Od. I 5, 9 ff. *Aurae* klinge an *aurea* an (? Ref.). — Zu Od. I 5, 7. Schulze zieht *duplices* vor. — Zu Od. I 7, 12. Aus Heinzes Anmerkungen geht hervor, daß dieser an einer Besitzung des Horaz in Tibur zweifelte. Schulze, der schon früher (Neue Jahrb. Bd. 37 S. 229 ff.; dagegen Ref. im JB. XXXXIII S. 22 f.) für das Vorhandensein einer solchen Besitzung eingetreten war, vertritt nochmals diese Anschauung. — Zu Od. I 7, 26 ff. Horaz habe, ebenso wie Vergil, aus Nävius geschöpft. — Zu Od. I 8, 2. Gegen *hoc deos vere* und für die Vulgata; vgl. JB. XXXIII S. 75, XXXV S. 55, 61, XXXVI S. 137 f., XXXVII S. 139. — Zu Od. I 8, 15. Heinze: *'virilis cultus,* nicht nur die Kleidung, sondern die ganze Lebensführung'; Schulze: 'Es ist nur die Männertracht gemeint', unter Hinweis namentlich auf Ov. Met. XIII 163 f. — Zu Od. I 9, 1. Belege zu *stare* vom starren Felsen. — Zu Od. I 12, 45. *Occulto aevo* faßt Schulze mit Kießling als Dativ des Ziels = *in occultum aevum*. — Zu Od. I 12, 57. Die Lesung *latum orbem* werde durch Sen. Herc. fur. 595 *latis terris* gestützt. Noch näher liegt Ov. Met. IX 795 *latum orbem*. — Zu Od. I 13, 2. Für *cerea*; vgl. schon Schulze, Berl. Philol. Woch. 1916 S. 317. — Zu Od. I 13, 15. *Oscula* seien die Lippen, wie Verg. Aen. I 256. So u. a. Orelli-Hirschfelder, ich in meinem Kommentar, Wickham (der auch die Vergilstelle anführt), ich im JB. XXXVIII S. 104. — Zu Od. I 18, 2. *Mitis* vom Boden wie bei Tac. ann. III 69 *immitis* vom Klima. — Zu Od. I 18, 7. Belege für *ac* fast = 'aber'. — Zu Od. I 18, 11 f. *'Te quatiam* ist wohl vom Schwingen des Weinbechers in übermütiger Laune zu verstehen, so die alten Erklärer' (damit können aber nicht etwa Acron und Porphyrio gemeint sein). Diese Ansicht hatte Schulze schon

Digitized by Google

in der Berliner Philologischen Wochenschrift 1916 S. 286 f. vorgetragen; ich hatte dagegen im JB. XXXXIII S. 22 die Frage aufgeworfen: 'War "den Becher schwingen" eine den Römern geläufige Vorstellung?' und vermisse noch die Antwort hierauf. — Zu Od. I 20, 10. Schulze schützt *tu bibis* wie schon in der Berliner Philologischen Wochenschrift 1916 S. 285. — Zu Od. I 23, 5 f. (S. 223). Die ganze Stelle Ov. Met. IX 661 ff. erinnere an Horaz, so *sub adventu favoni* an *veris adventus*. — Zu Od. I 25, 20. Schulze verteidigt *Hebro*. — Zu Od. I 38, 2. Meine Erklärung von *philyra* 'aus Bast' versieht Schulze mit einem Fragezeichen. Ich verweise auf JB. XXXVIII S. 106. — S. 228. 'Paarweise Anordnung läßt sich leicht auch im ersten Buche nachweisen; 6 + 7 umfaßt von 5 + 8, 14 + 15, 16 + 17, 31 + 32, 34 + 35, und wohl auch 37 + 38.' Am sichersten scheint davon die Zusammengehörigkeit von 34 und 35. — Zu Od. II 2, 5. *Extento aevo* sei wohl Dativ des Ziels = *in aevum*. Auch Schütz erklärt: '= *diu* oder *in aeternum*'. — Zu Od. II 6, 7. Schulze schützt *modus* durch Berufung auf *πέρας, μέτρον* u. dgl. — Zu Od. II 7, 12. 'Sollte nicht *turpe* mit Porph. als adv. zu fassen sein?' Porphyrion sagt: *aut nomen est loco adverbii positum: 'turpe solum tetigere' pro 'turpiter tetigere';* und so erklären ja auch manche; vgl. z. B. meinen Kommentar: *'turpe* ist von *tetigere* durch Enallage auf *solum* übergegangen'. — Zu Od. II 7, 19. In *sub lauru* findet Schulze (ich verstehe nicht, wie) eine Beziehung auf Tibur. Meines Erachtens ist der Ausdruck symbolisch und bedeutet: 'Ruhe als Gast in der Häuslichkeit, die ich meinem Dichterruhme verdanke' (vgl. JB. XXXV S. 56). — Zu Od. II 10, 13. *'Infestis . . . secundis* sind abl.', nebst Belegen. Vgl. JB. XXXIX S. 77. — Zu Od. II 13, 15. 'Das überlieferte *Poenus* ist das einzig Richtige. Der Sinn ist doch: fernliegende Gefahren fürchtet man, aber an die stündlich aus nächster Nähe drohenden denkt man nicht, und dem entspricht gerade *Poenus,* der ja vom Bosporus weit entfernt wohnt.' Mindestens die Begründung ist hier meines Erachtens verfehlt. Der Sinn ist vielmehr: ein jeder fürchtet diejenigen Gefahren, denen er infolge seines Berufes oder seiner Lebensstellung besonders ausgesetzt ist; aber das Unglück kommt oft von einer ganz anderen Seite. — Zu Od. II 14, 5. 'Vielleicht *tricenis* mit den Handschriften?' Das ist doch wohl metrisch unmöglich. — Zu Od. II 20, 2 *biformis*. 'Natürlich bezeichnet das Wort die zwiefache äußere Erscheinung, halb Mensch und halb Vogel, wie die Kentauren *biformes* heißen.' — Zu Od. III 1, 39. Schulze zitiert Soph. Antig. 952 ff. und fügt, offenbar im Hinblick auf das sophokleische *κελαιναὶ νᾶες* hinzu: 'vielleicht ist für *aerata atrata* zu lesen?' (? Ref.). — Zu Od. III 4, 68. *Omne nefas* übersetzt Schulze mit 'nur Frevel'; so schon in der Berliner Philologischen Wochenschrift 1916 S. 286; vgl. JB. XXXXIII S. 22. — Zu Od. III 8, 11. *'Institutae* doch wohl "hergestellt"; a. p. 21 s. *amphora coepit institui.*' Aber es kommt hier nicht darauf an, in welchem Jahre das Gefäß verfertigt ist, sondern in welchem es in Benutzung genommen ist; also *institutae* = *quae didicit,* wenn man nicht mit Heinze u. a. vorzieht, es im Sinne von 'eingestellt' zu fassen. — Zu Od. III 9, 24. 'Ist wohl *labens* zu lesen.' Es wird *lubens* gemeint sein, wie Schulzes

Digitized by Google

Ausgabe bietet. — Zu Od. III 19, 15. *'Tris supra* heißt nicht "3 über 9 hinaus", wie Röhl (JB. 24, 66; 28, 32) will, sondern "über 3 hinaus" (so H.); denn 3 ist die Zahl der Grazien.' Diese Begründung paßt natürlich für jede der beiden konkurrierenden Auffassungen; denn nach der von mir vertretenen warnt ja eben der Dichter davor, bei Festsetzung der Cyathuszahl zu der Neunzahl der Musen nach die Dreizahl der Grazien hinzuzufügen. Ich setze die von mir übernommene Erklärung aus den pseudakronischen Scholien her: *Id est ne, si supra novem addideris tres, ebrius factus exurgas in lites, quae sunt gratiae laetitiaeque contrariae*; fast gleichlautend Porphyrion; danach Orelli in der Ausgabe von 1838: *Novem cyathos sibi poscit poeta ἐνθουσιάζων. Supra novem autem si addideris tres, duodecim epotis ebrius factus facile incides in rixas, a quibus abhorrent Gratiae, id est, quae rixae sunt contrariae verae laetitiae. Exponimus igitur apposite ad ipsam vv. collocationem: 'tres supra novem', non ut recentiores: 'supra tres'. Duodecim autem cyathi sextarium complent.* Des weiteren verweise ich noch auf meinen Kommentar. Bei der jetzt weit verbreiteten Auffassung *tres supra* = 'mehr als drei' entsteht ein mißlicher Sinn: Horaz, der als Dichter bereits neun Cyathi gefordert hat, würde durch die Behauptung, daß eine Mischung, die mehr als drei Cyathi enthalte, dem Wesen der Grazien widerstreite, sich selbst ins Gesicht schlagen. Von Neueren ist Hoppe der von mir für richtig gehaltenen Auffassung der Scholien *tres supra* = 'drei darüber hinaus' beigetreten; hoffentlich setzt sie sich weiter durch. — Zu Od. III 24, 4. Schulze schützt *Tyrrhenum* und *Apulicum,* wie ich glaube, mit Recht, da die Prosodie bei Eigennamen nicht selten schwankt. — Zu Od. III 24, 27. Schulze zieht *urbium* zu *statuis.* Die Gründe für die Verbindung *pater urbium* findet man am besten bei Orelli-Hirschfelder dargelegt. — Zu Od. IV 2, 30. Schulze zieht *plurimum* zu *nemus.* Ein zwingender Grund, meine ich, ist bisher weder für *per laborem plurimum* noch für *plurimum circa nemus* vorgebracht worden.

6) J. J. Hartman, Emendatur scholion ad Horatium. In der Mnemosyne Bd. 46 (1918) S. 110.

Der Parisinus 7975 bietet (vgl. Chatelain, Paléographie des Classiques Latins, Tafel 85) zu Epod. 17, 73 *fastidiosa* die Glosse *TICAIIECTVMENE*; hierin erkennt Hartman *δυσαρεστουμένη.*

7) Fr. Vogel, Redende Namen bei Horaz. In der Berliner Philologischen Wochenschrift 1918 S. 404—406.

Redende Namen sind solche Eigennamen, die durch ihren Wortsinn auf eine Eigenschaft ihres Trägers hinweisen. Vogel gibt zunächst in Kürze eine Zusammenstellung von redenden Namen, welche alte oder neuere Erklärer bei Horaz gefunden zu haben glaubten: Sat. I 2, 25 Malthinus, Sat. I 2, 126 Ilia und Egeria, Sat. II 6, 72 Lepos, Od. I 22, 23 Lalage, Od. I 8, 2 Sybaris, Epist. I 18, 31 Eutrapelos, Sat. I 8, 11 und II 1, 22 Pantolabos, Sat. II 3, 142 Opimius, Sat. I 5, 52 Sarmentus, Sat. I 5, 52 Cicirrus, Sat. II 8, 21 Balatro, Sat. II 8, 22 Vibidius (es ließe sich noch manches hinzufügen; vgl. z. B. Wickham zu Sat. II 8, 23:

Digitized by Google

The names are chosen each with a malicious purpose, Nomentanus recalling the 'spendthrift' of Sat. I 1, 102 . . . Porcius as suiting his greediness). Referent möchte dazu bemerken, daß dieses Verzeichnis recht buntscheckig ist: Ilia und Egeria werden nur zum Vergleich herangezogen; Lepos scheint der nom de guerre des betreffenden Tänzers gewesen zu sein, Pantolabos ein allgemein üblicher Spitzname dieses Parasiten; manches dürfte zweifelhaft sein, usw.; wieviele von Horaz selbst erdachte redende Namen von der Art, wie wir sie bei Epigrammatikern, Fabeldichtern und Humoristen in Menge finden, sind darunter?

Dann geht der Verfasser zu der Behandlung von drei anderen Stellen über, an denen nach seiner Überzeugung redende Namen vorliegen; es sind folgende:

1. Sat. II 1, 53. *Scaevae vivacem crede nepoti matrem: nil faciet sceleris pia dextera.* 'Man übersetze nur wörtlich: "Vertraue dem Verschwender Link seine lebenskräftige Mutter an; keine Bluttat wird seine kindliche Rechte begehen", und man wird sofort merken, daß der Gegensatz *Scaevae* und *dextera* beabsichtigt ist.' Aber 'Link' als redender Name eines Giftmischers wird nicht jedem einleuchten. Bei diesem Punkte bemerkt Vogel noch: 'Horaz scheut sich auch nicht, seinen eigenen Namen zu einem Wortspiel zu mißbrauchen: Epod. 15, 12 *si quid in Flacco viri est* und vielleicht auch Sat. II 1, 18 *Flacci verba per attentam non ibunt Caesaris aurem.*' Diese Auffassung hat neuerdings Probst in den Bayerischen Blättern für das Gymnasial-Schulwesen LIII 1917 S. 34 f. vertreten; aber Referent hat im JB. XXXXIV S. 22 f. geglaubt, sie ablehnen zu sollen.

2. Epist. I 6, 21 f. *ne plus frumenti dotalibus emetat agris Mutus.* 'Den Namen Mutus = Stumm hat hier Horaz deshalb gewählt, weil in dem unserer Stelle unmittelbar vorausgehenden Vers von einem Menschen die Rede ist, der als Redner tausend Augen auf sich zieht und so seine Ruhmgier befriedigt.' Aber auch hier liegt der Einwand nahe: ist Stumm ein bezeichnender Name für einen 'Mann von geringer Herkunft, der es durch eine reiche Partie zum Großgrundbesitzer gebracht hat' (Kießling-Heinze)?

3. Sat. I 6, 40 f. *at Novius collega gradu post me sedet uno, namque est ille, pater quod erat meus.* Diesen Emporkömmling Novius faßt Vogel (wie es schon Jahn, Reisig, Weber, Fritzsche, Hayes and Plaistowe, Wickham u. a. taten, während andere Herausgeber sich ablehnend verhalten) als einen erdichteten 'Neumann' auf, und in der Tat stimmen hier Name und Wesen dermaßen überein, daß man diesen Namen wohl mit einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit als einen redenden in Anspruch nehmen darf. Wie verhalten sich nun zu diesem Novius die Novii von V. 121? Ich meine, da die letzteren nach den Scholien Personen waren, die diesen Namen wirklich führten, so kann man keine Beziehung zu einem fingierten Novius von V. 40 annehmen. Aber Vogel entwickelt hier eine ganz eigentümliche Ansicht, deren Hauptpassus ich hersetze: 'Nun kann man zweifeln, ob dieser *Noviorum minor* der gleiche Mann war wie der V. 40 genannte oder sein jüngerer Bruder oder sein Sohn, jedenfalls war er ein *libertinus* oder *libertino patre natus.* Nimmt

Digitized by Google

man hinzu, daß das Standbild des Marsyas für ein *signum liberae civitatis* (Serv. zu Aen. 3, 20) oder ein *indicium libertatis in civitatibus* (Macrob. sat. 3, 12) galt, so wird man von selbst auf die Erklärung geführt, daß Marsyas den Novius deshalb nicht ausstehen kann, weil er das Sinnbild der Freiheit und Novius ein Freigelassener ist. Und man darf oder muß wohl noch einen Schritt weiter gehen und die Worte auf Horaz selbst anwenden, der ja gleichfalls ein *libertino patre natus* ist, so daß der allgemeine Gedanke der ist, die vollbürtigen Römer (versinnbildlicht durch Marsyas) können die Nachkommen von Freigelassenen (die Novier) nicht leiden.' Wir tun wohl gut, bei der bisherigen Interpretation zu verbleiben; übrigens erwartet mit anerkennenswerter Objektivität der Verfasser selbst nicht, daß seine Deutungen allgemeine Aufnahme finden.

8) Wilhelm Kroll, Die historische Stellung von Horazens Ars poetica. Im Sokrates VI (1918) S. 81—98.

Kroll bringt den sehr richtigen Grundsatz zur Anwendung, daß man zu einer verständnisvollen Würdigung des Horaz nur durch Untersuchungen darüber gelangen kann, inwiefern er auf den Schultern seiner Vorgänger steht. Er mustert kurz, was sich aus dem Gebiete der Poetik bei Platon, Aristoteles, den Peripatetikern, Stoikern und Epikureern findet; Horaz habe die Poetik des Neoptolemos von Parion benutzt, der seinerseits auf Aristoteles fuße. 'Durch den Anschluß an Aristoteles erklärt sich . . . die Bevorzugung der Tragödie', sowie die Berücksichtigung des Satyrdramas und das Urteil über die Entwickelung der Musik. Die Anschauung Epist. II 3, 333 *aut prodesse volunt aut delectare poetae* (vgl. V. 343) sei nicht aristotelisch, sondern ein auf Neoptolemos zurückgehendes Kompromiß zwischen den Ansichten der Peripatetiker und Stoiker. Die Unterscheidung zwischen *pulchrum* und *dulce* (V. 99 ff.) stamme aus peripatetischer Lehre; 'das *dulce* beruht auf den παθήματα des Hörers, der zum Lachen wie zum Weinen veranlaßt werden kann und bei dieser Entladung ein Lustgefühl verspürt . . . Nur von hier aus wird verständlich, wieso die Erregung der Affekte dem *dulce* untergeordnet wird'. Daß Horaz die Poetik des Aristoteles selbst in der Hand gehabt habe, sei durchaus unwahrscheinlich. *Mentiri* (V. 151), ψεύδεσθαι, πλάσσειν bezeichne die Tätigkeit des Dichters, soweit sie in freier Erfindung bestehe; alles, was Horaz darüber sage, ruhe auf aristotelischem Grunde, sei aber fortgebildet. Das gleiche gelte von dem Begriffe des Prepon; das Motiv der Harmonie durchziehe den ganzen ersten Teil der Ars poetica.

Ein kurzer Blick auf die Nachwirkung der Horazischen Ars poetica und auf die Entwickelung der Poetik bis auf die Neuzeit, sowie ein Exkurs über Poseidonios' Ästhetik schließen die hochinteressante Abhandlung.

9) J. J. Hartman, Varia ad varios. In der Mnemosyne, Jahrgang 46 (1918) S. 334 ff.

Hartman teilt in aller Kürze zwei Konjekturen anderer mit. Erstens eine von Polenaar (vgl. JB. XXXXIV S. 27), wonach Epod. 2, 45 *fetum*

Digitized by Google

statt *laetum* zu lesen sei; man wird sie als wertlos beiseite legen. Zweitens eine wesentlich bessere von Mehrwald zu Od. III 20, 8: *miror* statt *maior*; Hartman fügt hinzu: *Ecquem obloqui iuvat? Vix opinor.* Das bei Annahme dieser Vermutung vorliegende Zeugma, insofern die geretteten Jungen für die Löwin keine Beute sind, würde mir nicht bedenklich erscheinen; aber es sind mir keine Beispiele für *mirari* mit einer indirekten Doppelfrage (oder mit *num*) zur Hand; solche beizubringen wäre wohl wünschenswert. Sollte aber bei einem so häufigen Worte wie *mirari* diese Konstruktion wirklich nicht erweislich sein, so wäre es doch nicht ratsam, sie durch eine Konjektur in den Text zu bringen. Dagegen ist diese Konstruktion nach dem Begriffe *certare*, von dem sie nach der Überlieferung an unserer Stelle abhängt, ganz unbedenklich; vgl. z. B. Epist. I 14, 4 *certemus, spinas animone ego fortius an tu evellas agro.*

10) R. Philippson, Zu Horaz c. IV 7. In der Berliner Philologischen Wochenschrift 1918 S. 936.

Die Auffassung, daß *damna caelestia* die Phasen des abnehmenden Mondes seien, stützt Philippson durch den Hinweis auf folgende Stellen: Ov. Met. I 11 *nec nova crescendo reparabat cornua Phoebe,* Gell. 20, 8, 7 *lunae augmenta atque damna.* Auch die von Heinze zitierte Lukrezstelle verwertet er dafür noch weiter.

11) Friedrich Vollmer, Lesungen und Deutungen II. Sitzungsberichte der Kgl. Bayerischen Akademie der Wissenschaften, philos.-philol. und histor. Klasse. Jahrgang 1918, 4. Abhandlung. Vorgetragen am 4. Mai 1918. München 1918.

Hiervon beziehen sich zwei Abschnitte auf Horaz. S. 3—7 zu Epod. 15, 15. Diese Stelle faßt Vollmer folgendermaßen: *nec cedet constantia (mea) formae (tuae), si semel (i. e. simulac) certus dolor offensae* (Genetiv des Substantivs) *intrarit (animum meum).* Für das Hyperbaton führt Vollmer aus verschiedenen Dichtern Belege an, aus Horaz Sat. II 1, 60; I 5, 70 f.; Epist. II 3, 86 f. Unserem modernen Sprachgefühl widerstrebt allerdings eine solche Stellung, wie sie Vollmer für Epod. 15, 15 annimmt; aber es ist nicht zweifelhaft, daß die Alten darin eben anders fühlten als wir, und so darf man der Deutung des Verfassers zustimmen, die vor anderen den Vorzug hat, einen untadeligen Gedanken zu ergeben. — S. 7—8 zu Od. I 20, 9 f. *'Tu bibes uvam* muß Frage sein, neckische, ironische Frage: "Du wirst (bei mir, so schreibst du) Cäcuber und Calener trinken? Nein, daran ist kein Gedanke: meine Becher füllt weder Falerner noch Formianerwein."' Neu ist diese Auffassung nicht; vgl. L. H. Allen in The Classical Review XXV (1911) S. 168 ff.: *'Do yon think you're going to pet your stomach with champagne or invalid port? Oh, dear no! You'll not even get the coarser sorts from me. Down you sit to vin ordinaire.'* Aber konnte Horaz dem Leser zumuten, seine Worte so zu verstehen?

Digitized by Google

12) A. Trendelenburg, Zur vierten Römerode des Horaz. In der Wochenschrift für klassische Philologie 1918 S. 524—526.

Der Dichter hat nach Trendelenburgs Ansicht bei der Auswahl der Götter, deren Beteiligung am Gigantenkampfe er erwähnt, das Prinzip befolgt, solche zu nennen, die auch bei Aktium dem Oktavian beigestanden haben. 'Im Gigantenkampfe stehen Juppiter zur Seite Vulkan, Juno und Apollo, die Götter Cäsars.' Wenn Trendelenburg die Pallas, V. 57, wegläßt, so erklärt sich das aus seiner eigenartigen Auffassung dieser Stelle, daß hier nämlich Juppiter die Ägis der Pallas handhabe (vgl. Wochenschrift für klassische Philologie 1917 S. 450 ff., JB. XXXXIV S. 24 f.). Apollo habe von seinem Tempel aus Oktavian begünstigt; Vulkan, der Feuergott, habe die feindlichen Schiffe zerstört; Juno, die *matrona,* sei dem Antonius, der Kleopatra vor Oktavia bevorzugt habe, feind gewesen.

Zehlendorf bei Berlin. Hermann Röhl.

Digitized by Google

Die mathematische Stelle in Platons Menon

Zur Erklärung der mathematischen Stelle in Platons Meno sind — bald mit, bald ohne Veränderung des überlieferten Textes — eine ganze Reihe von Versuchen gemacht worden, die alle, zum Teil aus mehreren Gründen, nicht befriedigen.

Die Stelle lautet 86 E *λέγω δὲ τὸ ἐξ ὑποθέσεως ὧδε, ὥσπερ οἱ γεωμέτραι πολλάκις σκοποῦνται, ἐάν τις ἔρηται αὐτούς, οἷον περὶ χωρίου, εἰ οἷόντε ἐς τόνδε τὸν κύκλον τόδε τὸ χωρίον τρίγωνον ἐνταθῆναι, εἴποι ἄν τις ὅτι οὔπω οἶδα εἰ ἔστιν τοῦτο τοιοῦτον, ἀλλ' ὥσπερ μέν τινα ὑπόθεσιν προὔργου οἶμαι ἔχειν πρὸς τὸ πρᾶγμα τοιάνδε· εἰ μέν ἐστι τοῦτο τὸ χωρίον τοιοῦτον, οἷον παρὰ τὴν δο θεῖσαν αὐτοῦ γραμμὴν παρατείναντα ἐλλείπειν τοιούτῳ χωρίῳ, οἷον ἂν αὐτὸ τὸ παρατεταμένον ᾖ, ἄλλο τι συμβαίνειν μοι δοκεῖ, καὶ ἄλλο αὖ εἰ ἀδύνατόν ἐστιν ταῦτα παθεῖν· ὑποθέμενος οὖν ἐθέλω εἰπεῖν σοι τὸ συμβαῖνον περὶ τῆς ἐντάσεως αὐτοῦ εἰς τὸν κύκλον, εἴτε ἀδύνατον εἴτε μή.* 'Unter einer Voraussetzung' verstehe ich so, wie die Geometer oft Betrachtungen anstellen, wenn einer sie fragt z. B. über eine geometrische Figur, ob es möglich ist, in diesen Kreis *τόδε τὸ χωρίον τρίγωνον*[1]) einzuspannen; so könnte einer sagen: Noch weiß ich nicht, ob dieses so beschaffen ist, aber ich glaube, daß für die Frage als eine Art Voraussetzung folgendes förderlich ist: wenn diese Figur so beschaffen ist, daß man, wenn man an ihre gegebene Seite anlegt (anzieht), um eine Fläche zurückbleibt, die so beschaffen ist wie die (das) angelegte selbst, dann scheint mir etwas anderes zuzutreffen, und anderes wiederum, wenn sie unfähig ist, dies zu erdulden (wenn das an ihr nicht aufgezeigt werden kann). Unter einer Voraussetzung also will ich dir sagen, was in betreff ihrer Einspannung zutrifft, ob es unmöglich ist oder nicht.

Es handelt sich also darum — das scheint die einfache und nächstliegende Deutung der Stelle zu sein — ob ein bestimmtes Dreieck in einen bestimmten Kreis eingetragen werden kann. In dieser Richtung haben sich denn auch die Erklärungsversuche lange Zeit bewegt. Von vornherein müssen diejenigen Versuche ausscheiden, in denen *τοιοῦτον οἷον* als 'ähnlich' gedeutet wird, wie das Buttmann (Platonis Dialogi IV S. 75) hervorhebt.

[1]) Wie *τόδε τὸ χωρίον* zu verstehen ist, wird sich später zeigen, vgl. S. 13 Anm. 3.

Digitized by Google

Auch die vielfachen Deutungen[1]), in denen die Frage die ist, ob 1. ein Quadrat als rechtwinkliges oder gleichschenklig-rechtwinkliges Dreieck oder auch ob 2. ein solches Dreieck unmittelbar in den Kreis sich einzeichnen läßt, in denen also die einfache Antwort wäre: es geht erstens, wenn die Quadratseite dem Halbmesser des Kreises gleich ist, zweitens, wenn die Hypotenuse des rechtwinkligen Dreiecks dem Durchmesser des Kreises gleich ist, sind nicht annehmbar, da, wie Schleiermacher (Anmerkung zu der Stelle) selbst sagt, 'eine sehr einfache Sache sehr künstlich ausgedrückt wäre'.

Von einer vollständigen Aufzählung und Würdigung auch nur der Erklärungsversuche, die mir zugänglich gewesen sind, glaube ich absehen zu können, zumal da aus mehreren keinerlei Förderung zu erwarten ist; wo es zweckdienlich erschien, ist im folgenden auf einzelne verwiesen. Auch die Erklärung, die Apelt in seiner Übersetzung des Menon gegeben hat, befriedigt nicht. Auf seine Behandlung der Frage, als die letzte mir bekannt gewordene, muß ich etwas näher eingehen. A. geht einen anderen Weg[2]). Unter *παραβάλλειν* (und *παρατείνειν*) versteht er das Anlegen eines dem betreffenden Dreieck gleichen Rechtecks an die Grundlinie dieses Dreiecks[3]), wie Fig. I es zeigt, wobei $AE = \frac{DC}{2}$ und

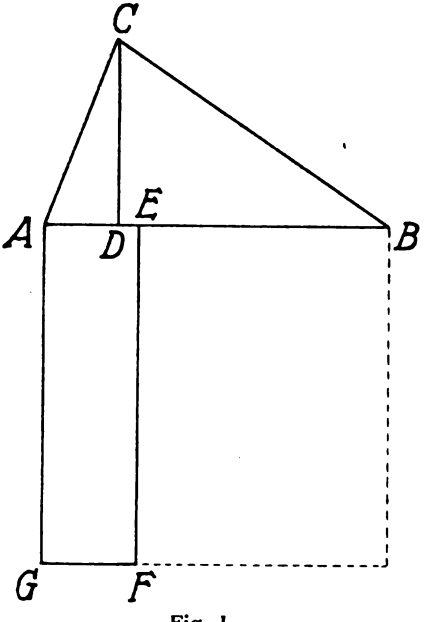


Fig. I.

$AG = AB$, also $ABC = AEFG$. Die in der *ὑπόθεσις* gestellte Bedingung wäre also erfüllt, wenn AE (die Hälfte der Höhe) $= \frac{AB}{2}$ (der Hälfte der Grundlinie), also die Höhe gleich der Grundlinie wird. Der Inhalt des angelegten Rechtecks oder des ihm inhaltsgleichen Dreiecks ist dann, wenn wir AB mit a bezeichnen, $\frac{a^2}{2}$. Es fehlt nun noch die Beziehung zum Kreis, die Apelt dadurch herstellt, daß er die Seite a mit dem Durchmesser (d) des Kreises ihrer Länge nach vergleicht. Ist $d = a$, so kann der Flächeninhalt[4]) des Dreiecks als Quadrat in den

[1]) Ich nenne hier nur Schleiermacher, Buttmann, Hieronymus Müller, Benecke (dem auch Cantor Gesch. d. Math. I. 187 folgt).

[2]) Festschr. f. Gomperz (1902) S. 291 ff. u. Übers. des Meno (1914) S. 81 ff.

[3]) Oder die Verwandlung des Dreiecks in ein flächengleiches Rechteck.

[4]) Denn *ἐς τόνδε τὸν κύκλον τόδε τὸ χωρίον τρίγωνον ἐνταθῆναι* übersetzt er: in diesen Kreis dies Dreieck seinem Flächeninhalt nach einzuschreiben.

Digitized by Google

Kreis eingezeichnet werden, denn der Inhalt des Kreisquadrats ist $\frac{d^2}{2}$ und der des Dreiecks $\frac{a^2}{2}$. Ist a kleiner als d, so ist die Einzeichnung (in welcher Weise, bleibt unerörtert) ebenfalls möglich; ist a größer als d, so kann sie nicht statthaben (d. h. dann nicht), wenn man, wie A. tut, den Gedanken zurückweist, daß der Inhalt des Kreises auch in Gestalt eines Vielecks eingezeichnet werden kann.

Was zunächst die Lösung als solche angeht, so unterscheidet sie sich von den andern dadurch, daß sie einen Grenzfall gibt, bis zu dem die Einzeichnung möglich ist, während es sich sonst nur um ein Entweder—Oder handelt. An sich ist das durchaus denkbar, wie wir aus Proclus in prim. Eukl. librum comment. S. 202 (*καὶ τοῦτο μάλιστα ἐν τοῖς διορισμοῖς ἐξετάζουσα, εἰ ἀδύνατον τὸ διὰ τοῦτο ζητούμενον ἢ δυνατόν, καὶ μέχρι τίνος ἐγχωρεῖ καὶ ποσαχῶς*) ersehen. Aber schon der gleichartige Ausdruck bei Plato *εἴτε ἀδύνατον εἴτε μή* zeigt uns, was gemeint ist, und die Frage, für die das geometrische Beispiel als Erläuterung dient, verträgt keine andere Parallele (87b *εἰ ποιόν τι τῶν περὶ τὴν ψυχὴν ὄντων ἀρετή, διδακτὸν ἂν εἴη ἢ οὐ διδακτόν*). Ebenso spricht gegen die Deutung, daß die Möglichkeit des Einzeichnens auf eine bestimmte Art von Dreiecken (mit gleicher Grundlinie und Höhe) beschränkt wird, da es doch in unzähligen anderen Fällen möglich ist, auch *εἰ ἀδύνατόν ἐστιν ταῦτα παθεῖν*. Dem wird durch den Hinweis, daß man jedes beliebige Dreieck in ein solches verwandeln kann, nicht abgeholfen. Die Erklärung wird dadurch noch künstlicher. Man muß aber doch annehmen, daß die Sache aus den Worten im Verein mit dem, was der Sprecher an den Figuren zeigt, ohne weiteres klar wird.

Um zu einem richtigen Verständnis zu kommen, wenden wir uns der Einzelinterpretation zu. Die ersten Schwierigkeiten bietet der Ausdruck *τόδε τὸ χωρίον τρίγωνον*. Zuerst wurde es, was ja am nächsten liegt, gedeutet als diese dreieckige Fläche, also dieses Dreieck, wobei man teils an eines der gleichschenklig-rechtwinkligen Dreiecke dachte, die Sokrates vorher im Gespräch mit dem jungen Sklaven des Menon hingezeichnet hatte, teils an ein für das vorliegende Problem hingezeichnetes. Dagegen erhoben sich sprachliche Bedenken: Es müßte dann *τόδε τὸ τρίγωνον χωρίον* heißen, also sei *τρίγωνον* prädikativ zu fassen und der Ausdruck bedeute diese Fläche als Dreieck. Daß die Stellung auffällig ist, ist zuzugeben. Aber die eben erwähnte Erklärung vermehrt nur die Schwierigkeiten. Wenn es sich darum handelt *ἐς τόνδε τὸν κύκλον ἐνταθῆναι*, so ist klar, daß der Kreis gegeben ist und von Sokrates während des Redens hingezeichnet wird. Dann ist aber selbstverständlich, daß das auch mit *τόδε τὸ χωρίον* der Fall ist, da der gleiche Ausdruck gleiche Bedeutung haben muß[1]). Bei der Annahme,

[1]) Diese Erkenntnis, die sich schon bei König Explanatio loci math. in Menone Progr. Eutin 1843 (S. 1 num posset triangulum datum circulo dato inscribi und S. 8 Verba *ἐς τόνδε τὸν κύκλον τόδε το χωρίον τρίγωνον* indicare videntur utramque figuram a Socrate in solo arenoso fuisse descriptam.

Digitized by Google

daß τρίγωνον prädikativ[1]) ist, müßte zum Verständnis hinzugefügt werden, welcher Art das χωρίον ist (etwa τετράγωνον). Denn auf die frühere Zeichnung darf man nicht zurückgehen; ebensowenig kann man, weil an der früheren Stelle χωρίον ausschließlich Quadrate bezeichnet, darin allgemein bei Plato diese Bedeutung suchen wollen. χωρίον bezeichnet eine bestimmte Figur mit Rücksicht auf ihren Flächeninhalt[2]); was es ist, ergibt der Zusammenhang[3]). Aus diesen Schwierigkeiten kommen wir heraus, wenn wir uns die Sache so denken: Es wird die allgemeine Frage vorangestellt (οἷον περὶ χωρίον) — die Geometer haben sich nicht nur mit der Möglichkeit der Einzeichnung eines Dreiecks beschäftigt — und dann der besondere Fall des τρίγωνον[4]) herausgegriffen[5]). Das Natürliche ist doch auch, den so anschaulichen Ausdruck ἐντείνειν so zu verstehen, daß er bedeutet die gegebene Figur so, wie sie vorliegt, in den Kreis einspannen.

Wenn es sich also um die Einzeichnung eines Dreiecks als solchen handelt, so fragt es sich weiterhin, welcher Art dieses Dreieck sein soll. Ein gewöhnliches kann es nicht sein, worauf schon Schleiermacher in seiner Anmerkung hingewiesen hat. Auch ein rechtwinkliges oder gleichschenklig-rechtwinkliges ist ausgeschlossen, wie wir oben gesehen haben. Der Ausdruck ἡ δοθεῖσα αὐτοῦ γραμμή zeigt uns, was gemeint ist, das gleichseitige[6]), als welches allein durch die γραμμή bestimmt ist.

Allerdings wird das Dreieck nicht ausdrücklich durch den Zusatz ἰσόπλευρον als gleichseitiges bezeichnet. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß τρίγωνον allein diese Bedeutung nicht haben könne, selbst wenn es bei späteren Mathematikern in diesem Sinne nicht vorkommt. Unter Dreieck und Viereck versteht die ursprüngliche, nicht mathematische Sprache auch und vor allem die regelmäßigen Gebilde[7]); erst später

---

Praeterea τόνδε et τόδε sunt ostendentis, significantque illas figuras specie et magnitudine datas esse existimandas, findet, hätte nicht verloren gehen dürfen; auch Apelt teilt diese Auffassung.

[1]) Um den gewollten Sinn auszudrücken, müßte es doch wohl ὡς τρίγωνον oder noch besser ἐν τριγώνου σχήματι heißen.

[2]) Es ist verschieden von ἐπίπεδον, das die Ebene bedeutet als zweidimensionale Größe zum Unterschied von μῆκος und στερεόν.

[3]) Auch hier bietet König das Richtige S. 7: Vocabulum χωρίον figuram quamcunque planam significare, quae vel specie vel magnitudine vel utraque data sit, supra iam vidimus.

[4]) τρίγωνον ist also weder als Adjektivattribut (vgl. Anmerkung am Schluß) noch als Prädikatssubstantiv angewandt, sondern als Apposition: diese Fläche, ein Dreieck. τρίγωνον mußte für den Leser, dem die Figur nicht vor Augen stand, zum richtigen Verständnis hinzugefügt werden.

[5]) Wenn es sich um die Einzeichnung des τετράγωνον handelte, konnte gesagt werden, daß seine Diagonale dem Durchmesser des Kreises gleich sein müsse, wenn um das (regelmäßige) ἑξάγωνον, daß seine Seite gleich dem Halbmesser des Kreises sein müsse (vgl. Eukl. IV, 6 u. 15).

[6]) Daß Proklus vom Einzeichnen eines gleichseitigen Dreiecks in den Kreis ἐντείνειν gebraucht (II S. 23 εἰς κύκλον ἐντείνειν τρίγωνον ἰσόπλευρον), ist wohl kein Zufall.

[7]) Vgl. Simon: Euclid und die sechs planim. Bücher 1901 S. 28, 15 zur Übersetzung τετράγωνον = Quadrat (die Ziffern 15—17 der Erläuterungen sind im Text S. 24 an verkehrte Stellen geraten): griechisch Viereck schlechtweg;

Digitized by Google

stellt sich das Bedürfnis nach mathematischer Genauigkeit heraus[1]). Für τετράγωνον ist die Bedeutung als regelmäßiger Figur in die Wissenschaft übergegangen, für τρίγωνον ist das nicht der Fall. Und da, wo es für die daran zu knüpfenden Erörterungen notwendig ist, betont Plato auch ausdrücklich die Eigenschaft des τετράγωνον — allerdings nicht auch als ὀρθογώνιον — als ἰσόπλευρον (Meno 82), ebenso wie er an anderer Stelle (Critias 118c) von einem πεδίον τετράγωνον ... τὰ πλεῖστ' ὀρθὸν καὶ πρόμηκες spricht. Jedenfalls aber genügt für den Zuhörer und Zuschauer der Anblick des hingezeichneten Dreiecks und die Erwähnung der δοθεῖσα γραμμή, für den Leser letztere allein, um ihn das Dreieck als gleichseitig erkennen zu lassen[2]). Daß Plato die Eigenschaften des gleichseitigen Dreiecks und seine Beziehungen zum umgeschriebenen Kreis kannte, darf nach seinen Ausführungen im Timäus 54 und 55 nicht bezweifelt werden. Er spricht dort von den regelmäßigen Körpern, dem Tetraeder, dem Oktaeder, dem Ikosaeder und dem Würfel, die den vier Elementen Feuer, Wasser, Luft, Erde entsprechen, und den sie begrenzenden Flächen. Für die drei ersten sind es gleichseitige Dreiecke. Diese läßt er entstehen aus der schönsten Art der ungleichschenkligen (πρόμηκες 54 A) rechtwinkligen Dreiecke, für die er zwei Definitionen gibt, einmal (54 B) τὸ τριπλῆν κατὰ δύναμιν ἔχον τῆς ἐλάττονος τὴν μείζω πλευράν, dann (54 D) τὸ τὴν ὑποτείνουσαν

---

unter 100 Menschen werden 90, wenn man sie auffordert ein Viereck zu zeichnen, annähernd ein Quadrat zeichnen, und wenn ein Dreieck, dann ein gleichseitiges, vgl Simon, Elem. d. Geom. S. 48.

[1]) Vgl. was Carl Demme: Die Hypothesis in Platos Menon, Dresden 1888, sagt, nachdem er der Auffassung Beneckes (Über die geometrische Hypothesis in Platos Menon, Elbing 1867) zugestimmt hat, daß τρίγωνον als prädikative Bestimmung zu ἐνταθῆναι anzusehen sei und ferner τρίγωνον nichts weiter als Dreieck (nicht gleichseitiges) heiße S. 9: 'Wir müssen jedoch bemerken, daß uns seine Begründung nicht in allen Teilen gelungen erscheint. Denn abgesehen davon, daß sich ja der Sprachgebrauch und die Wortbedeutung in der zwischen Plato und Euklid liegenden Zeit geändert haben könnte, muß man auch noch die näheren Umstände in Betracht ziehen, unter denen einerseits Plato, anderseits Euklid mathematische Mitteilungen überlieferten. Bei Plato erscheinen sie als Zwischenbemerkungen in Schriften nichtmathematischen Inhalts: seine Ausdrücke werden sich von den Ausdrücken des täglichen Lebens nur wenig unterschieden haben, seine mathematischen Kunstausdrücke, wenn man sie überhaupt so nennen kann, haben noch keine solche bestimmte Bedeutung wie diejenigen, welche Euklid in seinem mathematischen Sammelwerk immer in derselben Weise auftreten läßt.

[2]) Daß ein gleichseitiges Dreieck gemeint ist, hat schon Dümmler erkannt (Akademika, Anhang IV S. 261): Es 'ist von einem gleichseitigen Dreieck die Rede, da nur bei einem solchen der Ausdruck „seine gegebene Seite" hinreichend bestimmt ist'. Aber seine Erklärung gründet sich nicht auf den überlieferten Text; vielmehr geht er von einer mathematischen Erkenntnis aus (daß die Seite des dem Kreis umschriebenen gleichseitigen Dreiecks doppelt so groß ist als die des eingeschriebenen gleichseitigen Dreiecks), die dem Sinne nach ungefähr in Platos Worten enthalten sein könnte, und konstruiert danach einen Text, der von dem überlieferten ganz verschieden ist: εἰ μέν ἐστιν τοῦτο τὸ χωρίον τοιοῦτον οἷον ⟨τὸν⟩ παρὰ τὴν δοθεῖσαν ⟨τοῦ τῷ κύκλῳ περιτεταμένου χωρίου τριγώνου γραμμὴν τὴν δοθεῖσαν⟩ αὐτοῦ γραμμὴν παρατείναντα ἐλλείπειν τοσούτῳ (st. τοιούτῳ) [χωρίῳ] δσον (st. οἷον) ἂν αὐτὸ τὸ παρατεταμένον ἴ usw.

Digitized by Google

τῆς ἐλάττονος πλευρᾶς διπλάσιον ἔχον μήκει. Wenn diese zu je zwei mit den Hypotenusen zusammengelegt werden und drei so entstandene Figuren die Hypotenusen und die kleineren Katheten nach einem Punkte ὡς κέντρον drängen[1]), entsteht ein gleichseitiges Dreieck aus sechs der ursprünglichen). Man sieht, daß das κέντρον der Mittelpunkt des umbeschriebenen Kreises und die Hypotenusen Radien sind[2]).

An die δοθεῖσα αὐτοῦ γραμμή soll man nun παρατείνειν. Zunächst ist klar — und die meisten Erklärer haben es so aufgefaßt —, daß das παρατείνειν an der als Sehne in den Kreis eingetragenen Dreiecksseite zu geschehen hat, da nur so eine Beziehung zwischen beiden hergestellt werden kann. Ein Objekt zu παρατείναντα ist nicht vorhanden. So haben diejenigen, die unter τόδε τὸ χωρίον τρίγωνον ἐνταθῆναι das Einzeichnen eines rechtwinkligen Dreiecks oder eines Quadrats als rechtwinkligen Dreiecks verstehen, es als Anlegen der betreffenden Figur an die Hypotenuse oder die Quadratseite gedeutet, indem sie naturgemäß χωρίον als Objekt ergänzten. Bei Apelts Versuch führt das Anlegen der gegebenen Figur zu nichts, ebensowenig wie beim gleichseitgen Dreieck. Apelt stellt nun auf, daß mit παρατείνειν dasjenige gemeint sei, was Euklid häufig (vgl. Eur. VI, 27, 28, 29 u. ö.) mit einem an den unsern anklingenden Ausdruck παραβάλλειν nennt[3]). Es sei bei Euklid die Konstruktion von Parallelogramm und Rechteck, und zwar so ausschließlich, daß παραβάλλειν auch schon für sich, d. h. ohne hinzugesetztes παραλληλόγραμμον, die Konstruktion eines Rechtecks an einer gegebenen Geraden bedeutet und namentlich auch zur Bezeichnung der Verwandlung eines Dreiecks in ein gleich großes Rechteck durch Antragen desselben an die Grundlinie des Dreiecks gebraucht wird (vgl. Eucl. I, 44; VI, 25). Selbst die Richtigkeit dieser Beobachtung vorausgesetzt[4]), darf man nicht einen Ausdruck, der bei Euklid eine bestimmte technische Bedeutung gewonnen hat, einem, zudem nur ähnlichen, platonischen gleichsetzen. Ich meine, wir müssen uns von der Last der nachplatonischen Überlieferung frei machen und dürfen in παρατείνειν nur das suchen, was darin steckt. Es heißt daneben — daran spannen, strecken, ziehen, also, da kein Objekt vorhanden ist,

---

[1]) In Fig. III M G A D, M D B F, M F C G.

[2]) Die Beziehung zum Kreis verrät sich auch in der Art, wie Plato das Quadrat aus vier gleichschenklig-rechtwinkligen Dreiecken entstehen läßt, die mit den rechten Winkeln εἰς τὸ κέντρον zusammenstehen.

[3]) Vgl. Anm. 4 zu S. 11.

[4]) Apelts Bemerkungen über den Gebrauch von παραβάλλειν bei Euklid sind mindestens ungenau. Daß es schon für sich die von A. angegebene Bedeutung habe, ist aus den zitierten Stellen nicht ersichtlich; auch wird es I 44 nicht zur Bezeichnung der Verwandlung eines Dreiecks in ein gleichgroßes Rechteck (Euklid spricht immer nur von Parallelogrammen) durch Antragen desselben an die Grundlinie des Dreiecks gebraucht: παρὰ τὴν δοθεῖσαν εὐθεῖαν heißt dort an eine außerhalb des Dreiecks gegebene Strecke, nicht an die Dreiecksseite. Die genannte Aufgabe steht vielmehr 42, wo es statt παραβαλεῖν, συστήσασθαι heißt: τῷ δοθέντι τριγώνῳ ἴσον παραλληλόγραμμον συστήσασθαι ἐν τῇ δοθείσῃ γωνίᾳ εὐθυγράμμῳ; ebenso heißt es I 44, wo diese Verwandlungsaufgabe als Hilfskonstruktion verwandt wird, συνεστάτω τῷ Γ τριγώνῳ ἴσον παραλληλογραμμον.

Digitized by Google

irgendwelche Verbindungslinien ziehen, wie wir sagen würden. Der einzige Punkt, der hierfür als der einzige, außer den auf der Peripherie des Kreises liegenden Endpunkten der Dreiecksseite, gegebene Punkt in Betracht kommt, ist der Mittelpunkt des Kreises. Wir haben also diese beiden Endpunkte mit dem Mittelpunkt des Kreises zu verbinden. Man erhält dann (s. Fig. II) das gleichschenklige Dreieck A B M. Das ist, vorausgesetzt, daß die Einzeichnung möglich ist, ein Dreieck, dessen Eigenschaften Platon wohl bekannt sein mußten. Es entsteht aus zwei der rechtwinkligen Dreiecke, aus deren sechs Plato das gleichseitige Dreieck zusammensetzt, und zwar entsteht es so, daß die beiden die kleinere Kathete (M D) gemeinsam haben, die also in dem Dreieck A B M die Höhe bildet. Dieses Dreieck findet seine symmetrische Ergänzung zu einem Viereck durch ein gleichschenkliges Dreieck (A B E), dessen Grundlinie ebenfalls A B ist und dessen Spitze der Schnittpunkt der Kreisperipherie mit der Verlängerung von M D, der gemeinsamen Kathete der Dreiecke A D M und B D M oder der Höhe von M auf A B, ist. In Platos Sprache bleibt also der, welcher (A B M) angelegt hat, um A E B zurück, *ὁ παρατείνας τῷ χωρίῳ* A E B *ἐλλείπει*. Es soll nun die Einzeichnung möglich sein, wenn der Anlegende um eine solche Fläche zurückbleibt, wie das Angelegte selbst ist, wenn also das angelegte Dreieck A M B ein solches ist wie seine Ergänzung A E B, d. h. wenn die beiden Dreiecke kongruent sind. Das ist durchaus die Voraussetzung, unter der man ein gleichseitiges Dreieck in einen Kreis einziehen kann (s. Fig. III), und daß Plato das wußte, ist unzweifelhaft. Unter dieser Voraussetzung wird die Gesamtfigur A E B M, die in allen anderen Fällen ein Deltoid ist, ein Rhombus (Fig. III), dessen Seite und kleinere Diagonale gleich dem Radius des Kreises ist, so daß M D $= \frac{r}{2}$ und A D M eines von den rechtwinkligen Dreiecken ist, die zu sechs ein gleichseitiges zusammensetzen; denn seine Hypotenuse ist gleich r, seine kleinere Kathete $\frac{r}{2}$ (vgl. die 2. Def. S. 14). Wir würden die *ὑπόθεσις* vielleicht

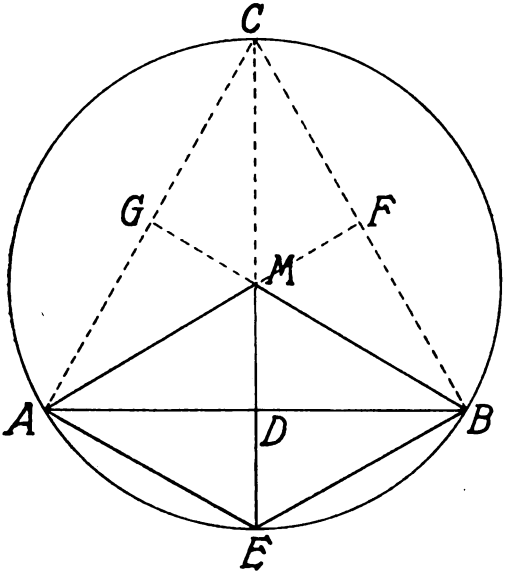


Fig. II.

Digitized by Google

so fassen, daß wir sagen: Es ist möglich, wenn der Radius, der als Mittelsenkrechte die als Sehne in den Kreis gelegte Dreiecksseite schneidet, m Schnittpunkt halbiert wird [1]).

Zu S. 13 Anm. 3. Ich glaube überhaupt nicht, daß *τρίγωνον* oder *τετράγωνον* als Attribute zu *χωρίον* hinzugefügt werden, wozu ja auch keine Veranlassung vorliegt, da beide als Substantive gebraucht werden. *τρίγωνον χ.* und *τετράγωνον χ.* statt des einfachen *τρίγωνον* und *τετράγωνον* wäre ebenso gesucht, wie wenn wir sagen wollten, dreieckige und viereckige Fläche statt des einfachen Dreieck und Viereck [2]). Aber das ist vielleicht Geschmackssache. Jedenfalls glaube ich, daß auch die beiden Stellen bei Plato — andere sind mir nicht bekannt — an denen *τετράγωνον* mit *χωρίον* zusammensteht, grammatisch, und damit gedanklich, nicht so aufzufassen sind, wie die Übersetzer es zu tun scheinen. Es ist die bekannte Stelle Meno 82b c *Εἰπὲ δή μοι, ὦ παῖ, γιγνώσκεις τετράγωνον χωρίον ὅτι τοιοῦτόν ἐστιν; Ἔγωγε. Ἔστιν οὖν τετράγωνον χωρίον ἴσας ἔχον τὰς γραμμὰς ταύτας πάσας τέτταρας οὔσας.* Wir müssen uns vergegenwärtigen, was der Zweck dieses mathematischen Frage-

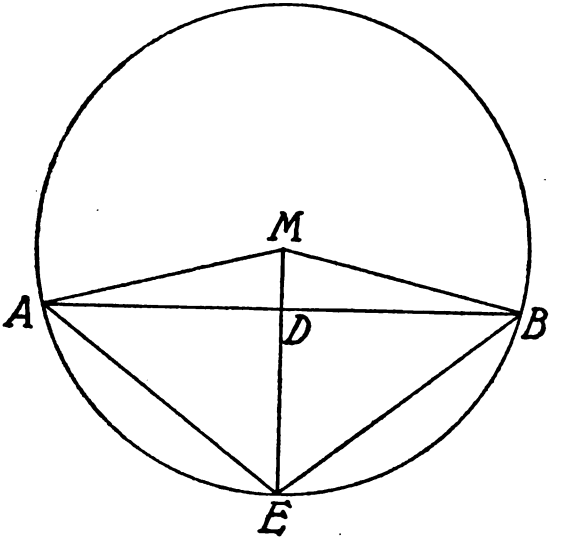


Fig. III.

[1]) Es kann auffallen, daß Euklid, der doch (IV, 6 bis Schluß) die Beziehungen des Kreises zum ein- und umgeschriebenen Quadrat, regelmäßigen Fünfeck, Sechseck und Fünfzehneck behandelt, die Aufgaben, in oder um einen Kreis ein gleichseitiges Dreieck und in oder um ein gleichseitiges Dreieck einen Kreis zu beschreiben, nicht behandelt. Es sind Spezialfälle der allgemeinen Aufgaben (Eukl. IV, 2. 3), in oder um einen Kreis das einem gegebenen Dreieck gleichwinklige Dreieck zu zeichnen. Daß ihm die Beziehung zwischen beiden bekannt war, zeigt XIII 12, wonach das Quadrat über der Seite des in den Kreis eingeschriebenen Dreiecks gleich dem dreifachen Quadrat über dem Radius des Kreises ist.

[2]) Auch bei Euklid kommt diese Verbindung nicht vor; wenn I, XXXIV (Heib. I 80) von *παραλληλόγραμμα χωρία* die Rede ist, so rührt das daher, daß hier der Begriff zum erstenmal eingeführt wird, später heißt es nur *παραλληλόγραμμον*.

Digitized by Google

und Antwortspiels zwischen Sokrates und dem Sklaven des Menon ist. Bei der Frage nach dem Wesen der *ἀρετή* hat S. die verschiedenen Definitionen des Menon nacheinander zurückgewiesen und ihn so in die Enge getrieben, daß er auf eine erneute Frage des S. 79e *τί φῂς ἀρετὴν εἶναι* nicht mehr ein und aus weiß und nun selbst einen Einwand macht, den S. als den bekannten Einwand der Eristiker kennzeichnet: Ein *ζητεῖν* sei überhaupt nicht möglich, weder dessen, was man weiß, noch dessen, was man nicht weiß. Was man weiß, untersucht man nicht, denn man weiß es, und es bedarf dann keiner Untersuchung; ebensowenig, was man nicht weiß, denn man weiß dann nicht, was man untersuchen soll. Darauf entwickelt S. seine Lehre von der *ἀνάμνησις* der unsterblichen Seele 81c *ἅτε οὖν ἡ ψυχὴ ἀθάνατός τε οὖσα καὶ πολλάκις γεγονυῖα, καὶ ἑωρακυῖα καὶ τὰ ἐνθάδε καὶ τὰ ἐν Ἅιδου πάντα χρήματα, οὐκ ἔστιν ὅ τι οὐ μεμάθηκεν.* Und so erinnere sich die Seele dessen, was sie schon früher wußte, d *τὸ γὰρ ζητεῖν ἄρα καὶ τὸ μανθάνειν ἀνάμνησις ὅλον ἐστίν.* Das will nun S. an einem Beispiel erläutern, das ist der Zweck von Sokrates' Gespräch mit dem Sklaven des Menon. Er muß also zeigen, daß die Begriffe und Vorstellungen in jenem schlummern und von ihm nur durch Fragen geweckt werden. 84d *φύλαττε δὲ ἄν που εὕρῃς με διδάσκοντα καὶ διεξιόντα αὐτῷ, ἀλλὰ μὴ τὰς τούτου δόξας ἀνερωτῶντα.* 85c *ἐνῆσαν δέ γε αὐτῷ αὗται αἱ δόξαι* und *καὶ νῦν μέν γε αὐτῷ ὥσπερ ὄναρ ἄρτι ἀνακεκίνηνται αἱ δόξαι αὗται.* Danach ist nicht das einzelne Viereck, das S. hingezeichnet hat, Gegenstand der beiden ersten Fragen, sondern es soll zunächst nur daran als an einem Anschauungsmittel durch die Fragen festgestellt werden, ob und daß der Begriff des *τετράγωνον* in der Seele des Sklaven vorhanden ist, um mit Platon zu reden (vgl. oben 85c) *ἐνῇν αὐτῷ ἡ τοῦ τετραγώνου δόξα.* So sagt er auch Rep. 510d *οὐκοῦν καὶ ὅτι τοῖς ὁρωμένοις εἴδεσι προσχρῶνται καὶ τοὺς λόγους περὶ αὐτῶν ποιοῦνται, οὐ περὶ τούτων διανοούμενοι ἀλλ' ἐκείνων περὶ οἷς ταῦτα ἔοικε, τοῦ τετράγωνου αὐτοῦ ἕνεκα τοὺς λόγους ποιούμενοι καὶ διαμέτρου αὐτῆς* (das Beispiel scheint beinahe auf den im Menon vorliegenden Fall gemünzt), *ἀλλ' οὐ ταύτης ἣν γράφουσι* und 527b *τοῦ γὰρ ἀεὶ ὄντος ἡ γεωμετρικὴ γνῶσίς ἐστιν.* Ich halte also *τετράγωνον* für das Subjekt (durch Prolepsis als Objekt von *γιγνώσκεις* abhängig, statt *γιγνώσκεις τετράγωνον χωρίον τοιοῦτον ὄν*) zu *χωρίον τοιοῦτόν ἐστιν*: du weißt, daß ein Viereck, d. h. ein Quadrat, eine solche Figur ist. Ebenso heißt es gleich darauf: Es ist also ein Viereck (ein Quadrat) eine Figur, bei der die Seiten, diese alle, vier an der Zahl gleich sind? Daß die beiden Fragen so aufzufassen sind, zeigt die dritte Frage (*οὐ καὶ ταυτασὶ τὰς διὰ μέσου ἐστὶν ἴσας ἔχον;*), in der die partizipiale Ausdrucksweise sonst nicht verständlich ist.

Dortmund. Emil Metzger.

Digitized by Google

Tacitus

Über das Jahr 1918

I. Ausgaben und Übersetzungen

1) Die Annalen des Tacitus für den Schulgebrauch erklärt von A. Draeger. Erster Band. Erstes Heft: Buch I und II. Achte verbesserte Auflage von Wilhelm Heraeus. Leipzig und Berlin, Verlag von B. G. Teubner, 1917. VIII, 148 S. 2 ℳ.

Der 'kritische Anhang' verzeichnet 22 Abweichungen von dem in Halm[6] vorliegenden Texte, während die 7. Auflage (1907) 41 Abweichungen von Halm[4] aufzählte. Von jenen 22 Abweichungen sind aber sieben: I 30, 5. 40, 5. 51, 9. 57, 14. 79, 12. II 73, 4. 78, 5 insofern auszuschalten, als ich mich an diesen Stellen mehr oder minder entschieden zugunsten der von Heraeus gewählten Lesart ausgesprochen habe, obgleich ich sie nicht in den Text von Halm[5] aufgenommen habe. An sieben andern Stellen wage ich mich weder für noch gegen Heraeus' Textgestaltung zu entscheiden: I 10, 20. 35, 12. 41, 3. 56, 8, 59, 12. 61, 17. II 8, 6. So bleiben acht Stellen übrig, an denen ich gegen die von Heraeus getroffene Wahl ernste Bedenken habe. I 15, 10 hat Nipperdey, wie mir scheint, Beroaldus' Änderung von *annum* in *annua* widerlegt; I 28, 4 ist die Verbindung *quae pergerent,* wie Heraeus jetzt nach der Handschrift schreibt, durch den Hinweis auf *id persevero* und ähnliche Wendungen nicht genügend gerechtfertigt. I 35, 9 ist zwar die Konstruktion, so wie die Worte überliefert sind, sehr hart, aber es läßt sich doch ein Grund entdecken, warum *obirent,* das Heraeus nach Ernesti einschiebt, ausgelassen ist; s. meine Bemerkung in der Nipperdeyschen Ausgabe. Auch I 41, 6 ist die Überlieferung m. E. unversehrt, und wer die von mir angeführten Parallelstellen zu *et externae fidei* ('d. h. zu Leuten von ausländischer Treue', vgl. JB. XXX 356) nicht gelten lassen will, weil in diesen der gen. qual. einem Adjektiv koordiniert ist, den verweise ich auf Liv. XXIX 34, 5 *nec aliarum gentium* (Leute aus andern Stämmen) *aspernatus maxime tamen Numidas conducit.* I 42, 7 vermag ich den Singular *faciat* in keinen der Fälle einzuordnen, in denen nach Nipperdey im Anhang zu XII 12 bei mehreren Subjekten, welche lebende Wesen bezeichnen, das Verbum bei Tacitus im Singular steht. I 49, 5 ist mir *cetera* noch heute unverständlich: ist es Gegensatz zu *causa?* Bei Heraeus fehlt, beiläufig bemerkt, das Komma vor *causa.* II 13, 5 empfiehlt sich Nipperdeys Konjektur *eundem*

Digitized by Google

in animum nicht bloß dadurch, daß *ioci* richtiger von den Soldaten als von Germanicus ausgesagt werden (vgl. Liv. XXVIII 9, 18 *militaribus iocis*, V 49, 7 *dictator inter iocos militares Romulus . . . haud vanis laudibus appellatur*), sondern auch durch die Erwägung, daß der Begriff des Wortes *animus* eher geeignet ist, die Gesinnung der Soldaten gegen ihren Führer (vgl. 12, 7 *explorandos militum animos*) zu bezeichnen als die von den Soldaten bewunderten Charaktereigenschaften des Germanicus. II 55, 13 schreibt Heraeus nach Prammer *in abrupta ⟨Pisonem⟩*. Hierüber vgl. JB XXXIII 234. Die Sache liegt aber jetzt anders als 1907; denn Heraeus versteht jetzt in der Parallelstelle I 52, 3 als Subjekt zu *quaesivisset* nicht mehr Tiberius, sondern Germanicus, zu entnehmen aus dem folgenden *Germanici*. Ist dies zugestanden, so darf auch II 55, 13 als Objekt zu *raperet* die hernach mit *inimici* bezeichnete Person gedacht werden.

Dem kritischen Anhang hat Heraeus noch einige textkritische Bemerkungen hinzugefügt, aus denen ich die erste hervorhebe: *proieceret*, wie der Med. I 3, 17 hat, ist vielleicht nicht in *proiecerit* zu ändern, sondern als eine auch sonst bezeugte, vielleicht archaische Schreibung für *proiceret* aufzufassen. Der Sprachgebrauch des Tacitus gestattet, wie Heraeus richtig bemerkt, sowohl *proiceret* wie *proiecerit*. Die Zahl der taciteischen Beispiele des Konj. Perf. und des Konj. Impf. im Folgesatz nach *adeo* ist ungefähr gleich groß.

'Nach den für die vorhergehende Auflage aufgestellten Grundsätzen habe ich den Draeger-Becherschen Kommentar vorsichtig umgearbeitet', heißt es im Vorwort. So finden sich Zusätze, Streichungen, Änderungen in der neuen Auflage nicht allzu zahlreich. Ein großer Teil der Neuerungen geht auf Nipperdeys Kommentar (11. Auflage 1915) zurück, z. B. die Note zu II 12, 11 *penitus noscendas mentes, cum — proferrent:* 'vor *cum* erg. "und das geschehe am besten", denn *noscendas* kann nicht gleich *nosci posse* stehen', zu II 24, 14 die Bemerkung, daß unter den *interiores* die weiter ostwärts an der Elbmündung und auf der jütischen Halbinsel wohnenden Stämme zu verstehen sind, II 47, 5 *asperrima in Sardianos lues* 'die Tatsache, daß das Verderben die S. am härtesten getroffen hatte', 54, 13 *litterarum* 'literarischer Bildung'. Mehrmals hat die aus jener Quelle geschöpfte Anregung zu einer Änderung der Erklärung geführt, z. B. I 7, 14, wo man jetzt zu *cetera aulae* liest 'was sonst zu einem Hofe gehört (nämlich: war vorhanden)', I 9, 16: '*longinquis* geht auf die Entfernung der Ströme von der Hauptstadt', II 5, 11 *promptam ipsis possessionem* 'leicht sei die Besitzergreifung des Landes, dem man sich vom Meere aus unbemerkt nähern könne', II 24, 8 *apud scopulos* 'auf den Dünen'. Ebenso erfreulich wie diese Beobachtungen ist für mich die mit meinem Urteil übereinstimmende Wertschätzung der Studien des Nürnbergers Groß, aus denen Heraeus manche Übersetzungsvorschläge und Winke für die Erklärung sich zu eigen gemacht hat.

In der Einleitung wird das Konsulat des Tacitus in das Jahr 98 n. Chr. gesetzt, während man jetzt allgemein zu dem Jahre 97 zurückgekehrt ist. Zu der Übersicht des Taciteischen Sprachgebrauchs be-

Digitized by Google

merke ich: *inexpertus* mit dem Dativ (§ 33) ist nicht nachzuweisen, Ann. XV 29, 13 (§ 34b) ist nicht *capite,* sondern *capiti* überliefert. Unrichtig wird § 119, 8 gelehrt, daß der Wechsel zwischen part. praes. und abl. ger. sich erst in den Annalen finde; s. H. I 23, 4 und Wolff zu dieser Stelle. 'Abstractum pro concreto' (S. 33) ist auch schon aus den Historien zu belegen: *necessitudines* I 15, 15; ebenso *ut quis* (S. 34) III 31, 3, *redemptare* (S. 35) III 34, 12, *transcendere* vom Flußübergang (ebd.) IV 73, 17. V 24, 10. S. 33 unten ist *triste* zu streichen, wie es § 5b gestrichen worden ist; denn Heraeus liest I 41, 4 jetzt mit Novák *quod tam triste ⟨agmen⟩. Abolendae infamiae* I 3, 23 wird § 108 als Genetiv, im Kommentar als Dativ gefaßt.

Richtig ist die reflexive Auffassung von *firmatus animo* I 6, 2: 'obwohl er sich ein Herz gefaßt hatte', die Interpunktion I 44, 18 *et cui erant, dona militaria edebat* (vgl. Liv. XXII 54, 2 *arma, quibus deerant, dederunt*), die Bemerkung zu I 65, 9 'für *locum deseruere capto campo* erwartet man umgekehrt *loco deserto campum cepere.* In dem Partizipium liegt also eine Folgerung' (vgl. H. I 63, 3 *raptis repente armis,* wo das Ergreifen der Waffen eine Wirkung des Schreckens ist), die Note zu II 41, 15 *'amores* nicht notwendig persönlich zu fassen als Gegenstände der Liebe, obwohl *infaustus* von Personen sich XII 10 findet'. Hier ist nur hinzuzufügen, daß *bellis infaustus* XII 10 nicht bedeutet, daß Gotarzes in seinen Kriegen Unglück hatte, sondern daß er durch seine Kriege Unglück über sein Land brachte. Die selbe Wirkung hatte die Liebe des römischen Volkes jedesmal für die geliebte Person. II 60, 7 erklärt Heraeus wohl mit Recht *visit* als Präsens, 'da das Perfekt durch *vidi* vertreten wird'. Zu II 63, 2 ist es ihm gelungen, den Ausdruck *Norica provincia* inschriftlich zu belegen.

Zu berichtigen ist die Note zu I 5, 10: Rätien und Noricum sind in der Bezeichnung *Illyricum* nicht mitbegriffen. Die Reihenfolge der Söhne des Germanicus ist Nero, Drusus, Caligula, nicht Drusus, Caligula, Nero, wie H. zu I 8, 4 (vgl. I 33, 3) sagt. I 20, 1 wird die Stadt *Nauportum* genannt, nicht *Nauportus*; denn es folgt *ipsoque Nauporto.* Waren die Friesen 'stets römertreu' (Heraeus zu I 60, 6)? Vgl. H. IV 15, 11. Zu I 60, 7 schreibe 'die (nicht: der) Zuidersee'. Wenn man unter *agmen* I 60, 12 den Heereszug des Stertinius versteht, so gerät der Leser mit dem Anfang des Kapitels 61 in Verwirrung; denn hier ist von dem Gesamtheer die Rede. In der Note zu I 74, 1 fehlt in der Aufzählung der Senatsprovinzen das Narbonensische Gallien. I 6, 19 ist mit *condicio imperandi* nicht das Wesen, sondern die Stellung des Prinzipats gemeint. *Hi* I 9, 8 bezieht sich nicht 'auf das Entferntere' (d. i. auf *extollebatur*) zurück, sondern ist gesagt wie *hi-illi* I 18, 1, abgesehen davon, daß *illi* durch eine andere Wendung ersetzt ist. *Ceterum* in dem Sinne von 'in Wirklichkeit aber', ist nicht auf die Annalen beschränkt, wie zu I 10, 2 bemerkt ist; es findet sich schon H. IV 3, 17 *ea prima specie forma; ceterum* eqs. Über *spes* mit dem inf. praes. I 55, 4 wird in Nipperdeys Kommentar klarere und präzisere Auskunft gegeben. Für *sibi* bei *procubuisse* I 59, 7 ist 'dativus commodi' eine unpassende Bezeichnung; vgl. Wolff zu H. IV 17, 19. *Aliud sibi reliquum* II 15, 10

Digitized by Google

ist nicht eine indirekte Frage, sondern eine Frage in der indirekten Rede. II 30, 5 begreift man nicht, wie *consultaverit* mit *consultavisse iudicatus sit* gleichgesetzt werden kann; es wird, wie überall, wo der Konj. Perf. innerhalb der historischen Erzählung im Folgesatz auftritt, eine bemerkenswerte Tatsache berichtet, die der Schriftsteller vom Standpunkt seiner Zeit aus mitteilt. II 22, 4 ist zwar die Note 'für *Jovi et* ist vielleicht *divo* mit O. Hirschfeld zu schreiben' gestrichen; aber statt dessen hat die Konjektur eine, wie es scheint, empfehlende Erwähnung im kritischen Anhang gefunden. Ich denke: die alte Trias der durch je einen Einzelpriester ausgezeichneten Gottheiten Juppiter, Mars, Quirinus ist hier gemeint, nur daß an die Stelle des Quirinus Augustus getreten oder vielmehr Quirinus mit Augustus identifiziert ist.

Ist *Claudiae familiae* I 4, 10 Genetiv oder Dativ? Heraeus äußert sich nicht. Liv. XXVIII 21, 3 *insitae genti virtutis* spricht für den Dativ; nach IX 29, 8 *insitam pertinaciam familiae* und XXVIII 24, 1 *insita hominum libidine* darf man auch an den Genetiv denken. Über *propius vero* I 6, 10 sagt Heraeus, es stehe statt des gewöhnlichen *veri* oder *vero similius*; irrtümlich habe ich den Ausdruck als 'Neuerung für *veri similius*' bezeichnet. In Wahrheit findet sich *propius vero* häufig bei Livius: IV 37, 1. VIII 37, 5. IX 36, 4. XXIII 12, 2. XL 50, 7, vgl. *proximum vero* II 14, 3. Noch einige Parallelen aus Livius: zu *libertatis ducem* I 59, 19 vgl. Liv. XXXIV 25, 9 *auctorem et ducem libertatis*, zu der auffallenden Kürze des Ausdrucks *insepultae dicebantur* statt *insepultae iacere dicebantur* Liv. XXIV 21, 3 *insepultum iacere corpus*, zu meiner Vermutung *remove⟨nda trade⟩retur* II 50, 13 Liv. XXXIX 18, 6 *mulieres damnatas cognatis — tradebant, ut ipsi in privato animadverterent in eas*, zu *memoraturos* II 58, 2 Liv. XXVII 4, 10 *legati ad commemorandam renovandamque amicitiam missi*, zu I 59, 4 *pari cum Graecis amictu* Liv. XXVI 9, 10 *par cum consulibus imperium*, zu *humani ac divini iuris* außer Tac. Ann. VI 26, 2 noch Liv. I 18, 1 und XXXIX 16, 9.

Der Ausdruck bedarf an einigen Stellen der Verbesserung. Widerholt wird über den späteren Lebensgang einer im Texte genannten Person im Präsens berichtet, das dem Kalenderstil, wie John einmal treffend bemerkt hat, eigen ist. Zu I 11, 18 wird bemerkt, Augustus habe den Rat *coercendi intra terminos imperii* 'aus Weisheit' gegeben. Für *parens* I 14, 1 schlägt H. als Übersetzung 'Schutzfrau' vor. Ein seltsamer Ausdruck. Ungenau ist *laborum intolerans* I 31, 13 durch 'arbeitsscheu' widergegeben. Auffallend ist auch die Verwandlung des Julischen Kaiserhauses S. 2 unten in das 'Julianische'. Die Fremdwörter hat Heraeus ausgemerzt; nur 'revidieren' und 'deponieren' ist I 76, 3, 'Terrain' II 18, 2 stehen geblieben.

Druckfehler: S. 16 Koordinaten, S. 17 § 62 fehlt das Komma vor *iam*, S. 23 § 97 b fehlt in dem Liviuszitat *quo* vor *prope*, S. 29 § 119, 4 sind in dem Zitat aus XVI 5 die Worte *et pluribus* ausgefallen. Zu I 13, 3 schreibe *pari* statt *par*, zu I 22, 8 *obscuro* statt *obscura*. Eine Lücke macht die Note zu I 53, 2 über Pandateria unverständlich. II 69, 4 schreibe 4, 14, 12 statt 14, 12, 83, 9 *Epidaphnae* statt *Epidaphanae*.

Digitized by Google

Die Ausgabe wird empfohlen von R. Berndt, Berl. ph. WS. 1918 Sp. 958; vgl. Museum 1918 S. 234.

2) Tacitus Historien und Annalen nach der Übersetzung von Karl Friedrich Bahrdt neu herausgegeben. Zwei Bände. München und Leipzig. 1918. Verlegt bei Georg Müller. XI und 545, 395 S. (Klassiker des Altertums, erste Reihe, ausgewählt und herausgegeben von Heinrich Conrad, Band 21 und 22).

Der Verfasser dieser in erster Reihe für den Lehrer bestimmten Übersetzung, die außer den im Titel genannten großen Werken des Tacitus auch noch die Germania und den Agricola enthält, will, wie er im 'Vorbericht' sagt, nicht zu den 'gemeinen Übersetzern' gerechnet werden: 'entweder nichts oder etwas Vorzügliches'. Er bittet um strenge Beurteilung.

Es darf zugegeben werden, daß der Leser über manche Partien, wo der Sinn im allgemeinen zutreffend widergegeben und der Ausdruck nicht mißlungen ist, ohne erheblichen Anstoß hinwegkommt; aber die Zahl und Art der Fehler, die teils durch eine textkritisch veraltete Vorlage, teils durch Unaufmerksamkeit und Mangel an Sorgfalt hervorgerufen sind, macht ein günstiges Gesamturteil unmöglich. Ich entnehme die Belege dem von mir durchgesehenen dritten Buch der Historien.

Entstellte Namensformen: c. 4 Titus Ampius Flavianus, 5 Portius Sestimius, 6 Petavium, ebd. Scribonianische Schwadron, 12 Mennius Rufinus, 35 Alpinus Montanus, 36 P. Sabinus, ebd. Alphenus Varus, 45 Cartismandua, 48 Virdius Gemius, 50 Poppaeus Silvanus, ebd. Calvarium, 59 Fabius Sabinus, 65 Clufius Rufus, 73 Dicius Scaeva, 79 Tullius Flavianus, 82 Flaminer Straße.

Falsche Widergabe einzelner Begriffe: *ala* und *turma* beide 'Schwadron', c. 2 *pulsu* mit Getümmel (statt: durch den Anprall), 2 und 61 *expeditus* leichtbewaffnet, 4 *nam* aber, ebd. *industria* Geschicklichkeit, 7 *alacres veniunt* kamen schnell, 8 *reputantibus* weil es hieß, ebd. *datriam* sein Vaterland (Vicetia), 9 und öfter *mox* alsbald, sofort, 10 *mulcendi* zu liebkosen, 11 *ne* so daß sie nicht —, ebd. *collegae* Amtsgehilfen, 13 *cuncta* alle, 14 *ad obtinendam Cremonam* um Cr. zu erobern, 15 *secundis castris* nach zweimal verändertem Lager, 17 *exciti* aufgeregt, 22 'nebst den Vexills', in der Anmerkung als 'Reiterei' erklärt, 24 *principes belli* Anstifter des Gefechts, 25 *scrutatur* betrachtet, 26 *castra sua* ihre Lager, 29 *obstinatos inter se* diese Verzweifelten, 32 *vox* Rede, ebd. *vernile dictum* dieser niederträchtige Ausdruck, 34 *adfines* Befreundete, 36 *non in ore volgi agere* keine Geschäftigkeit vor den Augen des Volkes, 37 *et ante* daß Caninius Rebilus auf einen einzigen Tag eher Konsul wurde, 42 *segnitia maris* durch Sturm, 43 *circumiectas* die vorliegenden, 58 *verterat in favorem* wurde als Zuneigung angesehen, 64 *praefectus urbis* Statthalter, 65 *praeiuvisse* (die unverständliche Lesart des Med.) er habe vordem unterstützt, 66 *pecuniam et familiam* Geld und Beamte(?), 69 *erga partes* um den Senat *(patres ?)*, 71 *aedibus* an die Häuser, 72 *sociorum studio* den Bundesgenossen zu Gefallen, 75 *invidiam crimenque* Verbrechen und Haß, 76 *egredi moenia* sich auf den Stadtmauern sehen lassen, 78 *et Mucianus . . . et Antonius* auch M. . . . und A., 80 *palsantur comites* sein Gefolge zerstreute sich

Digitized by Google

Der Sinn ganzer Satzteile ist verdreht c. 8 die Armee, welche zwischen Rhätien und den Julischen Alpen lag, als ob *Raetiam Juliasque Alpes* von *interiectus* abhinge, 9 ihr Tribun war Vipstanus Mesalla statt: ihr Führer war der Tribun V. M., 12 Lucilius . . . ernennt an seiner Stelle Cornelius Fuscus zum Befehlshaber der Flotte, 13 *secretum castrorum adfectans* wie wenn er Lagerheimlichkeiten vorzutragen hätte, 18 *quos multi e legionariis . . . aequabant* welche wie Legionsoldaten fochten, 21 *aegre tolerante milite* der Soldat empfand das Übel, 24 *vos, nisi vincitis, pagani* ihr müßt Bauern werden, wenn ihr nicht siegt, 49 *hac totius orbis nutatione* durch diese allgemeine Veränderung der Dinge *(mutatione?)*, 56 extr. das Heilsame widrig und nur das Verderbliche angenehm zu finden, 58 extr. zuerst in zögernder Unschlüssigkeit, bald nachher, als er selbst nicht mehr zugegen war, mit Verachtung und ohne Unterschied, 63 *non sine decore* nicht ohne Schande, 64 *adeo ruentibus debilitatum* so sehr (statt nun erst recht) habe der Verfall des Glücks ihn entkräftet, 73 extr. selbst einander fragten und antworteten

Kap. 25 versteht Bahrdt unter *victores* nicht die Flavianer, sondern den Teil der Vitellianer, der vorher die Galbianische Legion übel zugerichtet und hernach die Prätorianer zum Weichen gebracht hatte. 27 sind ihm *septimani* die Siebzehner, 53 übersetzt er *Asiam* (so der Med.) *composuerint* Asien zur Ruhe gebracht hätten, was niemand versteht, weil von Unruhen in Asien nirgends die Rede gewesen ist; 83 extr. spricht er von 'den Freuden eines Festes', wo doch ein bestimmtes Fest, das der Saturnalien (s. c. 78) gemeint ist; 84 gibt er *amplectebantur* durch 'Umarmungen der Ihrigen' wider, wie er auch 70 in die Worte *occisis . . . iuvene* eingeschoben hat 'in einem Tage'. Ausgefallen sind dagegen in der Übersetzung die Worte *et misceri civilibus armis* 4, *rerum novarum studio* 12, *et posse Blaesum perverti* 38, *antequam in vicem hostilia coeptarent* 70.

Der deutschen Sprache ist Gewalt angetan durch die Ausdrücke: keine Lüsteverdorbenheit *nihil libidinum* 2, nach Verkundschaftung *explorato* 20, Schilder *scuta* 23, Ermordete in allerlei Figur *varia pereuntium forma* 28, ein zahlreiches Gastmahl *epulari multos* 38, Geschlechtsgröße *claritatem natalium* 39, aus Hoffnung zu seiner künftigen Macht *futurae potentiae spe* 43, machte Anlagen zur Macht *viam sibi ad potentiam struere* 49, sie hatten sich weder auf Geld noch Proviant geschickt *nec pecuniam aut frumentum providerant* 50, die sich angaben (statt: sich meldeten) *dantes nomina* 58, Schlaffigkeit *torpedo* 63, Vorderwunden *contrariis volneribus* 84.

Nur noch ein paar Stellen aus dem ersten Buch der Annalen: c. 3 durch seine Maschine (?) eine lächerliche Heldenfigur *robore corporis stolide ferocem*, 10 durch Flammen und Priester *per flamines et sacerdotes*, 20 lange Truppführer *diu manipularis* (vgl. 21 denn noch bis jetzt gehorchten die Zenturionen dem Legaten, und jeder Gutgesinnte seinem Truppenführer), 12 extr. wenn nur diese uns hingewürgt haben und uns . . . begraben dürfen, 23 extr. wenn sich die von der neunten nicht . . . darein gefunden hätten, 27 am heftigsten aufgebracht gegen

Digitized by Google

den Zenturio Lentulus (*Cn.* Abkürzung von *centurio*?), 28 die Zelte zu umkreuzen *circumiri tentoria,* ebd. wann sollen die Kämpfereien enden? *quis certaminum finis*?

Und damit mag auch dieser Kampf beendet sein.

3) Anzeigen älterer Ausgaben: Woyte, Antike Quellen zur Geschichte der Germanen (J B. XXXXII 69): Mitt. hist. Lit. 45 S. 250 von E. Herr ('willkommen'); Wolff, Germania[3] (JB. XXXXIII 84): Museum 1918 S. 140 von W. Werff, der die Änderungen *auditum* 2, 17, *caelo soloque* 4, 8 und *patiens* 5, 4 verwirft, während er die Streichung von *non* vor *multum* 15, 1 und die Verwandlung von *colunt* in *accolunt* 32, 2 billigt. Endlich tadelt der Holländer Wolffs Äußerung über den Weltkrieg im Vorwort und die schon vorher von Altenburg gemachte Bemerkung zu c. 35, daß die Schilderung des Chaukenstammes auf die politische Stellung des ganzen deutschen Volkes inmitten Europas zutreffe.

II. Historische Untersuchungen

4) Pauly-Wissowa-Kroll, Realenzyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft. Neunzehnter Halbband. Jugurtha bis Jus Latii. Stuttgart, J. B. Metzler, 1917. 20 ℳ.

Da dieser Band die fast unzählbare Menge der Julii und die ebenfalls stattliche Reihe der Junii umfaßt, so ist er reich an Beziehungen auf Tacitus als Quelle der Darstellung. In erster Reihe nenne ich den Artikel Cn. Julius Agricola S. 125 ff. von Gaheis. Die Frage, ob Agricola noch im Jahre 77, dem Jahre seines Konsulats *(media iam aestate)* oder erst 78 die Statthalterschaft Britanniens angetreten hat, entscheidet Gaheis zugunsten des Jahres 77, und zwar mit Rücksicht auf die Worte *ne laureatis quidem gesta prosecutus est* 18, 31; denn mit dieser Angabe stimme die Tatsache überein, daß für 77 keine Feldherrnakklamation bezeugt ist. Somit sei 77 Agricolas erstes Kriegsjahr, und die in Deva (Chester) gefundene Bleifistula Eph. epigr. IX 1039 = Dessau 8704a, auf der Agricola als Legat von Britannien genannt wird, stamme aus dem Jahre 79. Das Vordringen Agricolas in den Jahren 79 und 80 lasse sich auf Grund der bei den Grabungen aufgedeckten Spuren mit Wahrscheinlichkeit verfolgen; in das Jahr 80 werde die Verlegung des Hauptquartiers nach Eburacum (York) gehören; unter dem *Tanaus* sei vermutlich die Tynemündung zu verstehen und der *portus Trucculensis* an der Ostküste zu suchen. Im 6. Kriegsjahr (82) geschah der Vormarsch in drei Kolonnen (c. 25 extr.), die den drei Legionen Agricolas entsprachen; denn um diese Zeit scheine von den vier Legionen die legio II Adiutrix abgezogen zu sein. Die Behauptung Pfitzners und Gudemans, daß Agricola nach Irland hinübergegangen sei, habe Haverfield widerlegt, und ebenso mißlungen sei Gudemans Versuch zu erweisen, daß die taciteische Biographie (über deren literarischen Charakter Leo das Richtige gesagt habe) nach dem rhetorischen Schema für das Enkomion gearbeitet sei. In der Erörterung der Frage, welche Gründe die Abberufung Agricolas aus Britannien veranlaßt haben, stellt Gaheis die

Digitized by Google

Eifersucht des Kaisers obenan. Gestorben sei Agricola am 23. August 93 im 54. Lebensjahre; die Worte *optimae uxori et piissimae filiae* c. 43 seien sicherlich (?) dem Testamente selbst entnommen.

In der Übersicht über die Streitkräfte Agricolas nennt Gaheis *Batavorum cohortes ⟨tres⟩*. Das ist die alte Lesart 36, 5; jetzt schreibt man nach dem Aesinus und Toletanus *quattuor Batavorum cohortes*; der Anlaß des Ausfalls von *quattuor* in A B ist ja leicht zu erraten. Der fast allgemein gebilligten von Acidalius herrührenden Änderung von *octavus* in *septimus* 33, 6 stimmt Gaheis zu, ebenso der mich nicht überzeugenden Athetese der Worte *tristitiam . . . exuerat* 9, 11 (Peerlkamp, Wex, Nipperdey). Die Worte *aestuario nomen est* 22, 2 empfiehlt er ebenfalls als Interpolation zu streichen. Diese Vermutung könnte vielleicht eine Stütze dadurch gewinnen, daß, wie ich früher einmal ausgeführt habe, nach dem Sprachgebrauch des Tacitus statt des Dativs *aestuario* der Genetiv zu erwarten wäre. Vgl. H. II 4 *Sostratus (sacerdotis id nomen erat),* III 50 *clavarium (donativi nomen est).*

Ferner erwähne ich den Artikel Ti. Julius Alexander von Stein, Agrippa Postumus von Gardthausen und Augustus von Fitzler und Seeck. Nach Gardthausen hat Livia alsbald nach dem Tode des Augustus auf eigene Hand den Befehl zur Ermordung des Agrippa gegeben, während nach Fitzler-Seeck die Angabe des Tiberius, daß Augustus befohlen habe, gleich nach seinem Hinscheiden Agrippa zu töten, vollen Glauben verdient. Auf diese Differenz hat bereits F. Harder in seiner Anzeige des Bandes WS. f. kl. Phil. 1918 S. 460 hingewiesen.

Die mannigfache Streitfragen berührenden Artikel Germanicus und Tiberius hat Gelzer geschrieben. Den Rat des Augustus *coercendi intra terminos imperii* (Ann. I 11) bezieht Gelzer mit Viertel und Hirschfeld gegen Riese und Koepp auf die Rheingrenze, so daß also Augustus angeordnet habe, daß von einer Rückeroberung der Elbegrenze abgesehen werden solle. In der Frage der Örtlichkeit der Varusschlacht folgt Gelzer Edm. Meyer, nach dem die Schlacht im Osning östlich des Quellgebiets von Lippe und Ems stattgefunden hat; in bezug auf den Verlauf der Schlacht schließt er sich an Ranke und Höfer an, welche die Schlacht mit dem Überfall des Sommerlagers beginnen lassen. Die *pontes longi* setzt er westlich der Ems, *Aliso* = Haltern. Die Unterredung zwischen Arminius und seinem Bruder über die Weser hinüber lasse, meint er, auf eine poetische Quelle schließen, die vielleicht Pedo Albinovanus war. Die oben in der Besprechung der Annalenausgabe von Draeger-Heraeus erwähnte Konjektur Hirschfelds *Marti et Divo Augusto* Ann. II 22, 4 hält Gelzer für plausibel und stimmt Schwartz zu, nach dem die drei Charakterbilder des Augustus, Tiberius und Germanicus als einheitliches Werk eines großen Schriftstellers im Anfang der Regierung des Gaius entstanden sind. S. 453 finde ich folgende Übersetzung des Satzes *post quae rarus in tribunali Caesaris Piso, et si quando adsideret, atrox ac dissentire manifestus* (Ann. II 57): 'Germanicus wohnte nur selten den Amtshandlungen Pisos bei, und wenn, machte er aus seiner feindseligen Haltung kein Hehl.' Hier müssen erstens die beiden Namen ihre Plätze tauschen, zweitens bezeichnen die Worte *dissentire manifestus*

Digitized by Google

nicht eine feindliche Haltung Pisos, sondern daß auf seinem Gesichte geschrieben stand: 'wenn ich zu entscheiden gehabt hätte, so hätte ich ganz anders entschieden'. Ein Versehen Gelzers enthält auch der Satz S. 505: 'im Jahre 18 überfiel ein von Marbod vertriebener Suebe mit Leuten aus dem Stamme der Cotiner Marbods Königsburg' nach Tac. Ann. II 62 *erat inter Gotones* eqs.

Kappelmacher bespricht in dem Artikel Sex. Julius Frontinus die Stelle Agr. 17, 8, die ihm Schwierigkeiten macht, weil er die Halms Konjektur bestätigende Lesart des Aesinus ⟨*subiit*⟩ *sustinuitque* nicht kennt und die Worte *alterius successoris* falsch interpretiert. Richtig sagt er, die Reihenfolge in der Statthalterschaft sei: Cerialis, Frontinus, Agricola, aber unrichtig deutet er den *alter successor* als den 'zweiten Nachfolger', d. i. Agricola (denn es ist kein Grund zu sehen, warum die durch *obruisset* bezeichnete Wirkung erst bei dem zweiten und nicht schon bei dem ersten Nachfolger des Cerialis eingetreten sein sollte). Die Ergänzung zu dem Irrealis *obruisset,* zu dem Kappelmacher mit Nipperdey und andern 'wenn er nicht abberufen worden wäre' hinzugedacht wissen will, liegt in Wahrheit in *alterius successoris.* Denn da *alterius* den Genetiv von *alius* vertritt, so ist der Sinn dieser Worte 'wenn er (Cerialis) einen andern Nachfolger gehabt hätte als Frontinus'; dieser aber war seiner Aufgabe gewachsen.

In dem Artikel Julius Valentinus setzt Stein S. 846 den Ort Rigodulum (Tac. H. IV 71) nach Ganter, Philologus 1916 S. 549 ff. gleich Reil an der Mosel. Ich glaube diese Ansetzung JB. XXXXIII 110 widerlegt zu haben.

Ob in dem Ausdruck *longinquo ab exilio* Ann. XIV 12 das Adjektiv auf die zeitliche Dauer oder mit Furneaux und Hohl in dem Artikel Junia Silana S. 1113 auf die örtliche Entfernung zu beziehen ist, wage ich nicht zu entscheiden. Für die zweite Auffassung spricht die kurze Dauer der Verbannung (55—59, s. XIII 22) und vielleicht auch der Zusatz *Tarentum regressa,* für die erste die Parallelstellen Ann. I 53, 9 *longinquitate exilii* und H. I 21, 9 *longo exitio efferatum.*

5) A. Bauer, Die Herkunft der Bastarner. Sitzungsber. der k. Ak. d. Wiss. zu Wien, ph.-hist. Kl. 185. Bd., 2. Abhdlg.

Die Peuciner nennt Tacitus Germ. 46 unter den Völkerschaften, deren Eigentümlichkeiten es ihm zweifelhaft machen, ob er sie den Germanen oder den Sarmaten zurechnen soll, fügt aber hinzu: *quamquam Peucini, quos quidam Bastarnas vocant, sermone cultu, sede ac domiciliis ut Germani agunt.* Danach werden die Bastarner, mit besonderer Berufung auf die taciteische Angabe über ihre Sprache, allgemein als Germanen angesehen, so auch von Müllenhoff. Bauer sucht nun zu beweisen, daß die Bastarner nicht Germanen, sondern Kelten waren. Dies bezeuge Polybius, dessen Bericht über die Bemühungen Philipps von Mazedonien, die Bastarner zu einem Einfall in Italien zu treiben, uns bei Liv. XL 57 erhalten ist. Hier heißt es: *facile Bastarnis Scordiscos iter daturos; nec enim aut lingua aut moribus abhorrere.* Somit seien

Digitized by Google

nicht die Bastarner, sondern die Kimbern die ersten Germanen gewesen, die in den Gesichtskreis der Bewohner des Mittelmeergebiets traten.

6) Langewiesche, Germania II (1918) Heft 3/4 vermutet, daß Varus, als er bei Minden stand, nicht westwärts in der Richtung auf den Rhein, sondern ostwärts auf Hannover zu gelockt worden ist. Denn 12 km westlich von Hannover liege Döteberg, der einzige Ort in Deutschland, dessen Name sich sprachlich mit Teutoburgium deckt. Langewiesche hat nicht bedacht, daß Germanicus, der im Jahre 15 die Stätte der Varusschlacht besuchte, in diesem Jahre nicht (wie im Jahre 16) über die Weser hinausgekommen ist.

7) C. Mehlis, Des Claudius Ptolemaeus 'Geographia' und die Rhein-Weserlandschaft. Mit vier Abbildungen. Sonderabdruck aus den Mitt. der Geograph. Gesellsch. zu München XIII (1918) 1. München, J. Lindauer.

Das Ziel des Verfassers, dessen Schrift über unbewiesene Hypothesen nicht hinauskommt, ist 'der Wahrheit über die *πόλεις* des Ptolemäus in Germania Magna das Tor zu öffnen', unter der Voraussetzung, daß Ptolemäus in seinen Angaben besonders solche Punkte im Auge gehabt habe, die durch geschichtliche Ereignisse bemerkenswert und bekannt geworden waren. Den Namen der von Ptolemäus nahe der Weser verzeichneten *πόλις Τουλισούργιον* ändert er, wie schon andere vor ihm, in *Τευτοβούργιον* und versteht darunter die Grotenburg bei Detmold im mittleren Osning, der mit dem *saltus Teutoburgiensis* identisch sei. Wahrscheinlich habe Ptolemäus sich aus dem taciteischen Wortlaut die *πόλις* Teutoburgion konstruiert. Aliso, von Delbrück mit Recht am Oberlauf der Lippe angesetzt, das refugium profugorum nach der Varusschlacht, sei vielleicht identisch mit dem ptolemäischen *Φεύγαρον*, das als eine Übersetzung von Refugium (?) gelten könne. Kanduon sei das heutige Kanstein im Kreise Brilon, und vielleicht die Burg, in der Segestes von Arminius belagert wurde. Von Maden bei Gudensberg aus, dem taciteischen Mattium, sei Germanicus ohne Schwierigkeit nach dem 40 km entfernten Kanduon gelangt.

8) Mehliß, Wo ist das Schlachtfeld des campus Idistavisus und was bedeutet der Name Deister? Zeitschr. des Vereins Heimatbund Niedersachsen IV S. 49.

Die *silva Herculi sacra* (Tac. Ann. II 12), meint Verfasser, sei der Deister oder Diester, dessen Name aus dem Namen des Kriegsgottes Tiu und der Silbe ter = Baum, Wald, zusammengesetzt sei. Mir scheint die Entfernung des Deister von der Weser zu groß, als daß dieses Gebirge als Versammlungsplatz der Deutschen vor der Idistavisoschlacht, deren Schauplatz unmittelbar an der Weser zu suchen ist, gelten könnte.

9) E. Sadée, Rom und Deutschland vor 1900 Jahren. Bonner Jahrbücher 124 S. 1 ff.

Sadée sammelt, indem er alle Verhältnisse des Weltreiches in Betracht zieht, die Gründe, die den Kaiser Tiberius am Ausgang des Jahres 16 n. Chr. bestimmten, die bisher gegenüber den Germanen ge-

Digitized by Google

übte Politik aufzugeben. Der Vortrag kann als eine Art Kommentar zu Tac. Ann. II 26 gelten. Vgl. die Anzeige von K. Tittel, Berl. ph. WS. 1918 Sp. 538, und DLZ. 1918 S. 636.

10) A. Schulten, Eine neue Römerspur in Westfalen. Bonner Jahrb. 124 S. 88 ff.

Das Ziel des Verfassers ist der Nachweis, daß an der Lippe vier je 35—40 km voneinander entfernte Etappenplätze oder Lager anzusetzen sind, die bei Ptolemäus II, 11, 13 Bogadion, Stereontion, Pheugaron und Lupia heißen. Ptol. schöpfte aus Marinos, dessen Quelle die 20 Bücher bellorum Germanicorum des Plinius waren. Bogadion ist Haltern, Stereontion Oberaden, Pheugaron vorläufig unbekannt, Lupia Neuhaus, das mit den *hiberna ad caput Lupiae fluminis* Vell. II 105, dem *castellum Lupiae flumini adpositum* Tac. Ann II, 7 und mit Aliso, welches von Ptolemäus falsch angesetzt wird, identisch ist; hier ist Drusus gestorben. Dio berichtet LVI 22, 2 von der Flucht der Besatzung von Aliso: die drei germanischen Posten, von denen er spricht, entsprechen den drei unterhalb Alisos gelegenen Kastellen; der dritte Posten, bei dem die Flüchtlinge gefaßt und von Asprenas gerettet wurden, ist also Haltern. Eins der von Ptolemäus genannten Weserkastelle wird das Sommerlager des Varus gewesen sein, und zwischen Minden oder Höxter und Paderborn ist das varianische Schlachtfeld zu suchen. Die in der Überschrift des Aufsatzes genannte 'neue Römerspur' ist ein Bleibarren, der im Jahre 1910 in der Bauernschaft Kutmecke 3 km nordöstlich von Soest, 7 km südlich der Lippe gefunden worden ist. Der Stempel des offenbar zur Herstellung von *glandes* bestimmten Barrens weist durch die Form der Buchstaben auf die Zeit der großen Germanenkriege unter Augustus und Tiberius hin; der Fund deutet, wie Schulten meint, auf das dritte, von Ptolemäus *Φεύγαρον* genannte Kastell, das in der Gegend von Herzfeld, in der Mitte zwischen Oberaden und Neuhaus anzusetzen ist. — Mir ist die Beziehung des Barrens auf das gesuchte dritte Lippelager wegen der beträchtlichen Entfernung des Fundortes von dem Flusse durchaus zweifelhaft, er müßte denn verschleppt worden sein. Noch viel bedenklicher ist Schultens Versuch, die Ptolemäischen Namen durch asiatisch-germanische Parallelen zu illustrieren, so z. B. wenn er Bogadion mit türkisch bogaz = Enge, Engpaß identifiziert. — Vgl. Kl. Löffler in der Ztschr. Niedersachsen 24 S. 2 ff.

11) Anzeigen älterer Schriften: Birt, die Germanen (J B. XXXXIV 108): Svensk hum. tidskr. II S. 91 von G. Rudberg und DLZ. 1918 S. 608 von A. Riese. Beide Rezensenten verwenden die selben Argumente, mit denen schon Norden und andere Birts Hypothese bekämpft haben; Riese fügt hinzu, daß die Germanen nach Germ. 3 nicht *γηγενεῖς*. sondern Ururenkel der Erde sind, also nicht mit den Giganten identifiziert werden dürfen. Norden, der neueste Versuch zur Deutung des Germanennamens (J B. XXXXIV 112); Berl. ph. WS. 1918 Sp. 417 von Bitschofsky. Zustimmend; Bitschofsky bemerkt jedoch, daß Germ. 2 *a victore* wegen des parallelen Ausdrucks *a se ipsis* nicht mit 'nach dem Sieger' übersetzt werden dürfe.

Digitized by Google

III. Beiträge zur Textkritik und Erklärung.

12) A. Klamp, Zum Rednerdialog des Tacitus. Berl. ph. WS. 1918 Sp. 1003.

Klamp konjiziert Dial. 6. extr. *nam in ingenio quoque, sicut in agro, quam quae diu serantur atque elaborentur, gratiora tamen, quae sua sponte nascuntur.* Er hält *alia*, das in Y fehlt, für den Zusatz eines Lesers, der ursprünglich nur zur Erleichterung des Verständisses (in der Fassung *quam alia quae*) an den Rand gesetzt worden sei. Über die Stellung des Komparativs nach dem mit *quam* beginnenden Satzgliede äußert er sich nicht; er hält sie offenbar für unbedenklich. Eine Durchsicht der im lex. Tac. S. 1244—1245 gesammelten Beispiele zeigt jedoch, daß Tacitus zwar etwa ein Dutzend Beispiele der Nachstellung des Komparativs hat, darunter eins im Dial.: 14, 12 *poetarum quam oratorum similior*, sie aber nur da anwendet, wo zwei einzelne Begriffe, nicht ganze Satzglieder den Gegensatz bilden. Und wenn Klamp meint, daß in seiner Fassung *tamen* sich durch den konzessiven Charakter des Relativsatzes rechtfertige, so ist zu erwidern, daß diese Partikel in der von der Überlieferung dargebotenen, von Klamp zerstörten Korressponsion mit *quamquam* eine stärkere Stütze hat.

13) A. Schöne, Zu Tacitus Dial. 37. 40. 41. WS. f. kl. Phil. 1918 Sp. 548.

Schöne empfiehlt Umstellungen, die folgenden Wortlaut ergeben: c. 37 extr. *nam quo saepius steterit, qui pugnas sibi ipse desumpserit, tamquam in acie quoque plures* eqs., vorher: *extitit, quorum ea natura est, ut secura nolint* (*nolint* Rhenanus, die Hdss. *velint*), 40 extr. *sed nec tanti rei publicae antiquae rectoribus* (die Hdss. *antiquis oratoribus*) *Gracchorum eloquentia fuit, ut paterentur* (die Hdss. *pateretur*) *et leges* und 41 in. *sic quoque quod superest forum non emendatae . . . civitatis argumentum est.* Er stützt diese Vorschläge in der ihm eigenen Weise auf die Annahme, daß im Archetypus infolge der Ähnlichkeit des Zeilenendes (*steterit — desumpserit, extitit — nolint*), bezw. des Zeilenanfangs (*tanti — anti . . .*) zwei, bzw. eine Zeile ausgefallen waren und, am Rande nachgetragen, an falscher Stelle eingeschoben wurden. Die erste Umstellung ist nicht überzeugend; denn wenn auch der Umstand, daß sie ohne Änderung des überlieferten Wortlauts zustande kommt, für sie spricht, so ist es doch mißlich *desumpserit* von *steterit, intulerit, exceperit* zu trennen und die Worte *qui . . . desumpserit* als Subjektsbezeichnung zu fassen. Denn jene vier Verben enthalten offenbar je eine der Voraussetzungen, unter denen der Redner es dahin bringt, daß man von ihm spricht. Schlimmer steht es mit dem zweiten, am schlimmsten mit dem dritten Vorschlag. Die Worte *ut secura nolint* würden, falls *quorum* auf *temporibus* zurückbezogen wird, selbst dann, wenn man ihnen eine passendere Fassung gäbe, etwa: *ut nihil* (oder *neminem*) *securum esse patiantur*, nichts anderes besagen als was schon durch *turbidis et inquietis* ausgedrückt ist. Dagegen sind die Worte *ut secura velint*, wenn man sie in passender Weise (etwa wie John es getan hat) ergänzt, an der Stelle, wo sie überliefert sind, völlig angemessen im Munde eines Schriftstellers, der so oft von der natura humana redet:

Digitized by Google

sie stellen einen Gegensatz fest zwischen dem, was die Menschen wünschen, und dem, was sie bewundern. Der dritte Vorschlag wird, von den drei Textesänderungen abgesehen, dadurch widerlegt, daß Maternus durch die Worte *sed nec tanti rei publicae Gracchorum eloquentia fuit, ut* eqs. auf die Worte (des Secundus, wie es scheint) *non quia tanti fuerit rei publicae malos ferre cives, ut* eqs. 37, 29 antwortet.

14) E. Norden, Über einzelne die Germania des Tacitus betreffende Probleme. Sitzungsber. der Preuß. Ak. der Wiss. 16. Mai 1918.

Im Mittelpunkte der Ausführungen Nordens stand, wie es in dem kurzen Sitzungsbericht heißt, das Diktum über die Germanen als *tantum sui similem gentem* (c. 4), dessen Geschichte von den Zeiten der altionischen Ethnographie an bis zu seiner Übertragung auf die Germanen verfolgt wurde. Der Vermittler sei Posidonius gewesen; dieser aber sei von Cäsar in seiner germanischen Ethnographie ergänzt und berichtigt worden.

15) G. Wolff, Antike Klassikerstellen im Lichte der römisch-germanischen Altertumsforschung. N. Jahrb. f. d. klass. Alt. 1918 II S. 181—195.

Die Funde bestätigen, was Tacitus über die Kleidung des germanischen Kriegers und über die Wohnungen der Germanen, insbesondere über die *subterranei specus* (c. 16) sagt. Die vielfach mißverstandene Angabe, Germanien sei *silvis horrida aut paludibus foeda* (c. 5), gilt, wie Wolff bemerkt, jedenfalls nicht für die Wetterau, wie denn auch bei Tacitus Ann. I 56 von Sümpfen nicht die Rede ist und von Wäldern nur einmal, wo berichtet wird, daß sie den Chatten als Zufluchtsorte dienten.

16) E. Müller-Graupa, Zu Germ. 7 *unde ... audiri.* Berl. ph. WS. 1918 Sp. 761—768.

Wider ein Verteidiger des historischen Infinitivs *audiri* als einer Reminiszenz aus Vergil, insbesondere aus Aen. VII 15 (v. 18 folgt *ululare*) und II 461 *unde omnis Troia videri Et Danaum solitae naves et Achaica castra.* Auch *praeponere* und die folgenden Infinitive Germ. 30 seien von der Gegenwart ausgesagt. Ich bin noch heute der Ansicht, daß diese Parallele nicht zutrifft: jene Infinitive sind eine erklärende Apposition zu *multum ... sollertiae* und als Prädikat ist zu dem ganzen Ausdruck hinzuzudenken 'ist ihnen eigen'.

17) Edw. Schröder, Walburg, die Sibylle. Archiv für Religionswissenschaft 19 S. 196.

Ein Ostrakon von der Nilinsel Elephantine, publiziert von W. Schubart in den Amtlichen Berichten aus den Preuß. Kunstsammlungen 18 S. 328, weist neben andern im Dativ stehenden Namen den Namen *Βαλουβουργ Σήνονι σιβύλλᾳ* auf. Richtig habe Schubart, wie Schröder bemerkt, *Σήνονι* in *Σήμνονι*, d. i. *Σέμνονι*, geändert. Auch Ganna (Dio 67, 5) war eine semnonische Sibylle. In Waluburg stecke das gotische *walus* = Wander- und Zauberstab, das feste Attribut der Weissagerin und Zauberin. Man müsse übersetzen: 'der Waluburg, der semnonischen Seherin', nicht 'der

Digitized by Google

Waluburg, der Semnonin, der Seherin'. Denn es sei anzunehmen, daß sich der Semnonenname als hieratischer Name, den Müllenhoffs Etymologie (D. A. IV 456: 'die Gefesselten') mit dem Stammeskultus, wie ihn Tacitus Germ. 39 beschreibt, etymologisch in Verbindung gebracht hat, im Zusammenhang mit religiösen und sakralen Vorstellungen erhalten hat, auch nachdem die Semnonen ihre alten Sitze zwischen Elbe und Oder verlassen hatten. — Zu demselben Kapitel spricht C. Clemen, Rh. Mus. 72 S. 155, an R. M. Meyer, Altgermanische Religionsgeschichte S. 185 anknüpfend, die Vermutung aus, daß der Kriegsgefangene oder Verbrecher, der bei den Germanen geopfert wurde, an die Stelle eines Opfers getreten sei, das auf andere Weise ausgesucht wurde, und das könnte ursprünglich in der Weise geschehen sein, daß derjenige, der bei der (in diesem Falle anzunehmenden) Prozession zu Boden fiel, als das von der Gottheit erwählte Opfer galt.

18) D. Detschew, Zu Tac. Germ. 45. WS. f. kl. Phil. 1918 Sp. 237.

Detschew rät, anstatt mit Mähly und dem Referenten *et* vor *sicut* einzuschieben, lieber zwei Zeilen später *quae* in *qua* zu ändern und dieses *qua* im Sinne von *unde* auf *insulis terrisque* zurückzubeziehen. Für die Bedeutung von *qua* vergleicht er Ann. III 1 *quaque longissime prospectari poterat.* Die Gleichsetzung von *qua* mit *unde* wäre in der Germaniastelle härter als sie es in der Annalenstelle ist; denn an dieser kommt man, obgleich *unde* das Gewöhnliche wäre, mit einem 'da, wo' ebenso gut aus wie mit einem 'da, von wo'.

19) S. Reiter, Vom 'Chef der Claque' Percennius. Berl. ph. WS. 1918 Sp. 358

Reiter versucht eine neue Erklärung des Ausdrucks *theatrales operae* Ann. I 16, den man allgemein als 'Klatschbande' interpretiert. Reiter versteht darunter 'Theaterarbeiter', in weiterem Sinne vielleicht 'das technische Theaterpersonal'. Die neue Erklärung scheitert an zwei Erwägungen. Erstens kann *histrionali studio,* das Reiter 'mit schauspielerischer Leidenschaft' übersetzt, verglichen mit *histrionalis favor* Dial. 29, nur bedeuten 'durch seine Bemühung für die Schauspieler'; zweitens findet man auf die Frage, wie Percennius es als Chef der Theaterarbeiter gelernt haben könne 'Versammlungen aufzuwühlen', keine Antwort.

20) O. Steiner, Aliso. Westmünsterland 1917, XII S. 264.

Nach Steiner ist Aliso, das Elisonlager des Drusus, = Oberaden, das Lippekastell bei Tac. Ann. II 7 = Haltern. *Cuncta* in der Tacitusstelle bezeichne nicht eine Linie zwischen zwei Punkten *(castellum Alisonem ac Rhenum),* sondern setze einen Raum zwischen drei Punkten voraus; es sei also zwischen *castellum* und *Alisonem* ein Komma zu setzen. Von dieser Neuerung möchte ich schon deshalb abraten, weil, wenn man die drei Punkte Vetera (Rhein), Haltern und Oberaden verbindet, sich nicht ein Raum ergibt, sondern eine Linie, nämlich die Lippelinie.

21) A. Wiedemann, Die Memnonskolosse. Bonner Jahrbücher 124 S. 53 ff.

Der Aufsatz bringt außer einer Geschichte der Riesenbildsäulen Antwort auf die Frage, welche ägyptische Vorstellungen den Anlaß zu

Digitized by Google

ihrer Errichtung gegeben haben und aus welchem Mißverständnis die griechische Bezeichnung des nördlichen der beiden Kolosse als Memnon entsprungen ist, sowie einen Versuch, die seit Septimius Severus verstummte Klangerscheinung, die auch Tacitus Ann. II 61 erwähnt, zu erklären. Mich befriedigt diese Erklärung weniger als die von Nipperdey befolgte, weil sie keine Rücksicht auf den Umstand nimmt, daß das Klirren sich nur in der ersten Morgenstunde zeigte.

Nachtrag: Blase, Ist *prae* in Zusammensetzungen mit Verben gleich *praeter?* (JB. XXXXII 94) ist angezeigt von C. Stegmann in den Jahresberichten des philologischen Vereins zu Berlin 1918 S. 63 (zustimmend); Luise Robbert, De Tacito Lucani imitatore (JB. XXXXIV 106) von Vilh. Lundström, Svensk hum. tidskr. II S. 9. Lundström lobt die Arbeit, hebt sieben vorzugsweise sichere Reminiszenzen hervor und weist darauf hin, daß sechs von ihnen den Historien angehören.

Berlin. Georg Andresen

Das Bildnis Menanders

Auf Grund von 32 Nachbildungen, besprochen ungefähr in der Reihenfolge ihrer Annäherung an das mit Sicherheit vermutete Original, erklärt Studniczka [1]) die Kopenhagener Büste, nicht die Bostoner, für die beste Wiederholung des Kopfes von einem bronzenen Sitzbilde des Meisters der neueren attischen Komödie. Die Untersuchung bedarf keines Lobes, der sprachliche Ausdruck könnte hie und da etwas sorgfältiger stilisiert sein. Die Photographie eines bronzierten Abgusses der Kopenhagener Büste versucht den Eindruck des Originals widerzugeben. Besonders lehrreich sind auf den beigegebenen zehn Tafeln einige mit den Menanderbildern zusammengestellten Bildnisse Lysippischer Zeit. Der Aufsatz erscheint als ein vielversprechender Vorläufer eines größeren Werkes *Imagines illustrium.* O. S.

[1]) Frz. Studniczka, Das Bildnis Menanders. S.-A. a. d. 21. Bd. der Neuen Jahrb. Leipzig, Teubner, o. J. 31 S. 10 Taf. 3 ℳ mit Teuerungszuschlag.

Digitized by Google

Zu Tacitus

Der Jahresbericht des philologischen Vereins über Tacitus, Jg. 1918, S. 120, erledigt meine Vorschläge zu I. Hist. 2, 29, 4 *Viennensium aurum, ⟨suam⟩et pretia laborum suorum, occultare clamitantes;* II. 3, 5, 9 *fidei ⟨quam⟩ commissi[or] patientior;* III. Ann. 11, 28, 3 *dum histrio cubiculum ⟨per⟩ principis exultav ⟨erit⟩, ero dedecus quidem inlatum, sed excidium procul afuisse;* IV. 12, 22, 14 *unde ir⟨a⟩e ⟨fa⟩x Agrippinae citra ultima stetit;* V. 14, 2, 3 *offerret saepius ⟨semet⟩ temulento* mit den Worten: 'Das sind Einfälle, die man nicht ernst zu nehmen braucht'. — Sachlich sei hierzu folgendes bemerkt: Sämtliche Vorschläge beschränken sich auf Einfügungen; hierzu kommt bei Vorschlag II die Tilgung *commissi[or] patientior,* die den gleichen Fehler beseitigt wie er sich findet Hist. 2, 43, 11 *Var[en]us Alfenus;* 3, 13, 3 *secret[or]um castrorum;* 3, 19, 12 *audiatur quatiunt[ur];* Germ. 12, 7 *poena[rum] equorum* u. d. m.

Im einzelnen bemerke ich zu Vorschlag I: Die Wiederholung *suamet-suorum* betont den Anspruch der Soldaten[1]) auf die Beute, die ihnen ihr habsüchtiger Feldherr Valens vorenthielt; auch Cicero wiederholt in lebhafter Rede das Possessivpronomen or. Phil. 2, 37, 95 *rex ipse sua sponte . . . suo Marte res suas recuperavit;* pro Rosc. com. 1, 2 *tabulas . . . profert suas in suam rem suo arbitratu scriptas.* Die Partikel *met* hängt Tacitus achtmal an Formen von *suus* an. Wer bezüglich *suamet pretia* (häufig = *praemia*) Bedenken hat, vgl. Sen. Troad. 208 *suum duces tulere pretium.* — Gegen Vorschlag II (Sinn: 'mehr zur Treue als zum Abfall [*commissum* = *scelus*] neigend') hat der Herr Berichterstatter, den ich um Begründung seines Urteils ersuchte, brieflich eingewendet, jemand, der die Stelle nach meiner Gestaltung lese, 'würde sich vor ein unlösbares Rätsel gestellt sehen'; nach meiner Ansicht ist, abgesehen von paläographischen Erwägungen *fidei quam commissi patientior* der ohne Kommentar kaum zu deutenden Vulgata *fidei qu. iussorum p.* deshalb vorzuziehen, weil das Verständnis von *commissi* durch den Gegensatz *fidei* erleichtert wird; auch war *commissum* = *scelus* (vgl. z. B. Plaut. Menaechm. 771, Cic. Legg. 2, 9, 22 *sacrum c.,* Ov. Fast. 6, 451 *commissi poena,* Amor. 2, 2, 27) dem Römer ebenso ver-

[1]) Sie riefen: '*nostra pretia laborum nostrorum occultat!*' Die Verwandlung in die direkte Rede zeigt, daß *Valentem* zu *occultare* zu ergänzen und die Konjektur *occultari* unrichtig ist; der Volkston liebt passive Wendungen nicht. Zur Widerholung des Pronomens vergleiche außer den oben angeführten Cicerostellen Plaut. Rud. 711 *ius meum ereptumst mihi; meas mihi ancillas invito me eripis.*

Digitized by Google

ständlich wie das auch bei Tacitus (Ann. 11, 4, 14, vgl. Hist. 4, 44, 7) vorkommende *admissum;* für beide Wörter in dieser Bedeutung gibt der Thes. L. L. I 756, 73, bzw. III 1913, 33 eine stattliche Anzahl von Belegen. Zu *commissi patiens* vgl. Dial. 8, 22 *patientissimus veri* nach dem Vorgang von Sen. Dial. 5, 36, 4 und Curt. 10, 4, 2 sowie Liv. 39, 13, 14 *aetatis et erroris et stupri patientis*; zum Gegensatz *fideicommissi:* Tac. Hist. 1, 30, 23 *proinde ... donativom ob fidem quam ... pro facinore accipietis.* — Zu Vorschlag III ⟨*ero*⟩: Claudius erlitt als 'Herr in seinem Hause' Schmach, weil er sich zufolge seiner *'herilis stultitia'* — dieser Ausdruck, den Aurelius Victor 4, 12 in bezug auf Claudius gebraucht, bestätigt meine Vermutung — nicht bloß von seiner Frau sondern auch von der Dienerschaft betrügen ließ. Auf den Einwand, Tacitus gebrauche das Wort nicht, läßt sich erwidern: *erus* ist ein in der Sprache eingebürgertes Wort, das im erwähnten Sinne auch bei Cicero (z. B. Offic. 2, 7, 24 *adhibenda saevitia eris in famulos, si aliter teneri non possunt*) vorkommt, so daß nicht einzusehen ist, warum es Tacitus im Bedarfsfalle nicht hätte gebrauchen sollen, ganz abgesehen davon, daß er hier ja die Worte anderer widergibt. — Zu Vorschlag IV: Die Verbindung *irae fax*[1]) ist gesichert durch Lucret. 3, 303 *irai fax;* daß dieses Wort auch sonst in demselben Sinne vorkommt wie das übertragen gebrauchte *incendium,* zeigt ein Vergleich von Sen. Herc. Oet. 377 *levi caluit face;* Val. Max. 5, 7 ext. 1 *improbis facibus ardere* mit Plaut. Mercat. 590 *facit amor incendium;* Cic. Fin. 5, 24, 70 *cupiditatum incendiis inflammatus;* Liv. 40, 56, 2 *incendium flagrantis irae;* Apul. Met. 8, 5 *incendio feritatis ardescens;* an all diesen Stellen bedeutet *fax,* bzw. *incendium* 'glühende Leidenschaft'. Zu dem einen Begriff bildenden *irae fax* tritt der weitere Genitiv *Agrippinae* wie z. B. Cic. Brut. 44, 163 *Scaevolae dicendi elegantia;* Nep. Eum. 10, 2 *nonnullorum virtutis obtrectatio;* über die Verbindung eines Substantivs mit zwei Genitiven, zwischen die es häufig tritt, vgl. Kühner, Gramm.[2] II 1 § 83, Anm. 3. Personifikationen wie *irae fax stetit* ('machte halt') finden sich bei Tacitus öfter: Ann. 3, 72, 10 *vis (incendii) unum intra damnum stetisset;* 13, 57, 18 *resistentibus* ('stillstehen') *flammis;* 15, 39, 3 *neque sisti potuit (ignis)* und sind auch sonst häufig, z. B. Sil. Ital. 7, 360 *errat Vulcania pestis nusquam stante malo;* Plin. ep. 6, 20, 16 *ignis longius substitit.* — Vorschlag V ist ein Versuch, die Silbenfolge der Vulgata ⟨*se*⟩ *saepius tem.* ('Tacito ingratum': Ann. 3, 52, 11; 15, 55, 9; 15, 57, 15, vgl. Novak, Analecta Tacitea, Prag 1897, S. 11) zu vermeiden; diesen Versuch unterstützt die zunehmende Häufigkeit der Formen von *semet* und *sese* in den späteren Schriften, wenn sie sich auf ein transitives Verb beziehen.

Auch gegen frühere Bemerkungen des Herrn Berichterstatters über meine Vorschläge zu Tacitus hätte ich gar manches einzuwenden, das ich vorbringen werde, sobald die Verhältnisse eine Sammlung und Ergänzung

[1]) Die Wahl des Ausdruckes *irae fax* wurde vielleicht durch die Absicht mitveranlaßt: die gehäuften Hiate *sermone. unde ira Agrippinae citra ultima* zu vermindern (vgl Cic. de Orat 3, 43, 171; Or. 23, 77; Part. or. 6, 21; Quintil. I. O. 9, 4, 33).

Digitized by Google

meiner seit 34 Jahren erschienenen Tacitea gestatten. Hier möcht ich nur auf zwei Einwendungen erwidern, die er im vorjährigen Berichte, S. 114, gemacht hat. I. Der Herr Referent irrt, wenn er Hist. 1, 33, 10 die Vulgata *prima indignatio* [*n*] *elanguescat* für leichter hält als meine Einfügung *p. indignatio* ⟨*dilatio*⟩*ne languescat,* die durch Sen. Dial. 5, 12, 4 *remedium irae dilatio est, ut primus eius fervor relanguescat* bestätigt wird; zudem bewirkt die Beseitigung des *n* den Hiat; derartige Tilgungen sind stets bedenklich, die an unserer Stelle ist es deshalb, weil Tacitus bei vorausgehendem Vokal nie *elanguesco,* sondern immer *languesco* gebraucht: Ann. 1, 28, 2 *visa languescere;* 12, 12, 10 *cunctatione l.;* Hist. 3, 58, 20 *spatio languescunt.* — II. Über meine Auflösung Hist. IV 42, 4 *sponte ex s*⟨*uo*⟩ *c*⟨*onsilio*⟩ *accusationem subisse iuvenis admodum . . . videbatur* urteilt er: 'verfehlt, weil *ex suo consilio* neben *sponte* überflüssig ist'. Hierzu sei bemerkt: Überflüssig wäre *ex suo c.,* wenn beide Ausdrücke sinnesgleich wären; *sponte* heißt 'aus freiem Entschlusse', *ex suo c.* 'nach eigenem Plane' (wie ich bereits in der Berl. philol. Wochenschr., Jg. 1916, Sp. 1016, übersetzt habe); auch (Quint.) Declam. mai. 4, 10 (p. 77, 10 Lehn.) stehen sie nebeneinander: *exeamus* (e vita) *sponte consilio;* sie unterscheiden sich ähnlich wie *animus* und *mens;* eher ließen sich Verbindungen wie Stat. Theb. 10, 809 *sponte ultroque;* Tertull. ad uxor. 2, 7 *ultro et sponte;* Lactant. I. D. 5, 20, 7 *sponte atque ex animo;* Justinian. Cod. 12, 5, 4, 1 *sponte suaque voluntate* als tautologisch bezeichnen. Im allgemeinen ist nichts häufiger als die Verstärkung des kurzen *sponte* (für die vorklassische und klassische Zeit vgl. *Ferd. Herdegen, de vocum sponte et ultro ap. antiqu. scr. Lat. vi atque usu,* Erlang. Dissert. pars I 1914, p. II 1916) durch einen sinnesgleichen oder, wie es an der Tacitusstelle der Fall ist, sinnverwandten Ausdruck; diese Verstärkung ist hier um so passender, als man hätte annehmen mögen, daß der noch ganz junge Mann *(iuvenis admodum)* nicht *ex suo consilio,* sondern *ex necessariorum consilio* (Digest. 26, 10, 7, 1) handeln werde.

München. Fritz Walter.

Digitized by Google

Zu den neuen Bruchstücken des Bakchylides[1])

1. An Alexandros Philhellen (Bacch. fr. 20 Bl.) v. 8ff.

Κυπριδος τε (F)ελπις αιθυσσηι φρενας
αμμειγνυμενα Διονυσιοισι δωροις·
ανδρασι δ' ὑψοτατω πεμπει μεριμνας.

Statt *τε (F)ελπις α. φ.* hat Athenaeus *ελπις δ' α. φ.*, der Papyrus *τελπ[.....]νας.* Daß die Konjunktion im Papyrus richtig steht, zeigt das Metrum; schon Erfurdt hatte bei Athenaeus umgestellt, und ihm waren außer Bergk alle Herausgeber gefolgt. Nun fehlt aber noch eine Silbe. Für ein Kompositum von *αιθυσσηι* (*⟨δι⟩αιθυσσηι* vulgo) ist im Papyrus kein Platz, und durch Verderbnis entstanden wird das schöne und seltene Verb nicht sein. Deshalb habe ich die fehlende Silbe durch Digammierung von *ελπις*, also ohne Eingriff in die Überlieferung, hergestellt[2]). Die kurze Senkung stört in diesem Gedicht nicht.

V. 9f. *αναμειγν.* (corr. Neue) ... *ανδρασι δ'* Athenaeus. Körte a. a. O. (oben Anm. 1) folgt der Lesung des Papyrus *ἀ μειγν. ... ανδρασιν* (ohne *δ'*) wegen der sonstigen 'unzweifelhaften Überlegenheit des Papyrustextes über die Athenaeus-Epitome'. Aber die durch den Papyrus verbesserten Fehler sind Schreiberversehen, die jünger als Athenaeus sein werden. Im vorliegenden Fall jedoch haben wir eine sinnvolle auf zwei Verse sich erstreckende Variante, die wir auf das Bakchylidesexemplar des Athenaeus zurückführen müssen. Die äußere Bezeugung ist also gleichwertig. Der Stil spricht nach meinem Empfinden unbedingt für die Lesung des Athenaeus, und das Umgekehrte ist noch nicht behauptet worden. Jedenfalls gibt den Ausschlag, daß *αμμειγνυμενα* weit besser als *ἀ μειγν.* als Quelle der Korruptel verständlich ist.

2. An Hieron von Syrakus.

A' *Μηπω λιγυαχ[εα — —] βαρυτον· μελλ[— ⏑ — — — ⏑ — —]*
ανθεμιον Μουσᾶ[ν Γε|ρων[ι ⏑ — —] ξανθαισιν ἵπποις ἱμεροεν τελεσας
[κα]ι συμποταις ανδρεσσι π[εμπειν]
B' *Λιτναν ες εὔκτιτον, ει κ[αι πρ]οσθεν ὑμνησας τον[— ⏑ ...*

[1]) Oxyrh. Pap. XI (1915) 1361; vgl. Jahresberichte Berl. Phil. Ver. 43 (1917) 81 und Körte, Hermes 53 (1918) 124, dessen Vermutung, daß das Buch als *ἐγκώμια* bezeichnet war, mir sehr einleuchtet.

[2]) Vgl. Pind. Pyth. II 49 *επι (F)ελπιδεσσι* (Hss. ohne Elision), Ol. XIII 83 *παρα (F)ελπιδα* (die Hss. elidieren, ähnlich Ol. XIII 49, Pyth. IV 104, XI 62, Nem. V 1, Isthm. VIII 18, 44, Bacch. 9, 45 *K*).

Digitized by Google

Die Interpunktion hinter *βαρβιτον* ist überliefert. *Οὔπω παύσω τὸν βάρβιτον*, das muß der Sinn des ersten Satzgliedes sein, aber das *μη* zeigt, daß dies in der Form einer Aufforderung ausgedrückt war, und dadurch wird die Ergänzung recht schwierig.

Es muß zunächst untersucht werden, welcher Modus für die Selbstaufforderung bzw. Selbstabmahnung in Betracht kommt.

a) Der Konjunktiv in der ersten Person des Singulars ist im Griechischen nur nach Imperativ (*αγε, φερε* u. ä.) oder imperativischer Partikel (*δευρο, ια*, mittelgr. *ας* aus *αφες*) zulässig[1]). Die Lyriker bieten keinen Beleg für diesen Gebrauch. Die Fälle der Form *ὑμνησω, μιμησομαι*, die der Endung nach Konjunktive sein können, sind sämtlich als Futura zu verstehen (s. u. c).

b) Der Konjunktiv in der ersten Person des Plurals ist seit Homer allgemein üblich[2]). Pindar bietet vier sichere Beispiele, davon zwei nach Imperativ bzw. imperativischer Partikel, zwei nach *μη*: Pyth. I 60 *αγε ... εξευρωμεν ὑμνον*, fr. 194 *εια τειχιζωμεν ηδη ... κοσμον ... λογων*, Isthm. VIII 6 *μητ' εν ορφανιᾶι πεσωμεν στεφανων* (es folgt *μητε καδεα Θεραπευε*, s. u.), Ol. I 7 *μηδ' Ολυμπιᾶς αγωνα φερτερον αυδασομεν*[3]) (vorhergeht *μηκετι σκόπει*). Wahrscheinlich gehört noch hierher Nem. IX 1 *κωμασομεν*, 9 *ορσομεν*, vielleicht auch Isthm. VII 8 *δαμωσομεθα*, Ol. VI 3 *παξομεν*.

c) Am häufigsten ist die futurische Fassung, die freilich mehr ankündigenden als auffordernden Charakter hat. Ich stelle hier die Belege aus Pindar und Bakchylides zusammen, die durch Tempusbildung (*α*), Genus (*β*), hinzutretendes *ου* (*γ*) gegen den Konjunktiv des Aorists (s. o. unter a) differenziert sind.

α) Ol. VI 87 *πιομαι*, XIII 3 *γνωσομαι*, 98 *Θησω*, Pyth. II 62 *αναβασομαι*, IV 67 *δωσω*, Nem. V 16 *στασομαι*, Isthm. I 3 *Θησομαι*.

β) Ol. IX 89 (und Isthm. IV 72) *κωμαξομαι*, X 79 *κελαδησομεθα*, XIII 90 *διασωπασομαι*, Isthm. I 34 *γαρυσομαι*, VII 39 *αεισομαι*, Bacch. VII 42 Bl. *κομπασομαι*.

γ) Paean VI 128 *ου ... ευναξομεν*.

d) Sehr merkwürdig, und wie es scheint noch nicht im Zusammenhang behandelt, ist die Verwendung des Imperativs in der 2. Person bei Pindar. Eine Stellensammlung wird nützlich sein.

---

[1]) Vgl. Kühner-Gerth § 394, 4b, wo X 123 *μη μιν εγω μεν ἱκωμαι ιων, ὁ δε μ' ουκ ελεησει* zu streichen ist, da keine Selbstaufforderung, sondern Besorgnis (§ 394, 7) vorliegt. Dem Dichter schwebt etwa vor *μή μ' ἀποκτείνῃ γυμνὸν πρὸς αὐτὸν ἐλθόντα*. Mitten in der Ausführung des Gedankens gleitet er unmerklich ins Futurum über. Leaf verweist gut auf *Φ* 563ff. Auch Slotty, Gebrauch des Konjunktivs und Optativs in den griechischen Dialekten I (1915) bringt keinen stichhaltigen Beleg für eine Ausnahme.

[2]) Kühner Gerth § 394, 4a. Slotty a. a. O.

[3]) An Futurum ist wegen des *μηδε* nicht zu denken (vgl. unten). Der kurze Vokal ist normal: Ol. VII 3 *δωρησεται* (es folgt *Θηκε*), Nem. XI 13 *παραμευσεται* (es folgt *επεδειξε*), fr. 133, 3 *δεξεται* (diese drei Beispiele in Widerholungssätzen, wo das Futurum unzulässig wäre), Ol. VI 24 *βασομεν* (es folgt *ἱκωμαι*), Bacch. 18, 42 *K μησεται* (beides nach *οφρα*, wo Futur bei den Lyrikern nicht bezeugt). Langvokalische Konjunktive des ersten Aorists fehlen bei den Lyrikern.

Digitized by Google

Ol. I 18 (vgl. Schol. 27, 12. 18) *αλλα Δωριαν απο φορμιγγα πασσαλου λαμβαν', ει τι τοι Πισας τε και Φερενικου χαρις νοον ὑπο γλυκυταταις εθηκε φροντισιν* (die Anrede an das *φιλον ητορ* v. 3 wirkt nicht mehr nach).

VII 92 (Schol. 234, 20. 27) *μη κρυπτε κοινον σπερμ' απο Καλλιανακτος.*

IX 5 (Schol. 270, 12. 18; 271, 18. 21) *αλλα νιν ἑκαταβολων Μοισᾶν απο τοξων Δια τε φοινικοστεροπαν σεμνον τ' επίνειμαι ακρωτηριον Ἁλιδος τοιοισδε βελεσσιν .·. 11 πτεροεντα δ' ἰει γλυκυν Πυθωναδ' οϊστον*[1]*· ουτοι χαμαιπετεων λογων εφα ψεαι ανδρος αμφι παλαισμασιν φορμιγγ' ελελιζων κλεινᾶς εξ Οποεντος(·) αινησαις ξ και υἱον ... (40) μη νυν λαλάγει τα τοιαυτ'· εα πολεμιον .... φεροις δε Πρωτογενειας αστει γλωσσαν ... (47) εγειρ' επεων σφιν οιμον λιγυν, αίνει δε παλαιον μεν οινον, ανθεα δ' ὕμνων νεωτερων.* (Die Anrede an das *στομα* v. 35 wirkt vielleicht noch v. 40f. nach, später nicht mehr.)

IX 108 (Schol. 305, 11. 21. 23f.) *τουτο δε προσφερων αθλον ορθιον ωρυσαι Φαρσεων, τονδ' ανερα δαιμονιᾶι γεγαμειν ευχειρα ... Διαντεον δε ... νικων επεστεφανωσε βωμιον.*

Pyth. X 51 (Schol. 249, 12) *κωπαν σχασον, ταχυ δ' αγκυραν ερεισον χθονι*[2]*).*

Nem. I 13 (Schol. 25, 6) *σπειρε νυν αγλαϊαν τινα νασωι.*

III 31 (Schol. 88, 13) *οικοθεν ματευε· ποτιφορον δε κοσμιον ελαχες γλυκυ τι γαρυεμεν* (v. 26—28 war der *θυμος* angewendet).

IV 35 (Schol. 129, 12) *ευγγι δ' ἑλκομαι ητορ νεομηνιαι θιγεμεν. εμπα καἰπερ εχει βαθεια ποντιας ἁλμα μεσσον, αντιτειν' επιβουλιαι· σφοδρα δοξομεν δαϊων ὑπερτεροι εν φαει καταβαινειν ...* (44 Anrede an die *φορμιγξ*) ... 69 *Γαδειρων το προς ζοφον ου περατον· αποτρεπε αυθις Ευρωπαν ποτι χερσον εντεα ναος· απορα γαρ λογον Διακου παιδων τον ἁπαντα μοι διελθειν.*

V 50 *ει δε Θεμιστιον ἱκεις ὡστ' αειδειν, μηκετι ρἰγει*[3]*), δἰδου φωναν, ανα δ' ἱστια τεινον προς ξυγον καρχασιου, πυκταν τε νιν και παγκρατιωι φθεγξαι ἑλειν Επιδαυρωι διπλοαν νικωντ' αρεταν, προθυροισι δ' Διακου ανθεων ποιαεντα φερειν*[4]*) στεφανωματα συν ξανθαις Χαρισσιν.*

---

[1]) Vgl. Ol. II 98 *επεχε νυν σκοπωι τοξον αγε θυμε κτλ.*

[2]) Vgl. Nem. III 26 *θυμε τἰνα προς ἀλλοδαπαν ακραν εμον πλοον παραμειβεις; Διακωι σε φαμι γενει τε Μοισαν φερειν.*

[3]) Wilamowitz, Sitzungsber. Berl. Akad. 1909, 816 läßt den Dichter durch dieses *μηκετι ρἰγει* das vorhergehende Lob Athens als frostig bezeichnen. Aber vielleicht abundiert *ετι* ähnlich wie Pyth. III 41 *οικετι τλασομαι ψυχαι γενος ἁμον ολεσσαι* und Ol. I 5 *μηκεθ' ἁλιον σκοπει αλλο θαλπνοτερον ... αστρον*; dann ist *μηκετι ρἰγει* einfache Litotes.

[4]) Wilamowitz a. a. O. 817 beanstandet das Präsens *φερειν* (man erwarte *ενεικαι*) und vermutet den Imperativ *φερε* (vgl. Isthm V Schluß). Andererseits weist der ähnliche Schluß von Ol. IX (s. o.) darauf, daß von einem äginetischen Sieg des Themistios die Rede ist, also der Infinitiv zu halten wäre. Vielleicht wird also hier *φερειν στεφανωματα* aoristisch gebraucht nach Analogie von *νικᾶν*, wie Nem. III 18 *φερει το καλλινικον*, Isthm. VII 21 *φερει νἰκαν*; vgl. Ol. VII 56 *εμμεν = fuisse.*

Digitized by Google

VII 77 (Schol. 227, 6) *ειρειν στεφανους ελαφρον, αναβαλεο ...* (80) *Διος δε μεμναμενος αμφι Νεμεᾳ πολυφατον θροον ὕμνων δόνει ἠσυχ ι.*

X 21 (Schol. 299, 16) *αλλ' ὅμως ευχορδον εγειρε λυραν και παλαισματων λαβε φροντιδα.*

Isthm. V 22 (Schol. 433, 2) *συν Χαρισιν δ' εμολον ... μη φθόνει κομπον τον εοικοτ' αοιδᾶι κιρναμεν αντι πόνων ...* 38 (Schol. 435, 6. 16) *ελα νυν μοι πεδοθεν* (unverständlich), *λεγε, τίνες Κυκνον, τίνες Ἕκτορα πεφνον ...* 51 *αλλ' ὅμως καυχημα καταβρεχε σιγᾶι ...* 62 (Schol. 441, 15 sq.) *λαμβανε (F)οι στεφανον, φερε δ' ευμαλλον μιτραν και πτεροεντα νεον συμπεμψον ὑμνον.*

VII 20 (Schol. 467, 15) *κωμαζ' επειτεν ἁδυμελει συν ὑμνωι κἀι Στρεψιαδᾶι.*

VIII 6 (Schol. 481, 4) *εκ μεγαλων δε πενθεων λυθεντες μητ' εν ορφανιᾶι πεσωμεν στεφανων, μητε καδεα θεραπευε· πανσαμενοι δ' ... γλυκύ τι δαμωσομεθα ...*

Die Stellen sind im wesentlichen gleichartig. Die Erklärung mit Selbstaufforderung ist mehrfach unumgänglich (Ol. I 18, Nem. X 21), meist sehr naheliegend, stets möglich. Andere Deutungen, wie sie an einzelnen Stellen die Scholien und Neuere vorschlagen[1]), können vor dem festen Gebrauch und dem Schweigen des Dichters nicht bestehen. Ebenso wie andere Personen als Pindar nur da sprechen, wo Pindar sie ausdrücklich als redend einführt[2]), ebenso muß die angeredete Person da wo der Text keine andere Bestimmung liefert, als die des Dichters verstanden werden[3]). Dieser Imperativ ist offenbar der einzige charakteristische Modus der Selbstaufforderung. Er verschiebt zwar die Person in einer für den Hörer zunächst befremdlichen Weise, aber er wahrt den Numerus und den Befehlsausdruck, von denen jener beim Konjunktiv, dieser beim Futurum preisgegeben werden mußte. Historisch mag er sich einerseits aus den üblichen Apostrophen an *Μοῦσα* (Homer), *θυμός* (Archilochos), *ἦτορ, φρήν, ψυχή, στόμα, φόρμιγξ* entwickelt haben, andererseits aus Imperativen wie *ἄγε φέρε*, bei deren formelhafter Verwendung das Gefühl für die angeredete Person verloren gegangen war. Wahrscheinlich hat die Lyrik den Gebrauch geschaffen

---

[1]) Die Scholien erklären in der Regel *πρὸς ἑαυτόν* oder *ὦ θυμέ*, was das selbe ist. Zu Ol. IX stellen sie daneben mehrfach *πρὸς τὸν χορόν* zur Wahl. Nem. I 13 und Isthm. V 38 beziehen sie auf die Muse, Isthm. VII 20 auf die Heimat des Siegers, Isthm. V 62 auf die Muse oder die Heimat des Siegers. Zu Nem. V 50ff. ist keine Erklärung der Imperative erhalten. An den beiden letzten Stellen denkt Wilamowitz an den Chor (Sitzungsber. Berl. Akad. 1909, 816f. 825).

[2]) Dies nehme ich, solange das Gegenteil noch in keinem Fall erwiesen ist, auch für Paeane und Parthenien und auch für Bakchylides an (vgl. Neue Responsionsfreiheiten bei Bacch. und Pind. 1914, S. 31).

[3]) Eine nicht näher bestimmte Aufforderung im Plural findet sich bei Pindar einmal: Isthm. VIII 63 *γεραιρετε νιν*. Gemeint sind entweder die *νεοι* des Eingangs oder das Publikum im allgemeinen (vgl. Isthm. III 15). Hierher gehört auch die Aufforderung in der 3. Person des Imperativs mit *τις*, Isthm. VIII 1, Nem. IX 50.

Digitized by Google

die ja den Mangel eines Modus für Selbstaufforderung am schwersten vermissen mußte[1]).

e) Kaum glaublich ist die Verwendung des Infinitivs wie sie Pindar Ol. XIII 114 überliefert wird: *αλλα κουφοισιν εκνεῦσαι ποσίν.* Pindar gebraucht den imperativischen Infinitiv so selten (Pyth. I 68? Isthm. IV 13?), daß man hier kaum die Aufforderung, geschweige die Selbstaufforderung verstehen würde. Zudem sind für *αλλα* zwei Kürzen gefordert. *αγε κ. εκνευσω ποσιν* habe ich früher vermutet[2]). Nach dem, was oben (a) über *αγε* mit 1. Pers. Sing. Konj. bei Pindar festgestellt ist, wird sich wohl eher empfehlen zu schreiben *αγε κ. εκνευσον ποσιν*, wenn man nicht *ἔκνευσαι* (vgl. *νήχεσθαι*, auch das auffällige Medium *βαλετο* Pyth. I 74) vorzieht.

Ziehen wir nun aus dem Dargelegten die Folgerung für das Bakchylidesfragment, von dem wir ausgingen. Die Ergänzung der 1. Pers. Sing. eines Konjunktivs verbietet sich wegen des fehlenden Imperativs; der Plural wäre statthaft, aber die geringe Silbenzahl der Lücke ermöglicht nur Ergänzungen wie *ανὔωμεν, εὔωμεν*, die stilistisch wenig befriedigen; das Futurum würde sich mit *μηπω* nicht vertragen[3]). So bleibt nur der Imperativ, und in diesem Modus läßt sich eine einigermaßen gefällige Ergänzung gewinnen: *Μηπω λιγυαχ[εα . . κοίμα] βαρβιτον*; vgl. Pindar Nem. X 21 *αλλ' ὅμως ευχορδον εγειρε λυραν*, Simon. Anth. Pal. 7, 25 *ευνᾶσεν . . . βαρβιτον.*

Ich habe die Stelle bis zum Anfang von *B'* ausgeschrieben, um darauf hinzuweisen, daß nach *ευκτιτον* kein Kolon stehen darf; *εἰ* ist *si quidem*, vgl. Bacch. V 9 (Palmer, Wilamowitz), Pind. Ol. I 18 IX 26.

Z. Zt. Konstantinopel, 1918. Paul Maas.

---

[1]) Die entsprechenden Erscheinungen in anderen Sprachen zu untersuchen, wäre eine lohnende Aufgabe.

[2]) Neue Responsionsfreiheiten S. 24.

[3]) Der feststehende Gebrauch von *μη* in Schwursätzen (wie *K* 330 *μη μεν τοις ἱπποισιν ανηρ εποχησεται αλλος*) und die von Kühner-Gerth § 387, 6; 511, 2; 553, 4 Anm. 4, Bruhn, Anhang zu Sophokles § 159 III$_1$ behandelten Fälle von *μὴ* mit Futur liegen zu weit ab.

Digitized by Google

Zu Senecas Briefen an Lucilius

In einem beachtenswerten Aufsatz in den Neuen Jahrbüchern für Pädagogik XV S. 404 ff. ist Direktor Bernhardt in Soest mit Nachdruck für die Lektüre ausgewählter Schriften des Philosophen Seneca in der Prima des Gymnasiums eingetreten Jeder Lehrer des Lateinischen, der sich selbst mit diesen Schriften eingehender beschäftigt hat, wird mit der Forderung Bernhardts einverstanden sein. Denn Seneca, der bedeutendste Vertreter der stoischen Schule unter den römischen Schriftstellern des ersten Jahrhunderts nach Christo, ist vorzüglich dazu geeignet, der Jugend ein Bild von den philosophischen, kulturgeschichtlichen und religiösen Strömungen jener Zeit zu geben und ihr sittliches Denken vorteilhaft zu beeinflussen. Auch darin wird man Bernhardt beistimmen, daß eine geeignete Auswahl der Briefe an Lucilius, wie sie z. B. die Sammlung von Hauck oder die von Heß-Mücke bietet, am besten in die Schriftstellerei des Seneca einführt, weil diese Briefe mit der dem Schriftsteller eigenen Gedankenfülle und Lebenserfahrung alle möglichen Fragen der praktischen Ethik erörtern und sich außerdem — mit manchen Ausnahmen freilich — leichter in ihrem Zusammenhang übersehen lassen als die längeren Abhandlungen. Da also Senecas Briefe, vielleicht auch einzelne der Dialoge, sich mit Nutzen für den lateinischen Unterricht verwenden lassen, so scheint es den Zielen und Aufgaben dieser zunächst für das Gymnasium bestimmten Zeitschrift nicht zu fern zu liegen, wenn ich in ihr einige Verbesserungsvorschläge zu den Briefen vorlege. Denn soviel auch in älterer und neuerer Zeit, zuletzt namentlich durch die zweite Gesamtausgabe von O. Hense (Leipzig 1914) für die Herstellung des Textes der Briefe getan ist, so hat doch O. Roßbach in seiner Anzeige von Henses Ausgabe in der Berl. philol. Wochenschrift 1914 S. 490 ff. unter Beifügung eigener Beiträge mit Recht darauf hingewiesen, daß auch abgesehen von den noch nicht im ganzen Umfange bekannten Lesarten des vor einiger Zeit in Brescia entdeckten Kodex Quirinianus noch manche zweifelhafte Stelle zurückgeblieben ist.

Ep. 14, 13. M. Cato, im übrigen dem Seneca ein Musterbild stoischer Tugenden, hat sich auf dem Gebiete der Politik nicht immer die dem Philosophen geziemende modestia auferlegt und sich dadurch mancherlei Leiden zugezogen: quid aliud quam vociferatus est Cato et misit irritas voces, cum modo per populi levatus manus et obrutus sputis et portandus extra forum traheretur, modo e senatu in carcerem duceretur?

Digitized by Google

Für et portandus (portandis L) hat Hense nach Pincianus exportandus geschrieben, aber der Begriff des gewaltsamen Fortschleppens wird durch per populi levatus manus und durch traheretur hinlänglich ausgedrückt; man vermißt dagegen neben obrutus sputis eine Erwähnung der häßlichen Schimpfreden, die die Worte Catos übertönten. Et portentis, wie Hauck in seiner Ausgabe schreibt, kann dies unmöglich bedeuten, der Ausdruck ist überhaupt in diesem Zusammenhang nicht verständlich. Roßbach schlägt in der oben genannten Rezension S. 493 et exprobrationibus vor, aber der Überlieferung kommt man näher durch *probris infandis* (oder nefandis). Vgl. Phaedr. 126 f. probris omne Phoebeum genus onerat nefandis.

33, 5. Die ingenia maximorum virorum dürfen nicht oberflächlich betrachtet werden: tota tibi inspicienda sunt, tota tractanda. res geritur et per lineamenta sua ingenii opus nectitur, ex quo nihil subduci sine ruina potest. Res geritur hat Madvig in res seritur geändert, weil die überlieferte Wendung nichtssagend sei und von einer kriegerischen Tätigkeit hier keine Rede sein könne. Hense führt daneben noch den Vorschlag C. Brakmans per partes igitur an und bemerkt dazu: sed verum nondum repertum est. Man muß Madvig darin recht geben, daß der bloße Ausdruck res geritur an unserer Stelle nichtssagend ist, aber er muß nicht an sich falsch sein, denn Seneca gebraucht res geritur nicht nur, wie z. B. ep. 7, 4; dial. II, 19, 4 in dem Zusammenhange eines vom Kriege entlehnten Bildes, sondern auch für sich allein, um ein bloßes Geschehen zu bezeichnen, so benef. I, 5, 2; II, 34, 1; V, 9, 3. Wie es an der ersten dieser Stellen heißt res animo geritur, so bedarf es auch an der unsrigen nur eines bestimmenden Ablativs, damit sie in Ordnung kommt. Da nun im zweiten Satze das ingenium mit einem Kunstwerk verglichen wird, so wird *arte* vor res ausgefallen sein, also: 'kunstvoll wird zu Werke gegangen'. Brakmans Vorschlag muß durchaus abgelehnt werden; denn eine Folgerungspartikel ist bei dem begründen Sinne des Satzes nicht am Platze, und gerade igitur meidet Seneca so sehr, daß das Wort, soviel ich sehe, in allen seinen Schriften nur viermal vorkommt: ep. 82, 18; 104, 20; Herc. 354; Oed. 695.

42, 4. Multorum crudelitas et ambitio et luxuria, ut paria pessimis audeat, fortunae favore deficitur. eadem velle, si subaudis, cognosces: da posse, quantum volunt. Da subaudis (subauditis L, subaudisti g) sich mit dem Gedanken nicht verträgt, hat Bücheler nach Virg. Aen. X, 284 si iuvat audentis, cognosces und Joh. Müller si avebis cognoscere vermutet. Mir scheint die einfachere Änderung *si oboedis,* cognosces zu genügen; die Verderbnis erklärt sich dann leicht durch Dittographie der Konjunktion.

53, 6. Levis aliquem motiuncula decipit; sed cum crevit et vera febris exarsit, etiam duro et perpessicio confessionem excipit. Während Fickert excipit mit einigen späten Handschriften in extorquet ändert und Haase excutit dafür lesen will, verteidigt Hense die Überlieferung durch die Bemerkung: excipit Seneca, quia modo decipit. Diesem Urteil wird man um so eher beistimmen, als auch ep. 108, 7 excipiat im Sinne von excutiat gebraucht wird.

Digitized by Google

59, 16. Talis est sapientis animus, qualis mundi super lunam: semper illic serenum est. Da animus nicht wohl als Subjekt zu mundi hinzugedacht werden kann, ergänzte Erasmus status hinter mundi, während Hense qualis facies mundi vorzieht. Ich lese qualis ⟨qualitas⟩ mundi; denn Seneca gebraucht das Wort qualitas 'die Beschaffenheit' gerade in den Briefen mit einer gewissen Vorliebe (66, 7; 84, 4, 6; 85, 22; 112, 2; 118, 15), und die Aufeinanderfolge von Wörtern desselben Stammes ist in allen seinen Schriften nicht selten. Vgl. benef. IV, 27, 3 quam quidam quaedam; N. Q. II, 41, 1 aliquid aliquando; ep. 90, 36 faciebant facienda.

66, 36. Ceterum bona quaedam prima existimat (sc. ratio) . . . tamquam victoriam, bonos liberos, salutem patriae; quaedam secunda, quae non apparent nisi in rebus adversis, tamquam aequo animo pati morbum magnum, exilium. Die schwere Krankheit heißt sonst bei Seneca gravis morbus: 66, 5, 40; 72, 6; 75, 7. Morbus magnus findet sich bei ihm nur an unserer Stelle. Trotzdem wäre der Ausdruck nicht zu beanstanden, wenn nicht in der Aufzählung der res adversae der Begriff fehlte, der im 66. und in vielen anderen Briefen unter den menschlichen Leiden eine hervorragende Rolle spielt, nämlich die Folterqual. So heißt es in § 18 dulce esse torreri, 21 stet tortor atque ignis, 38 vulnerari et subiecto igne tabescere, 40 ad perpetiendos cruciatus vulnerum aut ignium, 67, 3 fortiter torqueri et magno animo uri et patienter aegrotare; vgl. ferner die ähnlichen Aufzählungen in 66, 5, 47; 71, 5, 27; 82, 10; 85, 26. Es ist daher wahrscheinlich, daß auch 66, 36 neben der Krankheit ursprünglich das Feuer genannt war, daß also zu lesen ist *morbum, ignem, exilium*. Die Änderung erklärt sich wohl durch Verdoppelung des auslautenden m in morbum.

82, 24. Wie an der eben besprochenen Stelle magnus, so scheint 82, 24 das Substantiv magnitudo verdorben zu sein. Von der ungeheuren Schlange, die im ersten punischen Kriege in Afrika die römischen Legionen erschreckte, heißt es hier: ne Pythio quidem vulnerabilis erat, cum ingens magnitudo pro vastitate corporis solida ferrum et quicquid humanae torserant manus reiceret. Man sieht nicht ein, wie die Größe des Tieres die Geschosse abprallen ließ. Nun wird allerdings das Wort in dieser Eigenschaft durch solida näher bestimmt, aber gerade das dazu gehörige pro vastitate corporis zeigt, daß nicht das dem Begriff vastitas gleichartige magnitudo, sondern die Schlange selbst oder ein Teil von ihr Subjekt war. Magnitudo wird, wenn es nicht verschrieben ist, von einem Leser herrühren, dem die Wörter ingens und vastitas zur Bezeichnung der Größe des Untiers noch nicht genügten. Seneca, dessen Stil eine übertriebene — hier sogar sinnwidrige — Häufung des gleichen Begriffs fremd ist, wird ingens *anguis cutis* geschrieben haben. In ähnlicher Weise scheint 113, 16 magnitudo aus imago tota (Haase) entstellt zu sein. Auch N. Q. I, 11, 2 schwanken die Handschriften zwischen magnitudinem und imaginem. Es scheint übrigens so, als ob dem Schriftsteller an unserer Stelle Ovid Met. III, 64 serpens . . . duritia pellis validos cute reppulit ictus vorschwebte.

88, 34. aliunde alio transeat (sc. animus) et domicilia mutet in alias animalium formas aliasque coniectus. Die Wendung 'bald dieser, bald

Digitized by Google

jener' drückt Seneca hier durch alius aliusque aus; sein ständiger Gebrauch dafür ist sonst alius atque alius; nur N. Q. II, 32, 7 findet sich aliter aliterque, aber hier hat die Klasse Δ alia für aliterque. Alius et alius kommt nur N. Q. VII, 24, 1 (alios et alios circulos habent) vor, wodurch vielleicht Gerckes Vermutung alia alios bestätigt wird. An unserer Stelle scheint die Klausel die Abweichung beeinflußt zu haben; denn aliasque coniectus entspricht rhythmisch dem folgenden quam semel serviat et emissus vagetur in toto.

90, 33. qua hodieque coctura inventi lapides in hoc utiles colorantur. Inventi, ein Wort, das neben in hoc utiles müßig ist, scheint aus den vorhergehenden und gleich darauf folgenden Formen von invenire übertragen zu sein. Auch die Stellung weist darauf hin, daß *infecti* zu schreiben ist.

95, 27. In cena fit, quod fieri debebat in ventre. Debebat schreibt Hense nach Gertz; A B haben debet saturo, allerdings steht uro in B über der Zeile. Da das Präsens dem Sinne durchaus entspricht, ist vielleicht q. f. debet natura in ventre zu lesen.

95, 56. Non est necesse fabro de fabrica quaerere, quod eius initium, quis usus sit, non magis quam pantomimo de arte saltandi: omnes istae artes se sciunt, nihil deest. Istae artes steht nur in jungen Handschriften, beruht also auf Konjektur, vielleicht nach § 8. A B haben omnes ista certª esse (certa esse A) sciunt. Es fehlt jedenfalls die zur Satzverbindung notwendige Bedingungspartikel, aber omnes istae artes si se sciunt (Haupt) befriedigt nicht, weil ja eine genauere Erkenntnis dieser Künste gerade abgelehnt wird, eine solche aber in se sciunt enthalten ist. Andererseits soll auch nicht gesagt werden, daß man diese Dinge überhaupt nicht zu kennen brauche (si nesciuntur, nihil deest Roßbach), der Gedanke ist vielmehr, daß es bei ihnen nicht auf ein Erforschen ihrer tieferen Bedeutung ankomme, sondern daß der handwerksmäßige Betrieb genüge. Diesem Sinn entspricht besser Madvigs Vorschlag omnes istae artes si se nesciunt, nur erwartet man, daß nicht die Künste selbst Subjekt des Gedankens sind, sondern die Personen, die sie betreiben; außerdem ist ja sciunt überliefert. Es ist also wohl auf einem anderen Wege als durch omnes istae artes die Heilung zu suchen, und zwar durch die Annahme, daß hinter ista die Silbe fa ausgefallen ist. So ergibt sich, wenn zugleich homines für omnes gelesen wird, die durch den Sinn empfohlene Wendung: *homines ista facere si sciunt, nihil deest.* Man soll diese Dinge zwar ausüben, aber nicht weiter darüber nachdenken.

95, 70. Von M. Cato wird gesagt: altius certe nemo ingredi potuit quam qui simul contra Caesarem Pompeiumque se sustulit et aliis Caesareanas opes, aliis Pompeianas tibi foventibus utrumque provocavit. Tibi fehlt in den jüngeren Handschriften (ς bei Hense), aber das sinnlose Wort wird in A B schwerlich interpoliert sein. Roßbach, der früher das Wort mit ς tilgte, schlägt jetzt a. a. O. S. 496 civibus vor, das vor Caesareanas zu stellen sei. Ich glaube eher, daß tibi nach Ausfall der Endsilbe aus timide entstanden ist. Seneca scheint im Gegensatz zu Cato auf Cicero anzuspielen, der ja längere Zeit zwischen Caesar und Pompeius schwankte.

Digitized by Google

Auch 58, 12 und 16 und 97, 8 werden Cato und Cicero nebeneinander genannt, an der letzteren Stelle zusammen mit Cäsar und Pompejus.

101, 8. Quantum sit illud quod restat aut quale, sollicita mens explicabili formidine agitatur. quo modo effugiemus hanc volutationem? Sollicita hat Bücheler aus collecta hergestellt. Für explicabili haben die jüngeren Handschriften inexplicabili, also den entgegengesetzten Begriff. Pincianus und Bücheler meinten, daß explicabili durch den folgenden Gedanken quo modo effugiemus hanc volutationem? uno, si vita nostra non prominebit, si in se colligitur geschützt werde. Allein Hense bemerkt nicht ohne Grund, daß dieser Gedanke abgeschwächt werde, wenn schon vorher die formido als lösbar bezeichnet sei. Er versteht den Fragesatz in dem Sinne quo modo cavebimus, ne in formidinem istam inexplicabilem incidamus?, hält also die Lesart inexplicabili für besser. Auch mir scheint ein negativer Ausdruck erforderlich zu sein; ob aber inexplicabili die richtige Lesart ist, oder ob das fast einer Negation gleichkommende vix (vgl. dial. III, 2, 2 fundamenta vix notabilia) vor explicabili ausgefallen ist, muß dahingestellt bleiben.

104, 6. Ut primum gravitatem urbis excessi et illum odorem culinarum fumantium, quae motae quicquid pestiferi vaporis obruent, cum pulvere effundunt, protinus mutatam valetudinem sensi. Für das offenbar korrupte obruent haben Gloeckner obferunt, Bücheler obsorbent, Roßbach obruerunt vorgeschlagen. Dem Zusammenhang, besonders als Gegensatz zu effundunt, entspricht am besten, wie mir scheint, Büchelers Verbesserung; nur dürfte für obsorbent, ein Wort, das Seneca sonst nicht gebraucht, das mehrfach (ep. 4, 7; dial. VI, 17, 2; N. Q. VI 6, 2; Med. 409) vorkommende sorbent herzustellen sein. So erklärt sich auch der Ursprung der Korruptel leichter: sie entstand durch irrtümliche Auslassung des s nach vorhergehendem s.

118, 7. Maiorque pars miratur ex intervallo fallentia, et vulgo bona pro magnis sunt. Weil das Wort bona ohne nähere Bestimmung nicht richtig sein kann, schrieb Muret vulgo magna pro bonis, Madvig vulgo nova pro magnis sunt, Joh. Müller vulgo longa bona pro m. s. Letzterer hat darin recht, daß er einen Ausfall annimmt und auf Grund des Vordersatzes den Begriff 'entfernt' ergänzt; da aber longus im Sinne von longinquus bei Seneca kaum vorkommen dürfte, so wird eher ‹procul visa› hinter bona ausgefallen sein. Der Schreiber irrte von procul zu dem folgenden pro ab und überging so die für den Sinn notwendigen Wörter. Vgl. 102, 28 et tamen admiraris illam (lucem) iam procul, 91, 11 quae procul a conspectu maris stabant.

122, 14. Gewisse Leute machen die Nacht zum Tage, vitam in contrarium circumagunt. Diese Lebensweise wird nicht deshalb geführt, quia aliquid existiment noctem ipsam habere iucundius, sed quia nihil iuvat oblitum. Oblitum BA', oblitu p, solitum oder oblatum g. Die Lesart der jüngeren Handschriften kann natürlich reine Konjektur sein, möglich wäre es immerhin, daß das so in solitum aus älterer Überlieferung herstammt. Denn die Verbesserung, die der Lesart von BA näher kommt als obvium (Erasmus) oder publicum (Haase) oder natura oblatum (Hense) oder endlich solis oblitum (Roßbach) ist doch wohl *obsoletum*. Obso-

Digitized by Google

letus in der Bedeutung 'gewöhnlich, alltäglich' findet sich benef. III, 28, 3 neminem despexeris, etiam si circa illum obsoleta sunt nomina (im Gegensatz zu illustre nomen); vgl. auch dial. VI, 23, 1.

123, 12. Die Stimmen der Verführer, die zu einem üppigen Leben einladen, werden mit den Stimmen der Sirenen verglichen: idem possunt: abducunt a patria, a parentibus, ab amicis, a virtutibus et inter spem vitam misera nisi turpis inludunt. Eine Reihe von Verbesserungen der schwer verdorbenen letzten Worte verzeichnet Hense z. d. St. Ich schlage vor: et inter spem ⟨inritam et rectam⟩ vitam misere haesitaturis inludunt. Vgl. 4, 5 inter mortis metum et vitae tormenta miseri fluctuantur. Haesitare gebraucht Seneca ep. 95, 5 und 121, 6.

Leer. K. Busche.

O. Wahle, Feldzugs-Erinnerungen römischer Kameraden. Lagerstudien aus den Zeiten der Republik. Berlin, Karl Siegismund, 1918. 88 S. Mit 5 Skizzen am Schluß. 2,50 *M.*

Im ersten spannend geschriebenen Teil läßt Wahle einen Kriegsberichterstatter aus vornehmem Hause, der wegen 'überkommener Felddienstunfähigkeit' vorzeitig nach Rom entlassen ward, über 'drei Dezembertage im Winterlager des Nobilior vor Numantia' (153 v. Chr.) berichten (S. 7 bis 38). Der zweite Teil (S. 39—88) ist überschrieben: 'Aus den Tagen des Scipio Aemilianus' (134/33 v. Chr.). Der einleitende Brief des P. Rutilius Rufus ist etwas gekünstelt. Um so wahrheitsgetreuer sind dessen Tagebuchblätter: Abschied von Tarraco — Bei Ilerda — Auf nach Palantia! — Das am Durius heraufziehende Ungewitter — Vor Numantia — Winteranfang — Numantias rühmliches Ende. In diesen Skizzen ist nicht bloß die Stimmung der Truppen in den verschiedensten Lagen glänzend geschildert, auch die überragende Persönlichkeit des Oberbefehlshabers von den verschiedensten Seiten beleuchtet. Ein Meisterstück der Schilderung ist die Art, wie der Verfasser Scipio im Feldlager Ordnung schaffen läßt. Dem vorsichtigen, fast unnahbaren Scipio mit seinem 'Seelsorger' Polybius steht der derbe und humorvolle Kriegstribun C Memmius, ein Draufgänger vom alten Schlag gegenüber. Auch C. Marius, 'der Haudegen von Arpinum', der 'Naturbursche', der allein des 'Exoten' Jugurtha Wohnung, die die ganze Adelsklique umdrängt, im Vorbeigehen keines Blickes würdigt, ist gegenüber dem feudalen Metellus, 'dem Sohn seines großen Vaters' gut gezeichnet. Ergötzlich zu lesen ist die Szene beim Mahle des Oberfeldherrn, bei dem beide Antipoden nebeneinander zu sitzen kommen, wobei sich Metellus, der den Plebejer ignorieren will, von dem nur auf militärische Tüchtigkeit schauenden Scipio eine kräftige Abfuhr zuzog (S. 83).

Diese interessante Studie fußt auf Appian (Iberika Kap. 84—98) und Polybius, sowie Sallusts Bellum Jugurthinum, besonders aber auf A. Schultens Ausgrabungen, von deren Ergebnissen erst Band I ('Numantia', München 1914 — ein Prachtwerk) erschienen ist. Die noch ungedruckten Manuskripte standen aber dem Verfasser zur Verfügung. Daraus sind die beigegebenen Skizzen aufgenommen: Das Nobiliorlager (153 v. Chr.), die sieben Lager Scipios nebst der Circumvallation, das Lager auf Castillejo und das Lager von Peña Redonda.

Charlottenburg. A. Kurfeß.

Digitized by Google

Methexis und Metaxy bei Platon[1])

Ein Problem gehört in diesen oder jenen Teil eines Lehrgebäudes, in Physik oder Ethik oder Logik; ein Motiv aber gehört dem ganzen der Lehre und ihrer Entwicklung an. Probleme kann man isolieren, ja man kann sie in Systemen ganz verschiedener Denkrichtung widerfinden. Denkt man aber die Motive aus einer Lehre fort, so ist die Lehre selbst vernichtet; die Motive und ihr Zusammenhang sind die Prinzipien der Lehre, von denen das ganze Lehrgebäude nur Entfaltung ist; daher muß ein Motiv, das diesen Namen verdient, in jedem Stück des Systems und in dessen ganzer Problematik in Erscheinung treten. Dies gilt bei Platon von der Methexis und zwar in einem Maße wie außer von ihr nur noch von der Idee selbst.

In der ältesten uns zugänglichen Form der Ideenlehre werden die obere und die untere Welt bezeichnet durch die Gegensätze von Sein und Werden, Geistigkeit und Körperlichkeit, Identität und Veränderlichkeit, Einheitlichkeit und Vielgestaltigkeit. Zwischen den Welten klafft der Chorismos, wie schon bei den Eleaten, die diesen Dualismus begründet haben. Und doch war schon in der ersten Fassung der Ideenlehre, von der uns im Phaidon Kapitel IL bis LIII ein Stück erhalten ist, der Gedanke wirksam, von der obern Welt zur untern eine Brücke zu schlagen, denn tatsächlich behielt Platon von den Eleaten nur die Auffassung von der Welt des Werdens bei, während er die Welt des Einen Seins in eine Welt des Seins von Einheiten umschuf. Die Pluralität der Ideen weist sofort auf eine grundsätzliche Änderung des Chorismos hin; sie deutet darauf, daß eine jegliche der empirischen Erscheinungen in Beziehung steht zu einer bestimmten ideellen Wesenheit. Die Erscheinungen 'haben teil' an den Ideen, 'ahmen sie nach', diese sind in jenen 'gegenwärtig', sie pflegen 'Gemeinschaft' mit ihnen. Die Methexis ist also von Anfang an mit der Idee gegeben. Es ist der Sinn der platonischen Transzendenz im Gegensatz zu der eleatischen, daß zwischen Idee und Erscheinung das Verhältnis der Zuordnung besteht. Der charakteristischste Ausdruck hierfür ist die Lehre von der Anamnesis, deren Voraussetzung ist, daß die Phänomene immerhin den Ideen 'ähnlich' sind. Erst unter

[1]) Dieser Aufsatz ist die gekürzte Widergabe eines Vortrages, der im Philologischen Verein zu Berlin in zwei Teilen, am 14. Januar und am 11. Februar 1918 (vgl. Sitzungsberichte des Philologischen Vereins zu Berlin 1918 S. 360) gehalten worden ist. Die Ergebnisse der Diskussionen sind eingearbeitet, vor allem das, was Professor Ernst Cassirer mündlich und in einem Briefe gütigst geäußert hat.

Digitized by Google

Berücksichtigung der Methexis ergibt sich die eigentümliche Aufgabe der Idee, χωριστόν und παρόν zugleich zu sein: das von dem Sinnendinge in jeder Hinsicht grundsätzlich verschiedene und andrerseits gerade das einzig und ausschließlich wesentliche an dem Sinnendinge zu sein. Die μέθεξις stellt eine Paradoxie dar, die χωρισμός und παρουσία vereinigen will; die den Sinn einer Erscheinung in ihrem grundsätzlichen ἕτερον erblickt.

Aristoteles (Metaph. A 6, 987 b 7) sagt von der platonischen Lehre: das in Begriffen Erfaßbare nenne Platon Ideen, das Sinnliche aber liege nach ihm außerhalb der Ideen und empfange nach ihnen nur seine Benennung; 'denn in der Form der Methexis an den Ideen hat die Vielheit der Dinge, die nach ihnen benannt wird, ihr Sein. An dieser Methexis ist aber nur der Name neu; denn schon die Pythagoreer lehrten, das Seiende habe Sein durch Nachahmung der Zahlen, Platon machte aus der Nachahmung Teilhabe. Welcher Inhalt aber mit Teilhabe oder Nachahmung zu verbinden sei, diese Frage haben sie offen gelassen.' So ist denn zwar, von Aristoteles an, das Problematische des Begriffs der Methexis keinem Kritiker der platonischen Lehre entgangen, es ist aber die Frage offen geblieben, ob jener Vorwurf der Stagiriten zu Recht bestehe, Methexis sei nur ein neuer Name für eine alte Sache und außerdem ein Wort, dessen Inhalt anzugeben Platon unterlassen habe. Hier soll es sich nicht nur um die Problematik der Methexis, sondern auch um die Bedeutung dieser Problematik handeln, es soll versucht werden, grundsätzliche Symbole in Platons Ausdruck mit Sicherheit auf die Methexis zu deuten.

I. Das erste Lehrstück, in dem wir Platon um einen Inhalt des Methexisbegriffes ringen sehn, gilt der Begriffsbestimmung der Seele. In viel höherem Maaße als gewöhnlich angenommen wird, war Platon bei der Durchdringung, ja schon bei der Formulierung des Seelenproblems auf sich selbst angewiesen. Rohde (Psyche II, 263 ff.) führt aus, Platon habe zwar bei seinen philosophischen Vorgängern nichts Brauchbares für eine Psychologie vorgefunden, aber bei Theologen und Mysterienpriestern sei seine eigene Anschauung phantasievoll vorgebildet und so weit bereits ausgebildet gewesen, daß er ganze Glaubenssätze wie den von der Unsterblichkeit von den Glaubenslehrern 'entlehnen' konnte, die ihn fertig darboten. Allein diese Auffassung berücksichtigt nur die Resultate, nicht die Motive. Daß auf psychologischem Gebiete die vorsokratische Philosophie Platon nichts bot, ist selbstverständlich. Was da an Keimen wissenschaftlicher Seelenkunde vorlag, war abhängig von der Lehre der milesischen Schule: Seele ist so viel wie Leben überhaupt; lebendig aber ist der ganze Stoff, denn wie sollte aus dem Toten Leben kommen? Also ist alles beseelt. So wurde, modern gesprochen, für die Vorsokratiker Psychologie Naturwissenschaft; das aber, was zunächst für Platon Problem war, war nicht die Totalität, sondern das Individuum, nicht Beseeltheit, sondern Seele. Wenn nun darauf verwiesen wird, daß dieses sein Problem, die Einzelseele, schon vor ihm der Gegenstand mystischen Glaubens und die Angelegenheit der Reinigungspriester gewesen war, so ist zwar ganz richtig, daß Platon sich des öfteren auf

Digitized by Google

solche Dogmen namentlich beruft. Allein das ist nicht das Entscheidende; jene Glaubensmystik war schon lange vor Platon in die vorsokratische Wissenschaft eingedrungen, so sehr, daß nicht nur Pythagoras und Empedokles jene Doppelgesichter als Denker und Priester erhielten, sondern selbst ein Mann wie Parmenides da, wo er von der Seele spricht, die Gott 'bald aus dem Sichtbaren in das Unsichtbare, bald umgekehrt' sendet (Diels frg. 13), fast als Theosoph erscheint. Vielmehr dies ist das Unterscheidende zwischen den Vorsokratikern und Platon, daß jene beiden verschiedenen Vorstellungen von allgemeinster Beseeltheit des Stoffes und vom individuellen Seelenleben der menschlichen Persönlichkeit bei den Vorsokratikern zwar nebeneinander, aber außerhalb ein ander, unvereint und unvereinbar bestehen und eine grundsätzliche, deutlich erkennbare Zerrissenheit innerhalb der Lehrsysteme, ja (wie bei Empedokles in besonders tragischer Weise) sogar innerhalb der Persönlichkeit des einzelnen Denkers selbst bewirken, daß sie hingegen bei Platon im Laufe der Entwicklung seiner Psychologie zu einer Einheit werden, in der All und Individuum, Dasein überhaupt und Menschsein demselben Begriff Seele eingeordnet werden. Und dies ist die Folge davon, daß eben doch Platon von vornherein das Seelenproblem auf einem vor ihm nicht betretenen Wege angreift: Er als erster versucht, den Begriff der individuellen Seele zu d e n k e n. Die Wissenschaft vor ihm hatte die Seele zu denken versucht, aber sie dachte statt dessen das Leben, und die Einzelseele entwand sich diesem Denken. Der Glaube vor ihm hatte sich um die Einzelseele bemüht, ihre Läuterung und Erlösung, aber im Glauben ist kein Ort für den Begriff. Platon schafft eine Synthesis, indem er das Wesen der Seele, wie sie vom Glauben erfaßt war, mit den Mitteln, die die Wissenschaft geschaffen hatte, auf ihre Denkbarkeit hin prüfte.

Hierbei mußte sich von vornherein eine eigentümliche Zwitterhaftigkeit der Seele ergeben. Denkbar sind allein die ewigen, unveränderlichen Inhalte der Ideenwelt, kraft der Form des Begriffs; undenkbar, der rationalen Erfassung schlechthin unzugänglich ist die Materie, nur die gleichfalls fluktuierende Sinneswahrnehmung kann ihre veränderlichen Abwandlungen perzipieren. Allein ohne weiteres ist die Seele weder dem einen noch dem andern gleichzusetzen. Seelen großer und gerechter Menschen scheinen in der Festigkeit ihrer Grundsätze, in der Dauer ihrer Gedanken etwas von der Unveränderlichkeit der Idee zu besitzen, und die Seelen der Weltkinder wiederum ähneln mit ihrer Flatterhaftigkeit so sehr dem Fluß der Erscheinungen, daß ein durchlöchertes Faß als passendster Vergleich erscheint. Aber die Seele ist weder Idee noch Stoff. Und so kann ihr Wesen auch weder schlechthin denkbar noch geradezu undenkbar sein. Strenge Wissenschaft kann es nach dem Phaedon von ihr nicht geben, aber unzugänglich jeglicher Betrachtung ist ihr Wesen auch nicht; ist sie auch nicht reiner Gedanke, so sind doch Gedanken in ihr. So ist der Seele ein Spielraum gestellt, jener ganze gewaltige Abstand zwischen den Welten. Aber nicht nur, daß dieser Abstand für die Wertreihe der Seelen unendlichen Platz läßt, jegliche Menschenseele hat etwas, und mag es noch so wenig sein, mit

Digitized by Google

beiden Welten gemein: sofern sie denkt, denkt sie in der objektiven Form der Geistigkeit und ist in jener obern Welt des Seins verankert; sofern sie empfindet, will, strebt, ist sie ein Teil der physikalischen Weltbewegung, eingewurzelt in dem wechselvollen Chaos der Phänomene. Von Natur also, ihrem eigensten Wesen nach, ist sie ein Zwittergebilde aus beiden einander entgegengesetzten Substanzen, ein Mittelwesen zwischen ideeller und materieller Wesenheit[1]).

Dem Resultat nach stimmt diese erste Ansetzung Platons ganz mit der Tradition der Vorzeit überein, denn aus uralter Zeit her war der Seelendämon als ein Zwischending zwischen Himmel und Erde verehrt worden; aber nicht das Resultat, nur das Motiv ist es, worauf es hier ankommt, und dies führt sogleich einen Schritt weiter. Die Seele ist Bürger zweier Welten und es ist Sache ihrer Freiheit, sich zwischen den beiden Bürgerrechten zu entscheiden: sie kann ganz in der unteren Welt aufgehen, aber sie soll der oberen zustreben. Platon drückt dies schon im Phaedon durch einen bedeutsamen Wortgebrauch aus. Ihrem Wesen nach ist die Seele (79B) der ideellen Substanz ähnlicher (ὁμοιότερον) als der Körper, aus dem Komparativ kann aber der Superlativ werden (80 B), wenn der Mensch sich dessen bewußt wird, daß das Geistige von Natur aus zur Herrschaft über den Körper bestimmt ist. Besinnt sich die Seele auf ihr Wesen, so ist die Richtung ihres Zieles immer eindeutig bestimmt; es ist ein Sehnen nach dem Ewigen (Phaedon), ein Wachsen des himmlischen Gefieders (Phaedrus), ein Reicherwerden der Persönlichkeit an innerem Wert durch Gerechtigkeit, durch wahre Liebe, durch Hingabe an die Wissenschaft (Gorgias, Phaedrus, Rep. X). Ja, dieses Wachsen ist im tiefsten Sinne ihre Bestimmung, ihr 'Sein', geradezu ihre Definition: es kommt schlechterdings für die Seele auf nichts weiter an als darauf, im guten immer höher hinauf sich zu entwickeln. Es ist die sokratische Fragestellung nach dem Zweckbegriff. Begriff der Seele ist ihre ἀρετή[2]). Nicht in der Seele ist Sehnsucht, sondern Seele selbst ist Sehnsucht, Verlangen von hier nach droben; was erst als Mittelding erschienen war, ist Vermittlung geworden; erst Tatsache, jetzt Akt, ein einzigartiger, oft gewaltsamer, oft schmerzlicher Akt ist die Liebe der menschlichen Seele zur Vollendung im reinen Sein. An der Seele muß Platon die wahre

[1]) Schon dem Phaedon liegt diese Auffassung von der Seele zugrunde. Im Kapitel XIV sagt sich Platon von den alten Vorstellungen einer Körper- und Hauchseele los: Die Tatsache des Denkens und der Wissenschaft erfordere eine neue Definition der Seele. Werde sie nicht gefunden, so blieben Denken und Wissen rätselhafte Erscheinungen. Die einzige Erklärung für beides ist die Annahme der Seele als eines Mittelwesens zwischen den δύο εἴδη des Kapitel XXVI. Die Seele erfaßt das Ideelle, wenn sie denkt, und läßt sich mit der Materie ein, wenn sie wahrnimmt. Aber schon der Leib ist nicht schlechthin Materie, behält er doch selbst nach dem Tode noch Form; der ganze Mensch ist Zwischenwesen. Diese Auffassung berührt sich eng mit der hippokratischen, nach der nicht die Organe als Körperteile tätig sind (und dementsprechend erkranken), sondern immer der ganze Mensch (die Seele) tätig ist vermittels der Organe. Der Mensch ist nicht Materie, sondern aus Materie.

[2]) Vgl. Stenzel, Stud. z. Entw. der plat. Dialektik S. 12.

Digitized by Google

Methexis entdeckt haben[1]), denn die Seele bietet den einzigen Fall, wo unser Wissen sich der Deckung mit dem Objekt wirklich bewußt ist Was nun aber Platon an sich selber erlebt hat, das hat er im Begriffe gedacht. Wie muß dasjenige gedacht werden, das sowohl an dem Reich der unveränderlichen, unteilbaren Einheiten wie der wechselnden, zusammengesetzten Vielheiten teilhat? Das ein Mittleres bildet zwischen Erscheinung und Wesenheit? Die Teilhabe an beiden Welten bedingt eine Teilung in der Seele, in ihr selbst muß der Chorismos klaffen, sie muß zwei divergierende Vermögen besitzen, ihr denkender Teil muß selbst denkbar, ihr dem Denken widersprechender Teil selbst undenkbar sein. Aber diese Lösung konnte nicht die endgültige sein: die Zweiteilung entspricht dem Dualismus der Welten, aber sie widerspricht der vermittelnden Funktion, dem Sehnen der Seele. Soll die Seele den Chorismos überbrücken, so darf er gerade in ihr selbst nicht bestehen bleiben, es muß ein dritter, mittlerer Seelenteil angenommen werden, der die Wallungen des unteren durch die Vernünftigkeit des oberen zügelt. So spiegelt die Struktur der Seele ihre Funktion wieder (Rep. IV, 435 B); sie wird das Urbild eines μέσον. Die Dualität steckt in ihrem Begriff: sofern sie Vermögen, Teile hat, ist sie selbst teilbar, aber wie alles Teilbare vergänglich; sofern sie sich in sich selbst erhöht, sich für die Richtung nach oben entschließt, erhält sie Wesenheit und ewiges Leben. Sie ist hienieden nicht Körper, aber im Körper, sie ist droben nicht Idee, aber sie schaut die Ideen. Das μέσον-Motiv in der Seelenlehre ist fortan unverlierbar: im Phaedrus wird es vertreten durch das edle Roß, das nicht wie der Blendling der niederen Sinnlichkeit zustrebt, aber auch nicht wie der Wagenlenker den Kopf in die obere Region erheben kann. Ja, alte Traditionen der Dichtung und Sage müssen helfen, um die Dreiteilung aus der Dimension des Nebeneinander in die des Nacheinander hinüberzuführen: wenn die Seele im Tode die Gemeinschaft mit dem Leibe gelöst hat, wartet erst ein Zwischenreich ihrer, indem sie sich vom Erdendasein löst, ohne noch in der Verklärung selbst zu sein (Gorgias 523ff., Rep. X 614ff., Phaed. 110ff.). Im Timaeus ist die Entwicklung abgeschlossen; durch Verwertung vorplatonischer und medizinischer[2]) Lehren über die Beseeltheit des All ist im Timaeus das Psychische an sich zu einer dritten, mittleren Substanz geworden. Der immanenten Paradoxie des μέσον-Begriffes sucht Platon hier dadurch Herr zu werden, daß er (Tim. 35 A, B) die mittlere Substanz nicht durch eine einmalige Mischung aus den entgegengesetzten Substanzen des Ideellen und Dinglichen, sondern durch einen doppelten Mischungsakt entstehen läßt: erst werden die Ursubstanzen zu einer dritten vermengt, so daß eine neue selbständige Wesenheit hervorgeht; so wäre aber der eine Chorismos nur durch einen zweifachen ersetzt; damit die neue Substanz in ein eigenes Verhältnis zu jeder von beiden Welten treten kann, wird sie noch einmal mit einer jeden für sich gemischt. Hiermit ist aus der Seele eine Wesenheit geworden, deren Begriffsbestimmung

[1]) Die Methexis der Dinge (Phaedon Kapitel IL—LIII) weiß noch nichts von Vermittlung und Akt.

[2]) Vgl. schon Phaedr. Kap. LIV.

Digitized by Google

nach platonischer Terminologie *ἀμφοτέρων μετέχον* = *μεταξύ* (Rep. 478 E) oder *μεταξὺ ἀμφοῖν ἐν μέσῳ ὄν* (Rep. 583 C) heißt.

Es könnte hiernach scheinen, als ob im Begriff der Psyche schon alles mitenthalten wäre, was Platon später in die Erosvorstellung verlegt hat. Und in der Tat, wenn das Wesen der Seele Sehnsucht ist, was bleibt für Eros noch anderes übrig? Dennoch zeigt die Lehre vom Eros das ganze Problem in neuer Beleuchtung. Die Psychologie, schon implicit die des Phaedon, erwies die Seele als *μέσον*. Aber das Wesentliche an diesem *μέσον* kann die Psychologie aus eigenen Mitteln nicht ableiten, nämlich die nach oben gerichtete Tendenz des Strebens. Daß das Sollen, der Weg zum Ewigen, für die Seele überhaupt möglich ist, muß als Erweisung von Gnade hingenommen, muß — als nur dem Bedürfnis der Seele faßbar — durch eine religiöse Grundkategorie erklärt werden. Wie Spinozas amor dei intellectualis die Teilnahme an der Seligkeit bewirkt, die der Mensch als Modus von sich aus nie erreichen könnte, so ist Eros der Ausdruck dafür, daß die Teilhaftigkeit der Seele am Ideellen, damit am Ewigen, damit aber am Göttlichen aus einer Sphäre heraus erklärt werden muß, die über die psychologische hinaus liegt. Es ist eben nicht selbstverständlich und nicht durch die Eigenart der Seele als Mittelwesen unmittelbar gegeben, daß der Weg nach oben für die Seele gangbar ist, das *καθ' ὅσον δυνατὸν θεοῦ ἀνθρώπῳ μετασχεῖν* des Phaedrus (253 A) weist mit aller Deutlichkeit auf die immanente Aporie dieses Problems hin. Und wie es nun vorher Platons Aufgabe gewesen war, über die Mystik der Theologen hinaus die Seele als Begriff zu denken, so unternimmt er es jetzt, jene Kraft zu denken, der alles Lebendige überhaupt die Teilhabe am Ewigen verdankt, und nennt sie Liebe. Platons Erotik ist nicht Dichtung; der Dichter will die Liebe nachempfinden, nacherleben. Aber die Dichter 'wissen nicht', wie es schon in der Apologie heißt, was sie dichten; ihre Aufgabe ist nicht von begrifflicher Art. Das Empfinden ist für Platon erst die Voraussetzung, vor allem will er die Liebe denken, 'wissen'. Sie ist Sehnsucht nach dem, was der Mensch haben will, also nicht hat, ein Mittleres zwischen Bedürftigkeit und Besitz, ausfüllend (*συμπληροῖ*) die Kluft zwischen Göttlichem und Menschlichem, so daß 'das All selbst in sich gebunden ist.' Als solches etwas Dämonisches, 'denn alles Dämonische' (also doch wohl auch das *δαιμόνιον* des Sokrates!) 'ist mitten zwischen Gott und Sterblichen.' Zu diesen berühmten Sätzen des Gastmahls (S. 202 Eff.) muß die Weg weisende Tendenz des Eros, des wahren Eros — denn es handelt sich nicht um den Eros des Lysias — hinzugedacht werden. Zwar, 'er überbringt Göttern, was von Menschen, und Menschen, was von Göttern kommt', und auf den ersten Blick könnte er hiernach als durchaus neutraler Bote erscheinen; aber eben daß das Höhere mit dem Niederen, das autarke Sein mit dem Werdenden in Verkehr tritt, weist schon auf die Lösung hin, die später so formuliert wird: das Werden ist um des Seins willen da, nicht umgekehrt; es weist auf die Zielstrebigkeit jener dämonischen Vermittlung, weist darauf, daß Eros ebenso wie Psyche mit der Mittelstellung nicht hinreichend charakterisiert sind, daß, wenn die *μέθεξις* gegeben, die *ἄνοδος* aufgegeben ist.

Digitized by Google

Δαιμόνιον und *μέσον* sind als Wechselbegriffe definiert. Nun sind aber 'der Dämonen viele und mannigfaltige' (Conv. 203 A). Wen wir außer Eros und Psyche noch zu suchen haben, lehrt die gleiche Stelle des Gastmahls. Ist Liebe ein Mittleres zwischen Haben und Nichthaben, so ist Liebe zur Weisheit ein Mittleres zwischen Torheit und Einsicht. Denn die Toren begehren nicht weise zu sein, und die Götter sind es, begehren es also nicht. 'Welches also sind die Weisheitssuchenden, Diotima, wenn nicht die Weisen und die Toren? Auch einem Kinde, sagte sie, wäre das wohl klar, *ὅτι οἱ μεταξὺ ἀμφοτέρων*' (Conv. 204 B). Die Wesensbestimmung des Philosophen ist die dritte, zu der dem Begriffe nach *μέθεξις* und *μέταξύ* verhelfen. Hier ist nun bereits im Namen *φιλο-σοφία* angedeutet, daß die Zwischenstellung keine Indifferenz, sondern ausgesprochene Tendenz zu bedeuten hat[1]).

Wer zum Philosophen geboren werden soll, muß, wie der Mythos im Phaedrus ausführt, im prävitalen Dasein die Ideen mit derjenigen Deutlichkeit geschaut haben, daß die Vorbedingung für die Anamnesis erfüllt ist. Nun malt der Phaedrus (Kap. XXVII) aus, wie die Seelengespanne vor ihrer Verbindung mit den Körpern am Himmel teilnehmen an der Reigenfahrt der Götter. Die Reigenfahrt der göttlichen Seelen findet ganz hyperuranisch statt. Die göttlichen Rosse 'nähren' sich durch den Anblick der reinen Wesenheiten. Die menschlichen Seelen aber verlangen zwar alle nach oben, wo die beste Nahrung sproßt, durch die der Wuchs der Schwingen befördert wird, aber bei vielen ist die Kraft der Rosse zu schwach und sie bleiben bei der Rundfahrt sozusagen hypouranisch, wobei sie einander stoßen und treten und viele schwer an den Flügeln beschädigt werden. Andere aber fahren in der Mitte, gleichsam uranisch: 'Die Seele, die am besten einem Gotte folgt und sich angleicht, erhebt sich mit dem Kopf ihres Lenkers in den jeweiligen Raum und macht so die Rundfahrt mit, indem sie, gestört von ihren Rossen, mühsam das Seiende betrachtet.' Es kommt auch vor, daß die Rosse bei solchen Seelen ihren Willen durchsetzen, so daß die Seele sich bald erhebt, bald wider untertaucht; dann sieht sie von dem Seienden das eine, das andere nicht. Die Seelen nun, die mit ihrer vollen Gestalt im hyperuranischen Orte weilen, sind göttlich; die, deren Wagenlenker mitsamt dem Gespann und den Flügelrossen unterhalb der himmlischen Sphäre bleiben und niemals die Wahrheit schauen, können überhaupt nicht in menschliche Bildung eingehen. 'Denn', so fährt Platon Kapitel XXIX fort, 'der Mensch muß verstehen, was in begrifflich allgemeiner Form bezeichnet wird als die Zusammenfassung vieler sinnlicher Einzelwahrnehmungen zur gedankenmäßigen Einheit. Und dies Verständnis besteht in Widererinnerung an die Dinge dort, die unsere Seele einstmals schaute, als sie im Gefolge ihres Gottes dahinziehend über das hinausblickte, was wir jetzt als seiend bezeichnen, und in das göttliche Sein emportauchte. Darum eben wachsen verdientermaßen allein der Seele der Weisheit Suchenden Flügel.' Zu jener

[1]) Goethe in den Wanderjahren II 2: 'Der Philosoph, der sich in die Mitte stellt, muß alles Höhere zu sich herab, alles Niedere zu sich heraufziehen und nur in diesem Mittelzustand verdient er den Namen des Weisen.'

Digitized by Google

mittleren Klasse der Seelen gehören aber an sich alle Menschen, es gibt keinen Menschen, der ganz ohne philosophische Anlage wäre, denn — es wird ausdrücklich widerholt — jede Menschenseele hat von Natur das Seiende geschaut, sonst wäre sie nicht in diese Lebensform eingegangen. Es sind aber vom größtmöglichen bis zum geringstmöglichen Schauen dort oben neun Stufen möglich, deren erste die ist, daß die Seele wenigstens mit dem Kopf des Wagenlenkers einen möglichst langen Teil der Fahrt oberhalb der Himmelssphäre fährt, also genau uranisch, das ist die Seele, die berufen ist, ein Freund der Weisheit oder der Schönheit oder eines Dieners der Musen und des Eros zu werden.

Der Sinn des Mythos kann nicht wohl verkannt werden: die uranische Sphäre — im Bilde substanziell zu denken — trennt das Oben und Unten, sie ist sozusagen der geometrische Ort der Philosophie, *μεταξύ* zwischen transzendent und empirisch[1]), und sie wird in das prävitale Dasein der Philosophen verlegt, um das Unwiderrufliche ihres Grenzcharakters als aus dem Absoluten selbst hergeleitet darzustellen.

In den besprochenen Bedeutungen: als Seele, Eros, Philosoph ist im Grunde der Begriff des *μεταξύ* der selbe: zwei Gegensätze kommen in Verbindung miteinander nur durch ein *μεταξύ τι ἴδιον* (Theaet. 154 A). Die Gegensätze sind die ideelle und die sinnliche Welt, das *μεταξύ* ist Symbol ihrer Methexis.

II. Der Mensch ist ein Mittleres zwischen den Welten, insofern er Seele ist; insofern Eros ihn emporhebt; insofern er Philosoph ist, d. h. in Einem ausgesprochen: insofern er Erkenntnissubjekt ist. Nun gibt es aber verschiedene Arten und Grade der Erkenntnis, und es wird sich zeigen, daß in Platons Lehre von den Erkenntnisarten die Begriffe *μέθεξις* und *μεταξύ* die gleiche dominierende Rolle spielen wie in der psychologischen Betrachtung, in der sie ursprünglich koncipiert waren.

Im fünften Buche des Staates wird unter der Voraussetzung, daß das vollkommen Seiende auch vollkommen erkennbar, das schlechthin Nichtseiende dagegen völlig unerkennbar sei (477 A) die Meinung (*δόξα*) als *μέσον* zwischen Wissen und Nichtwissen erwiesen, sie richte sich auf dasjenige, das zugleich als seiend und nichtseiend erscheinen könne, sie sei dunkler als Wissen, heller als Nichtwissen. Denn wer erkennt, erkennt, daß etwas ist, also vollkommen erkennbar sein kann nur das vollkommen Seiende, schlechthin Nichtseiendes muß völlig unerkennbar sein. Ein Mittleres wäre z. B. das, was bald als schön, bald als nicht schön erscheinen kann: das Gebiet der *πολλά*. Träger der *δόξα* ist der *φιλόδοξος*; er liebt und betrachtet schöne Stimmen und Farben und dergleichen, das Schöne an sich aber als Seiendes auch nur anzuerkennen, lehnt er durchaus ab (480 A). Diese Verteilung hat zunächst psychologischen Sinn; nicht als ob Wissen, Meinung, Nichtwissen etwa den drei Seelenteilen entsprächen, von denen wir vorher gehandelt haben, sondern sie bilden eine Gradabstufung des Erkennens innerhalb des denkenden Seelenteils, des *λογιστικόν*[2]). Aber der eigentliche Zweck

[1]) Modern gesprochen: Das Transzendentale.
[2]) Vgl. Apelt, Platons Staat (4. Aufl.) S. 489 Anm. 95.

Digitized by Google

dieser Abstufung geht über das Psychologische hinaus: sie soll die im sechsten Buch folgende Systematik der Wissenschaften vorbereiten. Für diesen Zweck kommt von den drei Stufen die dritte, als bloße Negation des Wissens, in Fortfall, und es bleiben Wissen und Meinen als die beiden Grundvermögen übrig, die sich auf die beiden Reiche des Denkbaren und Wahrnehmbaren richten. Aber das Wissen sowohl wie das Meinen hat zwei grundsätzlich ungleichwertige Stufen. Es gibt erstens ein reines Wissen, das die Ideen selbst erfaßt (*νοῦς*) und zweitens das von diesem noetischen Wissen abgeleitete Wissen der Einzelwissenschaften (*διάνοια*), das die Ideen auf empirische Gegenstände bezieht; andrerseits gibt es erstens ein Meinen, das sich auf unmittelbare Wahrnehmung gründet (*δόξα*) und zweitens ein Meinen, das sich nur auf Bilder, Schatten, Spiegelungen wahrnehmbarer Dinge richtet (*εἰκασία*). Diese vier Stufen werden in folgendem Gleichnis veranschaulicht (509 E): Man denke sich eine Linie, die in zwei ungleiche Abschnitte geteilt ist: gemäß dem höheren Wert des Wissens bezeichne der größere das Gebiet des Denkbaren, der kleinere das des Wahrnehmbaren. Beide Abschnitte werden nach dem gleichen Verhältnis abermals geteilt, dann kennzeichnen der erste und zweite das Denkbare, der dritte und vierte das Wahrnehmbare, der erste und dritte das unmittelbar, der zweite und vierte das mittelbar Erfaßbare. Von diesen vier Abschnitten ist nun der letzte ohne erkenntnistheoretische Bedeutung[1]) und wird, nachdem er einmal seinen Zweck im Gleichnis erfüllt hat, vom siebenten Buch an wieder aufgegeben. Er soll (vgl. 510 A und 534 A) nur dazu dienen, das Verhältnis genau zu bestimmen, in dem die drei anderen Abschnitte zu einander stehen: Noetisches Wissen verhält sich zum dianoetischen wie das Wahrnehmen eines Gegenstandes zum Wahrnehmen seines Abbildes. So bleiben drei Arten von Erkenntnis, unter denen die dianoetische Erkenntnis der Einzelwissenschaften *μέσον*, *μεταξύ* ist zwischen der noetischen Ideenerkenntnis und der bloßen, auf Sinneswahrnehmung gegründeten Meinung: *μεταξύ τι δόξης τε καὶ νοῦ τὴν διάνοιαν* (511 D). Wie im fünften Buche die Meinung als *μέσον* gefaßt werden mußte, um ihren erkenntnistheoretischen Charakter als einer Mischung von Wissen und Nichtwissen klarzustellen, so wird hier der Sinn der Dianoetik in eine *μεσότης* verlegt, deren Bedeutung es gilt klarzumachen.

Als Beispiel der Dianoetik wird die Mathematik verwendet und Folgendes ausgeführt: Die Mathematiker machen in ihrem Verfahren gewisse Voraussetzungen, Grundlegungen (*ὑποτίθεσθαι*), die sie als ganz sicher annehmen, ohne aber über diese Sicherheit Rechenschaft abzulegen. Diese Voraussetzungen, als seien sie jedem ohne weiteres klar, nehmen die Mathematiker als Ausgangspunkte (*ἀρχόμενοι*) und enden (*τελευτῶσιν*) bei der Einzelaufgabe, die sie sich gestellt haben. Der Weg von den Voraussetzungen bis zu den Einzelaufgaben (Behauptungen) wird durch drei Etappen bezeichnet: *ἐξ ὑποθέσεων ἄρχεσθαι — τὰ λοιπὰ διεξιέναι — τελευτᾶν οὗ ἐπὶ σκέψιν ὁρμήσωσιν.* Ist dies Ver-

[1]) Dies hat bereits Sidgwick (Journ. of Philol. II, 96ff.) richtig bemerkt. Vgl. aber auch Timaeus 32Af.

Digitized by Google

fahren, welches das dianoetische ist, folgerichtig (*ὁμολογουμένως*), so wird die Aufgabe richtig gelöst, eben weil die Voraussetzungen richtig sind. Bei den Einzelaufgaben bedienen sich die Mathematiker empirischer Figuren, aber nicht um dieser *ὁρώμενα εἴδη* willen, sondern wegen der wahren Figuren (*σχήματα*) selbst und des rechten Winkels an sich stellen sie ihre Erörterungen an. Diese wahren Figuren aber sind jene oben genannten Voraussetzungen. Daß es wahre Figuren gibt, ist die Voraussetzung dafür, daß ich empirische Gestaltungen, die ihnen ähnlich sehen, berechnen kann. Was bedeutet es nun, daß der Mathematiker bei den *ὑποθέσεις* 'anfange' und in der empirischen Sphäre 'endige'? Es bedeutet, daß oberhalb und unterhalb der Mathematik (Dianoetik), durch deutliche Schnitte (*τμήματα*) von ihr getrennt, ein höheres und ein tieferes Gebiet der Erkenntnis liegen, die nicht mehr zu seinem Geschäfte gehören. Das tiefere Gebiet wird hier nicht genauer behandelt, es sind diejenigen Qualitäten der Dinge, die rationaler Erfassung unzugänglich sind, die Außenwelt, sofern sie ausschließlich mit Sinnen wahrgenommen wird. Wo sinnenanschauliche Wahrnehmung aufhört und rationale anfängt, bezeichnet erst eine spätere Stelle, VII, 523 C, deutlich: Die Sinne 'wecken' den Verstand, indem sie ihn nötigen, Widersprüche zu lösen, die die ausschließliche Wahrnehmung ungelöst läßt: Für das Auge sind die Finger eben Finger und weiter nichts, aber derselbe Finger erscheint dem Auge groß und klein, weich und hart, je nach Umgebung, Lage usw. Diese Widersprüche werden erst durch rechnendes Denken auf feste Masstäbe bezogen. Es gibt Wahrnehmungen, die 'Wecker der *διάνοια*' sind, und solche, die es nicht sind (424 D). Das höhere Gebiet hingegen findet eingehende Behandlung. Die mathematische *διάνοια* geht von den reinen *σχήματα* aus und steigt von diesen hinab bis zu den *ὁρώμενα*; sie bedient sich der *σχήματα* als *ὑποθέσεις*, denn der Weg hinauf, *ἀνωτέρω τῶν ὑποθέσεων ἐπ' ἀρχήν*, ist ihr nicht möglich. Also die Mathematik bedient sich des progressiven Verfahrens, es gibt aber auch ein regressives; die Mathematik beginnt mit Anfängen, es gibt aber auch einen Anfang schlechthin. Er liegt 'weiter oben', im Gebiet der rein noetischen Erkenntnis, der Dialektik. In ihr steigt — im Gegensatz zu der hinabsteigenden *διάνοια* — der *νοῦς* kraft der *δύναμις τοῦ διαλέγεσθαι* hinauf, er unternimmt *ἐπιβάσεις* und *ὁρμάς*, und zwar, indem er von den gleichen *ὑποθέσεις* ausgeht wie der Mathematiker, nur benutzt er sie nicht als *ἀρχαί*, sondern als das, was sie in der wörtlichen Bedeutung des Ausdrucks sind: *τῷ ὄντι ὑποθέσεις* = als Unterlagen, fast möchte man sagen, als Sprungbrett. Dieser Weg aufwärts führt bis zur wahren *ἀρχή*, *ἀνυπόθετον*. Diese *ἀρχή* ergreift (*ἁψάμενος*) der Dialektiker und steigt dann, sich an alles haltend, was mit ihr zusammenhängt, wieder hinab. Die Anhodos beginnt mit den Grundlegungen und endet beim *ἀνυπόθετον*, die Kathodos beginnt mit ihm und endet bei den Grundlegungen. Die Kathodos ist stetig, in stetiger Folge gelangt der Dialektiker, vom Voraussetzungslosen aus Stufe für Stufe hinabsteigend, zu den Grundlegungen; die Anhodos aber findet nur kraft eines Aufschwunges nach oben statt. Im Gegensatz zum Mathematiker bleibt der Dialektiker ganz in der begrifflichen

Digitized by Google

Sphäre, 'er bedient sich der Begriffe selbst und für sich und endet in Begriffen[1]).' Also die Dialektik beginnt mit den gleichen ὑποθέσεις wie die Dianoetik, aber für diese sind sie nicht problematisch, für jene sind sie es. Alle dianoetischen Wissenschaften enden mit ihren Axiomen, mit ihren Spitzen, in einer Ebene, die für die Dianoetik selbst sozusagen Zimmerdecke, für die Dialektik Fußboden ist; denn der Dialektiker benutzt diese Axiome als wirkliche 'Grundlage', um einen Aufschwung zu nehmen, der, wenn er gelingt, zur allerobersten Instanz führt. Zwischen dieser Spitze und der Ebene der Voraussetzungen sind Zwischenglieder, ἐχόμενα, und zwar selbstverständlich von oben nach unten in zunehmender Zahl. Die an diesen Gliedern vollzogene stetige κάθοδος kann nichts anderes sein als die Deduktion; haben wir die oberste Idee 'erfaßt', so sind wir imstande, aus ihr die Stufenfolge der Begriffe abzuleiten; die sprunghafte ἄνοδος muß Induktion bedeuten: durch stetige Induktion allein kommen wir nie zum Begriff als Wesenheit, es bedarf immer eines gewaltsamen Aufschwunges, bei dem die Idee vorausgesetzt werden muß, die der Dialektiker 'ergreifen' will.

Das also ist die erste Kennzeichnung aller Dianoetik, daß sie μεταξύ τι δόξης τε καὶ νοῦ ist; sie beginnt bei dem nur Denkbaren und endet bei dem nur Sichtbaren, sie verbindet also diese beiden einander entgegengesetzten Wesenheiten[2]), indem sie von den Wahrnehmungen zu den Ideen hin- und herüberleitet, mit anderen Worten: indem sie die μέθεξις beider Welten in der Erkenntnis ermöglicht. Denn wenn zwei ἄκρα gegeben sind, so ist die Definition des μεταξύ diese: τὸ ἀμφοτέρων μετέχον (VI 478 E).

Platon hat dafür gesorgt, daß wir uns bei dieser Ansetzung der Dianoetik an die Ansetzung der δόξα noch einmal erinnern: 478 C war die δόξα definiert als γνώσεως σκοτωδέστερον, ἀγνοίας δὲ φανότερον· ἐντὸς δ' ἀμφοῖν κεῖται· μεταξὺ ἄρα ἂν εἴη τούτων. VII, 533 D, wo der ganze Aufriß der Erkenntnisstufen rekapituliert wird, heißt es von den dianoetischen Wissenschaften: δέονται δὲ ὀνόματος ἄλλου, ἐναργεστέρου μὲν ἢ δόξης, ἀμυδροτέρου δὲ ἢ ἐπιστήμης. Die Kennzeichnung beider Stufen, der δόξα wie der διάνοια, auf so übereinstimmende Weise hat dazu geführt, daß man beide für nahezu dasselbe erklärt hat, das Nichtwissen sei mit der ψευδὴς δόξα, die Dianoetik mit der ἀληθὴς δόξα zu identifizieren. Dies ist natürlich falsch. Meinung geht immer das Werdende an, Vernunfttätigkeit immer das Seiende (534 A), und wenn die 'wahre Meinung' auch mit dem Denken das Wahrheitsmoment gemein hat, so hat sie doch ihren Ursprung — und das ist für Platon das Entscheidende — in der Tätigkeit der Sinne. Gerade das bezeichnet Platons eigenste Leistung: Während die Griechen vor ihm und sogar andere Völker vor den Griechen das philosophische Denken als grundverschieden von der Sinneswahrnehmung erkannt hatten, so erkennt er — und weist damit aller künftigen Wissenschaft den Weg —, daß

[1]) Schleiermacher übersetzt hier (511 C) falsch.

[2]) Vgl. Tim. 31 E: 'Zwei Dinge ohne ein drittes wohl zusammenzufügen ist unmöglich, denn nur ein vermittelndes Band kann zwischen beiden die Vereinigung bilden.'

Digitized by Google

das mathematische Denken sowohl von dem philosophischen wie von der Sinneswahrnehmung seinem Grundcharakter nach verschieden sei. Nun ist aber mathematisches Denken nicht auf die Mathematik beschränkt. Platon spricht von dianoetischen *ἐπιστῆμαι* (im Pluralis) und sagt, streng genommen dürften sie den Namen *ἐπιστήμη*, der eigentlich nur der Dialektik zukomme, nicht führen. 'Aber meines Erachtens darf unter Männern, die mit einer Untersuchung über so wichtige Gegenstände zu tun haben, über Namen nicht gestritten werden' (533 D). Der Sinn der Dianoetik ergibt sich aus ihrem Charakter als *μεταξύ*: es sind im Gegensatz zu der einen, dominierenden Grundwissenschaft der Dialektik die verschiedenen Einzelwissenschaften, die eben Wissenschaft sind nur durch das philosophische Moment, das sie aus der Dialektik beziehen, da Sicherheit des Erkennens immer nur aus dem Sein der Ideen stammen kann; es ist die auf die verschiedenartigsten Gebiete gerichtete Tätigkeit des Verstandes, wie Kant sagen würde, im Gegensatz zu dem Einen Geschäft der Vernunft[1]); es sind die Einzeldisziplinen, deren höchste Axiome sämtlich in der einen Ebene liegen, die die Grundfläche des Ideenkegels ist, der das Gebiet der Dialektik ausmacht[2]); es sind alle Wissenschaften, die nach dem Vorbilde der streng deduktiven Mathematik das Relative nach absoluten Masstäben messen. Insofern kann man von Platon sagen, daß schon für ihn jede Wissenschaft nur so weit Wissenschaft war, als sie more geometrico, d. h. deduktiv, ihre Sätze abzuleiten vermochte. Das Mißverständnis, als sei Dianoetik schlechthin Mathematik, geht schon auf das Altertum zurück, aber bereits Proclus im Kommentar zum ersten Buch der Elemente des Euklid erkannte beides richtig, erstens den Grund für die mathematische *μεσότης* (Prologus I S. 5 ed. Friedlein): *Ἡ μὲν δὴ μεσότης τῶν μαθηματικῶν γενῶν τε καὶ εἰδῶν τοιαύτη νοείσθω, πρός γε τὸ παρὸν τὸ μεταξύ συμπληροῦσα τῶν τε πανιελῶς ἀμεριστῶν οὐσιῶν καὶ τῶν περὶ τὴν ὕλην μεριστῶν γενομένων;* zweitens die Wesensbestimmung der Dianoetik überhaupt (ebenda S. 4) *Τὰ δὲ μαθηματικὰ καὶ ὅλως τὰ διανοητὰ μέσην κεκλήρωται τάξιν, τῶν μὲν τῇ διαιρέσει πλευνάζοντα, τῶν δὲ τῇ ἀυλίᾳ προέχοντα κ. τ. λ.*

Noch einmal, zum Abschluß der gesamten Darlegungen über die Systematik der Erkenntnisstufen, wird in einem neuen Gleichnis die Vermittlungs- und Zwischenstellung der Dianoetik veranschaulicht: 533 B werden voneinander geschieden

1. diejenige Wissenschaft, 'die das wahre Wesen eines jeden Dinges methodisch in jedem einzelnen Falle zu erfassen sucht'; es ist die rein noetische Erkenntnis,

2. 'die *τέχναι*, die sich entweder auf Meinungen und Begierden der Menschen beziehen oder insgesamt gerichtet sind auf die verschiedenen

[1]) Die zu Platons Teilung parallel gehende Kants in Vernunft, Verstand, Sinnlichkeit zeigt, daß die Dreiheit im Wesen der Sache liegt. Es hat daher denselben Grund, daß Kants Kritizismus und Platons Ideenlehre zwischen Skeptizismus und Dogmatismus die Mitte halten.

[2]) Derselbe Gedanke kehrt wieder in der modernen Erkenntnistheorie: Die Axiomatik der Einzelwissenschafteu enthält ein Geltungsproblem, das mit den Mitteln der Einzelwissenschaften nicht gelöst werden kann.

Digitized by Google

Arten des Entstehens oder auf die Pflege des Entstandenen und Zusammengesetzten'; sie stehen alle im Dienste der δόξα,

3. die übrigen Wissenschaften, 'denen wir einen Anteil an der Erfassung des Seienden zuschreiben, die Geometrie und die ihr folgenden Fächer; wir sehen, daß diese zwar über das Seiende träumen, es aber wachend zu schauen, ist ihnen unmöglich, so lange sie sich bloßer Voraussetzungen bedienen und an ihnen nicht rütteln, da sie keine Rechenschaft über sie geben können. Denn was seinen Anfang im Nichtwissen hat, und wessen Ende und Mitte aus dem, was man nicht weiß, zusammengeflochten wird, wie kann aus solcher Einhelligkeit des Nichtwissens jemals Wissenschaft werden?' Dies ist das Gebiet der Dianoetik.

Aus dem gleichen Grunde wird ihr hier ein Traumdasein zugesprochen und war sie oben im Stabgleichnis der εἰκασία verglichen: Sie hat es zu tun mit Abbildern des wahren Seins. Sofern diese empirisch sind, gehören sie streng genommen in das Gebiet der δόξα, aber sofern sie 'Dreieck', 'Staat' sind, tragen sie begrifflichen Charakter. Das Erkenntnisvermögen, das sich auf diese zwitterhaften Gebilde richtet, muß, nach dem der Lehre Platons zugrunde liegenden Postulat des Parallelismus[1]) zwischen Erkenntnis und ihrem Gegenstand, einen Grenzcharakter haben und wird daher dem Wahrträumen verglichen. Der gleiche Grundgedanke wie das Stab- und Traumgleichnis beherrscht drittens auch das Höhlengleichnis[2]).

Die drei Stufen der Erkenntnis werden hier (Rep. VII, Kap. I—III, XII - XIV) in die Dimension des zeitlichen Nacheinander projiziert, es handelt sich um die pädagogische Aufgabe, den sogenannten natürlichen Menschen aus dem Zustand des naiven Realismus durch Erziehung zum denkenden Menschen und von da aus, im Idealfalle, zum philosophischen Menschen auszubilden. Die dreifache Stufung sehe ich deutlich gezeichnet in den drei Körperhaltungen, den drei Orten der Handlung, den drei Beleuchtungen und den drei Arten der sichtbaren Gegenstände. Platon hat selbst (517 B) darauf hingewiesen, daß das Höhlengleichnis im Zusammenhange mit dem Stabgleichnis (VI, 509 f.) behandelt werden müsse, aber auch der Inhalt zwingt dazu. Man darf im Höhlengleichnis die Vergleichung zwischen den Erkenntnismöglichkeiten und den Sehmöglich-

[1]) Dieser der ganzen antiken Erkenntnislehre gemeinsame Standpunkt darf nicht hinweggedeutet werden, etwa weil er vom modernen Standpunkt aus ein Irrtum ist. Bei den Alten 'vertritt' nicht die Erkenntnis ihren Gegenstand, sondern sie bildet ihn nach. Dieser Standpunkt, ein antikes Gegenstück sowohl zur adaequatio rei et intellectus wie zur Identität von ordo et connexio rerum mit ordo et connexio idearum, ist von Platon ausdrücklich immer wieder betont, er ist auch hier am Eingang der ganzen Systematik des Staates (V, 477 A ff.) ausdrücklich wiederholt.

[2]) Man wird sehen, daß auch die Deutung des Höhlengleichnisses auf eine sichere Grundlage gestellt wird, wenn sie im Zusammenhang der drei Bücher vorgenommen und nicht, wie es noch Apelt (Platon. Anf. S. 2ff.) getan hat, isoliert wird. Etwas weiter, aber durchaus nicht weit genug, hat Jackson (Journ. of. Philol. X) den Umfang gesteckt. Medicus (Logos IV, S. 36ff.) scheint den Satz von der Entfesselung als Irrationalis statt als Potentialis zu fassen, was dem Gleichnis überhaupt den Sinn raubt.

Digitized by Google

keiten nicht allzu sehr pressen. Denken und Sehen verhalten sich zu ihren Objekten nicht in ganz gleicher Weise: das Denken hat feste Stammbegriffe, feste Axiome, Grundlegungen, kraft deren es seine Objekte adäquat erfassen kann, während das Sehen unter Umständen hinter seinen Objekten zurückbleiben muß. Daher kommt Platons Systematik deutlicher im Stabgleichnis zum Ausdruck als im Höhlenbilde, und bei der Deutung dieses halte man sich aufs genaueste jenes vor Augen.

Der gefesselte Mensch, der Realitäten zu sehen glaubt und doch nur Schatten sieht, ist der Mensch der αἴσθησις und δόξα. Beides ist auch hier wieder im Grunde das selbe. Die bloße Wahrnehmung, die nichts ist als Wahrnehmung, unterliegt der Täuschung, daß sie tatsächlich nicht einmal unmittelbar erfaßt, was sie wahrzunehmen glaubt; daher der notwendig fragmentarische und uneigentliche Charakter der Schatten auf der Höhlenwand; es handelt sich um Schatten von Teilen menschlicher Nachbildungen; wenn es Schatten wirklicher und ganzer Lebewesen wären, so wäre die δόξα ja Abbildung von Wahrem! Sie hat aber mit Wahrheit (aus eigener Kraft) gar nichts zu tun. Es ist unmöglich, daß aus dieser 'Meinung' ein Wissen werde, denn sie ermangelt des grundsätzlichen Erfordernisses für jegliches Wissen: der Quelle der Gewißheit sicher zu sein: der Gefesselte weiß nichts von dem Feuer, das die Schatten auf die Wand der Höhle wirft; die Wahrnehmung ahnt nichts von den Bedingungen ihres eigenen Daseins. Sie ist im besten Falle auf die Beobachtung der Sukzession angewiesen, wie jener Arzt, der im Theaetet gemaßregelt wird, der nur die Folge der Symptome, nicht aber deren Ursachen kennt.

Der entfesselte Mensch wird zunächst Dianoetiker. Die Entfesselung ist ein schmerzhafter Akt, der Mensch erleidet durch die Erziehung im wissenschaftlichen Denken eine grundsätzliche Änderung seiner natürlichen Attitüde, er wendet sich geradezu um. Aber damit gewinnt er eine Freiheit, die der φιλόδοξος nicht hat: aus der Starrheit der Sinneswahrnehmung, die nicht vom Flecke kommt, geht er zur Bewegung über, erst er kann schreiten, 'fortschreiten'; er hat noch nicht den Superlativ, aber den Zwischengrad erreicht, er sieht 'richtiger', ist dem Sein 'näher gerückt', sieht Dinge, die 'in höherem Grade' sind, nämlich seiender als die Schatten, die sie werfen, aber weniger seiend als die Gegenstände, von denen sie Nachbildungen sind. Vor allem sieht er das künstliche Feuer in der Höhle selbst. Es ist allerdings nur ein Abbild des wahren Feuers, der Sonne, aber das war ja das wesentliche an jeglicher διάνοια, ihr μεταξύ, daß sie es zwar mit Abbildern, doch mit solchen von wahren Urbildern zu tun hat. Infolge der Blendung mißtraut er oft seinem neuen Erkennen und möchte bisweilen lieber wieder in die alte Naivität zurück, aber das zeigt nur, wie stark das neue Licht ist, und vielleicht auch, daß schon zur Dianoetik nicht jeder berufen ist.

Im Stabgleichnis konnte die Dianoetik über die ἀρχαί hinaus nicht ἀνωτέρω ἐκβαίνειν, und erst die Dialektik legte die sprunghafte ἄνοδος und die stetige κάθοδος von den ἀρχαί aus nach oben zurück. Entsprechend muß der Mensch im Höhlengleichnis gewaltsam aus der

Digitized by Google

Höhle heraus und den holprigen und steilen Weg aufwärts geschleppt werden. Jetzt erst ist er ganz im Freien, er sieht die wirklichen Dinge im Lichte der Sonne[1]) selbst, die Ideen im Lichte der Wahrheit. Der Hinweg bis zum Ziel selbst ist mühsam und beschwerlich; es wäre ein Irrtum zu glauben, wer über *ἀρχαί* hinausgelangt sei, habe bereits die Dialektik im ganzen gewonnen. Die Dialektik ist für den Dianoetiker noch so mannigfaltig, wie es die Welt für einen Höhlenmenschen wäre, und auch in der Dialektik geht es nur über Voraussetzungen hinweg zum Voraussetzungslosen, ja das Ziel selbst wird überhaupt nur *μόγις* erschaut. Ist es aber erschaut, so ist der Rückweg stetig, von der höchsten Idee aus zurück geht der Weg in folgerichtiger Deduktion: *συλλογιστέα εἶναι ὡς ἄρα πᾶσι πάντων αὕτη ὀρθῶν καὶ καλῶν αἰτία*[2]).

Es ist nun unzählige Male behauptet worden, daß das Höhlengleichnis dazu diene, den Dualismus zwischen Ideenschau und Sinneswahrnehmung zu veranschaulichen, und es soll selbstverständlich nicht geleugnet werden, daß die Distanz zwischen beiden im Staate noch ebenso groß ist wie im Phaedon; aber worauf es ankommt, ist das *μεταξύ*, das im Phaedon fehlt. Dort führt aus der Höhle zum Sonnenlicht kein Weg, nur der Tod: 'Nicht eher, wie es scheint, wird uns das zuteil werden, wonach wir streben und was der Gegenstand unsrer Liebe ist, nämlich die Vernünftigkeit, als bis wir gestorben sind — das zeigt sich ganz klar —, so lange wir leben aber nicht' (Kap. XI, 66 E); aus dem Todespfad[3]) ist aber im Staate der Lebensweg des Denkers geworden: Um uns im Denken zu betätigen, brauchen wir die irdische Sphäre gar nicht zu verlassen; Dianoetik ist möglich; wir können es in der Höhle bis zum Anschauen der Abbilder der wahren *ὄντα*, ja

---

[1]) Die Frage nach der Evidenz der Wissenschaften hat die Denker zu allen Zeiten auf das platonische Gleichnis zurückgeführt. Jetzt liegt ein neuer Beleg vor. Die Berliner Akademie stellte 1763 die Bearbeitung der Frage: 'Sind die metaphysischen Wissenschaften der selben Evidenz fähig wie die mathematischen?' Kant verneinte bekanntlich die Frage, ebenso Joh. Heinr. Lambert (Kantstudien Erg. Heft 42), der, offenbar mit polemischer Beziehung auf Platon, im § 10 Folgendes sagt: 'Ist das Licht in der Geometrie hell und durchdringend wie die Sonne, so scheint in der Metaphysik kaum noch das abwechselnde Mondlicht'.

[2]) Gegen meine Einteilung der Gleichnisse könnte vielleicht eingewendet werden, daß der Mensch, schon außerhalb der Höhle, noch angewiesen wird, sich an den Anblick der Sonne erst allmählich zu gewöhnen, zuerst durch das Hinsehen auf Schatten, dann auf die Abbilder der Menschen und der übrigen Dinge im Wasser, dann erst solle er die wirklichen Gegenstände, dann die nächtlichen Erscheinungen am Himmel und den Himmel selbst, das Licht der Sterne und des Mondes, erst ganz zuletzt die Sonne in voller Wirklichkeit schauen. In der Tat klingt dies an Mathematik an, wenn man von der Sonne ihr Spiegelbild im Wasser betrachten soll. Aber es handelt sich hier nicht mehr um Dianoetik, sondern um die 535C bezeichnete höhere Wissenschaft, die 'mit den bloßen Voraussetzungen aufräumt, zum Anfang selbst vordringt und das in einem Brei von Barbarei vergrabene Auge der Seele ans Licht hebt (im Traumgleichnis würde es heißen: es aufweckt) und aufwärts führt, indem sie sich der genannten (= dianoetischen, mathematischen) Wissenschaften als Mithelferinnen und Mitarbeiterinnen in der Seelenumwendung bedient'.

[3]) *ἀτραπός* im Phaedon XI, 66B gibt den klaren Sinn, Apelts Konjektur *Ἄτροπος* (Todesparze) ist überflüssig.

Digitized by Google

des Abbildes des wahren ὄν selbst bringen. So ist die irdische Welt seit den Tagen des Phaedon um eine ganze Stufe gestiegen: aus zwei Stufen sind drei geworden, und sie nimmt die mittlere ein; die verstandesmäßige Erkenntnis der realen Welt ist zur mittleren Proportionale geworden zwischen der Vernunftbetätigung im Lichtreich der Dialektik und den Schattenbildern einer unkontrollierten, nur zu normloser Meinung verführenden Tätigkeit der Sinne.

III. Alles Denken ist Denken des Seienden, alle Wahrnehmung ist Wahrnehmung des Werdenden; der Erkenntnisgegenstand bedingt die Erkenntnisart. Der Dianoetik als Zwischenstufe zwischen reinem Denken und sinnlicher Wahrnehmung muß eine Zwischenstufe zwischen den denkbaren und wahrnehmbaren Objekten selbst entsprechen. Sie stellt sich heraus als die empirische Welt selber. Der mittlere Charakter der Dianoetik zeigte sich in der deduktiven, mathematischen Methode; der mittlere Charakter der Welt muß sich darin zeigen, daß sie der gedanklichen Erfassung durch diese Methode zugänglich ist, daß sie gleichsam ein mathematischer Gegenstand ist, daß sie sich als fähig erweist, nach Ideen gedeutet zu werden, indem sie die Form in ihren Stoff, das Sein in ihr Werden aufnimmt. So werden Methexis und Metaxy von den Erkenntnisarten aus drittens von größter Bedeutung für die Erkenntnisgegenstände: was Objekt menschlicher Wissenschaft werden soll, muß sich als μέσον begründen lassen. Der Chorismos führte nicht nur ethisch zur Weltflucht des Phaedon, er führte auch politisch zu völliger Passivität, denn im Tummelplatz der Begierden kann Vernunft nicht heimisch werden, und der Sokrates der Apologie lehrt, wer sich in die Politik begebe, müsse darin umkommen; auch Naturwissenschaft war nicht möglich, wenn die Welt als Materie, als ὁρατὸν γένος, in kontradiktorischem Gegensatz zum νοητόν, zur reinen, allein dem Denken zugänglichen Form stand, daher das verständnislose Urteil über Anaxagoras im Phaedon. Aber Leben und Staat, Welt und Natur werden sinnvoll, der Erkenntnis zugänglich, sobald sie, die ursprünglich die untere Seite des Gegensatzes gewesen waren, zur Mitte emporgehoben werden, und ebenso wie die Seele, die anfangs allein durch ihre μεσότης zur μέθεξις gelangt war, nun sämtlich als ideeller Gestaltung zugänglich erkannt werden. Das Buch vom Staat, der Sophistes, Philebus und Timaeus sind es namentlich, die diese Entwicklung durchführen und die Reihe der μέσα aufstellen.

Die ganze Politeia ist auf der Voraussetzung aufgebaut, daß man die menschliche Welt zur Aufnahme der Idee zwingen kann. Die angehenden Staatsmänner sollen nach Platons Programm Mathematik studieren, nicht um Mathematiker zu werden, sondern um der dianoetischen Methode willen. Wie der Geometer das empirische Dreieck auf das wahre Dreieck an und für sich bezieht, so soll der Politiker die empirische Machtsphäre, die 'des Königs' ist, mit der Einsicht 'des Philosophen' durchleuchten. Dies ist der Sinn des Satzes, daß die Könige Philosophen werden müssen: Politik ist Dianoetik, Verwertung der Ideen für die Welt. Wäre sie δόξα, so wäre sie wertlos; wäre sie Dialektik, so wäre sie nicht empirisch verwertbar; sie muß Synthesis beider sein. Im fünften

Digitized by Google

Buche 473 B f. wird genau die dianoetische Methode der Politik beschrieben. Natürlich muß der rechte Politiker sich auf die Dialektik verstehen· nachdem er aber die positive Aufgabe gelöst hat, die Idee der Polis zu erfassen, liegt ihm die zweite, negative, ob, zu ergründen, worin es dem empirischen Einzelstaate an der Vollkommenheit mangelt, sodann die dritte, rein dianoetische: zu finden, welche 'möglichst geringe Veränderung' den Staat zu der vollkommenen Verfassung hinüber führen könne. *Ἐὰν μὴ . . . τοῦτο εἰς ταὐτὸν ξυμπέσῃ δύναμίς τε πολιτικὴ καὶ φιλοσοφία, τῶν τε νῦν πορευομένων χωρὶς ἑφ' ἑκάτερον αἱ πολλαὶ*[1]) *φύσεις ἐξ ἀνάγκης ἀποκλεισθῶσιν, οὐκ ἔστιν κακῶν παῦλα.* Der Ton liegt auf dem *συμπίπτειν*! Bisher waren die Einen (wie zu Zeiten der junge Platon) Ideenschauer, die Anderen Machtmenschen gewesen. Die Vermittlung fehlte. Die Idee des Guten soll aber selbst Macht werden in der wirklichen Welt durch die Lebensordnung des Staates. Der synthetischen Kraft der politischen Dianoetik entspricht es, daß der Staat selbst — wie später die Kirche — *μεταξύ* zwischen Himmel und Erde ist, eine Himmelsordnung im Kleinen, eine Menschenseele im Großen. Gewiß will Platon im Staate die menschliche Gesellschaft zur Annahme der Idee zwingen, aber dem wahren Politiker wird ausdrücklich die Berechtigung abgesprochen, sich dauernd im Reich der Ideen aufzuhalten. 'Es ist nicht nur glaublich, sondern geradezu notwendig, nach dem Bisherigen, daß es ebenso verfehlt wäre, die Leitung des Staates dem Ungebildeten und der Wahrheit Unteilhaftigen anzuvertrauen, wie andrerseits denen, die ununterbrochen ausschließlich dem Studium leben dürfen[2]) (VII, 514 B), denn dem ersten fehlt die Kenntnis des höchsten Gutes für die Menschheit, dem zweiten aber das praktische Interesse.' Wenn die Politiker 'den Anstieg nach der Höhe vollzogen' haben, so müssen sie, wenn nötig, gewaltsam gezwungen werden, 'zurückzukehren zu jenen Gefesselten und teilzunehmen an ihren Mühsalen', denn 'das Staatsgesetz zielt nicht darauf ab, daß es einer Klasse besonders wohl ergehe, sondern das Wohlergehen soll dem Staat als Ganzen zukommen'. Platon hat in eigener Person in den 'Gesetzen' gezeigt, daß der wahrhaft dianoetische Politiker unter den verschiedenen Möglichkeiten abwägend die zu finden habe, die den Ausgleich zwischen den Gegensätzen von Ideen und Dingen tatsächlich herzustellen vermag, und wenn der beste Weg, wie ihn der 'Staat' vorschlägt, nicht gangbar ist, weil er der Wirklichkeit zu ferne liegt, ein zweiter Weg zu suchen ist.

Auch die Ethik hat im Buche vom Staate dianoetischen Charakter: Der Mensch ist Bürger zweier Welten, aber er darf sich nicht damit begnügen, die idealen Forderungen an sich erkannt zu haben, er soll sie im Leben verwirklichen helfen, Ewiges in die Zeit hineinverlegen, wobei es ein für allemal unmöglich bleibt, die Idee selbst in voller

---

[1]) Apelts Konjektur *πολιτικαί* statt *πολλαί* vernichtet den ganzen Zusammenhang. *πολλαί* geht eben auf die Politiker und auf die Philosophen, die beide bislang einseitig verfahren waren.

[2]) Es könnte ihm sonst so gehen wie dem Manne, von dem Goethe in den 'Wanderjahren' I, 9 sagt: 'Ein tüchtiger braver Mann, der den Leuten Recht sprechen soll und vor lauter Recht nicht zur Gerechtigkeit kommen kann.'

Digitized by Google

Reinheit abzubilden. Auch im Philebus ist das 'gute' Leben ein 'gemischtes' Leben, wobei das Wertvollste an der Mischung das rechte Verhältnis ist: aber gerade dieses verlangt, daß der Schönheit und Vernunft, den Erkenntnissen und Künsten auch die Lust beigemischt werde, natürlich nur die edle Lust, aber das ist das Charakteristische an dem neu gewonnenen Standpunkt, daß nicht über die Lust an sich radikal der Stab gebrochen wird, weil sie der Vernunft nicht wesensverwandt ist: So sehr es in Platons Sinne ein für allemal unmöglich bleibt, die Idee hinieden in ihrer Reinheit abzubilden, so stark ist andrerseits in ihm die Überzeugung geworden, daß man Unvernünftiges so lange nicht vernünftig gestalten könne, solange man es als das ansieht, was dem Vernünftigen einfach als Negation entgegengesetzt sei [1]). Was der dianoetischen Erkenntnis zugänglich sein will, muß sich als Mittleres erweisen. Ist dies bei der Welt im Kleinen, im Menschenleben und im Staate, gelungen, so muß es auch beim Kosmos, ohne den jene nicht wären, möglich sein. Hier gilt es nun, den Grundsatz, der historisch durch die Namen Eleaten und Heraklit bezeichnet wird, den Gegensatz zwischen Sein und Werden, in einer Naturwissenschaft ermöglichenden Weise aufzulösen. Denn solange dieser Gegensatz bestand, blieb es bei der Alternative: unser Denken ist Denken des Seins, denn es ist an die Urteilsform 'A ist B' gebunden; die Welt ist eine Welt des Werdens, denn Leben und Bewegung sind ihr Grundtatsachen. Also ist die Welt dem Denken nicht zugänglich, und der Mensch muß entweder das notwendig von ihm Gedachte oder andrerseits die Urtatsache seiner eigenen leiblichen Existenz verneinen. Sein ist Sein und schließt jedes Anderssein und Nichtsein aus. Werden aber ist Übergang von einem Sein in ein anderes oder vom Nichtsein ins Sein. Die Dialektik ist Wissenschaft vom Sein, denn das wahre Urteil 'ist' schlechthin; der Kosmos ist Schauplatz des Werdens, sein kontinuierliches Verfließen dem Strome vergleichbar. Beides erscheint schlechthin unverträglich; aber nur, wenn man mit Aristoteles das τρίτον zwischen ihnen sucht. Platon schlägt auch hier wieder den Weg ein, den er bisher gegangen ist: der untere Teil des Gegensatzes wird selbst mittlerer Begriff. Um das Resultat vorweg zu nehmen: Sein und Nichtsein werden die polaren Gegensätze, zwischen ihnen aber erhält das Werden seine Stätte. Wir haben im Sophistes und Philebus den urkundlichen Beweis, wie Platon zu der Erkenntnis kam, daß in der Dialektik die Begriffe Sein und Werden aufs engste auf einander angewiesen, ja, daß beide im Urteil gleichermaßen enthalten sind.

Das Sein der Kopula ist kein totes, starres Sein [2]). Wäre es starr, so hätten die Kyniker recht und das Urteil: 'Die Rose ist rot', wäre unmöglich, da Rose und rot keineswegs identisch sind, wir dürften nur sagen, Rose ist Rose und rot ist rot; alles andere verstieße gegen den Satz des Widerspruchs. Nun dürfen wir aber unzweifelhaft urteilen: 'Die Rose ist rot', denn die Dialektik schafft — dies ist ihr

[1]) Vgl Ad. Lasson, Der Leib S. 22.
[2]) 'Das Seiende kann mit dem Einerlei unmöglich eines sein', Soph. XXXX, 255C.

Digitized by Google

Wesen bei Platon wie bei Hegel — durch den Schluß [illegible] seine Rechtfertigung. Also bedeutet das Sein der Kopula [illegible] reiten vom Subjekt zum Prädikat, ihr Sein ist Bewegung, [illegible] ist δύναμις[1]) im Sinne von Funktion. Bedeutet die Kopula die [illegible] schaft von Subjekt und Prädikat, so ist in ihr Sein und Werden zugleich enthalten. Das Sein bedient sich des Werdens[2]), um Erkenntnis, wahre Urteile zu schaffen, um sich sozusagen in Tätigkeit zu setzen. 'Dieweil ich bin, will ich auch tätig sein.' Das Werden aber bedarf des Seins, um ein Ziel zu haben; Werden heißt: werden, um zu sein, es heißt: das Sein des wahren Urteils verwirklichen, im Dienste des Seins stehen, γένεσις εἰς οὐσίαν[3]). So ist das Werden nur Gehilfin des Seins geworden, es verhilft dem, was sein soll, also noch nicht ist, folglich dem Nichtsein zum Sein, es hat zwischen beiden seinen Platz. Jetzt ist das Werden wissenschaftlich verwendbar geworden, die Aufgabe der Dialektik 'Trennung' und 'Verknüpfung' der Begriffe vorzunehmen (Kap. XXXVIII f.) ihrem Wesen nach festgestellt. Aber dies Ergebnis bleibt nicht auf die Dialektik beschränkt. Für Platon ist das Sein der Urteilsform nicht etwa eine Abstraktion des Verstandes; wie die Wahrheit des Urteils absolute Wahrheit, so ist sein Sein das reale Sein selbst; ein Unterschied zwischen Dialektik und Metaphysik besteht für Platon ebensowenig wie für seine Vorgänger[4]). Und wenn das Sein des Urteils die Verbindung mit dem Werden eingeht, so ist damit gesagt, daß das Sein selbst, also das der Ideen, alle eleatische Starrheit verloren und Wärme, Leben, Bewegung in seinen eigenen Dienst gestellt hat[5]). Aber bevor wir auf die Folgen dieser Reform für die Wissenschaft vom

---

[1]) Sophistes 248 B.

[2]) 'Das Seiende ist sowohl mit Ruhe als Bewegung verbunden'. Soph. Kapitel XXXX 254 C.

[3]) Phileb. XIII, 26 D. Hier liegt ein sachlicher Zusammenhang mit der Mathematik vor, der, soviel ich weiß, bisher übersehen worden ist. Die klassische Mathematik der Griechen war eine Mathematik des Seins, wie die klassische Philosophie eine Philosophie des Seins war. Aber wie Platon durch das γίγνεσθαι εἰς οὐσίαν das Werden als Hilfsbegriff in die Philosophie einführte, so führte Eudoxos durch die Exhaustionsmethode das Werden in die Geometrie ein: Der Inhalt des Kreises, solange er Kreis ist, erscheint unberechenbar; schreibt man aber dem Kreise ein n-Eck ein, verbindet man dessen Ecken mit dem Mittelpunkt und läßt man dann n unendlich groß, die entstandenen Dreiecke unendlich klein werden, so wird der Inhalt des Kreises der Berechnung zugänglich. In dieser Methode dominiert zwar noch nicht, wie in der späteren Differentialrechnung, der Begriff des Werdens, aber die Bewegung ins Unendliche ist als Mittel erkannt und verwendet, um die Starrheit des unausrechenbaren Seins zu überwinden. Ja, es ist möglich, daß dieser Zusammenhang nicht nur sachlich, sondern auch historisch war, denn Eudoxos gehörte zu den nächsten Schülern und Freunden Platons. Vgl. Hultsch bei Paully-Wissowa s. v. Eudoxos S. 931 f. Eine Unterstützung findet diese Vermutung darin, daß auch auf einem andern Gebiet, in der Lehre von den Proportionen, Eudoxos auf Platons Spuren gewandelt ist.

[4]) Vgl. den Beweis bei Natorp 'Über Platons Ideenlehre' (Vorträge der Kantgesellschaft Nr. 5) S. 3 ff.

[5]) Bergsons Vorwurf, Platon leite das Leben aus dem Tode ab, ist ungerechtfertigt. Das platonische Sein ist nicht tot.

Digitized by Google

...os eingehen, muß noch ein zweites gegensätzliches Begriffspaar betrachtet werden, dessen Auflösung von nicht minderer Bedeutung ist, das Eine und das Viele.

Einheit und Vielheit ist neben Zweck und Ursache, neben Geist und Körper, neben Leben und Tod allezeit eine Grundfrage der Metaphysik gewesen. Bei Platon kam die Einheit von Anfang an der Idee, die Vielheit den Phänomenen zu. Die Einheit ist das Allgemeine, das Wesen; von ihr kann es Wissenschaft geben: vom allgemeinen Kreis, der wirklich das Wesen des Kreises in sich enthält, aber nicht von den unendlich vielen empirischen Kreisen, die fern von seinem eigentlichen Wesen sind. Nun aber hat der empirische Kreis 'Anteil' am wahren, er ist nur insofern Kreis, als dieser in ihm zur Erscheinung kommt; gerade die Einheit des ideellen Kreises macht die empirische Figur zum Kreise, also hat der empirische Kreis teil an der Vielheit und Einheit. Er hat nicht die Form des wahren Kreises, ist aber auch nicht ohne Form, er ist ein Mittleres zwischen Geformtem und Formlosem, und wenn jenes das Eine, dieses das Viele ist, so ist in ihm ein Mittleres gegeben zwischen Einheit und Vielheit. Welches aber ist das Mittlere zwischen Einem und Vielem? Die Antwort gibt der Philebus. Hatte der Sophistes, historisch angesehen, den Streit zwischen den Eleaten und Heraklit geschlichtet, so setzt der Philebus die Entwicklung fort, die von Anaximander zu Parmenides geführt hatte. Jener hatte gelehrt, die wahre Wirklichkeit müsse als ἄπειρον gedacht werden, als das Unendliche, Grenzenlose, Unbestimmte, aus dem das Endliche hervorgeht und in das es zurückkehrt. Parmenides hatte erkannt, daß im Gegenteil das Wirkliche als Einheit und als die Bestimmtheit selbst müsse gedacht werden, daß Grenzenlosigkeit ein verworrener Begriff, daher die wohlgerundete Kugel das wahre Symbol der Wirklichkeit sei. Aber die Einheit der wohlgerundeten Kugel ist Allheit; kann sie auch im ganzen gedacht werden, so bleibt sie transzendent, ist ohne Wert für die Deutung des einzelnen, ermöglicht nicht Wissenschaft, sondern macht sie unmöglich. So war der Zwiespalt zwischen dem Einen und dem Unendlich-Vielen offen, und Platon sagt, nahezu alle Leute seien sich einig, sich mit einem so nutzlosen Unterfangen, wie diese Frage es darstelle, gar nicht mehr zu befassen (Phileb. V 14 D). Dies nutzlose Unterfangen ist aber gerade auf das gerichtet, was nicht mehr und nicht weniger ist als die Frage nach dem Wesen der wissenschaftlichen Probleme überhaupt, es handelt sich bei jeder wissenschaftlichen Frage nicht nur darum, 'daß das anfänglich Eine Eines und Vieles und Unendliches sei, sondern wieviel es sei. Mit der Form des Unendlichen dürfe man nicht eher an das Viele herantreten, als bis man die genaue Zahl dieser Vielheit, die zwischen dem Unendlichen und dem Einen liegt, näher erkannt habe . . . . Die Götter haben uns diesen Weg der Forschung, des Lernens und der Belehrung angewiesen, die jetzigen Weisen jedoch . . . . setzen nach dem Einen sofort das Unendliche, die Mittelglieder aber entgehen ihnen. Danach bestimmt sich der Unterschied, ob wir dialektisch oder eristisch verfahren' (Kap. VI 16 D). Das Mittlere, das πόσον also ist die charakteristische Frage der Wissen-

Digitized by Google

schaft[1]), der der Eristiker aus dem Wege geht; in Rechenkunst wie in Sprachkunde, ja in aller menschlichen Erkenntnis handelt es sich beim Erkennen um (sei es die quantitative oder qualitative) Bestimmtheit, um das begrenzte Einzelne, dessen Begrenzungen zu bestimmen (ὁρίζειν) durch die Immanenz des Gesetzes im Konkreten ermöglicht wird. Deshalb wird die Göttin der Harmonie die 'Retterin' der Menschen genannt (Kap. XIII 26C), weil sie die Erkenntnis rettet, d. h. die Phänomene für die Erkenntnis rettet, indem sie aus zwei extremen Gattungen nach zahlenmäßig-harmonischem Maß eine dritte mischt, die allein der Erkenntnis zugänglich ist. Wie jede Zahl zwischen unendlich groß und unendlich klein, jede Tat zwischen unendlich gut und unendlich schlecht eine mittlere Stelle einnimmt und es Aufgabe des Denkens ist, eben diese Stelle zu bestimmen, so erhält das ganze Gebiet den passenden Namen des 'Größeren und Kleineren' und steht nicht mehr im kontradiktorischen Gegensatz zum Sein, sondern mitten zwischen Sein und Nichtsein. Mit anderen Worten, durch das πόσον ist genau das selbe gewonnen, wie durch das γίγνεσθαι εἰς οὐσίαν, beides bezeichnet ein und das selbe τρίτον γένος, in ihm treten die beiden Welten zusammen, seine Kenntnis ist eine 'Gabe der Götter an die Menschen, durch irgendeinen Prometheus herabgebracht, von hellstem Feuerglanz umstrahlt' (Kap. VI, 16), d. h. Licht bringend in die dunkle Sphäre der Sinneswahrnehmung. Die extensive Unendlichkeit des Anaximander und die transzendente Einheit des Parmenides ist zur intensiven Unendlichkeit, zur Bestimmtheit des einzelnen innerhalb des ὅρος geworden, ἄπειρον und πέρας haben ihre Vereinigung gefunden.

Sämtliche Wissensfächer, so heißt es im Kapitel XXXVIII, haben Sokrates wie einen Türhüter bestürmt und bedrängt, daß er sie einlasse. Im Hause drinnen ist das reine Wissen, draußen alle Fächer der sinnesanschaulichen Kenntnisse. 'Soll ich die Türen öffnen, daß sich das mangelhafte Wissen mit dem reinen mischt? . . . . . Soll ich sie alle insgesamt einströmen lassen in das poetische Mischbecken Homers? — Gewiß. — So sind sie denn zugelassen.'

So hat sich 'das dritte Geschlecht', das Reich des Werdens, feierlich konstituiert. Zwar kann 'die große Fülle dessen, was in diesem dritten Geschlechte zur Entwicklung gelangt, in Verwirrung setzen' (Kap. XIII 26), aber die Struktur der Welt des Werdens ist entdeckt, und es handelt sich nur noch um die Durchführung des neuen Prinzips. Das Sein bleibt, was es von Anfang an war; das Werden hat sich als ein Mittleres herausgestellt; was aber ist das Nichtsein? Dem Denken zugänglich ist das Sein; das Werden wird erfaßt von der gemischten Erkenntnis; was aber ist das schlechthin Undenkbare?

Das Nichtseiende, das Undenkbare muß das Gegenteil der Idee sein. Der Idee verdankt die Erscheinung, was an Einheit, Dauer, Sein

[1]) Kapitel VIII 18B steht der gleiche Gedanke. Apelt hat καταναοεῖν für verdorben erklärt, aber gerade dies Wort enthält den Kern des Gedankens: das Denken zwingt, die bestimmte Zahl zu denken. Es handelt sich um einen explikativen Infinitiv, abhängig von πλῆθος = 'um sie zu denken'. Zum Gedanken vgl. 18 B 9 ἐν τῷ ἀπείρῳ καταναήσειν.

Digitized by Google

in ihr ist; von dem entgegengesetzten Prinzip also muß die Erscheinung den Charakter der Geteiltheit, der Veränderlichkeit, des Scheines beziehen. Ist die Idee reine Form, so muß das gesuchte Prinzip die Formlosigkeit an sich sein. Jene ist Leben, dieses Starrheit, Tod. Jene ist rein geistiges Dasein, dieses muß von körperlicher, räumlicher Art sein. Jene ist zweckvoll, vernünftig, dieses muß auf der Seite mechanischer Notwendigkeit stehen. Die Erscheinung, das Mittlere zwischen beiden Prinzipien, ist ein Abbild des ideellen Urbildes; das gesuchte Prinzip also muß die Ursache dessen sein, worin das Abbild dem Urbild nicht folgt. Die Idee ist der Grund dafür, daß der einzelne Baum seine Gattung repräsentiert; das gesuchte Prinzip also muß die Ursache dafür sein, daß er trotzdem ein ἕτερον ist. Die Erscheinung ist ein Geschöpf, gezeugt von der Idee als Vater; das gesuchte Prinzip also muß das 'Aufnehmende' sein, in dem die Zeugung stattfinden kann. Das Prinzip wird im Timaeus S. 49 in voller Deutlichkeit als neu aufgefunden bezeichnet. 'Der neue Anfang unserer Erörterung über das All erfordert eine weitere Unterscheidung als der frühere. Früher nämlich unterschieden wir zwei Gattungen . . . . . nun aber scheint der Verlauf uns zu zwingen, daß wir eine schwierige Gattung klarmachen. Welches ist ihre wesentliche Bedeutung? . . . Wir haben drei Gattungen in Betracht zu ziehen: das Werdende, das, worin es wird, und das, dessen nachgebildetes Erzeugnis es ist, und dürfen passend das Aufnehmende mit der Mutter, das Erzeugende mit dem Vater, das zwischen beiden Stehende mit dem Kinde vergleichen.' Für dies neue, 'aufnehmende' Prinzip nun fehlt in der platonischen Lehre jeglicher Name, vielleicht deshalb, weil der Name schon irgendein Sein andeuten würde[1]), irgend etwas, worunter man sich etwas denken kann. In Frage aber steht das Nichtseiende, Undenkbare. Man hat es früher als die 'platonische Materie' bezeichnet, es ist aber, wie Zeller einwandfrei bewiesen hat[2]), der leere Raum. Materie, wo und wie auch immer sie vorhanden ist, ist bereits geformt, ist nicht schlechthin nichtseiend; ja, wenn Platon sie zum Prinzip erhoben hätte, müßte er sie sogar als beharrliche Substanz gedacht haben, aber gerade dies Prädikat soll ja nur der Idee zukommen. Das, was des begrifflichen Seins schlechthin spottet; das, worin alles Werden stattfindet; das absolute ἄπειρον ist der leere Raum. Nicht die Materie, aus der die Dinge bestehen, sondern die Materialität der Dinge selbst, ihre Räumlichkeit, ist das dritte Prinzip.

Auf diese Weise hat Platon die Grundlage für seine Kosmologie gewonnen. Die Welt als Kosmos läßt keinen unvermittelten Gegensatz zu. Der Kosmos ist 'geformter Raum', wie Lippmann[3]) treffend seinen mittleren Charakter bezeichnet hat, geformt nach dem Muster der Ideen, im Unbegrenzten, im ἄπειρον als seiner 'Amme', wie es im Timaeus

[1]) Vgl. siebenter Brief 342 B. Der ganze Zusammenhang dieser Stelle, an der das empirische Ding genau in die Mitte gestellt wird zwischen die sprachlichen und gedanklichen Voraussetzungen des Gegenstandes, steht in vollem Einklang zu der hier vorgetragenen Auffassung vom μέσον.

[2]) Philosophie der Griechen II, 1⁴ S. 719ff.

[3]) E. O. v. Lippmann, Chemisches und Physikalisches aus Platon. S. 4

Digitized by Google

Kapitel IL heißt. Was aber die Dinge zu Dingen, die Körper zu Körpern macht, was die Realität hervorbringt, das ist die geometrische Begrenzung aller Inhalte des Kosmos. Wie die Mathematik Vorbild für alle Dianoetik, für alles zwischen rein denkender und sinnesanschaulicher Erkenntnis vermittelnde Wissen war, so ist die mathematische, geometrische Bestimmtheit der Körper ihre eigentümliche, an den Ideen und am Raume teilhabende Natur. Daher die Proportionalität und die rein geometrische Struktur der platonischen Elemente. Nicht Urstoffe bedingen die chemische Zusammensetzung der Elemente, sondern Urflächen, 'die Geometrie' der räumlichen Lagerung gibt uns Bescheid über die Zusammensetzung einer Substanz. Die kleinste Veränderung der Qualität ist nichts anderes als eine Veränderung in der geometrischen Dimension und der damit verbundenen Änderung und Bewegung in der Konfiguration der betreffenden Körper. Bewegung und Veränderung sind im Grunde das selbe[1]). Und wenn der Kosmos ein lebendiger Organismus, wenn er ein in sich zusammenstimmendes Kunstwerk, wenn er ein Abbild des idealen Urbildes ist, so beruhen auch diese Bestimmungen auf seiner inneren mathematischen Struktur; denn er ist harmonisch gestaltet, vermittels der arithmetischen Harmonie und der geometrischen Symmetrie durchdringt ihn die göttliche Vernunft, ordnet die scheinbare Willkür, macht das Maß zum Gesetz des kosmischen Daseins und gibt damit auch für das gerechte und schöne Leben des Staates wie der Menschen das unvergängliche Muster.

Hat man die Methexis als Grundmotiv Platons erkannt, als die Grundfrage sozusagen, auf die die verschiedenen *μέσα* die Antworten geben, so ist aufs neue bestätigt, wie vollkommen die Ideenlehre die konsequente Entwicklung einer einzigen Uridee, der Idee der Wissenschaft, ist. Zwischen kontradiktorischen Gegensätzen ist kein Mittleres möglich, so hat Aristoteles es formuliert, und so haben es schon die Eleaten gehalten. Wie konnte also das Problem der *μέθεξις* überhaupt entstehen, wo liegt seine eigentliche Wurzel? Sie liegt in der Idee der platonischen Dialektik selbst, die wie die sokratische Maientik, aus der sie erwachsen ist, kein irgendwie vermitteltes Ergebnis, sondern Urtatsache für Platon war, wie es im Symposion ausgesprochen ist: *οἱ φιλόσοφοι μεταξὺ ἀμφοτέρων*. Der Begriff, der über sich die Wahrheit, unter sich die Dinge hat, der uns das Dingliche, Einzelne als Allgemeines wahr erkennen läßt, war Platons größte Offenbarung, das begriffliche Wissen sein unmittelbar gewisser Ausgangspunkt. Für ihn lautete die Frage nicht, ob unter der Voraussetzung der Zweiweltentheorie Wissen überhaupt möglich sei, sondern wie unter Zugrundelegung des Wissens als Tatsache die Beschaffenheit der Welt gedacht werden müsse. Wenn es Ideen gibt, so ist die Methexis Voraussetzung jeglichen Wissens, sofern es nicht im Nihilismus der aus der Eleatik hervorgegangenen sophistischen Erkenntnislehre enden soll. Die Entwicklung des Methexisbegriffes ist Platons philosophische Entwicklung, in ihr beruht aber auch die Motivation seiner Lehre, sie ist ihr System bildender Faktor.

Berlin-Friedenau. Ernst Hoffmann.

[1]) F. Strunz, Beiträge und Skizzen zur Geschichte der Naturwissenschaften. S. 34.

Digitized by Google

Neue Ciceroausgaben

Es ist eine höchst merkwürdige Tatsache, daß trotz der ungeheueren Bedeutung, die Cicero seit der Wiederbelebung des klassischen Altertums bis in die jüngste Gegenwart hinein bald in größerem, bald in geringerem, immer aber in überragendem Maße für die Geistesbildung sämtlicher Kulturvölker gehabt hat, eine in jeder Hinsicht befriedigende kritische Ausgabe seiner Werke auch noch heutigen Tages zu den Desideria philologorum gehört. Ist doch selbst die Arbeit eines so vorzüglichen Latinisten, wie C. F. W. Müller war, dessen Belesenheit in der römischen Literatur jedem Kenner aufrichtige Bewunderung abnötigen muß, nicht imstande gewesen, die zweite Züricher Ausgabe entbehrlich zu machen, zumal da er, namentlich von dem Bestreben zu uniformieren geleitet, in der Textkritik recht häufig fehlgegriffen hat. Auch die in der Scriptorum Classicorum Bibliotheca Oxoniensis enthaltenen Ausgaben sind trotz des neuen und wertvollen handschriftlichen Materials, das in ihnen verarbeitet worden ist, nicht dazu angetan, die früheren Leistungen zu ersetzen, und haben wohl viele Forscher arg enttäuscht.

Vor einiger Zeit ist die Firma B. G. Teubner mit einem neuen Unternehmen auf den Plan getreten: Sie hat sich anheischig gemacht, *'eine den wissenschaftlichen Anforderungen entsprechende kritische Handausgabe'* zu liefern. Schon mehrfach haben namhafte Gelehrte ihre warnende Stimme gegen solche aus rein geschäftlichen Gründen beschnittene Apparate erhoben, und die wissenschaftlichen Anforderungen, denen hier Genüge geleistet werden soll, sind in der Tat nicht übermäßig hoch. *'Sie* (nämlich die Ausgabe) *unterscheidet sich'*, so heißt es in dem Prospekt der Verlagsbuchhandlung weiter, *'von der Müllerschen hauptsächlich durch Beigabe eines knappen Apparates unter dem Text, der alles für die Orientierung über die Überlieferung und für die Rechtfertigung der Textgestaltung Wesentliche, insbesondere auch die Testimonia enthält'*. Daß der Apparatus criticus da steht, wo er allein hingehört, wird jeden mit Genugtuung erfüllen, der bei seinen Studien unter der verwünscht unbequemen Anlage der früheren Teubneriana zu leiden gehabt hat. Aber der Ausdruck *'alles Wesentliche'* in diesem Selbstbekenntnis des Verlegers macht jede Hoffnung, daß wir hier endlich einmal ein möglichst treues Gesamtbild der Ciceronischen Überlieferung von dauerndem Werte erhalten werden, mit einem Schlage zuschanden. Was dem einen wesentlich erscheint, wird dem andern vielleicht recht unwesentlich vorkommen, und noch öfters dürfte der umgekehrte Fall eintreten. Ich denke da vor allem auch an orthographische und

Digitized by Google

grammatische Dinge, die diejenigen, welchen das Organ für diesen Zweig der philologischen Wissenschaft fehlt, gerne als Quisquilien beiseite schieben möchten. Jeder aber, der Gelegenheit gehabt hat, sich nach dieser Seite hin selbstforschend zu betätigen, wird mit mir in dem lebhaften Bedauern übereinstimmen, daß die Angaben der diesbezüglichen Lesarten in einer großen Zahl unserer kritischen Ausgaben ganz unzulänglich sind. Ich hoffe in absehbarer Zeit in der Lage zu sein, diesen Mangel für einen nicht unwichtigen Punkt in eine recht helle Beleuchtung zu rücken.

Und was geschieht vollends, wenn neue Funde oder neue Forschungsmethoden die bestehenden Werturteile umstoßen und diejenigen handschriftlichen Lesarten, welche heute dominieren, ihren bisherigen Nimbus einbüßen? Während eine die Varianten, soweit sie erreichbar sind, mit möglichster Vollständigkeit und Genauigkeit verzeichnende Ausgabe auch dann noch immer eine mehr als bloß historische Bedeutung bewahren wird, muß ein auf subjektiver Auswahl beruhender kritischer Apparat ohne weiteres zum alten Gerümpel geworfen werden und Zeit und Arbeit der daran beteiligten Gelehrten sind vergebens aufgewendet worden. Das könnte einem angesichts des für Cicero Geleisteten ganz besonders leid tun. Sind es doch z. T. recht angesehene Männer, die ihr Können in den Dienst der Bibliotheca Teubneriana gestellt haben, und ihre Mühewaltung darf als recht beträchtlich angesehen werden. Darüber vernehmen wir folgendes: *'Der Text selbst wurde durch Nachvergleichung und Heranziehung neuerer Handschriften in allen Fällen, wo dies notwendig erschien, auf eine sichere Grundlage gestellt. . . . Knappe Praefationes, die über die Überlieferungsgeschichte und die wichtigste Literatur orientieren, sind ebenso wie knappe Indices beigefügt'*. Man sieht, auch hier herrscht das Prinzip der Beschränkung. Der historische Gesichtspunkt kommt mehr zu seinem Recht als in der Bibliotheca Oxoniensis: *'Die Anordnung geschah nach der zeitlichen Folge von kleinen durch buchhändlerische Rücksichten bedingten Abweichungen abgesehen'*.

Es liegen mir aus der Sammlung vier Bändchen vom Jahre 1915 zur Besprechung vor, auf die ich nach diesen mir zur Betonung meines wissenschaftlichen Standpunktes notwendig erscheinenden allgemeinen Vorbemerkungen jetzt im einzelnen eingehe.

Da ist zunächst Fasciculus 2: Rhetorici libri duo qui vocantur de inventione. Recognovit Eduardus Stroebel (Ladenpreis: geh. 2,20 ℳ, geb. in Leinwand 2,45 ℳ), bestimmt die im Jahre 1884 durch W. Friedrich veranstaltete Teubneriana zu ersetzen.

Der Name des Herausgebers besitzt innerhalb der Ciceroforschung einen recht guten Klang, und insbesondere hat Stroebel seit dem Jahre 1886, wo er im Philologus den ersten Aufsatz über den Gegenstand veröffentlichte, der rhetorischen Jugendarbeit des großen Redners immer wieder seine unermüdliche wissenschaftliche Tätigkeit gewidmet und die lange geplante Ausgabe des Werkchens nach Kräften vorbereitet.

Daß ich in der gewählten Überschrift nicht den Originaltitel der Schrift zu erblicken vermag, habe ich bereits Berl. philol. Woch. 1918, S. 1196 ff. ausgeführt.

Digitized by Google

Die Praefatio verbreitet sich, wie üblich, über die kritische Grundlage, auf der der nachfolgende Text aufgebaut erscheint. Die Teilung der Überlieferung in codices mutili (M) und integri (I) ergab sich schon den früheren Herausgebern naturgemäß von selbst. Von den Angehörigen der ersten Klasse sind berücksichtigt Herbipolitanus (H), Parisinius (P), Sangallensis (S), Leidensis Vossianus (L) und Corbeiensis vel Petropolitanus (R); die ersten drei hat Stroebel selbst von neuem verglichen. Zur Wiedergewinnung der Lesarten des Archetypus dienen vor allem H und P. Mit ersterem ist S, mit letzterem L verwandt, während R bald mit H oder P oder S, bald mit I übereinstimmt. Noch größer ist die Arbeit, die Stroebel neben und vor anderen für die Erschließung der Codices integri geleistet hat, indem er nicht weniger als dreißig der Angehörigen dieser Klasse ganz oder teilweise kollationiert hat.

Ein heikler Punkt ist die Bewertung der Testimonia, wovon ebenfalls in der Vorrede kurz gehandelt wird. Stroebel steht ihnen ziemlich mißtrauisch gegenüber, und es wäre in der Tat vollständig verfehlt, wollte man z. B. mit Quintilian überall durch dick und dünn gehen; gleichwohl glaube ich, dürfte eine nochmalige eingehende Behandlung der Zitate aus den rhetorischen Schriften Ciceros, die bei diesem Rhetor anzutreffen sind, in mancher Hinsicht lohnend sein, da alles, was bisher darüber gesagt worden ist, nicht recht befriedigt. Dann wird es hoffentlich zugleich gelingen, die augenblicklich gar sehr verfahrene Cornificiusfrage wieder ins rechte Geleise zu bringen. Ich habe seit mehreren Jahren das hierzu notwendige Material liegen, bin aber leider noch immer nicht dazu gekommen, meine darauf bezüglichen Studien abzuschließen. Bei dieser Gelegenheit möchte ich jedoch nicht unterlassen zu bemerken, daß die Rhetorik an Herennius für mich ein unzweifelhaftes Erzeugnis des Cornificius ist, auf den sich Quintilian mehrfach beruft.

Vermissen wird man in der Praefatio eine Zusammenfassung der orthographischen Dinge. Bei dem jetzt beliebten Verfahren läuft der Benutzer Gefahr, über den Sachverhalt im Unklaren zu bleiben. Wenn z. B. I 17 steht: 'utrum Carthago diruatur an Carthaginiensibus reddatur', so erfährt man daselbst über die Schreibung der Eigennamen in den Handschriften nichts. Es wird vielmehr darüber zu I 11 ein für allemal angemerkt: cartag. *Mi sic semper praeter* 1, 17 carthaginensibus (*sic*) *H P S* kartag. *semper d.* Ebenso gehörten die Erklärungen S. 1, 2 zu attulerit: *de praepositionum in compositis assimulatione vel dissimulatione sequor M praecipue H P,* S. 2, 2 zu existimem: exhist. *sic P semper* u. v. a. doch besser in eine vorauszuschickende umfassende Übersicht. Dagegen wäre es wohl zweckentsprechender gewesen, wenn die Rasuren von P nicht, wie das geschehen ist, um den Apparat zu entlasten, in der Vorrede zusammengestellt, sondern vielmehr sämtlich unter dem Texte an den diesbezüglichen Stellen verzeichnet worden wären. Die gleiche Forderung ist hinsichtlich der überaus wichtigen Compendia zu erheben, von denen S. X nur einige wenige aus H oder P angeführt werden. Ein solches Verfahren erschwert die Benutzung der Ausgabe gar sehr. Doch trifft die Schuld dafür, sowie für einige andere Unzulänglichkeiten, wohl weniger den Herausgeber, der eben

Digitized by Google

durch das kleine Format der Ausgabe großen Beschränkungen unterworfen war. Abgesehen davon hat er seine Hauptaufgabe in höchst anerkennenswerter Weise gelöst, und die Grundsätze, die er bei der Benutzung des handschriftlichen Materials zur Herstellung des Textes befolgt hat, dürften auf allgemeine Billigung zu rechnen haben.

Bedeutete schon die Bearbeitung des kleinen Werkes durch W. Friedrich einen erheblichen Fortschritt gegenüber der gründlichen, aber doch viel zu subjektiven kritischen Ausgabe von A. Weidner (Berlin, Weidmann, 1878), so übertrifft Stroebel ersteren noch bei weitem durch den vorsichtigen Konservativismus, der allenthalben bei ihm sich bemerkbar macht. Das ist eine erfreuliche Folge nicht nur der genaueren Durchforschung der handschriftlichen Überlieferung, sondern auch der besseren Kenntnis von dem Stile des jugendlichen Cicero, die in neuerer Zeit vielfache Förderung erfahren hat und zu deren Erweiterung der Herausgeber selbst namentlich durch seine Tulliana (München 1908) ein Erkleckliches beigetragen hat. Der von ihm vertretene Standpunkt, daß im allgemeinen die verstümmelten Handschriften als maßgebend für die Gestaltung des Textes zu betrachten seien, dürfte heutzutage keinem Widerspruch begegnen. Mit Recht hat er sich von der bei Friedrich unangenehm auffallenden Überschätzung von H, der allerdings hie und da in Sachen der Wortstellung den Vorzug erhält, freigemacht. So beseitigt Stroebel die Einklammerungen I 27: 'quod delectationis causa non inutili cum exercitatione dicitur et scribitur' und II 37: 'necessitudini, persuasioni, adulescentiae' und legt auch vielfach auf kleinere Auslassungen in dem Kodex kein Gewicht. Er ist vielmehr geneigt, nach Möglichkeit den Lesarten von P den Vorrang einzuräumen; daher schreibt er z. B. abweichend von seinen Vorgängern I 9 tantopere, nicht tanto opere 26 satis dictum *est* 35 *atque* hominum genus 55 nulla in re umquam mutatae 82 sin iudicatum 96 quartus modus *erat* II 24 quae ad rem *pertinebunt* 42 quarta autem pars *erat* 69 huiuscemodi statt huius modi 113 *uti* de se 125 maiore *autem* parte. In noch höherem Grade als selbst bei Friedrich, der schon den geringen Wert dieser Handschrift erkannt hatte, tritt nunmehr S hinter P H zurück. Doch verläßt er unbedenklich seinen Führer, wo andere Handschriften den Forderungen des oratorischen Rhythmus besser zu entsprechen scheinen. So wird I 43 und II 128 consueverint nicht consuerint aufgenommen, während II 67 und 130 die verkürzten Formen consuerunt und consuesse am besten, bzw. allein überliefert sind; I 5 jedoch ist er bei confirmaris (confirmaveris *i*) geblieben. Wo Lücken oder offenkundige Fehler in M vorhanden sind, werden gebührenderweise die Lesarten der anderen Handschriftenklasse berücksichtigt. Konjekturen gegenüber wird im allgemeinen die größte Vorsicht beobachtet. Stroebel setzt sie auch dann vielfach nicht in den Text, wenn sie seine Billigung haben, wie z. B. I 36 Weidners commotio (commo *P*), das er Philol. 45 (1886), S. 484 für nicht unwahrscheinlich erklärt hatte und hier durch den Hinweis auf II 19 und Quint. V 10, 28 noch besonders empfiehlt, oder Friedrichs Vorschlag in docendo (indo *P*) I 57, vgl. Philol. S. 485 usw. Im Text finden wir u. a. I 6 Pluygers' 'effici' (officium P^1 officio die

Digitized by Google

meisten übrigen codd.), 11 Lambins 'Fregellani' 13 desselben at 25 desselben 'strepitu acclamatione', 20 Stroebels quam *quo*, 66 Nizolius' 'ex se' statt 'ex re'; II 32 Oudendorps 'si qui quam' (si quidem *MJ*) 145 desselben 'adiciatur' (afficiatur codd.).

Nicht ganz zweifellos will mir die Berechtigung von Weidners 'sicuti ipse' II 7 vorkommen, das an die Stelle des ausnahmslos in allen Codices stehenden 'sicut et ipse' getreten ist. Stroebel beruft sich da auf die Ausführungen von Nägelsbachs Stilistik[9] S. 393f., wo der Standpunkt vertreten wird, daß jener Ausdruck nicht ciceronianisch sei. Wenn wir aber bei Varro de re rust. II Pr. 2: 'quod et ipse pecuarias habui grandes' lesen, so sehe ich keinen genügenden Grund gegen die Zulässigkeit des nämlichen Ausdrucks in der rhetorischen Jugendschrift Ciceros, mag dieser immerhin nachmals andere Wendungen dafür bevorzugt haben. Aber auch an einigen Stellen aus späteren Schriften ist 'et ipse' möglicherweise aufrecht zu halten, und wenn Iwan Müller bei Nägelsbach a. a. O. kategorisch erklärt, daß diese Stellen nicht in Betracht kämen, so wird eine abermalige Nachprüfung vielleicht doch ebenso wie in unserem Falle ein abweichendes Ergebnis zutage fördern.

Was Stroebel zu II 35 vorschlägt: 'nulla cupiditate impulsum (statt impeditum) ab officio recessisse' scheint mir eher eine Korrektur des noch unbehilflichen ciceronianischen Ausdrucks als eine notwendige Emendation zu sein. Auch vermag ich nicht der Annahme beizupflichten, wonach II 47 die Form commodo, und nicht commode, die ursprüngliche sein soll. Ich möchte vielmehr glauben, daß da in M ebenso eine durch die beiden vorangehenden o verursachte Verschreibung vorliege, wie im gleichen Falle II 118 in H. (Die Angabe Philol. a. a. O. S. 506, daß I 85 in P H S sich hoc modo = commode finde, kehrt im Apparat nicht wieder), denn die Rarität commodo = commode ist nur von Charis. p. 193, 15 und 196, 6 für die Frivolaria des Plautus sicher bezeugt.

Ganz frei scheint selbst Stroebel nicht von jener unheilvollen Neigung, die bei C. F. W. Müller so stark hervortritt, Gleichförmigkeit in der ciceronianischen Ausdrucksweise auf Kosten der handschriftlichen Überlieferung herzustellen. Wenn z. B. Cicero auch I 49 sagt: 'in praesentia tantummodo numeros et modos et partes argumentandi confuse et permixtim dispersimus', so ist das doch kein hinreichender Grund, die einmütige Überlieferung I 34: 'materiam universam ante permixtam et confusam exponere' mit Weidner in 'permixtim et confuse' abzuändern, ebensowenig wie I 32: 'si genera ipsa rerum ponuntur neque permixte cum partibus explicantur' sich die Ersetzung des in allen übrigen Handschriften zu lesenden 'permixte' durch 'permixtim' empfiehlt, zumal das in H^1 und L^1 vorhandene 'permixtum', auf das Stroebel sich stützt, nichts weiter als ein durch das unmittelbar folgende cum veranlaßter Schreibfehler sein dürfte. Nicht minder kommt es mir bedenklich vor, wenn wir mit ähnlicher Motivierung I 33 Weidners 'viderentur' im Text finden (videntur *M*, videbantur *J*). Dagegen hat Stroebel es unterlassen, die Überlieferung aus rhythmischen Gründen zu vergewaltigen und begnügt sich mit solchen Bemerkungen wie zu

Digitized by Google

II 14 (deprehensus) 'an deprensus ob meliores numeros?' Mit vollem Recht verhält er sich ferner den Athetierungsversuchen der neueren Gelehrten gegenüber in vielen Fällen ablehnend, wie angesichts der Streichung von 'non iniuria' I 4 durch Baiter oder von 'quae signo sunt omnia non mediocri quodam consilio naturam mundi administrari' I 59 durch Linsmayer oder von 'item quaerere ab iudicibus' II 133 durch Kayser u. a. m.

Von Kleinigkeiten im Apparat sind mir noch folgende aufgefallen: S. 7, 15 Causam *Weid.* ist schwer verständlich; es soll besagen, daß Weidner vor 'causam' einen Punkt setzte. — S. 7, 23 ist *Grunler* wohl Druckfehler. — S. 34, 24 wären eingehendere Angaben über die Varianten bei Priscian erwünscht gewesen. — S. 75 hätten die Subscriptiones ebenso wie S. 156 noch Platz gehabt. — S. 114, 28 ist die Angabe über die Herkunft des ⟨cum⟩ nicht deutlich genug.

Schade, daß wir zum Schluß nur einen Index nominum et rerum memorabilium und nicht eine Thesaurierung des gesamten Wortschatzes der Schrift erhalten, die zu geben gerade Stroebel der geeignete Mann gewesen wäre. Natürlich dürfte eine solche Arbeit nicht in der unwissenschaftlichen Manier der Merguetschen Cicerolexika sich bewegen, sondern müßte die Varianten, sowie die eingeklammerten Stellen im weitesten Umfange berücksichtigen.

Auch die Bearbeitung von Fasciculus 39: De republica librorum sex quae manserunt. Recognovit R. Ziegler (Ladenpreis geh. 2 ℳ, geb. in Leinwand 2,25 ℳ) hat sich im allgemeinen in guten Händen befunden. Ziegler ist an die Stelle von Skutsch getreten, der für die Herausgabe dieses Bändchens in Aussicht genommen war, und hat in Rom eine dem einstigen Vorsteher der Vaticana P. Franz Ehrle, dem die Ausgabe nunmehr gewidmet ist, gehörende Photographie des vatikanischen, früher dem Kloster Bobbio gehörenden Palimpsestes (P) benutzt und an einer Reihe zweifelhafter Stellen das Original selbst einsehen dürfen. Trotz seiner Einberufung zu den Fahnen ist es dem Herausgeber gelungen, die Drucklegung der vorher abgeschlossenen Arbeit unter Mithilfe von P. Hoppe und W. Kroll, sowie eines Bruders 'festinanter', wie er selbst sagt, 'tamen non nimis neglegenter' zu erledigen.

In der ausführlichen Praefatio erhalten wir zunächst eine historische Übersicht über die Bemühungen, die man seit Angelo Mais aufsehenerregender Entdeckung der Entzifferung des Textes gewidmet hat, und eine sehr nützliche Tabula pristini codicis Tulliani, dessen Anlage von demjenigen, der das Pergament zum Beschreiben mit dem Psalmenkommentar des Augustinus benutzte, in eine arge Verwirrung gebracht worden ist. Dieser verworrene Zustand, meint Ziegler, habe zur Verdunkelung einer Tatsache beigetragen, die zuerst von Strelitz in der Breslauer Dissertation De antiquo Ciceronis de re publica librorum emendatore (Gnesen 1874) S. 89, wenn auch nicht in ihrem vollen Umfange, erkannt worden sei und die er selbst ins rechte Licht zu stellen bemüht ist. Es sollen nämlich zwei verschiedene Schreiber, A und B, beim Abschreiben des Ciceronischen Werkes miteinander abgewechselt haben.

Digitized by Google

Ich kann mich eines gelinden Zweifels hinsichtlich dieser vermeintlichen Entdeckung nicht erwehren.

Wenn Ziegler sich zunächst auf die Verschiedenheit der Buchstabenformen beruft, so haben mich die beiden beigefügten winzigen photographischen Proben (I 22,36 ff. und III 29,41 ff.) nicht von der Richtigkeit der aufgestellten Hypothese zu überzeugen vermocht. Auch die Schrift des modernen Menschen variert innerhalb kurzer Zeit, was mannigfache Gründe haben kann, und so dürfte auch das nämliche beim antiken oder mittelalterlichen Schreiber nicht ausgeschlossen sein. Es kann darauf z. B. die Ungleichheit des benutzten Materials oder der Wechsel in der augenblicklichen Stimmung von Einfluß gewesen sein. Ebensowenig Gewicht ist auf die Berechnung der Durschnittsgröße der einzelnen Seiten zu legen. Muß doch Ziegler selbst eingestehen: 'Ceterum esse fortasse unam alteramve paginam A, quae plures litteras contineat quam una vel duae paginae B vix negari potest.' Gescheitert scheint mir auch der Versuch zu sein, aus der Verwendung der Ligaturen für jene Hypothese Kapital zu schlagen. So wird z. B. festgestellt: 'apud A nisi ultimae duae tresve litterae versus non ligantur,' aber nicht weniger als neun Ausnahmen müssen zugegeben werden. 'Similiter', heißt es gleich darauf, 'librarius' A litteram M vel N nisi in fine versus non lineola significat, B ea utitur septiens etiam ante ultimam versus litteram'. Endlich wird die Schreibung der Konjunktion cum ins Feld geführt: A bietet CUM, B achtzehnmal QUM, dreimal verbessert er es aus QUAM, einmal aus QUOM, viermal setzt er, also wie A, CUM. Daraus kann mit Sicherheit doch nur gefolgert werden, daß das ursprüngliche quom noch viermal deutliche Spuren im Palimpsest hinterlassen hat, sich achtzehnmahl bereits im Übergang zu cum befindet und sonst überall dieser Prozeß schon vollzogen ist.

Es ist ersichtlich, daß sich nirgends in bezug auf die von Ziegler herangezogenen Erscheinungen die Gebiete von A und B scharf von einander abgrenzen, und ich vermag daher dem sich anschließenden Versuche, genauer zu bestimmen, wes Geistes Kind jeder der beiden librarii gewesen sei, keinen realen Wert beizumessen. Außerdem aber gibt es noch eine ganze Reihe von Fällen, die zeigen, daß weder der eine noch der andere Schreiber konsequent verfahren sein müßte. So gehen z. B. durcheinander die beiden Abkürzungen für den Vornamen Gaius: C. I 3, 6; 12, 18; 14, 21; II 35, 60 (A); III 3, 5 (B) und G. I 1, 1; II 36, 61 (A); so steht ferner I 5, 9 zweimal re-|p. = rem publicam, gleich darauf rem|p. In dem vermeintlichen Bereich von A wechseln illud und illut miteinander ab, doch auch in dem von B steht der viermal begegnenden Schreibung illud einmal (V 3, 5) illut gegenüber. Es dürfte somit auf Zufall beruhen, wenn in größeren Partien eine bestimmte Schreibung oder Abkürzung des einen oder anderen Wortes bevorzugt zu sein scheint.

Eine eingehende Behandlung widmet Ziegler dem Problem, das der Forschung die im Palimpsest vorhandenen zahlreichen Verbesserungen bieten und mit dem sich jeder neue Herausgeber der Schrift abzufinden hat. Nachdem der Wert jener Verbesserungen auch von

Digitized by Google

maßgebender Seite lange Zeit verkannt worden war, hatten M. Haupt, Ind. lect. Berol. 1867/68 S. 4f. und A. Reifferscheid, Ind. lect. Vratislav. 1872/73 S. 7 eine andere Beurteilung der Bemühungen des Korrektors (p) in die Wege geleitet und auf Anregung des letztgenannten Gelehrten war die vorhin zitierte Arbeit von Strelitz zustande gekommen, in der der Nachweis unternommen wurde, daß die von der zweiten Hand herrührenden Varianten die allergrößte Bedeutung für die Textkritik besäßen. Ziegler geht noch über Strelitz hinaus und läßt es sich angelegen sein, zu zeigen, daß der Korrektor vielfach zu Unrecht beschuldigt worden ist, ohne Not geändert oder gar Schlimmbesserungen vorgenommen zu haben. Da sind einige Stellen, an denen die früheren Benutzer des Kodex sich verlesen haben, wie das schon in bezug auf einen Teil von ihnen Strelitz S. 89 vermutet hatte. Ganz besonders zahlreich aber finden sich Fälle, wo es den Gelehrten entgangen ist, daß die Konjekturen Neuerer sich mit den bereits von der zweiten Hand vorgenommenen Änderungen decken. Demgegenüber sind die Versehen, die dem Korrektor zur Last fallen, so geringfügig, daß sie leicht verzeihlich erscheinen. Ziegler ist sogar geneigt zu glauben, daß jenes Tätigkeit weit ausgedehnter gewesen sei, als wir heutzutage zu erkennen vermögen, indem das von ihm Herrührende oftmals von dem Ursprünglichen sich nicht deutlich genug abhebe, so daß es seinem eigentlichen Urheber zugewiesen werden könnte. Ob zu den Verbesserungen ein anderes Exemplar als Quelle gedient hat oder die Vorlage unseres Palimpsestes selber, sind wir nicht zu entscheiden imstande. Ziegler möchte das letztere annehmen. Die von Karl Pfaff in der Dissertation De diversis manibus quibus Ciceronis de re publica libri in codice Vaticano correcti sunt (Heidelberg 1885) verfochtene These, wonach zwei verschiedene Personen bei der Verbesserung des Textes tätig gewesen sein sollen, stellt Ziegler als unsicher und des praktischen Nutzens entbehrend hin. Auch ist es nicht nötig, wie weiter gezeigt wird, mit Pfaff anzunehmen, daß zur Korrektur des Vaticanus ein anderer Kodex als der Archetypus herangezogen worden sei; vielmehr stammt alles aus ein und derselben Handschrift, die Varianten, Zusätze und auch Glossen bot, mit denen der Schreiber des Bobiensis nicht umzugehen verstand.

Sehr dankenswert ist die Transcriptio quinque paginarum, nämlich 26, 47, 209, 111, 114, die van Buren z. T. nicht hatte lesen können und daher in seiner ausführlichen Behandlung des Palimpsests in den Supplement Papers of the American Scool Vol. II (New York 1908) S. 86ff. nur sehr lückenhaft wiederzugeben imstande gewesen war.

Des weiteren werden der Ausgabe vorausgeschickt eine Zusammenstellung der Testimonia de origine librorum de re publica, ein Verzeichnis der am Gespräch beteiligten Personen nebst kurzen biographischen Notizen und eine Übersicht der Sigla und Notae.

Der Text Zieglers unterscheidet sich vielfach von dem seiner Vorgänger, und man kann wohl sagen, meist zu seinem Vorteile. Darauf hat schon die genauere Kenntnis des Palimpsestes eingewirkt — darin liegt der Hauptvorzug der Ausgabe — sodann auch die verbesserte

Digitized by Google

Methode. Vi[illegible] d die Lesarten des Kodex im Gegensatz zu dem Verfah[illegible]er t[illegible]en Herausgeber wieder in ihr Recht eingesetzt w[illegible], wobei natürlich p eine besonders wichtige Rolle spielt. So [illegible] wir jetzt I 14, 22 in engerem Anschluß an die Überlieferung 'astris quae caelo inhaererent', III 15, 24 'omni ‹que pac› to' und 35, 47 'ad hunc' statt 'hic', ferner II 5, 10 '*alia* ulla in parte Italiae' (so auch schon Moser in seiner Ausgabe, Frankfurt 1826) 6, 11 'circuitu' statt 'circumiectu' 23, 42 'proprium *sit*' 29, 51 '*iste* est enim', III 3, 6 'sin altera *sit* utra via'. Besondere Hervorhebung verdient II 40, 67 'aut tactu', was Ziegler für die Vulgata 'non actu' aus dem Kodex glücklich herausgelesen hat. Ähnlich steht es mit II 29, 51 'περὶ πολιτείας illo in sermone'; ich komme auf die Stelle noch einmal zurück.

Trotz des vorhin gekennzeichneten Standpunktes, den Ziegler der Leistung des Korrektors gegenüber einnimmt, läßt er es hier doch keineswegs an der nötigen Vorsicht fehlen. Wo dieser mit den Klauselgesetzen in Konflikt gerät, versagt er ihm die Nachfolge.

Konjekturen gegenüber wird im großen und ganzen Zurückhaltung geübt. Die Lesarten des Korrektors erhalten vor solchen unbedingt den Vorzug, wie I 8, 13 'praetermissum *puto*'. Selbst 26, 42 hat Ziegler es verschmäht, dem Sinn mit Orelli durch die geringfügige Änderung von 'et' in 'ut' aufzuhelfen. II 1, 2 ist 'constituisset' statt 'constituissent' kaum als Konjektur zu rechnen, da möglicherweise, wie Ziegler angibt, so schon im Kodex hergestellt ist. Um so mehr fällt es auf, daß I 39, 61: 'quin tu igitur concedis idem in re publica singulorum dominatus, si modo iusti sint, esse optimos', das Pronomen idem, das gar nicht zu beanstanden ist, Heinrichs 'item' hat Platz machen müssen. Auch 45, 69 hätte nicht mit Zachariae 'primus' statt 'optimis' geschrieben werden dürfen, und vollends überflüssig erscheint III 5, 8 der von Leopardi herrührende Zusatz 'verendum ‹non› est'. Aber V 2, 3, wo mit Halm 'qui legum etiam scriptor fuit' aus 'fuisset' gemacht ist, wird damit die Stelle in der Tat geheilt. I 9, 14 ist die Umstellung der Worte 'Tuditano cons. et Aquilio' durch Osann: 'Tuditano et Aquilio cons.' aufgenommen. Ob man die Wortstellung 17, 28: 'cum istam ipsam sphaeram, nihil cum agere videretur, de qua modo dicebatur effecerit' zumuten darf, ist mir doch zweifelhaft.

Daß mit der Einklammerung von einzelnen Wörtern oder Wörterkomplexen, eines Mittels, dessen sich C. F. W. Müller allzu reichlich bedient hatte, sparsam umgegangen wird, scheint mir durchaus richtig. Auch die Beibehaltung von 'civium' am Schluß von I 32, 49 ist empfehlenswert. Dagegen liegt kein Grund vor, wie es Ziegler Dobree folgend getan hat, I 18, 30 'catus' zu athetieren, zumal von Vahlen, Ind. lect. Berol. 1878 S. 4 (= Opusc. acad. I S. 53) das echtciceronianische Gepräge der Überlieferung aufgezeigt worden ist.

Die Zahl der bisher bekannten Fragmente ist nicht gewachsen, wohl aber hat Ziegler für diese die neuesten Ausgaben der Schriftsteller, von denen sie überliefert werden, zu Rate gezogen. Das macht sich vornehmlich bei den Stücken bemerkbar, die Nonius, Lactantius und Augustinus entnommen sind. Im übrigen bestätigt sich auch hier, was ich schon bei anderer Ge-

Digitized by Google

legenheit Berl. philol. Wochenschr. 1917 S. 190ff. und 214ff. ausgeführt habe, daß nämlich die heute übliche Art der Fragmentsammlungen gar viel zu wünschen übrig läßt, indem man ganz allgemein Stellen in sie aufnimmt, die nicht hineingehören. Zwar hat die äußere Gestalt der Bücher de re publica viel dadurch gewonnen, daß die Einführungsworte und die Lemmata bei den nur aus Zitaten bekannten Sätzen in den Apparat verwiesen sind. Auch hat Ziegler schon mehrfach einen Ansatz dazu gemacht, die von seinen Vorgängern dem Texte aufgedrungenen fremdartigen Elemente auszumerzen; er hätte auf diesem Wege aber noch erheblich weiter fortschreiten und konsequenter verfahren können. So finden wir z. B. I 25, 40 einen Passus aus den Institutionen das Laktanz abgedruckt, obwohl es Ziegler nicht entgangen ist, daß der Kirchenvater sich stark an Lukrez angelehnt hat. Ebensowenig hat mit dem Texte Ciceros zu tun, was wir I 36, 57 aus der Epitome des nämlichen Kirchenschriftstellers lesen: 'Longum est recensere quae de summo deo vel Thales vel Pythagoras et Anaximenes antea, vel postmodum Stoici Cleanthes et Chrysippus et Zenon vel nostrorum Seneca secutus et ipse Tullius praedicaverint' usw. In gleicher Weise ist über III 26, 38 zu urteilen, wo ein Passus aus dem zweiten Buche de finibus in die Augen fällt, der mit den Worten schließt: 'deque his rebus satis multa in nostris de re publica libris sunt dicta a Laelio'. Derartige Anführungen findet man auf Schritt und Tritt, und sie dürften doch höchstens darauf Anspruch erheben als Testimonia zu gelten und nicht darauf, mit der übrigen Darstellung Ciceros als gleichberechtigt auf eine Stufe gestellt zu werden. Es wäre an der Zeit, daß endlich einmal mit dieser zwar bequemen, aber im Grunde doch wenig wissenschaftlichen Tradition gebrochen und dem Texte der Schriftsteller nur das zugewiesen würde, was mit gutem Rechte als deren ureigenster Wortlaut angesehen werden kann. Man braucht ja auf die Wiedergabe jener Stücke nicht gänzlich zu verzichten, sondern mag sie etwa anhangsweise zusammenstellen.

Im Apparat konnten in diesem Falle deshalb die Lesarten in größerer Vollständigkeit verzeichnet werden, weil eben nur die eine Textesquelle vorhanden ist und daher mehr Raum zur Verfügung stand. Was auf den Schreiber zurückgeht, ist sorgfältig von den Zusätzen des Korrektors geschieden. Nicht ganz zutreffend ist die Angabe zu I 16, 25, daß die Einfügung von 'et' zwischen 'quinquagesimo' und CCC von Osann herrühre; dieser hat sich vielmehr dem Vorschlage von Beier, Paedag. philol. Litteraturbl. 1826, S. 189 angeschlossen; das 45, 69 für 'conmutatione' in den Text gesetzte 'constitutione' rührt von Orelli, nicht von Ziegler her. Zu S. 50, 15 ist fälschlich die Zahl 16 angegeben.

Eine Sonderstellung nimmt bekanntlich wegen seiner Sonderüberlieferung das Somnium Scipionis ein. Hier hat sich Ziegler mit der Mitteilung eines Teiles davon begnügt, was wir über die Lesarten der einzelnen Handschriften durch die Kollationen früherer Gelehrten wissen; doch wird der Standpunkt Halms verlassen, der außer dem von L. Jan für Macrobius benutzten Parisinus 6371 (P) nur seine Monacenses EFMRT ausbeutete. Ziegler schätzt den Bambergensis M. IV. 15 (B), Benedictoburanus 112 (C), Sangallensis (G) und die Rehdigerani 105 (U

Digitized by Google

und 69 (W) ebenso hoch, wie letztere. Bisweilen greift er auch auf den Gothanus Ch. A. 869 (J), den Darmstadiensis (D) und die alten Ausgaben zurück. Zu diesen schon den früheren Kritikern bekannten Hilfsmitteln ist in neuerer Zeit der Vaticanus lat. 3227 saec. XI (V) hinzugekommen, über den Max Seidel in den Abhandlungen für W. Christ (München 1891) S. 15ff. eingehend berichtet hat. Durch diese Handschrift wird u. a. 9, 9 die Wortstellung einiger Ausgaben recreor ipso beglaubigt. Die Ansicht jenes Gelehrten, daß VFRBJ eine Familie bildeten und wir an deren bestem Vertreter V eine Quelle hätten, die dem Wortlaute des Archetypus näher stehe als jede andere, findet Ziegler nicht bestätigt, vielmehr pflichtet er der Beurteilung, die die Überlieferung des Somnium Scipionis durch Osann S. XX seiner Ausgabe (Göttingen 1847) erfahren hat, bei. Danach besitzen wir keine Handschrift, die als Hauptgrundlage des Textes betrachtet zu werden verdient und ist eine Einteilung der codices in Familien nach der Beschaffenheit der Lesarten unmöglich.

In ein paar Fällen darf das Verfahren des Herausgebers nicht ohne Widerspruch bleiben. Dahin rechne ich z. B. 9, 9 die Begünstigung der Vulgata 'ita' — 'ita[que]' schreibt Ziegler — gegenüber dem itaque der Handschriften; über diesen emphatischen Gebrauch des Adverbiums vgl. Brix zu Plaut. Mil. glor. 108. In dem Satz 'dictator rem publicam constituas oportet, si impias propinquorum manus effugeris' (12, 12) wird 'oportet' durch 'oportebit' ersetzt und dieses als Konjektur des Herausgebers bezeichnet; doch steht die Form nach Osanns Angabe bereits in der Editio Manutiana vom J. 1555, ist aber mit Fug und Recht von den Späteren unberücksichtigt gelassen, da zu einer Änderung nicht der geringste Grund vorliegt; vgl. Kühner-Stegmann, Lat. Grammatik § 36, 5. Vielleicht hätte zu S. 125, 22 bemerkt werden können, daß die ganz ausgezeichnete Änderung der Interpunktion: 'ad quam tu oppugnandam nunc venis paene miles, hanc hoc biennio consul evertes' G. Ammon (Bl. f. das Gymnw. 1894, S. 487f.) zum Urheber hat.

Ein knapper Index Nominum et rerum macht auch hier wieder den Beschluß.

Viel Mühe und Arbeit steckt auch in Fasciculus 43: De finibus bonorum et malorum libri quinque. Recognovit Th. Schiche (Ladenpreis: geheftet 1,45 ℳ, gebunden in Leinwand 2 ℳ).

Verdienstlich ist es, daß Schiche nicht nur die schon früher benutzten Codices Palatinus 1513 (A), 1525 (B), Erlangensis (E) eingesehen und manche Angaben Madvigs und Baiters über deren Lesarten richtig gestellt — nur ist ein Verzeichnis davon dringend erwünscht — sondern auch durch Heranziehung neuen handschriftlichen Materials die Sache zu fördern sich bestrebt hat.

An der Spitze steht der Rottendorfianus (R) der Leidener Universitätsbibliothek (= Gronovianus 21) der eine nahe Verwandschaft mit den Lesarten aufweist, die im Jahre 1546 durch Guillaume Morel aus einem alten Manuskript veröffentlicht worden sind und eine besondere Wertschätzung von seiten Madvigs und Baiters erfahren haben. Ferner sind hinzugekommen der Neapolitanus IV G 43 (N), der von guter Her-

Digitized by Google

kunft, aber mit Hilfe einer schlechteren Handschrift durchkorrigiert zu sein scheint, und Vaticanus 1759 (V). Der Palatinus A ist nach wie vor die Haupthandschrift, ihr hat Schiche R an die Seite gestellt. Auch der gemeinsamen Quelle von B und E läßt sich mehr als einmal das Richtige entnehmen. Dagegen eignet N und V nur in seltenen Fällen eine selbständige Bedeutung.

Was den Text anbetrifft in dem Ciceros Werk hier vor unsere Augen tritt, so fällt zunächst auf, daß hinsichtlich der Wortstellung ungemein häufig gegen früher abgewichen wird. In diesem Punkte nämlich hatten Madvig und C. F. W. Müller A unbedingt bevorzugt, von IV 16 ab jedoch, wo diese Hs. aufhört, waren sie lediglich B E gefolgt. Da nun die sog. deteriores mit A gerade in der Wortstellung, abweichend von B E, sehr oft zusammengehen, so erblickt Schiche in einem solchen Verfahren eine Inkosequenz und stellt die Folgerung auf, daß, wenn A für sich allein dasteht, sein Schreiber sich geirrt habe, wo aber B E sich von A R N V unterscheiden, letztere schlechterdings den Ausschlag zu geben hätten. Ich fürchte aber, daß Schiche mit der Bewertung von B E sich nicht ganz auf dem richtigen Wege befindet. Allein die Stelle V 29 ist geeignet, seine Aufstellung teilweise zu erschüttern. Denn hier sind B E diejenigen Textesquellen, in denen das Zitat aus Terent. Heautont V. 80 der originalen auch durch Nonius p. 419, 18 bestätigten Fassung 'mihi sic est usus, tibi ut opus facto est, face' am nächsten kommt, während Schiche in Anlehnung an RNV 'mihi sic usus est, tibi ut opus est facto fac' schreibt.

Auch in einem anderen Punkte muß ich der Methode des Herausgebers meine Billigung versagen: Er wirtschaftet zu viel mit Konjekturen und ist vor allem seinen eigenen Vermutungen gegenüber — sie belaufen sich auf einige dreißig — zu nachsichtig gewesen. Denn nur wenige von ihnen sind so beschaffen, daß sie als besonders glücklich bezeichnet werden dürfen. Zu dieser kleinen Minderzahl möchte ich rechnen II 56 'sic vester sapiens magno aliquo emolumento commotus cicuta (st. cum causa) si opus erit dimicabit'. Vielleicht ist IV 35 'si est nihil in eo' und 'si est nihil nisi corpus' das Richtige gefunden, ebenso V 40 mit 'sic, *quod est* extremum' und 48 mit ⟨ut⟩ mihi quidem Homerus huiusmodi quiddam vidisse videatur'. Berücksichtigung verdient IV 9 'quae ab illis instituta aut (st. sunt) inventa sunt' und V 91 'neque iam (für quam) aliquod potius novum exquirere'.

Geradezu blendend wirkt beim ersten Anblick die vorgeschlagene Wiederherstellung des Luciliusbruchstücks II 23 'cui nihildum situlus et saccus abstuterit', doch paßt 'situlus' nicht in das allgemein für diese Stelle angenommene daktylische Metrum.

Die sonstigen von Schiche herrührenden Textesänderungen erwecken einen weniger günstigen Eindruck. I 5 macht es aus dem überlieferten 'licinius' (lucinius A[1]) Lucilius. Wenn überhaupt etwas zu ändern ist, so läge es doch näher an Licinus zu denken, wie C. F. W. Müller wohl auf die Anregung von Weichert Poet. Lat. Rel. S. 138 hin geschrieben hat; vgl. auch W. Zillinger, Cicero und die altrömischen Dichter (Würzburg 1911) S. 6 und 168, der allerdings auf die Varianten nicht

Digitized by Google

eingegangen ist. Im übrigen ist unsere Kenntnis der römischen Literaturgeschichte nicht so lückenlos, daß derartige Berichtigungen unserer Überlieferung sich rechtfertigen ließen. — Weil in N cō steht, konjiziert Schiche I 9 'quem quidem locum comit ... Lucilius'. Ein solcher Gebrauch von 'comere' scheint für Cicero ausgeschlossen. Der Schreiber von N hat vielleicht die vulgäre Form von 'cum' (ital. con) vor Augen gehabt. Die Ellipse des Verbums dürfte in einer dialogischen Schrift nicht weiter auffallen. Ebenso wenig ist wohl I 72 an der Überlieferung 'quae mihi facultas' ('quoniam mihi ea facultas' *Sch.*) Anstoß zu nehmen, und II 82 kommt P. Manutius mit 'quod ⟨si⟩ sine ea tuta et sine metu vivi non posset' den Hst. näher, als Schiche mit dem eingefügten 'quoniam'. Nicht befriedigt ferner 35 'sin eam, quam Hieronymus ⟨ne⟩ fecisset idem' ... Auch vermag ich nicht zuzugeben, daß II 23 mit 'noli mihi fingere' st. 'nolim' irgend etwas gebessert worden ist, vielmehr scheint mir das Gegenteil der Fall zu sein. In gleicher Weise wird man über den Zusatz IV 55: 'quodam modo non posse ⟨se⟩ adduci' zu urteilen geneigt sein und über 75 'nisi (statt si) nulla earum ⟨non⟩ ita contenta nervis sit'. Dasselbe dürfte von I 19 'quae cum tota res ⟨est⟩ ficta pueriliter' gegenüber dem handschriftlichen 'quae cum tota res ficta sit pueriliter' gelten, wie wohl bereits Madvig und Heindorf für die Einsetzung von 'est' eingetreten sind. Diese Ansicht ist unhaltbar. Vgl. Lebreton, Études sur la langue et la grammaire de Ciceron (Paris 1901) S. 338ff. — Viel gewonnen ist kaum III 61 mit 'nam neque retinetur ⟨ille⟩ in vita' die Lücke dürfte doch größer sein, wie schon Madvig angenommen hat. — Zweifelhaft bleibt, ob II 106 die Notwendigkeit vorliegt, 'effluit igitur voluptas corporis' zu schreiben, da doch A R N V 'fluit' bieten und das an seiner Stelle in B und E befindliche Kompendium eine sichere Auflösung nicht zuzulassen scheint. Daß Cicero I 41 'praeteritas voluptates effluere' und II 104 'bona praeterita non effluere' geschrieben hat, schließt doch nicht aus, daß er hier 'fluit v. c.' gesagt haben kann, zumal da auch 'fluere' in der Bedeutung 'zerrinnen' ganz gewöhnlich ist. Eine ungemein geschraubte Ausdrucksweise mutet Schiche Cicero zu, wenn er IV 63 ff. lesen will: 'Et qui sapientes non sint, onmes aeque esse miseros, Stoici hoc videlicet viderunt, illos autem id fugerat superiores, qui ⟨non⟩ arbitrabantur homines sceleribus et parricidiis inquinatos nihilo miseriores esse quam eos, qui, cum caste et integre viverent, nondum perfectam illam sapientiam essent consecuti'. — Im höchsten Grade bedenklich ist I 50 'sed contra semper afficit (für 'aliquid') cum vi sua atque natura' weil Schiche sich nun genötigt sieht, das gleich darauf folgende 'quod tranquillet animos' durch 'q. tranquillat a.' zu ersetzen. Der Vorschlag von Th. Bentley 'aliquid adfert' wäre wohl erwähnenswert gewesen. Zu noch gewaltsamerer Änderung hat er V 63 gegriffen: 'ambo ergo se una necari cum precantur', während die Überlieferung einhellig 'precamur' aufweist. Vollends überflüssig ist II 28: 'quibus quid (st. 'quicquid') velim facile persuadeam'. Schiche hat offenbar verkannt, daß hier ein Fall von Modusattraktion vorliegt; ferner III 22 'etenim' für 'utenim', 39 'stultitiam autem et timiditatem et iustitiam et intemperantiam cum dicimus esse fugiendas, (statt 'fugienda') IV 51 'concedetur' statt 'concedet',

Digitized by Google

V 79 '⟨et⟩ Quare?' — Sehr unwahrscheinlich ist, daß II 70 'Chius ('ehius' *B*) aus 'Caius' verderbt sei. V 15 nähert sich Madvigs 'exigitur' der Überlieferung ('cum igitur' bzw. 'est igitur') mehr als Schiches 'quaeritur'. — Nicht spruchreif erscheint mir die Stelle III 37: 'quis contra studia naturae tam vehementer obduravit', wo man gewöhnlich seit altersher 'obduruit' einsetzt, da 'obdurescere' bei Cicero nicht selten vorkommt, 'obdurare' aber ganz selten, wohl nur ad Att. XII 3,1 und zwar in anderer Bedeutung: 'quare obduretur hoc triduum'. Schiche fügt hinter 'quis' ein 'se' ein. Wir sind aber meines Erachtens bei dem spärlichen uns zu Gebote stehenden Material nicht in der Lage zu entscheiden, ob das Verb 'obdurare' in der Bedeutung 'sich verhärten,' bei Cicero möglich ist oder nicht, geht doch z. B. 'abstinere' neben 'se abstinere' her.

Verhältnismäßig sparsam ist Schiche in der Aufnahme fremder Konjekturen gewesen; doch ist II 48 Bentleys 'referant' für 'referantur' entbehrlich, ebenso 112 Baiters 'mari' (statt 'maria') ambulavisset, terra (statt 'terram') navigavisset', III 16 Iwan Müllers 'sint' statt 'sunt' IV 52 Kaysers 'est' hinter 'sorites' V 26 C. F. W. Müllers '⟨in⟩ suo genere', 34 Madvigs 'iam' statt 'nam', 59 Bremis 'indigerent' statt 'indigeret'. — II 66 liest Schiche 'qui tum erat summo ⟨cum⟩ imperio', C. F. W. Müller '*cum* summo imperio.' Von beiden wird Iwan Müller als Urheber des Zusatzes bezeichnet, der im Universitätsprogramm von Erlangen 1870 S. 16 's. c. i.' und 'c. s. i.' zur Wahl gestellt hat; vgl. aber de legg. III 3,8 'regio imperio duo sunto'!

Wo stammt das 'e' S. 82, 19 her? Alle anderen Ausgaben haben: 'secreta a voluptate', S. 156, 6 'sermone vario' vermißt man eine Angabe über die Wortstellung. Ein Druckfehler 'definito' statt 'definitio' ist S. 33, 27 stehen geblieben, und S. 134 ist die Paragraphennummer 33 an eine falsche Stelle geraten.

Neben diesen kritischen Ausgaben erscheinen M. Tulli Ciceronis scholarum in usum scripta selecta, von denen mir Nr. 47/39: Cato Maior Laelius. Recognovit K. Simbeck: Somnium Scipionis. Recognovit K. Ziegler. Editio minor (Ladenpreis 50 ℳ, geb. in Leinwand 75 ℳ) zugegangen ist. Daß die sehr geschickt abgefaßten Argumenta vor den einzelnen Stücken die von C. F. W. Müller aus älteren Ausgaben übernommen waren, weggelassen sind, dürfte manchen wenig gefallen.

Im Laelius, um von diesem zuerst zu sprechen, gehen C. F. W. Müller und Simbeck, so viel ich sehe, an zehn Stellen auseinander. Letzterer hat meist entbehrliche Konjekturen hinausgeworfen. Bei dem Zweck für den seine Ausgabe bestimmt ist, hätte es sich jedoch empfohlen, 20, 74 zu der höchst wahrscheinlichen Verbesserung Mommsens 'aestimandi' zu greifen, anstatt die sinnlose handschriftliche Lesart mit vorgesetztem † beizubehalten. S. 49, 1 ist 'si' an Stelle von 'sic' verdruckt.

Der Text des Somnium Scipionis ist hier wörtlich aus der Editio maior abgedruckt.

Ein klein wenig anders ist das Verhältnis im Cato Maior zu der im Jahre 1912 gleichfalls bei Teubner veröffentlichten kritischen Bearbeitung Simbecks. Im großen und ganzen herrscht auch hier Übereinstimmung im Wortlaut beider Ausgaben. Nur ist S. 17, 30 der Editio

Digitized by Google

minor 'contentionis' aus der Editio Orelliana für das handschriftliche 'contentionum' übernommen und zwar ohne zwingende Nötigung. 72 ist 'mortem contemnere' hier eingeklammert, während dort gemäß V B 'et tamen mortem contemnere' gelesen wird; 78 ist jetzt mit dem Monacensis 'esset natura' statt 'natura esset' gestellt, worüber im Apparat nichts angegeben war, und 80 steht 'discedit' (ἀπιοῦσα bei Xenophon) statt 'discessit'; in diesem Punkte läßt uns der Apparat nicht minder im Stiche wie über die Varianten 'et docti' und 'et ii docti' S. 29, 31; von denen jene in der älteren, diese in der jüngeren Ausgabe erscheint. Druckfehler haben sich eingeschlichen S. 4, 6 'adsecutem' statt 'adsecutum', 6, 3 'inspientes' statt 'insipientes', 12,31 'valettudinis).

Wesentlich aber unterscheiden sich beide Ausgaben hinsichtlich der Orthographie, und das gibt mir Veranlassung, einige Betrachtungen über die Rechtschreibung hinzuzufügen, die in den Ausgaben der lateinischen Schriftsteller, namentlich der älteren Zeit befolgt zu werden pflegt.

Da scheint mir von vornherein eine weit strengere Scheidung, als in der Regel stattfindet, zwischen Ausgaben rein wissenschaftlicher Natur und solchen, die lediglich den Zwecken unserer höheren Lehranstalten dienen sollen, erforderlich. Um von letzteren auszugehen, so steht man heute wohl ziemlich allgemein auf dem dereinst von Ritschl begründeten Standpunkte, daß hier entsprechend der Gepflogenheit der Schulgrammatik die Schreibweise der uns in formaler Beziehung ziemlich vollständig bekannten Periode von Nero bis Hadrian zugrunde zu legen sei. Und das ist gut so. Setzen wir doch auch die Werke der deutschen Klassiker unserer Schuljugend nicht in der Orthographie eines Goethe, Schiller oder Lessing, sondern in modernisierter Form vor. Aber die Durchführung jenes Standpunktes innerhalb der römischen Literatur läßt doch noch mancherlei zu wünschen übrig. So halte ich es nicht für angebracht, wenn z. B. in den Schultexten des Vergil Formen wie volnus, divom, olli und andere die Einheitlichkeit stören, und auch aus Sallust möchte ich in solchem Falle Schreibungen wie maxumus, aestumo, lubido und dergleichen verbannt wissen. Bei Simbeck ist das Bestreben ersichtlich, die für die Schule geltenden Grundsätze durchzuführen; doch ist auch bei ihm nicht allzu selten optumus, undevicensimo, eis, volt und anderes derart stehen geblieben. Das entgegengesetzte Verfahren hatte er in der älteren Ausgabe eingeschlagen: 'In hac editione veteres verborum formas scribere ausus sum consilium secutus Vollmeri', hören wir darüber S. 18, und er war da entschieden besser beraten als A. S. Wilkens in den Oxforder Rhetorica Ciceros, wenn er erklärt: 'De formis verborum id quod voluerunt viro doctissimi qui Prelo Academico praesunt, Brambachio duce usi sumus, nisi quod codicibus iubentibus *oti imperi* etc. scripsimus'. Das ist weder Fisch noch Fleisch, und, ich meine, wer sich bemüht, eine kritische Ausgabe herzustellen, muß darauf bedacht sein, den Text nach Möglichkeit der originalen Schreibweise des betreffenden Autors bzw. der Zeit in der dieser lebte, anzunähern. Das ist ja auch schon früher von etlichen Ciceroherausgebern angestrebt worden, so besonders von Madvig für die Bücher de finibus; aber sie sind vielfach auf halbem

Digitized by Google

Wege stehen geblieben oder haben nur eine ganz kurze Strecke bewältigt; klagt doch selbst der dänische Gelehrte S. LVII der Praefatio über die 'uocum scribendarum ratio, quam sequi decreueram, non usquequaque adcurate ab initio constituta aut servata constanter. Bedauerlicherweise hat auch Simbeck hier nicht ganze Arbeit gemacht. Schon R. Bitschofsky hat Berl. philol. Woch. 1913, S. 201 einiges hierüber angedeutet. Die daselbst bemerkten Fälle lassen sich stark vermehren.

Man ist ja heutzutage gemeinhin der Ansicht, daß die Schriftsteller in orthographischen Dingen nicht konsequent zu Werke gegangen seien, zumal da ja auch innerhalb ein und derselben inschriftlichen Urkunde vielfach Schwankungen in diesem Punkte zu beobachten sind. Man rechtfertigt überdies den bunten Wechsel, der in Anlehnung an die Handschriften geduldet wird, gerne durch den Hinweis auf die wohl arg überschätzten Rücksichten auf Rhythmus und Wohlklang. Ich für meinen Teil vermag es aber nicht über mich zu gewinnen zu glauben, daß Cicero da, wo verschiedene Schriftformen im Gebrauche waren, sich nicht für eine von ihnen endgültig entschieden, sondern sie in dem nämlichen Schriftstücke abwechselnd nebeneinander gebraucht haben sollte. Wissen wir doch, daß er gerade über derartige Fragen nachgedacht und sich ein eigenes Urteil gebildet hat. Für mich ist es schlechterdings undenkbar, daß Cicero 'ferundus' und 'ferendus', 'quom' und 'cum', 'quoi' und 'cui', 'proxume' und 'proxime' usw. willkürlich miteinander vertauscht haben sollte. Die Schuld an dem in den Handschriften herrschenden Wirrwarr dürften lediglich die Schreiber tragen, die die zu ihrer Zeit gangbaren Formen gerne an die Stelle der ursprünglichen treten ließen. Für die Veranstalter kritischer Ausgaben ergibt sich somit meines Erachtens die Pflicht, den Spuren der originalen Schreibweise in der Überlieferung aufs sorgfältigste nachzugehen, auf diesen fußend und sie verallgemeinernd die Normen für die Gestaltung des Gesamtschriftbildes festzustellen und zur Geltung zu bringen. Die von W. Brambach, Neugestaltung der lateinischen Orthographie S. 66 entwickelten Prinzipien sehe ich mich genötigt für unheilvoll zu halten.

Jene Spuren werden aber bei einiger Aufmerksamkeit vielleicht weit häufiger zutage treten als bisher. Natürlich bedürfen Nachforschungen auf diesem Gebiet, wenn durch sie Vollständigkeit des Materials erzielt werden soll, eines lückenlosen Apparatus criticus. Ich möchte hier noch auf einige derartige Fälle hinweisen, die ich mir gelegentlich angemerkt habe.

Dafür, daß in den Cicerotexten der Dativ Sing. des Relativ- und Interrogativpronomens ursprünglich 'quoi' und nicht 'cui' lautete, bieten namentlich die uns bekannt gewordenen Lesarten der Handschrift von Lodi im Brutus mehrfach Anhaltspunkte. Sie hatte nämlich 35 dafür 'quo' ebenso 105, 169, 189, ferner 'quod' 73 und infolgedessen ist jene Form auch an den Stellen einzusetzen, wo wir das jüngere 'cui' finden, was W. Friedrich in der Teubneriana zu tun verabsäumt hat (vgl. 17, 41, 101 u. ö., sogar 189). So erklärt sich auch das 'quod' in 317: 'itaque cum Hortensio mihi magis arbitrabar rem esse, quod et dicendi ardore eram propior et aetate coniunctior', was Friedrich beibehalten hat, während O. Jahn 'cui' schrieb. Wenn aber Birt

Digitized by Google

Archiv XV (1908) S. 81ff. sich einen Dativ 'quo' als Analogiebildung konstruiert, der schon Plautus geläufig gewesen sein soll, so vermag ich darin nichts anderes als ein Hirngespinst zu sehen. Die von ihm herangezogenen Fälle sind entweder Verschreibungen von 'quoi' oder gar keine Dative. Für Cicero muß die Annahme einer solchen Form noch besonders ungeheuerlich erscheinen, obgleich Martha, Revue de philol. XXXI (1907) S. 27 die paar von Birt aufgeführten Stellen noch durch zehn weitere vermehren wollte, zu denen er auch die von mir aus dem Brutus zitierten rechnet. Näher darauf einzugehen ist hier nicht der Ort.

Ich füge noch einige andere Beispiele hinzu, wo wir die Abschreiber auf der Verdunkelung des Tatbestandes zu ertappen vermögen. Aus 'quom' ist in demselben Kodex L des Brutus 16 und 125 'quam', 220 'quo' geworden, desgleichen im Abrincensis des Orator 93 'quod', sonst hat ihm das spätere 'cum' den Rang abgelaufen; dieses ist aber unbedingt überall gegen die republikanische Schreibweise einzuwechseln. In der Rede pro Quinctio 14 'cum annos iam compluris societas esset' hat der codex S. Marci 255 von erster Hand 'quamplures'; das ist vielleicht in Anlehnung an 'quom annos iam complures' der Vorlage entstanden. Über die Modernisierung derselben Konjunktion im Vaticanus von de re publica vgl. oben S. 7. In dem nämlichen Vaticanus steht I 16, 25 'Quinctilibus' mit durchstrichenem c. Hier liegt der Verdacht nahe, daß der Schreiber die ihm geläufigere, jüngere Form 'Quintilibus' hineinkorrigiert hat. (Vgl. Ritschl, Opusc. IV S. 607).

Unter Umständen sind natürlich auch die alten Ausgaben als Zeugen zu vernehmen, wie z. B. ad Att. XVI 11, 4 allein in der römischen Editio princeps 'Calvom' steht.

Stroebel hat der von mir hervorgehobenen Tatsache nur ab und zu Rechnung getragen; so schreibt er II 2 mit H^1 'formonsissimas' und 80 mit P^2 'poenitus'. Aber das sind alles, wie gesagt, nur Einzelheiten, im übrigen ist er von dem erstrebenswerten Ziele noch weit entfernt. Zu I 24 wird zwar gewissenhaft verzeichnet, daß P^2 'quom' bietet, im Text aber steht überall cum. II 100 und 107 begnügt er sich mit der Vermutung, es könnte in den von M gebotenen Schreibungen 'necessitudine' und 'tale' 'necessitudinei' und 'talei' stecken; auch II 25 ist intumum (P^2) nur eine Ausnahme im Text. Ob I 101 der von den Integri gebrachte Dativ 'senatu' Berücksichtigung verdient, müssen wir dahingestellt sein lassen.

Ein buntes Gemisch der verschiedensten Formen weist der Text bei Ziegler auf, der in diesem Punkte zu sehr vom Palimpsest abhängt. Da heißt es bald 'optimus', bald 'optumus', ebenso schwankt er zwischen 'gerendus' und 'gerundus' u. ä.; der Akkusativ der I-Deklination auf -es wechselt mit dem auf -is, 'neglegere' findet sich neben 'neclegere', 'inpedimentum' neben 'impedit' usw.

Die gleiche Forderung wie hinsichtlich der in den Cicerohandschriften erhaltenen Stücken, muß auch gegenüber den wörtlichen Zitaten anderer Schriftsteller erhoben werden, die zur Ausfüllung der vorhandenen Lücken dienen. Da ist meiner Ansicht eine ehrfurchtsvolle Scheu vor dem Überlieferten ganz und gar nicht am Platze, und es darf z. B. nicht

Digitized by Google

die Schreibweise der Handschriften der Kirchenväter in die Ciceroausgaben hinübergenommen werden.

Auch Schiche ist nicht darauf ausgegangen, dem Texte von de finibus nach der orthographischen Seite hin ein einheitliches Gepräge zu geben oder die zu Ciceros Zeit gangbare Schreibung wider herzustellen. Gerade in diesen Büchern erwächst dem Herausgeber eine ganz besondere Schwierigkeit durch die zahlreich darin auftauchenden griechischen Wörter. Im Jahre 1913 hat W. Nieschmidt in seiner Marburger Dissertation die Frage behandelt: Quatenus in scriptura Romani litteris Graecis usi sunt. Von Cicero sind hier die Briefe, De natura deorum, De divinatione, Timaeus, De fato, Topica, Paradoxa, Lucullus und De legibus in den Kreis der Betrachtung gezogen. Während Nieschmidt hinsichtlich der Briefe zu dem Ergebnis kommt, daß Cicero hier die griechischen Wörter meist in griechischer Schrift wiedergegeben, daneben aber vereinzelt auch ins lateinische Alphabet transkribiert habe — es erscheint das angesichts einer Sammlung, die aus einzelnen, ursprünglich nicht für das große Publikum bestimmten und zu verschiedenen Zeiten entstandenen Stücken, nicht vom Verfasser selbst zusammengestellt worden ist, durchaus nicht unglaublich — nimmt er für die philosophischen Traktate die Alleinherrschaft der lateinischen Schrift an. Bei der Beschaffenheit unserer Überlieferung kann hier jedoch nicht von irgend welcher Sicherheit die Rede sein. Es ist ebensogut möglich, daß Schreiber, die mit ihren griechischen Kenntnissen prunken wollten, die Umschrift aus dem lateinischen Alphabet vorgenommen haben, wie, daß das ungewohnte griechische Gewand der Wörter mit dem alltäglichen lateinischen vertauscht worden ist. Schiche versagt in diesem Punkte einigermaßen und wendet durchgehends die griechischen Buchstaben an, ohne den handschriftlichen Sachverhalt in gebührender Weise zu beachten, den er offenbar mit wenigen Ausnahmen dem Benutzer seines Apparates vorenthält. Auch de rep. II 29, 51 wäre zu überlegen, ob Ziegler richtig '*περὶ πολιτείας* illo in sermone' geschrieben hat und nicht die Schreibung des Korrektors 'peri politeias' das ursprüngliche Schriftbild wiedergibt.

Königsberg i. Pr. Johannes Tolkiehn.

Digitized by Google

Caesar

I. Ausgaben mit Anmerkungen und Präparationen

1) C. Julii Caesaris commentarii de bello Gallico. Für den Schulgebrauch mit Erklärungen herausgegeben von K. Hamp. 4. Auflage. I. Text mit Einleitung. 10 Tafeln Bilder, 8 Tafeln Pläne und 1 Karte. 152 S. 8. Karton. 2 ℳ; II. Erklärungen. 150 S. 8. Broschiert 1,30 ℳ. Bamberg, C. C. Buchners Verlag, 1918.

Der Buch 1—7 enthaltende Textband läßt eine kritisch festgelegte Stellung des Herausgebers zu den Handschriften nicht erkennen. In 5, 18—48 ist 19mal die Lesart von α, 13mal die von β aufgenommen; besonders auffallend ist Kapitel 44. Im Verzeichnisse der Eigennamen, die zum Teil Übereinstimmung mit der Forschung vermissen lassen, sind unter A—C falsche oder keine Quantitätsbezeichnungen gegeben bei *Ărar, Atrebātes, Batāvorum, Cēnăbum, Cingĕtŏrix;* zu *Calĕtes* mußte *Caleti* gestellt werden (2, 4, 9 *Caletos*) *Ceutrŏnes* muß statt Centrōnes gelesen werden, bei *Cita* fehlt der Vorname *C.; C. Antistius Regīnus* steht an falscher Stelle, ebenso *Bacŭlus, Basilus* usw. Die Einleitung berichtet nur selten Falsches, bedarf aber noch gründlicher Durcharbeitung des Ausdrucks, der oft an Ostermanndeutsch erinnert und manches unnötige oder dem Schüler unverständliche Fremdwort (VIII suspendieren) enthält. Ungeschickt ist § 13, der die Vorstellung wachruft, als seien die Gallier seit der Schlacht an der Allia (nicht 390!) bis 293 Herren der Lage gewesen. Häßlich wirkt das häufiger verwendete Fürwort 'derselbe'. § 14 wirkt Rhodanus und Genfersee nebeneinander eigentümlich. Der Schluß von § 1 im 'Heerwesen' gehört zu § 2, der wie mancher andere Abschnitt viel zu weitschweifig ist. Manches Angeführte paßt nicht zu Cäsars Zeit, vor allem in § 22. In § 6 ist nicht zu erkennen, daß nicht alle genannten Waffen der legionarius trägt, in § 17 nicht, wie die acies triplex in die acies duplex übergeht; § 16 läßt die Kenntnis von F. Stolles Schrift 'Das Lager und das Heer der Römer' (Straßburg 1912) vermissen. Falsch ist die Stellung *agmen primum, porta praetoria* usw. Der Oberzenturio erinnert an den Oberpräzeptor. Die Karte bietet zuviel Namen, um übersichtlich zu sein. Das Bild von Oktodurus ist nichtssagend.

Der auf selbständiger Arbeit ruhende Kommentar rechnet nicht mit dem wachsenden Verständnisse der Schüler, die doch z. B. endlich schon selber über die Zufügung von 'müssen, brauchen, dürfen' usw. Bescheid wissen. Auch sonst findet sich viel Unnötiges, oder Bemerkungen, die

Digitized by Google

dem Lehrer überlassen bleiben sollten. Falsch ist in 4, Kapitel 7—17, 16, 6 *ad auxilium spemque r. t.* als Hendiadyoin erklärt, ebenso § 7 *opinio atque amicitia,* und 5, 3 *rebus atque auditionibus;* falsch ist verstanden 17, 6 *quantum distabat, ab extrema parte.* Der Ausdruck läßt noch öfters zu wünschen übrig. Druck und Ausstattung sind gut.

2) A. W. Herløv-Müller og Julius Nielsen, Noter til Caesars Gallerkrig. Første Hefte. 2. Udgave ved Julius Nielsen. København, Kristiania 1917. 58 S. 1 Karte. 8. 1 Krone 65 Ör.

Hat mir nicht vorgelegen, wird von Th. O. Achelis in der Berl. Phil. Wochenschrift 1918 S. 937—939 abgelehnt: 'Dieser Kommentar kann uns nicht helfen.'

3) K. Groß, Präparation zu Cäsars Bürgerkrieg. Bamberg.

Dient der Bequemlichkeit wenig begabter Benutzer.

4) Die Germanen in den Berichten der römischen Schriftsteller. Eine Auswahl für das Gymnasium von Dr. S. Preuß. Erster Teil für die mittleren Klassen. Text mit 14 Bildern, 2 Plänen und 1 Karte. 75 S. 8. Bamberg 1915. Geb. 1,40 ℳ.

Das sehr gut ausgestattete Buch unterscheidet sich von R. Kunzes Heft: Die Germanen in der antiken Literatur I schon dadurch, daß die einschlägigen Stellen aus Cäsars Gallischem Kriege wie Tacitus' Germania mit aufgenommen sind, was freilich für unsere norddeutschen Verhältnisse unnötig ist; hat doch jeder Gymnasiast beide Bücher in seinem Besitze. Die Cäsar entnommenen Stellen sind nicht zusammen abgedruckt, sondern sind da eingereiht, wo sie ihrem Inhalte nach hingehören. Die Abschnitte tragen folgende Überschriften: I. Land und Leute von Germanien. II. Die Kämpfe der Römer und Germanen. Dem Texte liegt mit geringfügigen Änderungen scheints die Gothana zugrunde. Die Karten sind K. Hamps Cäsarausgabe entnommen. Druckfehler sind mir nicht aufgefallen.

5) Von R. Menges Ausgabe vom Gallischen Kriege für den Schulgebrauch, Gotha, Perthes ist der Einleitung, Kriegswesen, erdkundlichen Abriß enthaltende Anhang in 9. veränderter Auflage von mir herausgegeben. 39 S. 8. 50 ₰.

II. Übersetzungen

6) Die Römerkriege aus Plutarch, Cäsar, Velleius, Suetonius, Tacitus übersetzt von J. Horkel. 2. Auflage, neu bearbeitet und eingeleitet von W. Wattenbach. In den Geschichtsschreibern der deutschen Vorzeit, herausgegeben von Pertz, Grimm, Ranke, Ritter usw. Leipzig, Dyksche Buchhandlung. Band I. Die Römerkriege. 1. Abteilung.

Das Buch teilt die Stellen im Wortlaut mit, unterläßt aber deren Bearbeitung, im Gegensatze zu Horkel, dessen Auswahl wie Übersetzung meist beibehalten wurden, sowie einige Abschnitte zur Verbindung, die Einleitung und Anmerkungen. Aus dem bellum Gallicum sind gewählt:

Digitized by Google

1, 30—53; 2, 19—25; 4, 1—19; 5, 1—5; 24—58; 6, 1—44. Es bleibt mancherlei zu bessern, ehe die Übersetzung angemessen ist.

7) Antike Quellen zur Geschichte der Germanen. Zusammengestellt, übersetzt und erläutert von C. Woyte. Band I und II. Voigtländers Quellenbücher. 83 u. 120 S. Leipzig 1912ff. Kartoniert 0,70 u. 1 M.

Das erste Bändchen bringt unter Germanien: Land und Leute I. 4, 1—3 und I. 6, 21—28, das zweite auf S. 11—39 und 47—70 das, was Cäsar enthält über 'die Kämpfe der Römer und Germanen zur Zeit des C. Julius Cäsar'; eingeschaltet ist der Bericht des Cassius Dio über den Krieg mit Ariovist. Die oft recht freie Übersetzung, die zufügt wie übergeht, liest sich gut. Zu ändern sind S. 18: Privates Sondereigentum: eigener Grundbesitz; Disziplin: Gehorsam; schwärmen für: Liebhaberei haben für. Sonst bietet der Text keinen Anstoß für einen Leser, der die Anmerkungen R. Menges gutheißt. Kurze Erklärungen vermitteln alles Wissenswerte, weisen auch auf von Cäsars Berichten abweichende Mitteilungen anderer hin. Ein vorzügliches Hilfsmittel!

III. Grammatisches

8) C. Heubner, De belli Hispaniensis commentario quaestiones grammaticae. Dissertation. Berlin 1916. Gedruckt bei Ebering Berlin.

Das Buch zerfällt in folgende Kapitel: I. De puerili auctoris genere scribendi. 1. de infantia loquendi, 2. de molesto elegantiae studio. II. Quantum auctor a volgari lingua recesserit, mit zahlreichen Unterabteilungen. III. De lingua vere volgari; in diesem Abschnitt wendet sich der Verfasser besonders gegen Wölfflin, Koehler, Degenhart. *Quamvis enim ab elegantia dicendi auctor semotus sit, tamen omnino doctus est et qui stilum suum . . . . . in scholarum subselliis didicerit. Sane hic illic textui volgaria immiscet, at peculiaris libelli nota non in volgaritate constat, sed in puerili quadam et infantia et affectatione eloquendi.*

Es ist so, wie Norden antike Kunstprosa schrieb: 'Aber nichts ist bezeichnender, als wenn jener brave miles, der den spanischen Krieg beschreibt, sich aufs hohe Pferd setzt und, gerade imstande richtig zu deklinieren und zu konjugieren usw., nun einen rhetorischen Stil affektieren will.' Eingehend bespr. von Klotz in Berl. Phil. W. 1919, S. 173 bis 175.

IV. Geschichtsquellen

9) L. Wilhelm, Livius und Caesars Bellum civile. Dissertation. Straßburg 1901.

Um die Überlieferung über den Bürgerkrieg zwischen Cäsar und Pompeius richtig zu würdigen, muß man von den gleichzeitigen Berichten ausgehen. Cäsar ist natürlich an der Darstellung seiner Taten so interessiert, daß er gleich dadurch einen Einfluß auf das Urteil des Lesers gewinnen will. Stimmung und Eindrücke des Augenblicks finden sich am lebhaftesten in den Briefen Ciceros, besonders in den vertraulichen an Attikus. Alle übrigen Quellen gehören einer späteren Zeit

Digitized by Google

an. So stammt aus der Zeit Neros die poetische Darstellung Lukans. An der Schwelle des 2. Jahrhunderts steht Plutarch, dem Zeitalter Hadrians gehören Florus und Sueton an, dem antoninischen Appian. Unter dem Regimente der punisch-syrischen Dynastie schrieb Cassius Dio. Mit Eutrop und Orosius kommen wir gar in das 4. und 5. Jahrhundert. Diese gehen alle ausschließlich oder doch wesentlich auf Livius zurück. So läßt sich dieser, wenn auch nicht der Form nach, doch nach dem Inhalt im wesentlichen zurückgewinnen. Livius hat Cäsars Bellum civile in ausgiebiger Weise benutzt. Aus Orosius VI 15, 21 ergibt sich ferner, daß er bei seiner Schilderung der Kämpfe bei Dyrrhachium Cäsar sogar zitiert hat. Aber seine Darstellung beruht nicht etwa auf ihm allein, es zeigen sich erhebliche Abweichungen, und es begegnen auch Abschnitte, die eines Seitenstücks im b. c. entbehren. Livius wird weit mehr gelesen haben, als wir heute ermitteln können. Eins ist sicher, den Asinius Pollio hat er neben dem b. c. verwertet. Seine Darstellung war übrigens nicht so pompeianisch, wie oft angenommen wird nach Tacitus ab exitu IV, 34.

Das Buch zerfällt in VIII nach den Zeitereignissen gegliederte Kapitel, die in folgende Teile zerlegt sind. 1. Der Bericht Cäsars; 2. die Grundlagen für eine Rekonstruktion des livianischen Berichtes; 3. Rekonstruktion des Livius; 4. die Vorlagen des livianischen Berichtes usw. Die Darstellung nach Cäsar ist nicht immer ganz richtig, so schreibt er S. 58 über Curios Unternehmen in Afrika: 'Da unterdessen auch Curios Flotte in der Nähe von Utika erscheint, ist es diesem ein Leichtes, 200 Lastschiffe mit Proviant zu erbeuten(!!) Weiter schreibt er: Cäsar sucht Curios Lage zu verschleiern. Der II 36 erwähnte Sieg über die numidischen Reiter war schwerlich so bedeutend und besonders die Worte *tota auxilia regis impedita ac perturbata* werden als übertrieben erscheinen müssen. Daß die Bemühungen des Q. Varus nicht so erfolglos gewesen sind, wie es nach II 28, 4 scheinen möchte, geht aus II 29 trotz der Verderbtheit des Textes ziemlich deutlich hervor, abgesehen davon, daß Lukan die zweifelhafte Stimmung der cäsarischen Truppen direkt erwähnt (IV 698ff.). Man gewinnt die Überzeugung, daß die ehemaligen Truppen des Domitius für einen bevorstehenden Kampf gegen pompeianische Truppen mehr als zweifelhaft scheinen.' Dann fährt er fort: 'Nachdem sich Curio seiner Truppen versichert, entschließt er sich zu sofortigem Kampf bei Utika.' Das paßt doch wenig zusammen. Vergleiche jetzt auch meine Beilagen zu den Programmen der Königlichen Landesschule Pforta 1910/1911.

10) C. Zohren, Valerius Antias und Caesar. Dissertation. Münster 1910.

Der Senat hatte in der Absicht, sich das Wohlgefallen des allmächtigen Diktators zu sichern, den Beschluß gefaßt (Drumann III 348) eine Schar von Rittern und Senatoren ihm als ständige Bedeckung mitzugeben. Jeder Senator mußte zudem schwören (Dio 44, 6, 1; 7, 4; Sueton 84, 86; Appian II 124, 145) für des Diktators Leben und Ehre einzustehen. Daraufhin entließ Cäsar seine Leibwache (Appian II 109; Sueton 86; Dio 44, 7, 4), ohne die vom Senat zugebilligte Bedeckung

Digitized by Google

anzunehmen, da er sich durch den Eid im Senate gesichert glaubte. So machen sich die Cäsarmörder eines Eidbruchs schuldig, um so mehr, als sie C. bei einer Senatssitzung niederstießen. Hiermit arbeiteten die Rächer Cäsars sehr geschickt (Sueton 84, 86). Noch deutlicher wird von Appian darauf hingewiesen (II 131). Besonders stützt sich Antonius auf diesen Punkt (Appian II 145), der gern seinem Tun ein religiöses Mäntelchen umhängte. Die Rache für Cäsar wurde dem Volke und den Senatoren als eine religiöse Notwendigkeit hingestellt. Den Mördern und den frohlockenden Republikanern stand nur ein Weg offen, sich zu verteidigen, der Hinweis auf etwas, das ihre Verpflichtung ungültig machte, auf den Eid, durch den sie vorher gebunden waren, der dem zweiten Schwure seine bindende Kraft nahm. Einen Präzedenzfall für den Tyrannenmord bot ja die Tat des Servilius Ahala, an den auch Brutus durch seine Verwandtschaft mit ihm erinnert wurde. Aber da fand sich nichts, um den Vorwurf des Meineids zu entkräften. Da die Überlieferung nichts gab, fälschte man skrupellos in der Geschichte von der Vertreibung der Könige und knüpfte an jenen Brutus an, der als Stammvater des Cäsarmörders diesem als leuchtendes Beispiel vorzuschweben schien. Er wurde zum Urheber des Schwures gemacht, der das Königtum verfehmte und über alles die Acht aussprach, was Anklang daran zeigte. Durch diese Fälschung erhielt freilich der ganze Charakter der Verschwörung gegen Cäsar eine andere Beleuchtung; den daran beteiligten Personen wird viel von ihrem idealen Schimmer genommen, der sie bei vielen als Vorkämpfer für die Freiheit umstrahlt. Den Autoren, die von dem Schwure berichten, hat trotz kleinerer Unterschiede der Überlieferung sicher nur eine Quelle vorgelegen. Ebenso eine anticäsarische Fälschung war das Gesetz des Valerius Publicola. Diese Fälschungen sind nach 44 aufgekommen, und zwar durch Valerius Antias, der, wie seine häufige Nennung bei Livius beweist, sehr stark von den anderen Quellen abweicht. Das größte Fragment, das wir von Antias besitzen, hat Mommsen, Römische Forschungen II 419ff., behandelt unter der Überschrift 'die Scipionenprozesse' und nachgewiesen, daß sich in der zweiten dem Tiberius Gracchus zugeschriebenen Rede Anspielungen finden, die unmöglich auf Scipio passen können, durch die nur Cäsar getroffen werden sollte. Es traf sich günstig, das sich im Leben Scipios Parallelen fanden, und so wurde dessen Person geschickt benutzt, um Cäsar zu bekämpfen. Sie ist ein freches Meisterstück des Antias (wie Quiddes Caligula einst gegen Wilhelm II.). Antias ist auch der Autor des Schwures. Ihm entnahm es Asinius Pollio, den wiederum Appian fast ausschließlich benutzt hat. Livius und Dionys nahmen den Eid unbedenklich in ihre Werke auf.

V. Beiträge zur Geschichte und Kultur.

11) G. Veith, Corfinium. Eine kriegsgeschichtliche Studie. Klio 1913. S. 1—26.

Diese neben Kromayer-Veith 'Antike Schlachtfelder' selbständig einhergehende Abhandlung bespricht 1. Die Ereignisse. Zu rein demonstrativem Zwecke zersplittert Cäsar seine 4000 Mann auf 200 Kilo-

Digitized by Google

meter, um sie dann zum Angriffe wieder zu vereinigen. Gegen ihn rafft Vibullius Rufus von den zerstreuten Truppen der Pompeianer zusammen, was er erreichen kann, und führt sie in Eilmärschen nach Corfinium, wo auch Domitius seine Truppen zusammengezogen hatte, der wie fast alle seine Parteigänger Cäsars Streiter überschätzte. Auf die Kunde, Cäsar komme mit nur zwei Legionen, beschließt Domitius, der nach Luceria abrücken wollte, zu bleiben und Cäsar zwischen seine und des Pompeius Truppen zu bringen. Er vergaß, daß sich Pompeius selbst keine Angriffstätigkeit zutraute und daß Cäsar Verstärkungen folgten. Ein weiterer Fehler war, daß er seine Leute verzettelte und zum Teil nach Sulmo und Alba entsandte (vgl. ad Atticum VIII 12, A. 1). Er blieb auch trotz einander folgender Anweisungen des Pompeius, zu ihm und seinen 14 Kohorten in Luceria zu stoßen. Seine letzte Meldung an Pompeius vom 17. II. besagt, daß Cäsar vor Corfinium sein Lager aufgeschlagen habe (ad Atticum VIII 12, D. 1). Die 7 Kohorten in Sulmo gehen zu Cäsar über, dessen Streitmacht durch weitere ausgiebige Verstärkungen auf sechs Legionen und 600 Reiter steigt, mehr als seinen Gegnern in ganz Italien zur Verfügung steht. Nun beginnt C. nach Anlage eines zweiten Lagers unter Curios Befehl die Stadt einzuschließen (b. c. I 18, 5—6), deren Besatzung ohne den Feldherrn Kapitulationsverhandlungen anknüpft und sich ergibt (I 19—23). 2. Die Örtlichkeit. Corfinium ist das Dorf Pentima etwa 10 km nordwestlich Sulmona, auf einer vorspringenden Ecke des flachen Hochlandes gelegen, das gegen den Aternus fast senkrecht in scharfkantigen, brüchigen Hängen abstürzt. Cäsars Anmarsch fand westlich der Abruzzen über Amiternum statt. Schreibt doch Caelius in dem berühmten Briefe ad fam. VIII 15, 1 . . . *nostri milites, qui durissimis et frigidissimis locis, taeterrima hieme, bellum ambulando confecerunt.* Cäsar schreckte nach seinen Alpenübergängen und der Bewältigung der vier Fuß hoch verschneiten Cevennen der Gebirgsmarsch nicht; (gegen Groebe) nur auf diesem schwierigsten und kürzesten Wege konnte er den Gegner überraschen. Bei Torre dei Passeri erreichte er das Aternustal und bemächtigte sich nach leichtem Kampfe der Brücke bei Popoli, deren Pfeiler nach Pansa noch festzustellen sind. Das erste Lager schlug er östlich von Pentima auf, von dieser arx durch einen schmalen tiefen Einschnitt getrennt, das zweite im Südwest der Stadt, anschließend an den Rand des Talabfalls. 3. Pompeius und Domitius. Vom formalen staatsrechtlichen Standpunkte aus ist eine Unterordnung des Domitius unter Pompeius nicht zu erweisen, aber praktisch hatte der Krieg gegen Cäsar die Übernahme der obersten Führung durch Pompeius zur Voraussetzung. Erst nach Ablauf des Amtsjahres 49 und infolge der Mißerfolge wird auch formal ihm der Oberbefehl übertragen (b. c. III 16, 4). Den Konsuln gegenüber, die ihn zum Führer gemacht hatten, spricht er von *meas cohortes.* Der ehrgeizige Domitius ließ sich aber nicht als Legat behandeln. Infolge dieser staatsrechtlichen Unklarheit mußte Pompeius da parlamentieren, wo er am liebsten standrechtlich vorgegangen wäre. 4. Die Truppen und ihre Verteilung. Von beiden Seiten besitzen wir verbürgte Nachrichten über die Heeresstärke, hier Cäsars offiziösen Bericht, dort

Digitized by Google

die scheints vollständige 'correspondence militaire' des Oberfeldherrn. Cäsar, der mit der XII. und XIII. Legion sowie 300 Reitern (Plutarch Caesar 32) vor Corfinium eintrifft, hat bald darauf 6 Legionen und 600 Reiter. Domitius hat nach Cäsar etwa 33, nach Pompeius 31 Kohorten. Cäsar schreibt drei Jahre nach den Ereignissen diese Angaben wohl aus dem Kopfe nieder (?), Pompeius schreibt seinen Brief mit dem eben erhaltenen dienstlichen Bericht des Vibullius Rufus in der Hand. Die Entscheidung ist so leicht. Ein weiterer Widerspruch scheint in der Verteilung vorzuliegen. Domitius hatte 7200 Mann in Corfinium, 2800 in Sulmo, 2400 in Alba. Als Anhang folgt die 'Militärische Korrespondenz des Pompeius' aus den Tagen von Corfinium ad Att. VIII 11 A; 12 B; C; D; VIII 6, 2.

12) G. Wissowa, Römische Götter im Barbarenland. Archiv für Religions-Wissenschaft XIX s. S. 1—49.

Cäsars Streben nach Sprachreinheit schloß die Möglichkeit aus, Gallische und Germanische Gottheiten mit den einheimischen Namen zu benennen. Seine Angaben gehen für Germanien auf Poseidonios zurück. Die von Lucanus Pharsalis I 444 genannten keltischen Gottheiten Teutates, Esus, Taramis sind nicht den von Cäsar genannten Mercurius, Mars, Juppiter gleichzusetzen.

VI. Der Germanenname

13) Eduard Norden, Der neuste Versuch zur Deutung des Germanennamens. Kaiserlich archäologisches Institut. Römisch-germanische Kommission. Korrespondenzblatt I. 6 1917.

Er übt scharfe Kritik an Th. Birts Erklärungsversuch: Die Germanen 'die Echten' seien die echten Gallier, der u. a. auf einer falschen Schlußfolgerung aus Cäsar 2. 4, 10 beruht. Es werden ihr alle Stützen entzogen. Weiteres über diese Frage findet sich in Andresens Jahresbericht über Tacitus 1918 S. 108—113.

14) Ed. Norden, Germani. Ein grammatisch-ethnographisches Problem. Sitzungsberichte der Kgl. Preußischen Akademie der Wissenschaften. 1918. S. 95—138.

In diesem Aufsatze, der sich gegen Th. Birts umfängliche Schrift: Die Germanen. Eine Erklärung der Überlieferung über Bedeutung und Herkunft des Volksnamens (Germanen = die Echten, wie auch F. Hartmann Glotta IX 1ff. die Frage löst) wendet, wird Strabos Autorität für diese Etymologie abgewiesen. Aus deutschem Sprachschatze hat sich der Name auch nicht erklären lassen. Schon Ph. Cluver hat in seiner Germania antiqua 1616 den Namen für keltisch erklärt. Jeder Cäsarleser erinnert sich an die Germani cisrhenani, deren Hauptführer Ambiorix (5. 27, 6) von den rechtsrheinischen Germanen wie von Feinden redet. Während die Namen der Teilvölker *Eburones, Condrusi, Caerosi* sicher keltisch, *Segni* wahrscheinlich keltisch sind, ist *Pae-mani* durch sein zweites Bildungselement an *Ger-mani* gebunden; mit dem selben Suffixe sind Namen gebildet, deren keltischer Ursprung sicher ist, wie *Ceno-*

Digitized by Google

mani, Co-mani usw. Ob aber auch der erste Wortkomponent keltisch ist? Hybride Volksnamen sind keine Seltenheit. — Ist *germanus* 'Bruder eines Stammes' mit dem keltischen Volksnamen urverwandt? Die Häduer heißen bei Cäsar 1, 32, 2 u. ö. *fratres consanguineique populi Romani,* wie sie auch selbst die Ambarri als *necessarios et consanguineos* 1, 11, 4 bezeichnen, ähnlich die Remer 2, 3, 5. Die Römer haben, als sie ein Bündnis in feierlichster Form mit den Häduern eingegangen waren, ihnen den Titel 'als lateinische Wiedergabe der keltischen Bezeichnung für Blutsbrüder verliehen' (Hirschfeld, kl. Schriften 186ff.). *Consanguineus* und *germanus* werden oft als Synonyme gebraucht. Sollten nicht die Kelten das Nachbarvolk, mit dem sie einst jahrhundertelang zusammensaßen, 'Brüder' genannt haben? Aber in der ethnographischen Literatur gibt es auch nicht einen Fall, wo ein Volk 'Brüder' geheißen hätte. Die Plinius nat. hist. III 25 genannten *Oretani Germani* beweisen, daß ein keltischer Stamm, die *Germani,* in das große Iberervolk der *Oretani* aufging. — Der Name der Germanen auf gallischem Gebiete erlosch als Stammname nach Cäsar, bei dem er 2, 4, 9 wie 6, 32, 1 noch so verwendet wird — *numerus* bezeichnet hier das Heeresaufgebot —, lebte aber als Volksname fort, während er sich in Spanien als Stammname hielt bis in die Kaiserzeit hinein. Der Name der Göttin Poemana in Gallaecia hängt mit den Paemani (α Caemani β, für das Meusel nach Müllenhoff fälschlich eingetreten ist) 2, 4, 10 zusammen.

An Caesar 1, 10, 4 Graioceli ist nicht Anstoß zu nehmen, cf. den spanischen Ortsnamen Ἁβόκελα. Es beruht wohl nicht auf Zufall, daß hier wie Livius XXI 38 — wahrscheinlich Sedunoveragri — Alpenvölker zusammengesetzten Namens vorkommen. — Die Meinung des Tacitus *sinceram et tantum sui similem gentem exstitisse,* hat Cäsar begründet im Gegensatze zu Poseidonios.

VII. Zu Caesars Leben

15) Theodor Birt, Römische Charakterköpfe. Ein Weltbild in Biographien. 2. Auflage. Leipzig. Quelle & Meyer, 1916. 363 S. 8 mit 19 Abbildungen. In Pappband 8 ℳ.

Die mittelsten hundert Seiten dieses sehr schön ausgestatteten Buches nehmen Pompejus, Caesar und Mark Anton ein. Von ihnen sagt der Verfasser 'Man darf einen Cäsar und Pompejus nicht nach ihren Erfolgen und dem Vorteil, den der Fortschritt der Dinge von ihnen gehabt hat, man darf sie nur nach dem beurteilen, was sie gewollt haben. Nur wer sie isoliert, wer ihre persönliche Bekanntschaft sucht und sie bis auf ihre Lebenswurzeln hin scharf belichtet, kann sie verstehen und würdigen. Ein gewisses dichterisches Erfassen muß dabei helfen; ohne miterlebende Phantasie läßt sich keine Personengeschichte schreiben.' Und diese wird niemand bei dem Erzähler der 'Novellen und Legenden aus verklungenen Zeiten' vergeblich suchen, deren letzte, 'Der Besuch bei Cicero. Ein Intermezzo aus der Zeit der römischen Bürgerkriege', uns in Cäsars Blütejahre führt. So wird jeder gern dem Gange der Erzählung folgen und sich an den Charakteristiken erfreuen,

Digitized by Google

auch wenn diese fast vom Lamprechtschen Geist angekränkelt scheinen, d. h. dem Individuum zu wenig Eigenart und Selbständigkeit in seinen Ansichten wie Entschlüssen einräumen.

Cäsar ist wie jeder natürliche Mensch durch die Umstände getragen worden. Er steht in der selben sittlichen Sphäre, die aus dem griechischen Geiste von Ciceros Schriften zu uns redet, und doch ist er ein glänzendes Raubtier, Räuber und Verschwender zugleich. Er selbst hat als junger Mensch die Legende ersonnen, von der Venus genetrix abzustammen. So war er Ehebrecher von Beruf — Birt läßt uns gar zu sehr die Schattenseiten schauen, die ja nicht verheimlicht, aber auch nicht so betont werden sollen. — Bis zum 40. Jahr bewegt er sich fast nur auf dem Straßenpflaster Roms, ruhelos tätig, kühl und blendend, extravagant, herausfordernd, unverfroren. Für das Volk, das nicht etwa unseren Arbeiterbataillonen zu vergleichen ist, leistete er im Grunde nichts. Spanien erst erweiterte seinen Horizont. Da hat er sich die Wichtigkeit einer geordneten Provinzialverwaltung durch Eigenschau klar gemacht. Eigenart zeigt das Buch überall und, wo man's aufschlägt, ist es interessant. Aber auch richtig? Die Bedeutung Cäsars für das Zustandekommen des Triumvirats kommt nicht heraus. Es beginnt die dreiköpfige Monarchie. Cicero aber legt in der Schrift *de re publica* seine Gedanken vom konstitutionellen Königtum nieder, wodurch er dem Kaisertum des Pompeius den Boden bereiten will. In dem 41jährigen Cäsar erwacht auf einmal der große Feldherr. Birt spricht seinen Feldzügen gegen Germanien und Britannien jedes Ergebnis ab. Ohne diese Kämpfe wäre Gallien nicht so ungestört romanisiert worden. Nur so konnte romanische Kultur über das Mittelalter hinaus zu uns gerettet werden. Seine Feldherrnkunst ist gut gewürdigt. Das Heer war ein stählerner Degen in seiner Hand, der nicht zerbrach. Trotzdem wollte er sich mit Pompejus durchaus friedlich auseinandersetzen. Und doch! genau besehen, ist kaum ein anständiger Mensch in seiner Umgebung. Großartig ist die Zielsicherheit Cäsars im Weltkrieg; gleichwohl hat er politisch keinen vorgefaßten Plan. Mit wundervoller Geschäftigkeit und Geschäftskenntnis gibt er eine Fülle von Gesetzen, vor allem zugunsten der Provinzen. An eine für den Senat annehmbare Staatsverfassung dachte er nicht. Durch Liebenswürdigkeit glaubte er die grollenden Männer zu versöhnen. Der Jubel des Janhagels täuschte ihn, Menschenkenntnis verließ ihn vollständig. Sehr breit wird sein Tod geschildert, und das, obwohl Birt in einer Anmerkung schreibt: 'Ob solche Schilderungen, wie die gegebenen, in allem zuverlässig? Nicht selten regen sich Zweifel.' Man wundert sich, in dem an neuen Auffassungen sicher nicht armen Buche, das auch durch Parallelurteile über unsere Zeit gewinnt, doch öfters Ausführungen zu finden, die sich in der Erzählung wohl gut lesen, aber doch auf Sicherheit der Überlieferung nicht Anspruch erheben können, obwohl das Buch doch auch 'die flüchtige Beachtung des Gelehrten und Fachmannes auf sich lenken solle'.

Gut ist Cato, der beste der Menschen, gleichsam das Gewissen Roms, charakterisiert, ebenso der Literat und Prozeßredner Cicero, aber politisch ist er ihm nur der 'gute Cicero'. Glücklicher wird Mark Anton

Digitized by Google

gezeichnet, der trotz maßlosen Sichauslebens wirklich groß ist: polternd und trinkend, ein echter Landsknecht. Mit Recht wird der Transport über die von Pompeius' Armada beherrschte Adria gerühmt. Doch dann wird wieder der Klatsch über ihn ausgeschüttet. 'Alles das erzählt uns die böswillige Fama. Wer weiß, wieviel davon übertrieben ist.' Warum wird es dann aber mitgeteilt? Gegenüber der landläufigen Auffassung wird Pompeius höher gewertet, der letzte Generalissimus Roms, der sich mit Krieg und Sieg begnügte, ein Kind des Feldlagers, der nichts als Soldat sein will, ein Kraftmensch voll Güte und Freundlichkeit. Dann wurde er Sullas 'Kehrbesen'! Auch in Spanien war er nur das Schwert Roms. Heimgekehrt aus Asien, sehnt er sich als schlichter Privatmann nach einem friedlichen Familienleben. Nun beginnt die Tragödie des Mannes, der in Rom eine Zeitlang auf Wunsch des Senats als konstitutioneller Monarch für Ordnung sorgt. Pharsalus ist eine Niederlage des Senats, nicht für Pompeius, der sich wohl bewußt, wie sehr an Qualität seine neuausgehobenen gefechtsuntüchtigen Rekruten Cäsars altgedienten Truppen nachstehen, von einer Entscheidungsschlacht absehen will. Noch gehört ihm auch dann das Meer, noch konnte er den Gegner blockieren.

In ihm fiel der letzte große Römer, der sich am Schwerte erfreute. Durch das Altertum strahlt sein Ruhm heller als der Cäsars, der keinen Lobredner wie Cicero für seine Größe fand. Druckfehler habe ich nur auf S. 138 und 157 — beidemal in Anmerkung 1 gefunden. Ein Buch, flott zu lesen, dessen Inhalt man aber nicht kritiklos hinnehmen darf.

Schulpforte. Paul Menge.

Digitized by Google

Κάθαρσις τῶν παθημάτων — Reinigung der in der Tragödie behandelten Geschehnisse

Seitdem ich in meiner Schrift 'Kennt Aristoteles die sogenannte tragische Katharsis?' Berlin, Weidmann 1912 einen neuen Weg zur Lösung der alten Frage nach der Bedeutung von *κάθαρσις τῶν παθημάτων* in der Aristotelischen Definition der Tragödie eingeschlagen habe, ist das Problem mehr denn je behandelt worden. Ich nenne außer den zahlreichen Besprechungen meiner Schrift nur Haupt, Wirkt die Tragödie auf das Gemüt oder den Verstand oder die Moralität der Zuschauer? Berlin, Simion Nf. 1915; Rosenthal, Anmerkungen zur tragischen Katharsis, Sonderabdruck aus Wochenschrift für klass. Philologie 1913; Rosenthal, Goethe und das Katharsisproblem, Monatshefte der Comenius-Gesellschaft 1916, S. 172—178 und 1917, S. 16—23; Wolff, Zur Katharsis des Aristoteles, Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht 1914, S. 29—36; W. Schulze, Die Wirkung der Tragödie, Monatsschrift für höhere Schulen 1918, S. 100—117; Sedlacek, Eine neue Lösung der Aristotelischen Definition der Tragödie, Festschrift für Jos. Král, Prag 1913, S. 58—76; Pfaff, Katharsis auf Grund der syrisch-arabischen Übersetzung (Vortrag im Philol. Verein zu Berlin, April 1918); J. J. Hartman, *Κάθ. τῶν παθημάτων*, Mnemosyne 1918, S. 271—280; A. Dyroff, Über die aristotelische Katharsis, Berliner phil. Wochenschrift 1918, Sp. 615—624 und 634—644.

Es zeigt sich also deutlich, daß noch viele der Ansicht sind, die Hoffnung brauche noch nicht aufgegeben zu werden, daß endlich doch eine Lösung der schwierigen Frage gefunden werden kann, daß man schließlich doch noch zu einer Einigung kommen kann. Das ist aber nur möglich, wenn man das Für und Wider bei einer Auffassung cum studio, aber sine ira prüft.

Die meisten, die sich neuerdings mit dem Problem beschäftigt haben, haben auf meine oben angeführte Schrift Bezug genommen, in der ich zu dem Ergebnis gekommen war, daß die Worte ... *δι' ἐλέου καὶ φόβου περαίνουσα τὴν τῶν τοιούτων παθημάτων κάθαρσιν* eine Anweisung enthalten, wie der Dichter den Rohstoff der Tragödie zu gestalten hat, und zu übertragen sind: die Tragödie ist die künstlerische Gestaltung einer ernsten und abgeschlossenen Handlung, die durch Mitleid und Furcht die Reinigung solcher Geschehnisse (oder leidvollen Vorgänge) zustande bringt.

Gegen meine Deutung sind hauptsächlich zwei Bedenken geäußert worden: 1. *κάθαρσις* dürfe nicht so allgemein gefaßt werden, es sei vielmehr ein fester, aus der Medizin übertragener terminus und müsse in demselben Sinne genommen werden, wie in der bekannten Stelle der Politik 1341b 38; und 2. *τῶν τοιούτων* könne unmöglich auf *πρᾶξις σπουδαία καὶ τελεία* zurückgehen, es müsse auf die unmittelbar vorhergenannten *πάθη ἔλεος* und *φόβος* bezogen werden. Diese beiden Ein-

Digitized by Google

würfe sowie alle anderen weniger wichtigen Bedenken, die gegen meine Auffassung geltend gemacht sind, habe ich in einer neuen Schrift eingehend zu widerlegen versucht, die fast druckfertig vorliegt und demnächst veröffentlicht werden soll.

Hier möchte ich nur zur weiteren Klärung auf das eingehen, was Dyroff, der sich a. a. O. ausführlich mit meiner Deutung beschäftigt, gegen meine Auffassung vorgebracht hat; denn vielleicht ergibt sich aus der weiteren Erörterung der einzelnen Punkte noch einiges, was durch Widerlegung oder ausführlichere Behandlung Klarheit herbeiführen könnte und was ich bei dem Abschluß meiner neuen Arbeit noch verwerten möchte.

Von den oben angeführten beiden Bedenken erhebt Dyroff nur das zweite; denn erfreulicherweise stimmt er mit mir darin überein, daß Bernays' Deutung von κάθαρσις entschieden zu verwerfen ist und daß dieses Wort hier sehr wohl in der 'ganz allgemeinen' Bedeutung genommen werden kann. Dagegen meint auch er, wie so mancher andre, ich verdiente keinen Glauben mit meiner Beziehung von τοιούτων auf πρᾶξις σπουδαία καὶ τελεία. Damit hängt ein andrer Einwurf Dyroffs gegen meine Deutung eng zusammen, nämlich der, daß meine Übersetzung von παθημάτων = πραγμάτων nicht glaubhaft sei, 'wo doch die Politik und die Poetik voll sind von πάθος = "erlittener Gemütszustand"'. Das ist eine Behauptung, die den Tatsachen nicht entspricht; denn πάθος und πάθημα finden sich bei Aristoteles und auch bei andern Schriftstellern viel häufiger in der Bedeutung 'Vorgang', 'Geschehnis', 'leidvolles Ereignis' als in der Bedeutung 'Affekt', und was besonders die Poetik des Aristoteles betrifft, so heißt πάθος nur an zwei Stellen (1456a 38 und 1455a 31) 'Gemütsstimmung', und zwar beidemal mit hinzugesetzter Erläuterung, während überall, wo sonst πάθος, πάθημα, ἀπαθές oder παθητικός begegnet, die andre Bedeutung vorliegt, so daß auch für die Definition der Tragödie jedem Leser oder Hörer des Aristoteles die Bedeutung 'Geschehnis', 'Leid', 'leidvolles Ereignis' oder dergleichen am nächsten lag.

Sodann meint Dyroff, meine Auffassung von πάθημα als '(leidvoller) Vorgang' sei deshalb abzulehnen, weil 'πάθος zu dem vageren Sinn = 'Vorgang' nur dann kommt, wenn es sich um passive Erfahrungen eines Wesens handelt'. Dieser Einwurf erledigt sich m. E. schon dadurch, daß bekanntlich in der Tragödie von altersher die πάθη Διονύσου und dann die der Heroen behandelt wurden, d. h. ihre Schicksale, ihre Erlebnisse, worunter nicht nur ihre 'passiven Erfahrungen', sondern auch ihre Taten zu verstehen sind, und Aristoteles sagt selbst 1453a 18 ff. νῦν δὲ περὶ ὀλίγας οἰκίας αἱ τραγῳδίαι συντίθενται, οἷον περὶ Ἀλκμαίωνα καὶ Οἰδίπουν καὶ Ὀρέστην ... καὶ ὅσοις ἄλλως συμβέβηκεν ἢ παθεῖν δεινὰ ἢ ποιῆσαι und 1454a 12 ἀναγκάζονται οὖν ἐπὶ ταύτας τὰς οἰκίας ἀπαντᾶν, ὅσοις τὰ τοιαῦτα συμβέβηκε πάθη, wo πάθη gesagt wird, obgleich vorher gerade von Handlungen die Rede ist. Ferner behaupte ich auch gar nicht, daß πάθημα genau dasselbe ist wie πρᾶγμα, aber wohl darf man m. E. ein Geschehnis, ein Ereignis, einen Vorgang, ein leidvolles Erlebnis oder dergleichen mit einer 'Handlung' in Beziehung setzen, also πάθος und παθήματα

Digitized by Google

auf *πρᾶξις* und *πράγματα* beziehen. Daß dies durchaus möglich ist, zeigen neben der eben angeführten Stelle 1454 a 12 deutlich Aussprüche wie 1451 b 29 *μιμεῖται τὰς πράξεις· κἂν ἄρα συμβῇ γενόμενα ποιεῖν, οὐδὲν ἧττον ποιητής ἐστι* 'er stellt Handlungen dar; und wenn er nun auch wirklich Geschehenes dichtet, so ist er darum nicht weniger ein Dichter'; 1452 a 3 *οὐ μόνον τελείας ἐστὶ πράξεως ἡ μίμησις ἀλλὰ καὶ φοβερῶν καὶ ἐλεεινῶν* (sc. *πραγμάτων* oder *παθημάτων*), *ταῦτα δὲ γίνεται μάλιστα* .. 'Die Tragödie ist die künstlerische Gestaltung nicht nur einer abgeschlossenen Handlung, sondern auch von Furcht und Mitleid erregenden Ereignissen; diese treten aber meistens dann ein . . .'; 1453 b 5 *ὥστε τὸν ἀκούοντα τὰ πράγματα γινόμενα καὶ φρίττειν καὶ ἐλεεῖν ἐκ τῶν συμβαινόντων* 'so daß der, der die Handlungen, die sich abspielen, hört, Schauder und Mitleid empfindet infolge der Vorgänge'. Besonders bezeichnend ist aber 1452 b 12 *πάθος ἐστὶ πρᾶξις φθαρτικὴ ἢ ὀδυνηρά*, wobei also *πάθος* geradezu durch *πρᾶξις* erklärt wird, und 1453 b 18 *ὅταν ἐν ταῖς φιλίαις ἐγγένηται τὰ πάθη* 'wenn die leidvollen Ereignisse unter Freunden eintreten', wo *πάθη* als ganz gleichwertig mit den *πράξεις* in Zeile 15 und den *πράγματα* in Zeile 13 steht und erläutert wird durch *οἷον εἰ ἀδελφὸς ἀδελφὸν ἢ υἱὸς πατέρα ἢ μήτηρ υἱὸν ἢ υἱὸς μητέρα ἀποκτείνει ἢ μέλλει ἤ τι ἄλλο τοιοῦτον δρᾷ*, als keineswegs durch 'passive Erfahrungen eines Wesens', sondern durch Totschlagen und ähnliche Handlungen.

Was nun die Beziehung von *τῶν τοιούτων παθημάτων* auf *πρᾶξις σπουδαία καὶ τελεία* betrifft, so ist zunächst wertvoll das Zugeständnis Dyroffs, daß ich *τοιοῦτος* 'ganz richtig und dem aristotelischen und nacharistotelischen Sprachgebrauch gemäß' übersetze. Wenn D. dann sagt, 'die S. 55 (nämlich meiner Schrift vom Jahre 1912) angeführten Parallelen sind keine', so wundert es mich, daß er auf meine Ausführungen darüber in der Zeitschrift f. österr. Gymnasien LXVIII, 1917, S. 147 f. gar nicht eingeht, obgleich er sie kennt. Daß ich die Frage der Beziehung des *τοιοῦτος* in meiner früheren Schrift nur etwas oberflächlich behandelt habe, gebe ich zu; ich hatte aber geglaubt, daß der freie Gebrauch von *τοιοῦτος* bekannter sei, als er es tatsächlich ist. Die Darlegungen in der Zeitschrift f. öst. Gymn. müßten aber nun m. E. genügen zum Beweise, daß *τῶν τοιούτων παθημάτων* durchaus nicht auf *ἔλεος* und *φόβος* bezogen werden muß. Ich habe da folgende vier Stellen genauer besprochen: 1. Soph. Trach. 1264 ff., wo *τοιαῦτα πάθη* nicht auf unmittelbar vorher genannte Stimmungen bezogen werden kann, sondern ganz allgemein solche Leiden bezeichnen muß, wie man sie in dem Drama mitangesehen hat; 2. Aristot. Poetik 1454 a 12, wo *τὰ τοιαῦτα πάθη* Schicksale solcher Art bezeichnet, wie sie 1453 b 28 bis 54 a 8, also mehr als vier Zeilen vorher, geschildert sind; 3. ebenda 1453 b 13 ff., wo mit *τὰς τοιαύτας πράξεις* allgemein solche Handlungen gemeint sind, wie sie in der Tragödie vorkommen, während eine Beziehung des *τοιοῦτος* auf Nahestehendes völlig ausgeschlossen ist; 4. ebenda 1452 b 31 ff., wo *τῆς τοιαύτης μιμήσεως* nur als eine solche künstlerische Gestaltung gefaßt werden kann, wie sie gerade behandelt wird, nämlich die tragische, wohingegen sich

Digitized by Google

τοιοῦτος unmöglich auf das vorhergehende φοβερῶν καὶ ἐλεεινῶν oder auf ἁπλῆν καὶ πεπλεγμένην beziehen kann.

Da diese Stellen, wie es scheint, Dyroff noch nicht überzeugt haben, so will ich hier einige weitere Beispiele anführen, und zwar zunächst aus dem Deutschen und dem Lateinischen; denn unser 'derartig', 'ein solcher' und eiusmodi, talis wird genau so gebraucht wie τοιοῦτος. Wenn es in einer Rede (aus dem Jahre 1915) heißt: 'Niemals in seiner tausendjährigen Geschichte hat sich das deutsche Volk so geschlossen und entschlossen, so tüchtig und so groß gezeigt wie in diesem Kriege. Wir blicken in Ehrfurcht und voll Stolz darauf, überzeugt, daß solchen Eigenschaften, so echter, schlichter Größe, der Sieg nicht fehlen wird', wird es da einem einfallen, 'solche Eigenschaften' auf Ehrfurcht und Stolz zu beziehen? — Im September 1918 sagte ein Reichstagsabgeordneter: 'Die englische Seemannsvereinigung hat ihre Mitglieder verpflichtet, die Delegierten zur Stockholmer Konferenz nicht zu befördern, und hat es dem Sekretär des Internationalen Sozialistischen Büros unmöglich gemacht, nach Frankreich zu gelangen, um in der französischen Arbeiterschaft friedensfördernd zu wirken. Was die Regierungen der Ententestaaten durch Paßverweigerung erstrebten, hat diese gewerkschaftliche Organisation praktisch herbeigeführt. Es berührt eigentümlich, den Vertreter einer gewerkschaftlichen Landeszentrale solche Handlungen rühmen zu hören': das sind natürlich nicht 'gewerkschaftliche' Handlungen, sondern solche, wie die vorher erwähnten. — Bei Cicero pro Sex. Roscio Amer. § 54 lesen wir: finge aliquid saltem commode, ut ne plane videaris id facere, quod aperte facis, huius miseri fortunis et horum *virorum talium* dignitati inludere 'so erdichte doch wenigstens etwas, was paßt, damit man nicht deutlich sieht, daß du das tust, was du offensichtlich tust, nämlich, daß du Scherz treibst mit dem Mißgeschick dieses Unglücklichen und mit der Würde dieser angesehenen Männer': talium bezieht sich natürlich nicht auf miseri, es sind nicht 'diese unglücklichen Männer', sondern 'diese Männer, die so sind, wie wir die Richter kennen'. — Caesar de bello Gall. VI, 34, 8 heißt es: omnes evocat spe praedae ad diripiendos Eburones, ut potius in silvis Gallorum vita quam legionarius miles periclitetur, simul ut magna multitudine circumfusa *pro tali facinore* stirps ac nomen civitatis tollatur: hier geht 'für eine solche Untat' zurück auf die im 5. Buch berichtete Vernichtung der 15 Kohorten des Sabinus und Cotta. — Ebenso wird man bei Cicero in Catilinam IV, 8 vergebens nach einer Beziehung des eiusmodi auf unmittelbar vorhergehende Ausdrücke suchen: ut aliqua in vita formido improbis esset posita, apud inferos *eiusmodi* quaedam illi antiqui *supplicia* impiis constituta esse voluerunt, quod videlicet intellegebant eis remotis non esse mortem ipsam pertimescendam: 'derartige Strafen' sind so qualvolle, wie die der Danaiden, des Tantalus, des Sisyphus, solche Strafen, wie sie bekanntlich an den Verbrechern in der Unterwelt vollstreckt wurden.

Wie frei der Gebrauch von τοιοῦτος ist, kann man z. B. deutlich erkennen Lysias VII, 38—41, wo es viermal vorkommt und an keiner Stelle auf etwas näher Stehendes bezogen werden kann. Es heißt da:

Digitized by Google

Ihr müßt erwägen, ihr Ratsherren, welcher von beiden Parteien man mehr Glauben schenken muß, denen, für welche viele Zeugen aufgetreten sind, oder dem, für den niemand einzutreten gewagt hat; ferner ob es wahrscheinlicher ist, daß dieser Mann, ohne dabei Gefahr zu laufen, lügt oder daß ich unter so großer Gefahr eine solche Handlung begangen habe (*τοιοῦτον ἐμὲ ἔργον ἐργάσασθαι*, d. h. eine solche, wie sie mir vorgeworfen wird) . . . Ich für meine Person glaube, daß ihr erkannt habt, daß Nikomachos auf Anstiften meiner Gegner diesen Prozeß führt, nicht als ob er hoffte, mich einer Freveltat zu überführen, sondern in der Erwartung, Geld von mir zu bekommen; denn je mehr Gefahren solche mit sich bringen und je weniger man diesen entgehen kann, um so mehr suchen ihnen alle aus dem Wege zu gehen (*ὅσῳ γὰρ οἱ τοιοῦτοί εἰσιν ἐπαιτιώτατοι καὶ ἀπορώτατοι τῶν κινδύνων, τοσούτῳ πάντες αὐτοὺς φεύγουσι μάλιστα*: die Kommentare schweigen sich, soviel ich sehe, darüber aus, was mit *οἱ τοιοῦτοι* gemeint ist; aber es scheint wohl nur möglich, *ἀγῶνες* dazu zu denken, also "derartige Prozesse", nicht etwa "solche Leute wie Nikomachos", also Sykophanten). Ich hielt das aber nicht für recht, sondern stellte mich, nachdem er mich einmal verklagt hatte, ganz zu eurer Verfügung und versöhnte mich um dieser Gefahr willen mit keinem meiner Gegner, die noch lieber Übles von mir reden als sich selbst loben; und offen hat freilich noch keiner mir ein Leid zuzufügen gewagt, aber sie hetzen solche Leute gegen mich (*τοιούτους*, d. h. solche wie Nikomachos), denen ihr nicht mit Recht Glauben schenken könnt. Ich wäre ja der allerunglücklichste Mensch, wenn ich ungerechterweise in die Verbannung gehen muß, ich, der ich keine Kinder habe und allein stehe, dessen Haus verlassen wäre, dessen Mutter völlig hilflos wäre, der ich auf ein solches Vaterland um der schimpflichsten Beschuldigung willen verzichten müßte (*πατρίδος τοιαύτης στερηθείς*, d. h. ein solches Vaterland, wie es tatsächlich ist, ein so gutes Vaterland) . . .'

Recht bezeichnend ist übrigens, wie mir scheint, auch im § 1 der selben Rede des Lysias folgendes: *εἴ πως οἷόν τε, δοκεῖ μοι δεῖν καὶ τοὺς μὴ γεγονότας ἤδη δεδιέναι περὶ τῶν μελλόντων ἔσεσθαι· διὰ γὰρ τοὺς τοιούτους οἱ κίνδυνοί κοινοὶ γίγνονται καὶ τοῖς μηδὲν ἀδικοῦσι καὶ τοῖς πολλὰ ἡμαρτηκόσιν*, wo 'solche Leute' natürlich nicht 'die ungeborenen Kinder' sind, sondern die Sykophanten.

Aus der Poetik will ich nur noch eine Stelle anführen: 1452 a 38 bis 1452 b 3 *ἡ τοιαύτη ἀναγνώρισις καὶ περιπέτεια ἢ ἔλεον ἔξει ἢ φόβον, οἷων πράξεων ἡ τραγῳδία μίμησις ὑπόκειται· ἔτι δὲ καὶ τὸ ἀτυχεῖν καὶ τὸ εὐτυχεῖν ἐπὶ τῶν τοιούτων συμβήσεται* 'eine solche Erkennung und unerwartete Wendung wird mit Mitleid oder Furcht verbunden sein, und derartige Handlungen soll ja, wie für uns feststeht, die Tragödie künstlerisch gestalten; ferner wird auch Glück und Unglück von solchen abhängen'. Hier weist *ἡ τοιαύτη* auf das 1452 a 31 f. Gesagte zurück und bezeichnet eine Erkennung von Personen im Gegensatz zu der Erkennung von Sachen oder Taten; *τῶν τοιούτων* geht nicht auf das unmittelbar vorhergehende *ἀτυχεῖν καὶ εὐτυχεῖν*, auch nicht auf *ἔλεον ἢ φόβον* (obgleich sich sogar *οἷων πράξεων* . . daran

Digitized by Google

anschließt), sondern auf ἀναγνώρισις, es heißt also nicht 'von solchen Zuständen' oder 'von dergleichen wie Mitleid oder Furcht', sondern 'von solchen Erkennungen', was wohl bisher noch kein Übersetzer oder Erklärer der Stelle bezweifelt hat.

Ebenso zeigt eine genaue Betrachtung aller Stellen der Poetik, in denen τοιοῦτος begegnet, daß es (abgesehen von den Fällen, in denen es sich um eine Aufzählung handelt) meistens auf etwas hinweist, das weiter zurückliegt. Es entspricht also völlig dem Aristotelischen und überhaupt dem griechischen Sprachgebrauche, wenn ich annehme, daß τῶν τοιούτων παθημάτων auf πρᾶξις σπουδαία geht. Das wäre auch möglich, wenn 'Affekte', 'Gemütsstimmungen' die einzige Bedeutung von παθήματα wäre; dann müßte man die Worte so fassen, wie es vor Lessing meistens geschehen ist, z. B. von Curtius (im Jahre 1753), der übersetzt: '. . einer Handlung, welche . . uns vermittels des Schreckens und Mitleidens von den Fehlern der vorgestellten Leidenschaften reinigt'. Von selbst ergibt sich aber die von mir verlangte Beziehung, wenn παθήματα hier nicht 'Affekte', 'Leidenschaften' bedeutet, sondern 'Vorgang', 'Geschehnis', 'leidvolles Ereignis', was ich nicht nur als möglich, sondern für unsere Stelle als am nächsten liegend nachgewiesen habe.

Bei seiner eigenen Deutung der Definition bereitet Dyroff die Erklärung von τοιούτων Schwierigkeiten, die er aber durch Heranziehung von Poetik 19, 1456 a 34 ff.[1]) überwinden zu können glaubt, wo neben ἔλεος und φόβος noch ὀργή genannt und durch καὶ ὅσα τοιαῦτα auf weitere Affekte hingewiesen wird. Er schließt daraus, daß nach Aristoteles die Tragödie nicht bloß Mitleid und Furcht, sondern auch Zorn, heftigen Unwillen, Unzufriedenheit mit unverdientem Glück und wohl auch Neid hervorrufen könne und solle, und damit rücke, meint er, die ganze Definition der Tragödie in ein anderes Licht; Aristoteles sei nicht so töricht, die Reaktionen unseres Gefühls auf die Bühnenhandlungen so eng zu nehmen, daß er nur Mitleid und Furcht berücksichtige. Gegen eine solche Verwendung des 19. Kapitels der Poetik muß ich entschieden Einspruch erheben; der Sinn dieses Abschnittes ist von Dyroff völlig verkannt. Hier tritt nicht, wie D. meint, ein 'Gegensatz zwischen den πάθη ἔλεος und φόβος einerseits und den πράγματα ἐλεεινὰ und δεινά anderseits' klar heraus, sondern Aristoteles sagt, daß die tragischen Personen in ihren Worten und in ihren Handlungen, in dem, was der Dichter sie sagen, und in dem, was er sie tun läßt, gleichmäßig verfahren müssen. Wenn D. sagt, das ἐν Überwegs 56 b 2 sei überflüssig, ja unmöglich, so hat er übersehen, daß ἐν handschriftlich überliefert und durchaus nötig ist; denn zu χρῆσθαι ist nach Vahlens richtiger Erklärung τοῖς τῆς διανοίας μέρεσιν zu ergänzen. In dem ganzen Abschnitt handelt es sich nicht um die Affekte, die durch die Tragödie in dem Zuschauer hervorgerufen werden sollen, sondern in der Hauptsache um die διάνοια, die Gedanken der handelnden Personen, die durch ihre Worte zum Ausdruck gebracht werden

[1]) Das selbe hat übrigens auch schon Liebrich getan in einem Aufsatz über 'die erhebende Wirkung der Tragödie' in Nr. 922 und 941 der Kölnischen Zeitung vom Jahre 1916.

Digitized by Google

sollen; es kommt dabei nach Aristoteles darauf an, Beweise zu führen und zu widerlegen, etwas als groß (bedeutend) oder klein (unwichtig) erscheinen zu lassen und Stimmungen zu schaffen, d. h. der Dichter soll die handelnden Personen in solcher Stimmung auftreten lassen, daß der beabsichtigte Eindruck durch ihre Worte hervorgerufen wird, daß das, was sie sagen, überzeugend wirkt. Solche Stimmungen sind Zorn, Sanftmut, Liebe, Haß, Furcht, Scham, Dankgefühl, Mitleid, Unwillen, Neid usw., übrigens, wie man sieht, nicht bloß 'Unlustaffekte, die eine Überführung in Lust ermöglichen', welche Dyroff für das *τοιούτων* der Definition 'unter allen Umständen' verlangt. Daß es sich hier im 19. Kapitel bei den *πάθη* um die Stimmungen handelt, in denen der Redende erscheinen soll und in denen sich die, zu denen er spricht, befinden sollen (letztere sind natürlich nicht die Zuschauer, sondern die Gegenspieler!), geht deutlich hervor aus der Stelle der 'Rhetorik', auf die Aristoteles hier Zeile 35 ausdrücklich verweist. Dort hat er (im zweiten Buch) eingehend die einzelnen Stimmungen der Reihe nach, wie ich sie eben aufgezählt habe, behandelt, nachdem er in der Einleitung bemerkt hat, es mache für die Überzeugung viel aus, daß der Redner in einer gewissen Stimmung erscheine und daß wir eine gewisse Stimmung voraussetzen, in der er zu uns stehe; ebenfalls wird dort von Beweis und Widerlegung (*ἀποδεικνύναι, λύειν*) und von Vergrößern und Verkleinern (*μέγεθος, μικρότητα*) gehandelt. Also in den Reden, den Ausführungen des Schauspielers (wie auch in seinen Handlungen) sollen die verschiedenen *πάθη* Zorn, Besänftigung, Liebe, Haß, Furcht usw. zutage treten: das sagt Aristoteles im 19. Kapitel; dagegen in den Erörterungen über den *μῦθος*, die *σύστασις τῶν πραγμάτων*, ist einzig und allein von *ἔλεος* und *φόβος* die Rede, davon wird mehrere Seiten hindurch ausführlich gehandelt; demnach hat Aristoteles in der Definition neben *ἔλεος* und *φόβος* nicht noch andre *πάθη* gebrauchen können oder nennen wollen.

Gegen meine Deutung von *κάθαρσις τῶν τοιούτων παθημάτων* hat Dyroff noch einige weitere Bedenken erhoben. Wenn er sagt: 'Die *μίμησις* . . könnte nur sich reinigen, nicht ihr Vorbild', so gestehe ich, daß dieser Einwurf mir nicht recht verständlich ist. Weshalb soll nicht der *μιμητής*, der Bildner, den Stoff, der sich ihm dargeboten hat, umgestalten und reinigen? Denn *μιμητής* kann ich ohne weiteres für *μίμησις* einsetzen; 'die künstlerische Gestaltung bewirkt die Reinigung solcher Geschehnisse' ist nach Aristotelischer Ausdrucksweise = 'der tragische Dichter bewirkt die Reinigung', wie sich z. B. aus 1451 b 7 ff. ergibt, wo *ποίησις* und *ἱστορία* = *ποιητής* und *ἱστοριογράφος* ist. Daß der Dichter aber den überlieferten oder erdachten Stoff, also die *πρᾶξις σπουδαία καὶ τελεία*, zu bearbeiten hat, davon redet doch Aristoteles lang und breit: nicht bloß nach dem Gesetz der Wahrscheinlichkeit und Notwendigkeit muß die Umgestaltung vollzogen werden, sondern der *μιμητής* muß auch darauf achten, daß die Begebenheiten Mitleid und Furcht erwecken.

Daß Dyroff meine Theorie von der Reinigung der Vorgänge durch Mitleid und Furcht 'schon in sich sonderbar' findet, bedaure ich, tröste mich aber damit, daß z. B. Süß, ein genauer Kenner der einschlägigen

Digitized by Google

Fragen, so geurteilt hat: 'Zweifellos ist der von dem Verfasser seiner Interpretation zugrunde gelegte Gedanke echt aristotelisch.'

Dyroff fährt fort: 'Otte hat nicht im mindesten gezeigt, daß Aristoteles sich vorstellt, als würden Handlungen u. dgl. durch Mitleid und Furcht gereinigt, und daß das *ἐμποιεῖν τὴν ἀπὸ ἐλέου καὶ φόβου διὰ μιμήσεως ἡδονὴν ἐν τοῖς πράγμασι* von Aristoteles als eine Katharsis betrachtet wird.' Demgegenüber muß ich zunächst betonen, daß Aristoteles nach meiner Darstellung nicht das *ἐμποιεῖν τὴν . . ἡδονήν* als eine Katharsis betrachtet, sondern das *ἐμποιεῖν* von *ἔλεος* und *φόβος*. Dyroff zitiert falsch; bei Aristoteles steht: *ἐπεὶ τὴν ἀπὸ ἐλέου καὶ φόβου διὰ μιμήσεως δεῖ ἡδονὴν παρασκευάζειν τὸν ποιητήν, φανερὸν ὡς τοῦτο ἐν τοῖς πράγμασιν ἐμποιητέον*, und daß *τοῦτο* darin nicht auf *ἡδονήν* gehen kann, sondern *ἐλεεινόν* und *φοβερόν* bezeichnen muß, geht aus dem ganzen Zusammenhang klar hervor; es folgen ja auch unmittelbar darauf die Worte *ποῖα οὖν δεινὰ ἢ ποῖα οἰκτρὰ φαίνεται τῶν συμπιπτόντων, λάβωμεν*, Aristoteles will also erörtern, was für Vorgänge furchtbar und was für welche mitleiderregend erscheinen. Wenn man den ganzen Abschnitt betrachtet, in dem Aristoteles von der Erregung von Mitleid und Furcht als einem wesentlichen Moment der Tragödie ausführlich handelt (besonders Kapitel 13 und 14), so ergibt sich als seine Ansicht: nicht alle *πράξεις σπουδαῖαι* sind tragisch; um das zu sein, müssen sie zugleich Mitleid und Furcht erwecken; eben erst durch die Verbindung mit *ἔλεος* und *φόβος* werden die Vorgänge tragisch, und daher muß der tragische Dichter in die überlieferten Mythen Mitleid und Furcht hineinbringen. Diejenigen Handlungen aber, die unserm sittlichen Empfinden widersprechen, die nicht tragisch sind, nennt Aristoteles *μιαρὰ πράγματα*; wenn sie Mitleid und Furcht erregen, sind sie nicht mehr *μιαρά*, das Unreine hat der Dichter also durch Einführung von Mitleid und Furcht zu beseitigen. Diese Auffassung des Aristoteles glaubte ich unter Anführung der Beweisstellen auf S. 49 bis 54 meiner Schrift so dargelegt zu haben, daß an der Richtigkeit der Angaben nicht gezweifelt werden kann; ich möchte also Dyroff bitten, jene Ausführungen nochmals zu prüfen.

Wenn Dyroff bemerkt: 'Auch dürfte nicht dastehen: *δι' ἐλέου καὶ φόβου*, vielmehr . . hätte Aristoteles schreiben müssen: *δι' ἐλεεινῶν καὶ φοβερῶν περαίνουσα τὴν κάθαρσιν*', so bitte ich 1453 b 11 zu vergleichen, wo auch *ἀπὸ ἐλέου καὶ φόβου* steht, während es ebensogut *ἀπὸ ἐλεεινῶν καὶ φοβερῶν* heißen könnte: die Freude wird durch eine solche künstlerische Gestaltung des Stoffes hervorgerufen, die in uns die Gefühle des Mitleids und der Furcht lebendig werden läßt (vgl. meine Schrift S. 27). Sodann gebraucht Aristoteles häufig (z. B. 1452 b 1; 1453 a 4) *ἔχει ἔλεον* oder *φόβον* = *ἐλεεινόν* oder *φοβερόν ἐστι*, und in der Definition hat er wohl gerade absichtlich *ἔλεος* und *φόβος* als die *δυνάμεις* gewählt, die die Reinigung bewirken; vgl. Plato Sophistes 227 B *δυνάμεις, ὅσαι σῶμα εἴτε ἔμψυχον εἴτε ἄψυχον εἰλήφασι καθαίρειν*: wie man auch sonst bei den verschiedenen *καθάρσεις* das geeignete Mittel an den Gegenstand, der gereinigt werden soll, heranbzw. in ihn hineinbringen (*παρασκευάζειν, ἐμποιεῖν*) muß, so erfolgt die Reinigung des *μῦθος*, der *πράξεις σπουδαῖαι* der Tragödie, die

Digitized by Google

ursprünglich ein *μιαρόν* enthalten, die also gereinigt werden müssen, um tragisch zu sein, durch die *δυνάμεις ἔλεος* und *φόβος*.

Was die Bedeutung von *μιαρός* betrifft, über die ich nach Dyroff die Leser im ungewissen gelassen haben soll, so glaubte ich meine Ansicht genügend zum Ausdruck gebracht zu haben dadurch, daß ich 1. sagte, *μιαρός* sei der Gegensatz von *καθαρός*, 2. auf den übertragenen Gebrauch von *καθαρός* und *μιαρός* hinwies und 3. *μιαρὰ πράγματα* mit 'Handlungen, welche unserm sittlichen Empfinden widersprechen' widergab. Dem *καθαρός* = 'rein' steht gegenüber *μιαρός* = 'unrein', 'unsauber', 'schmutzig', wofür wir bei dem übertragenen Gebrauch wohl recht gut 'abscheulich' einsetzen können; vgl. Soph. Ant. 746 *ὦ μιαρὸν ἦθος* 'schmutzige Gesinnung' oder 'abscheuliche Gesinnung'; Trach. 987 *ἡ δ' αὖ μιαρὰ βρύκει* 'die abscheuliche Krankheit' (vgl. G. Hermann zu dieser Stelle); Aristoph. Ach. 282 *παῖε πᾶς τὸν μιαρόν* und 285 *σὲ μὲν οὖν καταλεύσομεν ὦ μιαρὰ κεφαλή*: beidemal von dem 'unsauberen', 'abscheulichen' Kerl; Eur. Cycl. 676 *ὁ ξένος ὁ μιαρός* der 'abscheuliche' Fremde; Plato Apologie 23 C *Σωκράτης τίς ἐστι μιαρώτατος καὶ διαφθείρει τοὺς νέους* Sokrates ist ganz 'abscheulich'. In eigentlicher Bedeutung steht *μιαρός* z. B. Il. 24, 420 von Hektors Leichnam *ἐερσήεις κεῖται, περὶ δ' αἷμα νένιπται οὐδέ ποθι μιαρός* 'taufrisch liegt er da, das Blut ist ganz abgewaschen, und nirgends ist er schmutzig'. Aristoteles, bei dem sich übrigens *μιαρός* nur an unsern drei Stellen findet, hat jedenfalls, wie man wohl annehmen kann, auch hier trotz des übertragenen Gebrauchs noch die ursprüngliche Bedeutung empfunden; zu übersetzen hat man etwa: 52 b 38 'das erregt nicht Furcht und auch kein Mitleid, sondern ist abscheulich' (d. h. es widerspricht unserm sittlichen Empfinden); 53 b 37 'am schlimmsten ist es, wenn einer wissentlich eine heillose Tat begehen will und sie nicht vollbringt; denn das behält das Unsaubere und ist nicht tragisch': eine solche Handlung kann weder Furcht noch Mitleid erregen, sie ist abscheulich; 54 a 3 'besser ist, wenn einer die Tat unwissentlich vollbringt und nach der Tat die Erkennung erfolgt; denn so fällt das Abscheuliche fort, und die Erkennung wirkt erschütternd'.

Da also, wie man sieht, *μιαρός* an allen drei Stellen gut paßt, so liegt kein Grund vor, es zu ändern, was Dyroff leider tut; er schreibt an der ersten Stelle *πικρόν* und an den beiden anderen *μικρόν*. Wenn das richtig wäre, so würde allerdings meiner Interpretation der *κάθαρσις τῶν παθημάτων* eine Hauptstütze entzogen; aber ich glaube nicht, daß Dyroffs Änderungsvorschläge Beifall finden werden.

Gegen Dyroffs Behauptung: 'Da Mitleid und Furcht für Aristoteles Schmerzen und diese Übel sind, müßte eigentlich durch ihre Einführung in die Handlung diese erst recht verunreinigt werden', möchte ich nur bemerken, daß Dyroff ebensogut sagen könnte, ja müßte: 'Da *φάρμακα* Gifte sind, müßte eigentlich durch ihre Einführung in den Körper dieser erst recht verunreinigt werden.' Tatsache ist jedenfalls, daß nach dem überlieferten Text Aristoteles sagt: ohne *ἔλεος* und *φόβος* sind die *πράγματα μιαρά*, dagegen wenn sie *ἔλεος* und *φόβος* erregen, sind sie nicht mehr *μιαρά*, dann erst sind sie tragisch.

'Unmöglich wird endlich Ottes Deutung,' sagt Dyroff weiter, 'durch

Digitized by Google

die bekannte Politikstelle 1342a, b, die ja ausdrücklich auf die Erörterung des κάθαρσις-Begriffs in der Poetik verweist'. Dyroff hätte nur dann recht, wenn die Definition wirklich die Stelle wäre, auf die Aristoteles in der Politik hindeutet; das ist aber durchaus nicht der Fall. Wird denn in der Definition oder überhaupt in der Poetik deutlicher (σαφέστερον ἐροῦμεν!) über die κάθαρσις gesprochen? Im Gegenteil wird in der Politik viel mehr als in der Poetik über sie gesagt, so daß man ja eben meint, aus der Politikstelle den Begriff, der in der Poetik völlig dunkel bleibt, erklären zu können. Nach den Angaben in der Politik kann man sich auch ein klares Bild davon machen, was Aristoteles mit jener κάθαρσις meint; da steht aber, was m. E. nicht übersehen werden darf, an allen Stellen, wo jene κάθαρσις erwähnt wird, nicht κάθαρσις τῶν παθῶν oder παθημάτων, sondern bloß κάθαρσις, und nichts zwingt uns zu der Annahme, daß in der Definition dieselbe κάθαρσις gemeint ist wie in der Politikstelle. In letzterer ist von der Tragödie oder deren Aufführung keine Spur zu finden; Aristoteles hat es da allein mit der Musik zu tun; bestimmte Arten von Musik, sagt er, sind imstande, das übervolle Gemüt des Menschen zu reinigen, denjenigen, der von einem Gefühl bedrückt wird, von diesem Druck zu befreien; und dabei denkt er nicht nur an die von Mitleid oder Furcht Ergriffenen und an die, die dem Enthusiasmus besonders unterworfen sind, sondern auch an solche, die ein Zuviel von irgendeiner anderen Empfindung haben, also an Menschen, die unter Neid, Haß, Sorge, Dankgefühl, Liebe, Eifersucht usw. zu leiden haben. Daß diese hier gemeinte κάθαρσις mit einem Lustgefühl verbunden ist (γίγνεσθαί τινα κάθαρσιν καὶ κουφίζεσθαι μεθ' ἡδονῆς), ist nicht zu leugnen, habe ich auch nie bestritten; aber es ist unrichtig, daraus zu folgern, daß jede ἡδονή und vor allem die οἰκεία ἡδονή der Tragödie etwas mit der κάθαρσις zu tun habe. Nach Aristoteles' bestimmter Angabe beruht die οἰκεία ἡδονή der Tragödie auf der Erkenntnis des Zuschauers, daß die leidvollen Geschehnisse des Stückes, die sein Mitleid und seine Furcht erregt haben, sich mit innerer Notwendigkeit entwickelt haben. Von κάθαρσις ist dabei keine Spur zu entdecken.

Schließlich noch eine kurze Bemerkung zu Dyroffs letztem Einwand: 'Die Behauptung Ottes, daß die Wirkung auf die Zuschauer gar nicht in die Definition hineingehöre, ist ein schwer begreiflicher Ausspruch. Ist denn das Mitleid und die Mitfurcht irgendwo anders als im Hörer denkbar? Für wen soll denn der λόγος der tragischen Nachahmung ἡδυσμένος sein? Etwa für den tragischen Helden und seinen Mitunterredner?' Dyroff hat natürlich recht, daß der λόγος um des Zuschauers willen ἡδυσμένος sein soll und daß ἔλεος und φόβος in dem Zuschauer erregt werden müssen, aber etwas anderes ist es, wie die Tragödie in der schönen Sprache und mit ihren Mitleid und Furcht erregenden Vorgängen auf den Zuschauer wirkt d. h. ob nun auch gesagt werden soll, daß er von Mitleid und Furcht gereinigt oder daß Mitleid und Furcht in ihm gereinigt wird oder was sonst dadurch erreicht werden soll. Übrigens habe ich nur Goethes Auffassung von der Sache angegeben und für wahrscheinlich erklärt, daß er recht hat.

Berlin-Lichterfelde. Heinrich Otte.

Digitized by Google

Das Proömium des polybianischen Geschichtswerks

Polybios will Weltgeschichte schreiben. Meine Darstellung, sagt er I 3, 1, beginnt auf griechischem Boden mit dem Bundesgenossenkrieg der vereinten Makedonen und Achäer gegen die Ätoler, in Asien mit dem Krieg des Antiochos III. und Ptolemaios IV. Philopator um den Besitz von Coelesyrien, im Westen mit dem 2. punischen Krieg. Sie hebt an mit dem Jahr 220/19 v. Chr. d. h. mit der 140. Olympiade.

Warum mit diesem Jahr? Weil vordem die Händel der bewohnten Erde sich in ihrer Entfachung wie in ihrer Zielsetzung eigentlich isoliert voneinander abspielten und in lokaler Trennung ausgetragen wurden, während seit dem das Geschehen gewissermaßen körperhaft (*οἱονεὶ σωματοειδῆ*) wurde, so zwar daß die italisch-libyschen Ereignisse mit den asiatisch-hellenischen verflochten wurden und *πρὸς ἓν γίνεσθαι τέλος τὴν διαφορὰν ἁπάντων* (§ 3—5).

Seit 220! Da erkennt Polybios mit dem Blick des echten Historikers den inneren Zusammenhang der Dinge. Wird doch, äußerlich betrachtet, die römische Politik dem Osten gegenüber erst 20 Jahre später wirklich aktiv. Denn ob zwar der Makedone Philipp V. Hannibal nach der Schlacht bei Cannae zu gemeinsamem Vorgehen die Hand bot und damit natürlich Gegenmaßnahmen der Römer hervorrief, und ob auch Rom selbst seit 230 v. Chr. in Illyrien interessiert war: das sind Symptome, nicht die Motive für die Expansion nach Osten, die 200 v. Chr. einsetzt. Sie konnte erst nach der Niederwerfung Karthagos kommen, aber dann mußte sie freilich auch kommen; das hat Polybios bis zum gewissen Grade wenigstens richtig beobachtet. Denn als der 2. punische Krieg gewonnen war, sagt er § 6, da wußte man in Rom, daß die Hauptarbeit auf dem Wege der Welteroberung getan war (*κρατήσαντες Ῥωμαῖοι Καρχηδονίων καὶ νομίσαντες τὸ κυριώτατον καὶ μέγιστον μέρος αὑτοῖς ἠνύσθαι πρὸς τὴν τῶν ὅλων ἐπιβολήν*); darum konnte man es jetzt wagen, die Hand unmittelbar nach der andern Seite auszustrecken und mit Heeresmacht nach Griechenland und Asien hinüberzugehen. Darin liegts ausgesprochen: nicht infolge des Eingreifens König Philipps, nicht während des hannibalischen Krieges kam in Rom der Gedanke auf, das imperium nach Osten vorzutragen. Vielmehr war der westliche Krieg als solcher, als Ganzes, die Vorstufe für die Eroberung des Ostens. Und wenn sich selbst Rom in Illyrien und auf dem Balkan stärker engagiert gehabt hätte, als es 230 geschehen war: ohne den Niederbruch Karthagos hätte jedem Schritt aktiver Ostpolitik der sichernde Rückhalt gefehlt.

Digitized by Google

Kromayer hat unlängst sehr schön auseinandergesetzt, daß die Expansion Roms, sein Eingreifen in die griechische Welt auf einem Naturgesetz beruhe, nach dem die Völker wenigstens der europäischen Rasse, soweit sie auf niederer Kulturstufe stehen, sich stets nach dem Lichte der höheren Kultur hingezogen fühlen, und daß eben dieses Gesetz, um in der römischen Politik wirksam werden zu können, zuvor die Rückendeckung Italiens gegen Karthago vorgeschrieben habe. Dem wird man so kaum zustimmen können. Denn ob zwar auch dieses Gesetz wirksam gewesen sein mag, so wurde es jedenfalls komplementiert oder vielmehr überschattet durch jenes andere, nach dem die Römer 'aus dem Instinkt ihrer historischen Struktur oder einem unbeirrbaren Herrscherwillen heraus sich ihren Weg bahnen' (Troeltsch). Doch sei dem wie ihm wolle: das Wirken eines solchen Gesetzes hat jedenfalls auch Polybios schon stark genug gefühlt. Denn die ganze Entwicklung, erklärt er 4,1 wie selbstverständlich, war nicht der Ausfluß von willkürlichen Maßnahmen menschlicher Regie, vielmehr offenbart sich in ihr ein höheres Walten: *ἡ τύχη σχεδὸν ἅπαντα τὰ τῆς οἰκουμένης πράγματα πρὸς ἓν ἔκλινε μέρος καὶ πάντα νεύειν ἠνάγκασε πρὸς ἕνα καὶ τὸν αὐτὸν σκοπόν.* Freilich, Polybios kennt dieses gesetzliche Walten nur in seiner wirkenden Kraft. Von wannen es kommt, danach hat er noch nicht gefragt.

Dieses Walten der *τύχη* nun, so heißts im Proömium (l. c.) weiter, muß in der historiographischen Darstellung natürlich zur Geltung kommen: *δεῖ διὰ τῆς ἱστορίας ὑπὸ μίαν σύνοψιν ἀγαγεῖν τοῖς ἐντυγχάνουσι τὸν χειρισμὸν τῆς τύχης, ᾧ κέχρηται πρὸς τὴν τῶν ὅλων πραγμάτων συντέλειαν.* Das klingt so gut, daß sich uns unmittelbar die Frage aufdrängt, wie Polybios dieser seiner eigenen Forderung wohl gerecht geworden ist. Indes das lassen wir hier beiseite und begnügen uns mit der Feststellung, daß der Autor im Prinzip jedenfalls Recht hat: wer die Weltgeschichte dieser Zeitperiode in pragmatischer Manier schreiben will, für den gibt es vernünftigerweise nur einen Blick- und Richtpunkt der Betrachtung (*ἓν ἔργον καὶ θέαμα ἓν τοῦ σύμπαντος* III 1, 3; *θεώρημα περὶ τὴν ὑπόθεσιν* I 2, 1): das Weltgeschehen ist ihm gezeichnet und ausgezeichnet durch das Vordringen Roms. Drum muß dieser Gesichtspunkt zum Leitmotiv werden und pragmatische Geschichte schreiben heißt darstellen, wie die Welt römisch ward [1]).

Diese Art der Betrachtung war im Grunde ein Novum in der Geschichte der Historiographie. Weltgeschichte als solche hatte gewiß auch Ephoros schon geschrieben. Aber welch ein Abstand: eine Froschperspektive, um mit Ed. Schwartz zu reden, kein Leitmotiv. Und wenn denn auch die *τύχη* selbst für den von Polybios gewählten Zeitabschnitt den politisch geschulten, politisch orientierten Mann gebieterisch genug auf diese Perspektive hinwies: er hat doch einen Bann gebrochen, indem er sich so einstellte.

[1]) Hätte dem Autor die moderne Titulatur zu Gebote gestanden, so würde er sich vielleicht eines Untertitels bedient und sein Werk mehr oder weniger geschmackvoll überschrieben haben: Weltgeschichte vom Beginn des hannibalischen Krieges bis zur Schlacht bei Pydna unter besonderer Berücksichtigung der Entwicklung des Römerreichs.

Digitized by Google

Im Folgenden hebt dann Polybios ausdrücklich hervor, daß diese originale Art der Betrachtung ihn vor allem, und zwar von Anfang an, zu seiner Arbeit angeregt habe: *τὸ προκαλεσάμενον ἡμᾶς καὶ παρορμῆσαν πρὸς τὴν ἐπιβολὴν τῆς ἱστορίας μάλιστα τοῦτο γέγονεν* (4, 2). Dieses Bekenntnis des Autors (seine originale Auffassung sei vorhanden gewesen als er zu schreiben anfing) hat man anzweifeln wollen. In seinen Anfängen unterscheide sich Polybios nicht von den zünftigen Historikern. Rhetor sei er gewesen wie sie alle. Denn indem er sage, er wolle 'das gewaltige Wunder erzählen, wie Rom in nicht ganz 53 Jahren die gesamte *οἰκουμένη* sich unterworfen habe', komme es ihm 'deutlich darauf an, die Leistung möglichst groß, die Dauer möglichst klein', jene mithin als ein *παράδοξον* erscheinen zu lassen. Wäre das richtig, so ergäbe sich daraus allerdings die Folgerung, daß der geschilderte Zeitraum 'das knappste überhaupt mögliche Spatium für die Expansion Roms darstellen' müßte, was in Wirklichkeit nicht der Fall ist. Denn nicht im Jahre 220 bei Eröffnung des hannibalischen Angriffs auf Sagunt hat Rom unmittelbar begonnen, sich die Welt zu Füßen zu legen (von dem Zeitpunkt an ging seine Entwicklung vielmehr zunächst abwärts) sondern 216 nach Cannae. Und demnach würden nicht die fast 53 Jahre 220—168/7, sondern die fast 50 (abgekürzt aus 48) Jahre 216—168/7 das denkbar kürzeste Spatium bilden, das die angeblich rhetorische Stipulierung des Themas fordern ließe. Diesen Widerspruch nun hat man mit einer Mauserung des Polybios erklärt, der den ersten Entwurf seines Werks nach dem Thema 'Eroberung der Welt durch Rom von Cannae bis Pydna' geschrieben, diese Fassung dann aber — indem jetzt erst der rhetorisierende Historiker zum praktisch-politischen geworden sei — zu einer Weltgeschichte großen Stils, die alle Staaten in paralleler Darstellung gleicherweise umfaßte, erweitert und ausgearbeitet habe.

Kann davon im Ernste die Rede sein? Die Frage aufwerfen heißt sie verneinen. Denn ob es zwar gewiß ist, daß ein Proömium, eine *προέκθεσις*, gemeinhin nicht zu Beginn eines Werkes geschrieben wird, so kommt das in diesem Falle doch ganz gewiß nur auf ein *πρότερον ὕστερον* hinaus. Oder will man wirklich glauben, daß Polybios seine eigene originale Auffassung erst in späteren Jahren gewonnen habe, nachdem er rhetorischer Klitterung Valet gesagt hätte? Der Sohn des achäischen Bundesstrategen sollte im Laufe der Zeit ein anderer geworden sein? Wäre nicht vielmehr ein anderer gewesen, von Kindesbeinen an durch das geistige Erbe des Vaters und durch das Milieu, in dem er aufwuchs? Mich dünkt, es liegt nicht der mindeste Grund vor, in sein Wesen und Leben, in sein Werk auch, diesen Gegensatz hineinzutragen, kein irgendwie tragendes Moment, das zeigte, er habe zur Rhetorik je in einem innern Verhältnis gestanden.

Immerhin darf die Forschung sich natürlich die Mühe der Nachprüfung nicht verdrießen lassen. Wo Anzeichen vorhanden sind, daß der Autor gelegentlich oder zu gewisser Zeit der rhetorischen Brille einmal nicht entraten hat, da wird sie ihnen auf den Grund gehen müssen.

Und da zeigt vor allem das Proömium eine gewisse rhetorische Ver-

Digitized by Google

brämung. Aber woher stammt sie? Der Autor steht hier direkt unter dem Einfluß einer einschlägigen Literatur, die, wie Ed. Meyer in anderm Zusammenhang ausgesprochen hat, 'schon durch ihr bloßes Dasein von Einfluß auf seine Darstellung gewesen' ist. Und im übrigen wird ein Historiker dadurch noch nicht zum Rhetor, daß er — wie andere es vor ihm getan haben — erklärt, er wolle kein Loblied auf die Historiographie singen (da dies abgeleiert sei), und weil er sich zu zeigen bemüht, 'daß das von ihm gewählte Thema der Behandlung würdig, d. h. ein *παράδοξον* sei', und weil er zu diesem Zwecke eine breitere Synkrisis vornimmt, die ebenfalls ein Requisit aus der Rüstkammer der Rhetorik ist.

Aber das ist eine äußerliche Erklärung, und in Wahrheit hat der rhetorische Einschlag im Proömium noch seine besondere Note. Eben das Wunder der Geschichtsperiode (*αὐτὸ τὸ παράδοξον τῶν πράξεων*), die ich schreiben will, sagt Polybios 1, 4, ist geeignet, zur Lektüre meines Werkes anzuregen (*προκαλέσασθαι καὶ παρορμῆσαι πάντα πρὸς τὴν ἔντευξιν τῆς πραγματείας*). Denn weil der Vorgang einzig dasteht, weil noch nie ein Volk in knappen 53 Kampfjahren sich die Welt zu Füßen gelegt hat, darum wird nur der Banause und ewig Träge nicht das Verlangen spüren, von diesem Wunder zu hören und seiner Erklärung auf den Grund zu kommen.

In welchem Zusammenhang also fällt das Wort *παράδοξον*, an dem sich der Widerspruch des modernen Kritikers emporgerankt hat? An der Spitze der Captatio benevolentiae des Lesers. Das stelle man sich klar vor Augen, und man versteht sofort, warum Polybios so gesprochen hat, wie er spricht, statt kurzerhand zu sagen, ich schreibe römische Geschichte oder die römische Welteroberung. Die Expansion Roms ist ihm eben hier nicht sowohl Leitmotiv denn vielmehr ganz einach Schlagwort. Das Motiv hat ihn selbst, wie er sagt, zur Arbeit begeistert; das Schlagwort wird andere zum Lesen und Kaufen seines Werkes veranlassen. Geben wir der Sache darum ruhig ihren richtigen Namen: Polybios wollte die anderen Geschichtswerke beim Publikum verdrängen, d. h. geschäftlich gesprochen, er wollte die Konkurrenz aus dem Felde schlagen. Dazu bedurfte er des geschäftlichen Mittels der — Reklame; und reklamehaft ist der Leitsatz in 1, 4—6 allerdings zurechtgemacht, ja auf Reklame sind die ganzen beiden ersten Kapitel überhaupt berechnet: sie sind für das Gesamtwerk der Prospekt.

Damit ist der rhetorische Einschlag des Proömiums erklärt und kein Zweifel mehr statthaft: Polybios war von je politischer Historiker, und als solcher hat er auch das politische Wunder des Welteroberungskampfes der Römer nur sehen und begrenzen können, wie die *τύχη* selbst es zu begrenzen schien, d. h. nach oben durch den Angriff Hannibals auf Sagunt, durch den der Krieg ausgelöst wurde.

Charlottenburg. Oskar Viedebantt.

Digitized by Google

Weidmannsche Buchhandlung

Empfehlenswerte
Weihnachtsgeschenke

Geschichte der deutschen Literatur von **Wilhelm Scherer**. 14. Aufl. Mit dem Bilde des Verfassers. Geb. 20 M.

„Die Geschlossenheit und der große Zug der Auffassung, die Leuchtkraft und innere Wärme der Darstellung sind es, die es jung erhalten." Literar. Rundschau.

„Man muß ihr das glänzende Zeugnis ausstellen, daß sie noch immer an der Spitze marschiert und als Ganzes auch heute noch nicht überboten ist." Der Türmer.

Die Kulturwerte der deutschen Literatur in ihrer geschichtlichen Entwicklung von **Kuno Francke**.
Erster Band: Die Kulturwerte der deutschen Literatur des Mittelalters. Geb. 6 M.

„Kein Buch gewöhnlichen Schlages, sondern eine Tat, ein wirkliches Stück Geschichte des deutschen Geistes: nichts hat es mit dem heute in Deutschland um sich greifenden literaturgeschichtlichen Warenhausgetriebe gemein, nichts mit den geschätzten Stilübungen, die sich für deutsche Literaturgeschichte ausgeben, nichts mit den selbstbewußten Erzeugnissen wissenschaftlicher Methodenreiterei, die „Schalen ohne Inhalt" bieten." Deutsche Literaturzeitung.

Die Romantische Schule. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geistes von **Rudolf Haym**. Vierte Auflage. Besorgt von **Oskar Walzel**. Geh. etwa 30 M., geb. etwa 36 M. (Erscheint rechtzeitig vor dem Fest.)

„Hayms Werk über die Romantische Schule zählte seit seinem ersten Erscheinen zu den standard works der deutschen Literatur, und die erstaunliche Kenntnis der ganzen weitschichtigen Literatur dieser literarischen Bewegung, der tiefe philosophische Geist, der das ganze Werk durchdringt, und die klare und durchsichtige Ausführung sichern ihm auch in Zukunft diesen Ehrenplatz."
Zeitschrift für das Gymnasialwesen.

Schillers Dramen. Beiträge zu ihrem Verständnis von **Ludwig Bellermann**. 5. Auflage. Drei Bände gebunden je 12 M.

Es ist ein glänzendes Juwel deutscher Interpretationskunst, das uns hier von Bellermann dargeboten wird." Zeitschrift für den deutschen Unterricht.

Schiller und die deutsche Nachwelt. Von **Albert Ludwig**. Von der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien gekrönte Preisschrift. Geh. 12 M., geb 16 M.

„Ich stehe nicht an, diese Arbeit als weitaus die bedeutendste zu bezeichnen, die das Jubiläum von 1905 gezeitigt hat." J. Minor in der Deutschen Literaturzeitung.

Lessings Dramen im Lichte ihrer und unserer Zeit. Von **Gustav Kettner**. Gebunden 10 M.

„Das schöne Buch sei allen empfohlen, die dem herrlichen Menschen und Denker Lessing mehr als das pflichtmäßige Interesse entgegenbringen." Südwestdeutsche Schulblätter.

Digitized by Google

Die Literatur des neunzehnten Jahrhunderts im deutschen Unterricht. Eine Einführung in die Lektüre von **Dr. Heinrich Deckelmann,** Direktor des Gymnasiums und Realprogymnasiums in Viersen. 3. Auflage. Geh. 15 M.

„Reiches Wissen, ein ausgezeichnetes Darstellungsvermögen und ein feines Empfinden für dichterische Schönheiten vermitteln vielseitige Anregung und dankbar empfundene Förderung, man mag das Buch aufschlagen wo man will." Südwestdeutsche Schulblätter.

Was sollen unsere Jungen lesen? Ein Ratgeber für Eltern, Lehrer und Buchhändler. Unter Mitwirkung von anderen herausgegeben von Prof. Dr. **Fritz Johannesson,** Direktor des Andreas-Realgymnasiums in Berlin. 2 Aufl. Geh. 4,50 M.

„Das Buch entspricht einem dringenden Bedürfnis." Möchte es recht vielen Vätern und Erziehern ein ästhetischer und ethischer Berater bei dem heiligen Werke der Jugenderziehung sein!" Protestantenblatt.

Deutsche Geschichte von **Karl Lamprecht.** Vollständig in 16 Teilen, geheftet 96 M., geb. 160 M. Ergänzungswerk: Zur jüngsten deutschen Vergangenheit. 3 Teile, geh. 22 M., geb. 34 M.

Das bedeutende Werk ist die einzige von einem Autor allein verfaßte große deutsche Geschichte, die fertig geworden ist, und umfaßt nicht bloß die politische, die Wirtschafts-, Sozial- und Verfassungsgeschichte, sondern auch die Kunst-, Literatur-, Musik-, Religions- und Weltanschauungsgeschichte.

Deutsche Geschichte der jüngsten Vergangenheit u. Gegenwart. Von **Karl Lamprecht.** I. Band. Geschichte der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung in den siebziger bis neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts. — II. Band. Geschichte der inneren und äußeren Politik in den siebziger bis neunziger Jahren des 19 Jahrhunderts. Geh. je 12 M.

Die beiden ersten Bände, die eine in sich geschlossene Gruppe bilden, behandeln die wirtschaftliche und soziale Entwicklung und die Geschichte der inneren und äußeren Politik bis zum Schlusse des 19. Jahrhunderts.

Leben der Griechen und Römer von **Guhl u. Koner.** 6. vollständig neu bearbeitete Auflage von **Richard Engelmann.** Mit 1061 Abbildungen. Geb. 25 M.

Guhl und Koner ist eins der besten sowie am reichsten und schönsten illustrierten Werke über das Leben der alten Kulturvölker. Es enthält eine Fülle von Belehrungen für jeden Freund des klass. Altertums.

Römische Geschichte von **Theodor Mommsen.**

I. Band: Bis zur Schlacht von Pydna. Mit einer Militärkarte von Italien. 11. Aufl. Geb. 16 M.
II. Band: Von der Schlacht von Pydna bis auf Sullas Tod. 12. Aufl. Geb. 13 M.
III. Band: Von Sullas Tode bis zur Schlacht von Thapsus. Mit Inhaltsverzeichnis zu Band I—III. 14. Aufl. Geb. 15 M.
V. Band: Die Provinzen von Caesar bis Diocletian. 8. Aufl. Mit 10 Karten von H. Kiepert. Geb. 18 M. *Der vierte Band ist nicht erschienen.*

Geschichte der römischen Literatur von **Friedrich Leo.** 1. Bd. Die archaische Literatur. Geh. 12 M., geb. 16 M.

„Leo darf sich rühmen, eine Literaturgeschichte geschaffen zu haben, die auch dem Nichtfachmann, ja diesem vor allen, zugänglich macht, was die philologische Arbeit, an der Leo selbst starken und oft entscheidenden Anteil genommen hat, für das Verständnis der römischen Literatur geleistet hat; eine römische Geschichte, kein Handbuch oder Nachschlagewerk."
Die Geisteswissenschaften.

Digitized by Google

Griechische Tragödien.

Übersetzt von Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff.

I. Band: Sophokles, Oedipus. — Euripides, Hippolytos, Der Mütter Bittgang, Herakles. 8. Aufl. Geb. 9 M.
II. Band: Aischylos, Orestie. 8. Aufl. Geb. 9 M.
III. Band: Euripides, Der Kyklop, Alkestis, Medea, Troerinnen. 5. Aufl. Geb. 9 M.

Diese als meisterhaft anerkannten Übersetzungen griechischer Tragödien wenden sich an das große gebildete Publikum: sie geben dem Leser einen vollen Begriff von der Größe der alten Dramatiker. Jeder wird inne werden, wie wenig diese Schöpfungen von ihrer Wirkung bis heute verloren haben.

Römische Komödien.

Übersetzt von C. Bardt.

I. Band: Plautus, Der Schatz. Die Zwillinge. Terentius, Das Mädchen von Andros, Die Brüder, Der Eunuch. 2. Aufl. Geb. 7 M.
II. Band: Plautus, Die Gefangenen, Der Bramarbas, Der Schiffbruch, Terentius, Der Selbstquäler. Geb. 7 M.
III. Band: Plautus, Gespensterkomödie (Mostellaria), Pseudolus, Die Schwestern Bacchis (Bacchides). Terentius, Phormio. Geb. 6 M.

„Mit diesem Werk hat Bardt nicht bloß den Philologen einen Dienst erwiesen, sondern auch vielen klassisch Gebildeten unseres Volkes, die gern die derbe und die feine Komik dieser römischen Dichter auf sich wirken lassen möchten, denen aber ihre Sprache zu verstehen nicht mehr möglich ist." Jahresberichte über das höhere Schulwesen.

Die Sermonen des Qu. Horatius Flaccus.

Deutsch von C. Bardt.

Dritte, vermehrte Auflage. Geh. 4 M., geb. 6 M.

„Ein vortreffliches Buch, das geläuterten Geschmack, durchgebildetes Sprachgefühl und richtige Berechnung der psychologischen Wirkung bekundet. Es bereitet jedem Horazkenner einen hohen Genuß und ist geeignet, auch den Laien eine Anschauung von dem Werte und Wesen des alten Dichters zu vermitteln." Zeitschrift für das Gymnasialwesen.

Reden und Aufsätze

von Theodor Mommsen. 3. Auflage. Mit 2 Bildnissen. Geb. 9 M.

„Möchte dies Buch, das nicht nur seinem Inhalte nach, sondern auch durch die geschichtliche Zusammenstellung, die peinlich sorgfältige Ausführung und die geschmackvolle Ausstattung ausgezeichnet ist, seinen Einzug in recht viele Häuser unseres Volkes halten und den Segen stiften der von einer großen und edlen Persönlichkeit durch Wort und Schrift auch über die Näherstehenden hinaus in weite Kreise auszugehen pflegt."
Monatschrift für höhere Schulen.

Reden und Vorträge

von Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff. 3. Auflage. Geb. 10 M.

„Die Begeisterung, mit der der Verfasser seine Stoffe erfaßt, und die flammende Beredsamkeit, mit der er seine Ideen darlegt, werden eines nachhaltigen Eindrucks auf die Leser nicht verfehlen." Vossische Zeitung.

Aias.

Tragödie des Sophokles. Übersetzt von Ludwig Bellermann. In Pappband 2,50 M., in Pergament geb. 5 M.

Antigone.

Tragödie des Sophokles. Übersetzt von Ludwig Bellermann. In Pappband 2,50 M.

„ . . . . . und ebenso hat Bellermann etwas dem griechischen Dichter Kongeniales. Bellermanns Stil ist streng und rein; er schreibt noch ein Deutsch, das längst ausgestorben ist. Korrekt und dennoch lebendig bewegt, verfährt diese Sprache maßvoll in der Wahl der Ausdrücke, erweist sich aber gleichwohl als von selten versagender Wirkung." Preuß. Jahrbücher.

Digitized by Google

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin SW 68

Weltkrieg · Revolution · Verfassung. Geschichtliche Darstellung von **Dr. Hermann Jaenicke**, Geh. Studienrat. Geh. 2 M.

Es wird sicherlich viele geben, die sich von den kriegerischen, sozialpolitischen und volkswirtschaftlichen Ereignissen der jüngstverflossenen Jahre vom Ausbruche des Weltkrieges bis auf unsere Tage einmal Rechenschaft ablegen wollen, aber nur wenige, denen Mittel und Zeit zu Gebote stehen, die jetzt erschienenen umfangreichen Denkschriften und Einzeldarstellungen anzuschaffen und durchzuarbeiten. Ihnen allen wird die hier angezeigte Schrift des bekannten Verfassers geschichtlicher Lehrbücher willkommen sein, die in schlichter, objektiver und übersichtlicher Darstellung ein Führer durch die verwirrende Fülle der Ereignisse der letzten fünf Jahre sein will.

Kulturunterricht. Erfahrungen und Vorschläge von **Dr. Ernst Samter**, Prof. am Sophien-Gymnasium in Berlin. Geb. 7 M.

„Mit einer von Enthusiasmus durchwehten Sprache tritt der Verfasser dafür ein, daß der sprachwissenschaftliche und geschichtliche Unterricht auf der Oberstufe zu einem Kulturunterricht werde, der das Wesen des Volkes in seinen Grundzügen dem Schüler vertraut mache.
Deutsches Philologenblatt.

Neues Leben im altsprachlichen Unterricht. Drei Preisarbeiten.

Albert Dresdner, Der Erlebniswert des Altertums und das Gymnasium.

Richard Gaede, Welche Wandlung des griechischen und lateinischen Unterrichts erfordert unsere Zeit?

Ottom. Wichmann, Der Menschheitsgedanke auf dem Gymnasium. Geb. 6 M.

„Möchte das neue Leben im altsprachlichen Unterricht viele Gewissen wecken, viel, allzuviel Bequemlichkeit beseitigen, verborgenen Kräften Mut machen, sich zu betätigen!"
Monatsschrift für höhere Schulen.

Wege zu Phidias. Briefe über antike Kunst von **André Jolles.** Geb. 4,80 M.

Feinsinnige, dem Verständnis der griechischen Kunst dienende Betrachtungen, die allen Freunden der Antike eine genußreiche und anregende Lektüre bereiten werden. Es ist ein nach Inhalt und Form feines Buch, das unter Philologen und Künstlern, aber auch unter kunstverständigen Laien Verbreitung finden wird.

Ein Jahrtausend am Nil. Briefe aus dem Altertum. Verdeutscht und erklärt von **Wilhelm Schubart.** Mit 7 Lichtdrucktafeln und 37 Textabbildungen. Geb. 5,50 M.

„In dem vorliegenden Büchlein sind die hübschesten und interessantesten Stücke in ansprechenden Uebersetzungen zusammengestellt und mit einer vortrefflichen Einleitung über die Kulturentwicklung Aegyptens versehen. Gute Ausstattung und Bilderschmuck machen das Buch besonders empfehlenswert."
Preuß. Jahrbücher.

Ratschläge auf den Lebensweg deutschen Jünglingen erteilt von **Ludwig Weniger.** Geh. 5 M., geb. 7 M.

„Möge das schöne Büchlein mit so warmer Empfindung und Einsicht aufgenommen werden als es geschrieben worden ist. Dann wird es Segen stiften."
Kölnische Zeitung.

Bei den vor 1919 erschienenen Büchern wird vom Verleger ein Teuerungszuschlag von 20% erhoben.

Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.

Digitized by Google

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Zeitschrift für Deutschunterricht und Deutschkunde

Begründet durch Rudolf Hildebrand und Otto Lyon

Herausgegeben von

Walther Hofstaetter und Friedrich Panzer

Der Jahrgang umfaßt 8 Hefte bzw. Doppelhefte. Bezugspreis M. 16.—

Die bisher unter dem Titel „Zeitschrift für den deutschen Unterricht" erscheinende Zeitschrift hat sich seit ihrem Entstehen erfolgreich bemüht, für eine gesunde Entwicklung des deutschen Unterrichtes zu wirken und im Geiste Rudolf Hildebrands, der an ihrer Wiege gestanden, ein innerliches Erfassen deutscher Sprache und Literatur zu fördern. In der zukünftigen deutschen Schule sind dem deutschen Unterrichte aber noch größere und tiefere Aufgaben gestellt, insofern er sich nicht nur wie bisher im wesentlichen mit Sprache und Literatur befassen, sondern darüber hinaus den Schüler das deutsche Wesen in seiner Gesamtheit erkennen und erfassen lehren soll: der Deutschunterricht wird zu einem deutschkundlichen Unterrichte erweitert. Dieser Tatsache Rechnung tragend wird die Zeitschrift, wie auch schon aus dem neuen Titel „Zeitschrift für Deutschunterricht und Deutschkunde" hervorgeht, von nun an alle Zweige der Deutschkunde in ihren Kreis einbeziehen und so zugleich zu einer Vorkämpferin für die zentrale Stellung des deutschen Unterrichtes in der neuen deutschen Schule werden.

Im einzelnen wird die Zeitschrift für Deutschunterricht und Deutschkunde bringen:

1. Allgemein-wissenschaftliche Aufsätze. Durch diese, die zusammenfassende Überblicke über größere Wissenschaftsgebiete geben, soll dem Deutschlehrer die Möglichkeit gegeben werden, mit der Fachliteratur und den ständigen Fortschritten der Wissenschaft in Beziehung zu bleiben. Zugleich

Digitized by Google

möchte die Zeitschrift dadurch an ihrem Teile dazu beitragen, den Zusammenhang zwischen Hochschullehrern und Lehrern äußerlich zu betonen und innerlich zu festigen.

2. Einzelwissenschaftliche Aufsätze, die neue Anregung für die Betrachtung von Einzelaufgaben geben und zugleich von der wissenschaftlichen Weiterarbeit der Deutschlehrer zeugen sollen.

3. Aufsätze über die verschiedenen Unterrichtszweige. Im Sinne der obenerwähnten erweiterten Zielsetzung der Zeitschrift werden in den Aufsätzen folgende Richtlinien zur Geltung kommen:

Literatur. Die mittelalterliche Dichtung wird mehr beachtet werden, insonderheit auch die Prosaquellen (Volksbücher, Rechtsbücher, Mystik). Als wichtiger Bestandteil der mittelalterlichen Dichtung erscheint auch die mittellateinische, in der einzelne Dichtungsgattungen zum ersten Male (wenn auch in fremdem Gewande) in Deutschland auftreten. Hier kann der Deutschunterricht auch dem Lateinunterricht unserer höheren Schulen Anregung geben und neuen für die deutsche Jugend wichtigen und anziehenden Lesestoff zuführen. Ebenso werden mehr berücksichtigt die Dichtung der Gegenwart, die landschaftliche und mundartliche Dichtung aller Stämme, der Zusammenhang der Literatur mit der philosophisch-geistesgeschichtlichen, der politischen, der wirtschaftlich-sozialen, der allgemein-kulturellen und der künstlerischen Entwicklung. Auch Theater- und Schauspielkunst, Form- und Stilgebung und die Auswertung der Literatur zur sexuellen Erziehung werden behandelt.

Volkskunde. Hier gilt es Wege zu finden, um die Schulen zur eigenen Beobachtung und Stoffsammlung zu erziehen. Mehr als bisher verlangen Märchen, Sage, Mundart im Unterricht Beachtung. Eine besondere Aufgabe der Zeitschrift ist es, wenigstens einigen Anhalt für Auswahl und Verteilung des Stoffes auf die verschiedenen Klassen zu schaffen.

Im Sprachunterricht wird in den Unterklassen der deutsche Grammatikunterricht fortan eine viel größere Rolle spielen. Er wird zur Zeit sehr verschieden betrieben; es bedarf also des Austausches der Erfahrungen, wobei namentlich der psychologisch begründeten Grammatik ihr Recht werden möchte. Die oberen Klassen verlangen eine vertiefte Behandlung der Sprachgeschichte und der geschichtlichen Grammatik. Die Pflege richtigen Sprechens auf Grund lautwissenschaftlicher Einsicht und des künstlerischen Vortrages fordert ihr Recht.

Beim Lektürenunterricht handelt es sich neben der Verstärkung der mittelhochdeutschen und neueren Lektüre um Privatlektüre, wissenschaftliche Lektüre für die Studientage der Oberklassen, Schülerzimmer, literarische Vereine und Schulzeitungen.

Bei der engeren Verbindung zwischen Grund- und Oberschule gewinnen erhöhte Bedeutung:

Digitized by Google

Anfangsunterricht und Anfänge der Sprechlehre.

Aufsatzunterricht, dessen Ergänzung durch Vorträge und Aussprache-übungen zu behandeln sind.

Zum deutschkundlichen Unterricht gehören ferner und werden deshalb entsprechend berücksichtigt:

Philosophie, bildende Kunst (Kunstbetrachtung an sich und Wechselbeziehung zwischen Kunst und Dichtung), Musik, Frühgeschichte und deutsche Altertümer.

Zu den Aufsätzen treten regelmäßig

4. Literaturberichte, bei denen im Hinblick auf die Hauslektüre und die wissenschaftliche Fortbildung des Lehrers auch regelmäßig über allgemeinwichtige Erscheinungen der verwandten Fächer berichtet wird.

Über folgende Gebiete werden regelmäßig und rasch Literaturberichte erscheinen. (Die in Klammern befindlichen Namen bezeichnen den jeweiligen Berichterstatter.)

Pädagogik und Bildungswesen (Dr. Reymund Schmidt). Deutscher Unterricht im allgemeinen (Dr. Walther Hofstaetter). Elementarunterricht einschl. Elementar-Phonetik (Prof. R. Reisig). Lesebuch und Lektüre (St.-Rat Dr. Credner). Aufsatz, Vorträge usw. (Dr. G. Valentiner). Sprache (Geh. St.-Rat Prof. Dr. Weise). Poetik, Metrik, Rhetorik und wissenschaftliche Phonetik (Univ.-Prof. Dr. Geißler). Theater und Schauspielkunst (Univ.-Prof. Dr. Ziehen). Deutsche Volks- und Altertumskunde (Univ.-Prof. Dr. Panzer). Literaturgeschichte im allgemeinen (Prof. Dr. Stern). Altdeutsche Literatur und mündliche Volksüberlieferung (Hochsch.-Prof. Dr. Neuschel). Das ausgehende Mittelalter und die bürgerliche Dichtung (Univ.-Prof. Dr. Goetze). Barockliteratur (Hochsch.-Prof. Dr. Stammler). Aufklärung und Sturm und Drang (Ober-St.-Rat Prof. Dr. Matthias). Der deutsche Klassizismus (Geh. St.-Rat Dr. Lorenz). Romantik und Kleist (Univ.-Prof. Dr. Unger). Freiheitsdichter, Heine und das junge Deutschland (Bibl.-Dir. Prof. Dr. Deetjen). Deutsche Literatur von 1840 bis 1900 (Univ.-Prof. Dr. Petsch). Das Drama der Gegenwart (Univ.-Prof. Dr. Petsch). Geschichte und Kulturgeschichte, Gesellschaft, Recht, Wirtschaft (Hochsch.-Prof. Dr. Berger). Bildende Kunst (Dr. Ueding). Musik. Philosophie, Religion und allgemeine Geistesgeschichte. Erdkunde. Arbeit, Technik, Wirtschaft.

5. Sprechzimmer. Zum Austausch von Anregungen und zur Beantwortung von Anfragen.

6. Kleine Mitteilungen, in denen u. a. auch alle Fortbildungsveranstaltungen angezeigt werden: Programme von Tagungen, Fortbildungskursen, Studiensemester, Ergebnisse von Arbeitsgemeinschaften usw.

7. Zeitschriftenschau, die sofortige Inhaltsangaben und Hinweise auf Abhandlungen in Zeitschriften bringt, in denen auf dem Gebiete der Deutschkunde Ergebnisse gewonnen oder Anregungen geboten sind, die auf eine allgemeinere Teilnahme zu rechnen haben.

8. Eine Sprechstelle für Lesebuchfragen.

Digitized by Google

9. Eine Sprechstelle für Neuerscheinungen lyrischer, erzählender, landschaftlicher und mundartlicher Dichtung.

Für die beiden letzten Abteilungen ist besondere Aufmerksamkeit und Mitarbeit des Deutschlehrers erwünscht. Es handelt sich um kurze Angaben über a) veraltete Lesebuchstücke, b) neue Stücke, die sich für ein Lesebuch eignen, c) um kurze Mitteilungen über Neuerscheinungen der Dichtung (außer der dramatischen), die für den Deutschlehrer oder die Schüler wichtig erscheinen (s. Z. f. d. U. 1919 S. 368).

Zur Durchführung dieser großen Aufgaben, zu der sich Herausgeber und Verlag trotz der unsicheren Verhältnisse und der ungeheuren Herstellungsschwierigkeiten und -kosten gern entschlossen haben, hoffen sie auf Unterstützung und regste Mitarbeit aller Deutschlehrer und Deutschkundler.

Anfragen und Mitteilungen sind zu richten für
1 und 2 an Geheimrat Prof. Dr. Panzer, Heidelberg, Neuenheimer Landstr. 12
3 und 4 an Dr. Walther Hofstaetter, Dresden 21, Elbstr. 1
5, 6, 8 und 9 an Realgymnasiallehrer F. Hempel, Dresden-A., Werderstr. 12 III

Walther Hofstaetter	Friedrich Panzer	B. G. Teubner
Dresden 21	Heidelberg	Leipzig
Elbstr. 1	Neuenheimer Landstr. 12	Poststr. 3

Bestell-Zettel

Ich bestelle hiermit die im Verlag B. G. Teubner, Leipzig, Poststr. 3, erscheinende

Zeitschrift für Deutschunterricht und Deutschkunde.

Begründet durch Rudolf Hildebrand und Otto Lyon. Herausgegeben von Walther Hofstaetter und Friedrich Panzer. Jährlich 8 Hefte bzw. Doppelhefte zum Preise von M. 16.—. Jahrgang 1920.

Ich bestelle von den Ergänzungsheften zur Z. f. D. u. D.

..... Lebede, Klass. Dramen auf d. Bühne. M. 3.60 (f. Bezieher der Z. M. 2.80)

..... Sprengel, Das Staatsbewußtsein in der deutsch. Dichtung seit H. v. Kleist. M. 2.80 (f. Bezieher der Z. M. 2.—)

..... Peyer, Deutschkunde als Bildungsgrundgesetz und Bildungsstoff. M. 2.80 (f. Bezieher der Z. M. 2.—)

..... Petersen, Das deutsche Nationaltheater. M. 4.— (f. Bezieher d. Z. M. 3.—)

Auf die Preise der Ergänzungshefte Teuerungszuschläge des Verlags und der Buchhandlungen

Die Zusendung erbitte ich durch die Buchhandlung .....

durch die Post in ..... Der Betrag ist nachzunehmen / gleichzeitig eingesandt

Ferner bestelle ich direkt vom Verlag Heft 1 des Jahrgangs 1920 der Zeitschr. f. Deutschunterr. u. Deutschkunde als Probeheft gegen Einsendung von 50 Pf.

Ort und Wohnung: Name:

(Nichtgewünschtes ist zu streichen)

Digitized by Google

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

LEXIKON·DER PÄDAGOGIK

Im Verein mit Fachmännern und unter besonderer Mitwirkung von Hofrat Prof. Dr. Otto Willmann herausgegeben von Professor *Ernst M. Roloff.*

In den »Pädagog. Studien« (Dresden-Blasewitz) 1918, 1. Heft, schreibt Dr. Hans Zimmer in Leipzig:

»Mit dem vollendeten fünften Bande liegt ***„Roloffs Lexikon der Pädagogik"*** abgeschlossen vor uns. Schneller als es sonst bei so monumentalen Werken Sitte und billigerweise zu erwarten ist, hat es mitten in der Kriegszeit seinen Weg aus dem Kopfe der zahlreichen Mitarbeiter durch die sichtende Hand des Herausgebers und durch die Druckerpresse auf den Tisch des Lesers genommen — ganz gewiß ein nicht zu unterschätzendes persönliches Verdienst Roloffs, der mit der geschickten und umsichtigen Zusammenstellung des gewaltigen Nomenklators die Hauptarbeit vorweg geleistet hatte, ehe auch nur die erste Zeile des ersten Artikels geschrieben wurde...

... Mein Gesamturteil über das Werk kann ich zum Schluß dahin zusammenfassen, daß das Roloffsche Lexikon seinen gewaltigen Stoff auf knappstem Raume mit aller wünschenswerten Gründlichkeit behandelt; daß es bei allem unverrückbaren Festhalten an seinem katholischen Standpunkte auch für Protestanten eine ergiebige Fundgrube pädagogischen Wissens ist daß es in jeder Beziehung auf der Höhe der Zeit steht; daß es sich mit; **alledem als das beste aller pädagogischen Nachschlagewerke der Gegenwart in deutscher Sprache erweist, und dass es dank dem nationalen Standpunkte, auf dem es sich durchweg hält, auch noch für lange Zeit das pädagogische Lexikon der Zukunft bleiben wird.«**

Fünf Bände in dauerhaftem Einband
je M. 23,—. Ein Ergänzungsband erscheint 1920.

Freiburg im Breisgau / Herdersche Verlagshandlung

Neuer Verlag v. Ferdinand Schöningh in Paderborn.

Schulz, Otto, Vom Prinzipat zum Dominat. Das Wesen des römischen Kaisertums des 3. Jahrh. VIII u. 304 S. ℳ 13.—.

Von demselben Verfasser erschien früher: **Das Wesen des römischen Kaisertums der ersten zwei Jahrhunderte.** VIII u. 94 S. ℳ 3,80.

Klek, Josephus, Symbuleutici qui dicitur sermonis historiam criticam per quattuor saecula continuatam. (Rhetorische Studien. VIII. Heft.) IV u. 160 Seiten. gr. 8. brosch. ℳ 6,—.

Meyer, Hans, Dr., Natur und Kunst bei Aristoteles. Ableitung und Bestimmung der Ursächlichkeitsfaktoren. VIII u. 128 S. ℳ 9,—.

Auf die Preise 20 % verleg. Teuerungszuschlag.

Digitized by Google

Jaenickes Geschichtswerk

für höhere Lehranstalten

Vorstufe. Für Sexta.

Hilfsbuch

für die

Geschichtserzählungen

in Sexta.

Von **Dr. Hermann Jaenicke,**
Geh. Studienrat.

Sechste, nach dem Ministerialerlaß von 1915 verfaßte Auflage.

Mit einer Karte und einer Zeittafel.

Gr. 8°. (59 S.) 1919. Steif geh. 1,40 M.

I. Für Quinta.

Preußisch-deutsche Geschichte.

Für die Quinta höherer Lehranstalten. Nach dem Ministerialerlaß von 1915.

dargestellt von

Dr. Hermann Jaenicke,
Geh. Studienrat.

Zweite Auflage.

Mit zwei Karten und einer Zeittafel.

Gr. 8°. (76 S.) 1918. Kart. 1,60 M.

In allen Besprechungen dieses Buches werden anerkannt: Die Auswahl und die Anordnung des umfangreichen Stoffes, die Zuverlässigkeit des gebotenen historischen Materials, und das Geschick Jaenickes, mit wenigen Strichen die bedeutendsten Männer zu charakterisieren. — Ein Vorzug der Bücher ist es ferner, daß die Betonung der Namen in schwierigen Fällen dem Schüler durch einen Akzent angegeben ist. Große Anerkennung verdient auch die Sorgfalt, mit der der Verfasser alles so gestaltet hat, daß dem Schüler die Sache möglichst erleichtert werde, und der Hauptvorzug der Bücher ist vielleicht die Sprache derselben. Der Ausdruck ist immer korrekt und klar, bezeichnend und natürlich; Stil und Darstellung leicht fließend. Die geschichtlichen Ereignisse sind bis auf unsere Tage ausgeführt.

„Jaenickes Lehrbücher haben den Vorzug der Knappheit, Klarheit, Uebersichtlichkeit und eines ausgezeichneten Stils, der den Schüler auch im Deutschen bildet. Jeder Bombast der Sprache und die so beliebten Schlagwörter sind streng vermieden. Die unermüdliche, jahrzehntelange Arbeit des Verfassers hat immer mehr jenen Zielen zugestrebt und eine stilistische Höhe und Uebersichtlichkeit gezeitigt, die wir sonst in Lehrbüchern der Geschichte vermissen."

Monatschrift für höhere Schulen.

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung, Berlin SW 68

ENGLISCH

für Volkshochschulen und zum

Selbstunterricht

von Professor Wilhelm Doegen

Band I, Heft 1—3. Preis kart. je 2,40 M.

Der Verfasser will in seinem Unterrichtswerke allen denen, die seinen Vorlesungen an der Humboldt-Hochschule nicht beiwohnen können, Gelegenheit geben, selbständig die englische Sprache zu erlernen; wir empfehlen das Werk daher ganz besonders zum Selbstunterricht.

Digitized by Google

Weidmannsche Buchhandlung
Berlin SW 68, Zimmerstr. 94 / Postscheckkonto Nr. 21104 Berlin

Berlin, im September 1919

Werbeblatt

für die Zeitschrift

Bildungspflege

Monatsschrift für die gesamten außerschulmäßigen Bildungsmittel

Heft 1 erscheint am 1. Oktober d. Js.

Mit diesen Zeilen wünschen wir für eine neue Zeitschrift zu werben, die mit dem 1. Oktober d. Js. in unserm Verlage unter dem Titel

„Bildungspflege"

erscheinen wird. In dieser Zeit schwerster innerer und äußerer Nöte und wirtschaftlicher Sorgen, unter denen unser Volk fast zu erliegen droht, sucht das Auge jedes Volksfreundes nach einem Wege, der aus der Enge ohnmächtiger Ratlosigkeit wieder zu freiem Ausblick emporführen soll. Dieser Weg öffnet sich nur der Zuversicht, daß in unserm deutschen Volke noch ungeborene und unverschüttete Kräfte

Digitized by Google

leben, die es befähigen, auf der Trümmerstätte seiner Macht ein neues Schicksal aufzubauen, und an diesem Neubau muß jeder mitarbeiten, der in treuer Liebe zum Vaterlande seine Aufgabe darin sieht, dessen Kulturbesitz zu verteidigen und zu sichern.

Da heißt es, unverzüglich ans Werk gehen. Denn wir können nicht warten, bis das aus der **Einheitsschule** hervorgehende Geschlecht in den Gang der Volksgeschicke eingreift. Dem lebenden Geschlecht muß geholfen werden, und das kann nur geschehen, **wenn die breiten Massen unseres Volkes den Zusammenhang wieder finden mit unserm alten und unverlorenen deutschen Kultur- und Bildungsgut.**

Eine **Erneuerung unserer Volkskraft**, die von innen heraus quillt und aus der unverdorrten Wurzel aufsteigt, das ist letzten Endes das Ziel, dem auch die Zeitschrift

„Bildungspflege"

zustrebt. Das Mittel aber erblicken wir in einer **planmäßigen Volkserziehung, die alle denkbaren Mittel der außerschulmäßigen Volksbildung zu einem ähnlichen Organismus zusammenfaßt, wie ihn das deutsche Schulwesen bildet.**

Mit der Zeitschrift

„Bildungspflege"

wollen wir nun eine **Arbeitsgemeinschaft** begründen, in der sich Lehrer und Erzieher aller Schattierungen, behördliche Organe, Verwaltungsbeamte, Leiter und Mitarbeiter öffentlicher Büchereien und Lesehallen, Volksbühnen und Musterlichtspielbühnen, Heimatmuseen, Volkshochschulen und Volksbildungsvereinigungen, kurz alle die zusammenfinden, die sich in irgend einer ernstzunehmenden Weise praktisch mit öffentlicher Bildungspflege befassen. Es sind die Stellen, die zur Mitarbeit an unserer Zeitschrift berufen sind und die wir zugleich einladen, unsre Leser zu werden.

Digitized by Google

Ohne das Arbeitsgebiet der

„Bildungspflege“

begrenzen zu wollen, kündigen wir die regelmäßige Behandlung der folgenden bildungspfleglichen Gebiete an:

1. **Volkstümliche Büchereien** einschließlich der Lehrerbibliotheken, Musikbüchereien und Kinderlesehallen, sowie jede Art der Verbreitung von gutem Lesestoff.
2. **Gemeindelichtspiel** auf erzieherischer Grundlage einschließlich des Schullichtspiels und der Jugendvorführungen.
3. **Volksunterhaltungsabende** und volkstümliche Leseabende.
4. **Volkstümliche Kunstpflege**, Volksbühne und Museumsführungen, Volkskonzerte.
5. **Volkshochschule** und volkstümliches Vortragswesen.
6. **Volkshäuser**, Volksheime und **Volksbildungsvereinigungen.**

Da für das deutsche Bildungswesen **die öffentliche Bücherei der erste Schritt und der Mittelpunkt aller volksbildnerischen Bemühungen innerhalb einer Gemeinde sein wird**, so soll sich die

„Bildungspflege“

ganz besonders aller Fragen der Volksbücherei annehmen und in erster Linie den Bedürfnissen der **kleineren und mittleren Büchereien** Rechnung tragen, ohne indes das erzieherische Lichtspiel, die Volkshochschule und die Gesamtheit der andern bildungspfleglichen Veranstaltungen aus dem Auge zu verlieren. Es versteht sich dabei von selbst, daß sowohl die erzieherisch-literarische wie die fachtechnische Seite dieser Veranstaltungen auskömmlich berücksichtigt werden wird. Diese werden aber auch als Gegenstand der öffentlichen Verwaltung behandelt werden, so daß unsere Zeitschrift **den Gemeindeverwaltungen als ein in Heftform erscheinendes Handbuch der öffentlichen Bildungspflege** dienen können wird.

Digitized by Google

Eine Reihe von hervorragenden Mitarbeitern und Sachkennern der Einzelgebiete ist für die Zeitschrift gewonnen. Wir sehen indes von der bei solchen Gelegenheiten üblichen Veröffentlichung der Liste der Mitarbeiter ab, weil diese zur geeigneten Zeit in der Zeitschrift hervortreten werden.

Für die Gesamthaltung der

„Bildungspflege"

bürgt der fachmännische Ruf ihrer **Herausgeber.** Es sind die Herren:

Felix Plage
Stadtbibliothekar in Frankfurt a. d. Oder, Leiter der Büchereiberatungsstelle für den Reg.-Bezirk Frankfurt a. d. Oder.

Dr. Erwin Ackerknecht
Direktor der Stadtbibliothek in Stettin, Leiter der Büchereiberatungsstelle für die Provinz Pommern.

Die verantwortliche **Schriftleitung** hat Herr **Dr. Dovifat** in Frankfurt a. d. Oder übernommen.

Zuschriften an die Schriftleitung sind zu richten an die „Bildungspflege" Frankfurt a. d. Oder, Oderstraße 41. **Bücher zur Besprechung** sind zu senden: Belletristische Werke an Herrn Dr. Ackerknecht, Stettin. Populärwissenschaftliche Werke an Herrn F. Plage, Frankfurt (Oder).

Die **„Bildungspflege" erscheint vom 1. Oktober ab in monatlichen Heften** in einem Jahresumfange von etwa 24—25 Druckbogen.

Die **„Bildungspflege" ist zu beziehen** durch alle Buchhandlungen und Postanstalten (eingetragen in die Zeitungspreisliste 1919 Nachtrag 13). Der Bezugspreis beträgt für das erste Vierteljahr vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1919 2 Mark. Vom 1. Januar 1920 an wird die „Bildungspflege" ganzjährig zum Preise von 8 Mark abgegeben.

Weidmannsche Buchhandlung, Berlin SW 68, Zimmerstr. 94

TROWITZSCH & SOHN, FRANKFURT A/O.

Digitized by Google

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin SW. 68.

Neues Unterrichtswerk
zur Erlernung der russischen Sprache.

Kurzgefaßte systematische Grammatik

der

russischen Sprache

für den Schulunterricht und zum Selbststudium

von

Dr. Ernst Friedrichs
Professor an der Hauptkadettenanstalt Gr. Lichterfelde.

gr. 8°. (VII u. 204 S.) 1914. Geb. 4,80 M.

Übungsbuch

zum Übersetzen ins Russische

im Anschluß an die

Kurzgefaßte
systematische Grammatik der russischen Sprache

von

Dr. Ernst Friedrichs
Professor an der Hauptkadettenanstalt Gr. Lichterfelde.

gr. 8°. (III u. 118 S.) 1919. Kart. 3,60 M.

Oktober 1919.

Digitized by Google

Aus dem Vorwort

zur Kurzgefaßten systematischen Grammatik

Der Vorzug einer systematischen Grammatik liegt auf der Hand, selbst wenn er nur darin bestände, daß sie dem Schüler die für ihn so unbedingt notwendige Übersichtlichkeit des Stoffes gewährt, so daß er sich jeden Augenblick zurechtfinden kann. Dies betrifft nun eigentlich den weiter Vorgeschrittenen, und es fragt sich, ob eine systematische Grammatik auch für den Anfänger paßt. Das Wichtige im Anfang ist ja, daß den Schüler nicht der Stoff eines und desselben Kapitels mit seinen kleinen Einzelheiten und Unregelmäßigkeiten, deren es gerade im Russischen so sehr, sehr viele gibt, einfach erdrückt. Das habe ich dadurch vermieden, daß dem Anfänger durch **Großdruck** angezeigt wird, was für ihn bestimmt ist. Damit ist freilich noch nicht jede Gefahr beseitigt; der Anfänger darf nicht nur nicht erdrückt werden, er beansprucht mit Recht auch fortwährend etwas Neues, etwas, das Abwechslung bietet, etwas, das ihn anregt, und das wird durch die längere Behandlung eines und desselben Stoffes natürlich beeinträchtigt. Dem wirke ich durch die Wahl der Regelbeispiele entgegen, die durchweg Phrasen des täglichen Lebens sind, Phrasen, die der Lernende jeden Augenblick seinen Mitschülern gegenüber gebrauchen kann, und die er im täglichen Verkehr mit ihnen — oft im Scherz — austauschen wird. Über dieser Freude, so einen steten Fortschritt bei sich zu beobachten, wird er die etwaige Monotonie einer Regel vergessen, und für das Buch ist damit erreicht, daß es den Schüler von Anfang bis zu Ende begleiten kann, daß es ein Ganzes ist. (Bei den unregelmäßigen Verben ist scheinbar hiervon abgewichen. Sie sind im Russischen

Digitized by Google

Legion, und außerdem kann auch der Anfänger ohne eine gewisse Zahl von ihnen nicht auskommen. Da habe ich die im Anfang unbedingt notwendigen, nach bestimmten Gruppen geordnet, bei minder schwierigen Kapiteln unter die Mustersätze gemischt, sie aber bei der großen Rubrik der unregelmäßigen Verba wiederholt.)

Das Buch hat sich eine zweite Aufgabe gestellt: es will die Wissenschaft mit dem praktischen Leben verbinden. Die Erlangung der Sprechfertigkeit ist ja im Russischen so sehr schwer; da sie aber bei einer lebenden Sprache einen Hauptfaktor des Unterrichts bildet, muß man an sie heran, wo und wie man nur kann. Das will dies Buch mittun. Es will nicht allein, daß der Schüler die Regeln der Grammatik beherrscht, sondern es soll ihn auch mit den landläufigen Redensarten vertraut machen, die er tagtäglich gebraucht, auf der Straße, auf der Eisenbahn, im Hotel usw.; **es will also auch gewissermaßen Konversationsbuch sein.** Daher sind in den Anfangsgründen durchweg Phrasen des täglichen Lebens genommen, die außerdem den oben genannten Zweck der Abwechslung und Anregung erfüllen sollen; nachher bei der Syntax setzen neben ihnen schwierigere Beispiele ein, die guten Schriftstellern der Neuzeit entlehnt sind.

Wenn das Buch auch den ganzen grammatischen Lehrstoff umfaßt, der zum Verständnis der Sprache nötig ist, so soll es doch eine „kurzgefaßte Grammatik" sein; diese soll nur das unbedingt Notwendige bringen und alle kleinen Ausnahmen fortlassen, auch alles Selbstverständliche. Zu dem Letzteren rechne ich Regeln mehr allgemeiner Art, welche dem das Russische treibenden Schüler schon durch andere Sprachen geläufig sind. Da das Russische wegen seiner Schwierigkeit erst in einer Klasse begonnen werden kann, wo schon eine gewisse grammatische Schulung in der Muttersprache wie in den Fremdsprachen vorangegangen ist, so erscheint dem Schüler eine Regel, die früher wohl notwendig war — sagen wir: das Verb stimmt mit dem Subjekt in Zahl und Person überein — jetzt selbstverständlich und kann folglich fortbleiben. Mit dieser Kürze will ich Zeit

Digitized by Google

für das gewinnen, was höher steht als die Grammatik, Zeit für den wirklichen Mittelpunkt des ganzen Unterrichts, für die Lektüre, die doch zum Hauptziel hinführt, für das man überhaupt eine Sprache erlernt, zum Verständnis des geistigen Lebens des betreffenden Volkes.

Das Buch bringt nicht, wie andere ähnliche Grammatiken, deutsche Einzelsätze oder zusammenhängende Stücke zum Einüben der Regeln. Ich habe davon abgesehen nicht allein, um das Buch dünner und damit der Börse manches weniger begüterten Schülers leichter zugänglich zu machen, sondern mich leitete vor allem auch ein pädagogischer Gedanke. Jeder Lehrer weiß, wie verschieden oft das geistige Niveau einer und derselben Klasse in verschiedenen Jahren ist, in welch andern Bahnen sich die Interessen eines Schülers dieser Stadt verglichen mit denjenigen einer andern bewegen, wie schon die umgebende Natur diesem andere Eindrücke und Gedanken schafft als jenem; da kann nun der Lehrer mehr Erfolg erzielen, wenn er der Eigenart der Schüler und den gegebenen Verhältnissen folgt; es wird ein von ihm selbst zurecht gemachter, diesen Bedürfnissen Rechnung tragender Stoff anregender und damit nutzbringender sein als ein allgemeiner, schematischer. Das bedeutet natürlich für den Lehrer Arbeit; dafür ist er ja aber auch da, und außerdem kann er hier seine ganze Kunst entfalten. Das bißchen Zeit, das durch das Diktieren solcher Sätze verloren geht, fällt dem Nutzen gegenüber gar nicht ins Gewicht. — Daß die von mir gewählten Beispiele nicht zu weit ausgedehnten Gesichtskreisen angehören, vielmehr sich immer und immer wiederholen, wird gerade der Lehrer des Russischen verstehen.

Das Buch ist auch für das Selbststudium. Der sich selbst Bildende nehme, wie jeder andere Schüler, erst das **Großgedruckte,** also das unbedingt Notwendige. Ich habe deshalb auch in der Lautlehre Groß- und Kleindruck gewählt; wenn der Lernende sich hier die paar Sachen, die der **Großdruck** bringt, nur fest einprägt, wird er ohne Verstöße vorwärts kommen; das übrige ergibt sich schon später. Sehr förderlich ist es natürlich,

Digitized by Google

wenn er einige wenige Anfangsstunden bei einem russischen Lehrer nimmt, damit sich erst das Ohr einstellt. Übungssätze zum Übersetzen aus dem Deutschen kann auch er entbehren; er wird viel mehr Gewinn haben, wenn er die gegebenen russischen Beispiele schriftlich ins Deutsche überträgt und sie dann rückübersetzt. Da hat er zugleich eine Kontrolle für die Richtigkeit, die doch im andern Fall ganz fehlt. Auch dem vom Lehrer unterrichteten Schüler wird, wenigstens während des ersten Jahres, wenig mehr geboten werden; wegen der großen Schwierigkeit des Gegenstandes können die einzelnen Beispiele auch von jenem nur wenig modifiziert werden; ja, jeder Lehrer wird froh sein, wenn der Schüler überhaupt nur die vorliegenden Beispiele ganz in sich aufgenommen hat.

Der syntaktische Teil des Buches hat nur Großdruck. Dieser Teil soll, im zweiten Schuljahre, sich an den Großdruck der Formenlehre anschließen. Der Kleindruck der Formenlehre ist überhaupt später nur bei Gelegenheit, bei Repetitionen, bei Besprechung der Lektüre durchzuarbeiten; dem entsprechend konnten die dort verwendeten Beispiele etwas über den Rahmen des umgebenden Großdrucks hinausgehen. — Über die Anlage des syntaktischen Teils möchte ich noch bemerken, daß ich mich für die Gruppierung nach den Wortklassen entschieden habe, weil nach meiner Erfahrung die Anordnung nach Wortklassen für den Lernenden weit übersichtlicher ist als diejenige nach Satzteilen und mit Rücksicht auf den Ursprung der Sprache, wie wir ihn noch im Kindes- und im Volksmunde sehen, auch durchaus berechtigt ist.

Das Buch will, wie schon gesagt ist, durch seine Kürze möglichst bald und möglichst viel Zeit für die Lektüre gewinnen. Damit schon der Anfänger hierzu Anleitung findet, bringe ich in einem Anhang ein paar zusammenhängende russische Lesestücke.

Das Wörterverzeichnis ist zugleich Sachregister. Das russisch-deutsche Wörterverzeichnis bringt die Vokabeln zu allen Beispielen des Buches. Das deutsch-russische konnte entsprechend der Anlage der Grammatik kürzer sein; es umfaßt nur die

Digitized by Google

Regelwörter und die Vokabeln zu den Beispielen der Formenlehre, die letzteren, damit der Anfänger, der mit einem Wörterbuch noch nicht recht umgehen kann, imstande ist, die Regeln der Formenlehre einzuüben. Ist der Schüler erst weiter vorgeschritten zur Syntax und damit auch zur Lektüre, so muß er doch ein Lexikon haben.

Inhalt: Erster Teil: Lautlehre. — Zweiter Teil: Formenlehre. — Dritter Teil: Satzlehre. — Vierter Teil: Bedeutungslehre. — Anhang: Prosalesestücke (Briefe.) Gedichte. -- Wort- und Sachregister. a) Russisch-deutsches Wörterverzeichnis. b) Deutsch-russisches Wörterverzeichnis.

Vorwort zum Übungsbuch.

Das Buch ist genau auf den Grundsätzen meiner „Kurzgefaßten systematischen Grammatik der russischen Sprache für den Schulunterricht und zum Selbststudium" aufgebaut. Auch die Druckzeichen der Grammatik sind beibehalten; nur ist der geringeren Kosten wegen bei den für den Anfänger ausfallenden Beispielen nicht der Kleindruck gewählt worden, sondern diese Sätze sind durch eckige Klammern [ ] kenntlich.

Im ersten Teil treten, wiederum genau nach den Grundsätzen der Grammatik, die Redensarten des täglichen Lebens in den Vordergrund; wenn sich bis zum Schluß dieses Teils hin kleine, einfach aussehende Sätze finden, so wird der russischen Unterricht erteilende Lehrer dafür Verständnis haben.

Dem Wörterverzeichnis mußten, um das Buch nicht unnötig anschwellen zu lassen, mancherlei Beschränkungen auferlegt werden; es sind z. B. beim Zeitwort nicht alle Aspekte angeführt, sondern nur die, welche die Beispiele des Buches verlangen.

Inhalt: Erster Teil: Einzelsätze. — Formenlehre. — Satzlehre. — Zweiter Teil: Russische Geschichte. — Altrußland. — Neurußland. — Dritter Teil: Aus der russischen Literatur. 1. Bylinen. 2. Puschkin. 3. Lermontow. 4. Gogol. 5. Turgenjew. 6. Dostojewskij. 7. Leo Tolstoi. 8. Gorkij. 9. Dekadenten. — Symbolisten. — Wörterverzeichnis.

Digitized by Google

Auszüge aus Besprechungen

über die Kurzgefaßte systematische Grammatik.

„Die neue russische Grammatik ist vor allem dadurch empfehlenswert, daß sie wirklich in ihrem Rahmen dem Schüler gute Kenntnis der lebenden Sprache, der Umgangssprache des täglichen Lebens vermittelt. Sie bietet für das erste Schuljahr die Formenlehre, für das zweite die Satzlehre. Durch Anwendung von Großdruck und Kleindruck in der Formenlehre soll der Schüler zunächst nur mit Notwendigem bekannt gemacht werden. Schwierige Fragen der russischen Sprache, wie die der verschiedenen sog. Aspekte des Verbums sind recht klar und gut beantwortet, die dabei angegebenen Beispiele sind gut gewählt. Überhaupt ist es ein großer Vorzug des Buches, daß die Regelbeispiele durchweg Phrasen des täglichen Lebens sind, die so dem Schüler ganz ausgezeichnet Sprachfertigkeit geben. So verbindet das Buch den Charakter einer wissenschaftlichen Grammatik mit dem eines Konversationsbuches. Wichtig für Beherrschung der russischen Sprache ist auch, daß Friedrich eine Reihe von Übungen in russischer Schreibschrift bietet; dieses Moment, die Erlernung der russischen Schreibschrift neben der Druckschrift ist in den bisherigen Lehrbüchern der russischen Sprache oft vernachlässigt. Die Satzlehre, das Pensum des zweiten Schuljahres, ist besonders ausführlich und mit guten Beispielen versehen. Von großem Wert ist auch die Bedeutungslehre für eine große Anzahl Wörter am Schlusse des Buches. Sache des Lehrers ist es, Einzelsätze und zusammenhängende Stücke zum Einüben der Regeln selbst zu verfassen; er kann dabei an die sehr reichlich gebotenen Regelbeispiele gut anknüpfen. Wer, sei es in der Schule, sei es im Selbstunterricht, den dargebotenen Stoff in sich aufgenommen hat, wird sich wirklich eine gute Kenntnis der heutigen russischen Umgangssprache erworben haben, und so verdient das Buch volle Empfehlung."

Zeitschrift f. d. Reform d. höheren Schulen.

„Wenn ich alles das, was ich über das Buch gesagt habe, noch kurz wiederholen sollte, so würde ich mich also fassen: Die sorgfältige Gliederung des Stoffes, die verständige Scheidung des Wichtigen vom Nebensächlichen, die Kürze und Präzision der Regeln, der treffliche, durchweg dem praktischen Leben oder guten Schriftstellern entnommene Übungsstoff: dies alles verrät den praktischen und erfahrenen Schulmann, der sein zwar nicht umfangreiches, aber doch inhaltvolles Werk aus der Praxis für die Praxis geschrieben hat. Es besteht kein Zweifel darüber, daß sich dieses Buch viele Anhänger und Freunde erwerben wird."

Aus dem Urteil eines Lehrers d. russisch. Sprache an einer Oberrealschule.

„Die kurzgefaßte systematische Grammatik von Friedrichs soll nicht nur dem Schulunterricht sondern auch dem Selbststudium dienen. Die Syntax enthält eine Fülle gut gewählter Beispiele aus der Umgangssprache und der Literatur zur Veranschaulichung der praktischen Anwendung der Regeln. Der vierte Teil bringt unter dem Titel „Bedeutungslehre" Synonyma der gebräuchlichsten Wörter. Auf S. 146—154 folgen 16 Lesestücke, und ein russisch-deutsches und ein deutsch-russisches Wörterverzeichnis bildet den Schluß. Druck und Ausstattung sind musterhaft. Auch dieses Lehrbuch kann auf das wärmste empfohlen werden."

Die neueren Sprachen.

Digitized by Google

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin SW. 68.

Auszüge aus Besprechungen

über die Kurzgefaßte systematische Grammatik.

„Diese Grammatik hat den großen Vorzug, daß sie den Lernenden in zweckmäßiger Einrichtung nicht nur mit den Regeln der Grammatik, sondern auch mit den landläufigen Redensarten vertraut macht, die er tagtäglich braucht, auf der Straße, auf der Eisenbahn, im Hotel usw. Durch Großdruck wird dem Anfänger zunächst angezeigt, was für ihn bestimmt ist; das übrige (in Kleindruck) ergibt sich später. Das Buch hat sich die Aufgabe gestellt, durch zielbewußte Kürze Zeit für den Mittelpunkt des Unterrichts, für die Lektüre und damit zum Verständnis des geistigen Lebens des russischen Volkes zu gewinnen, und gewährt deshalb dem Anfänger im Anhang einige zusammenhängende russische Lesestücke nebst russisch-deutschem und deutsch-russischem Wörterverzeichnis; es eignet sich sowohl für den Schulunterricht als auch zum Selbststudium."

Literarisches Zentralblatt.

„Das Russische, das schon an einer Reihe von höheren Lehranstalten des Ostens gelehrt wird, wird für uns in diesen Gegenden eine Sprache der Zukunft bilden. Ohne das Studium dieser Sprache werden wir dort nicht weiter auskommen. Diesem Bedürfnis kommt die Grammatik entgegen, die offenbar ihren Ursprung hat in dem russischen Unterricht an der Lichterfelder Hauptkadettenanstalt, sich also auf praktische Erfahrung gründet und für die Praxis wohlgeeignet sein wird."

Monatschrift für höhere Schulen.

„Man merkt es dem Buche an, daß es aus der Praxis des Unterrichts entstanden ist. So ist es denn auch wirklich ein gutes Schulbuch geworden. Die Übungssätze nehmen ihren Stoff aus dem Leben des Alltags und geben in ihrer Gesamtheit ein recht gelungenes Bild der russischen Umgangssprache. Auf deutsche Übungssätze hat der Verfasser verzichtet; wohl mit Recht, denn sie müssen bei so einer schwierigen Sprache der Eigenart der Klasse angepaßt werden. Hervorzuheben ist die geschickte Anordnung des Druckes, die den Formenreichtum des Russischen übersichtlich darstellt. Auch das Wichtigste aus der Satzlehre wird dem Anfänger geboten und es fehlt sogar nicht an einem kurzen Abriß über Bedeutungslehre — eine wertvolle Beigabe, die bisher wohl in keiner russischen Elementargrammatik zu finden war. Die Regeln sind knapp und klar. — Die äußere Ausstattung des Buches ist musterhaft."

Sokrates.

„Friedrichs Grammatik darf jetzt um so mehr auf Beachtung rechnen, als das Russische planmäßiger Unterrichtsgegenstand in vielen Schulen Schlesiens und Posens geworden ist und auch für andere Provinzen gefordert wird. Der systematisch fortschreitende Lehrgang mit den gutgefaßten Regeln wird sich als gutes Hilfsbuch erweisen."

Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen.

Digitized by Google

22 C.
Bind Vol. 6

SOKRATES

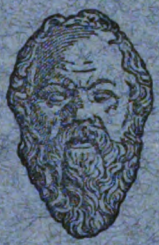
ZEITSCHRIFT FÜR DAS GYMNASIALWESEN

NEUE FOLGE

HERAUSGEGEBEN

VON

OTTO SCHROEDER



7. JAHRGANG
DER GANZEN REIHE LXXIII. BAND
1/2. HEFT. JANUAR/FEBRUAR.

BERLIN 1919
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
SW 68, ZIMMERSTRASSE 94

Digitized by Google

Manuskripte und Briefe, die für die Redaktion bestimmt sind, werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers: **Geheimen Studienrats Dr. Otto Schroeder, Gymnasialdirektors in Charlottenburg, Cauerstraße 36.**

Bücher, Karten usw. sind nur zu senden an die Weidmannsche Buchhandlung, Berlin SW 68, Zimmerstr. 94.

Preis für den Jahrgang in 12 Heften 20 Mark. Infolge der durch die Reichsbehörden angeordneten Papiereinschränkung erscheinen bis auf weiteres jährlich 6 Doppelhefte.

INHALT DES JANUAR/FEBRUARHEFTES

Seite

Ludwig Weniger (in Weimar), Das Urteil des Paris 1
Peter Corssen (in Berlin-Grunewald), Paulus und Porphyrios.... 18

Ehrentafel..... 31

MITTEILUNGEN

Neues Leben im altsprachlichen Unterricht (Eduard Stemplinger in München)..... 32

ANZEIGEN

Paul Cauer, Die neue Prüfungsordnung für das höhere Lehramt in Preußen (R. Gaede in Danzig)..... 36
Richard Wähmer, Spracherlernung und Sprachwissenschaft (H. Gloël in Wetzlar) 40
Friedrich Rausch, Lauttafeln für den deutschen und fremdsprachlichen Unterricht nach den Grundsätzen der Lautlehre (Gloël) 42
Zurbonsen, Wiederholungsfragen und Ausführungen aus der deutschen Literatur (Gloël)..... 42
Karl Credner, Aus deutscher Dichtung (Gloël) 44

Friedr. Bechtel, Lexilogus zu Homer (Ed. Hermann in Göttingen) 49

F. Wündisch, Geschichtsübersicht für Elsaß-Lothringen (G. Reinhardt in Zerbst)..... 53
P. Joachimsen, Geschichtswiederholungen (Reinhardt)..... 56
Karl Diwald, Die Landschaft als Lehrmittel (Karl Löffler in Nürtingen) 59
Erwin Scheu, Der Schwarzwald (Löffler) 60
P. Wagner, Lehrbuch der Geologie und Mineralogie für höhere Schulen (L. Henkel in Schulpforte) 61
Hans Offe, Ziele und Wege der Erdkunde (Henkel)..... 61
R. Barm, Krieg und Erdkunde (Henkel)..... 62
Musterblätter für Handfertigkeit aus den Werkstätten der städtischen Handfertigkeitsschule zu Düsseldorf (W. Wetekamp in Berlin) 62
Karl Gotter, Holz- und Hobelbankarbeiten (Wetekamp) 62
H. Pralle, Flechtarbeiten (Wetekamp)..... 63
Friedrich Soennecken, Die Rundschrift (Wetekamp)..... 64
— Die Rundschrift (Wetekamp)..... 64
Ueberaberger, Belgien und Rußland (A. Rohrmann in Hannover) 64
von Bezze Luther. Bismarck (Rohrmann) 64

Fortsetzung auf der dritten Seite des Umschlages.

Digitized by Google

JAHRESBERICHTE

Seite

Horatius, von H. Röhl in Zehlendorf bei Berlin 1
Georg Rosenthal, *Donec gratus eram tibi* 1
Arnold Zehme, Horaz als Erzieher zur Genügsamkeit 1
Otto Schroeder, Zu Od. I 32, 1 2
E. Groß, Horatiana 2
K. P. Schulze, Anzeige der 6. Auflage der Oden von Heinze 3
J. J. Hartman, Emendatur scholior ad Horatium 5
Fr. Vogel, Redende Namen bei Horaz 5
W. Kroll, Die historische Stellung von Horazens Ars poetica .. 7
J. J. Hartman, Varia ad varios 7
R. Philippson, Zu Horaz c. IV 7 8
Friedrich Vollmer, Lesungen und Deutungen II 8
A. Trendelenburg, Zur vierten Römerode des Horaz 9

Die mathematische Stelle in Platons Menon, von E. Metzger in Dortmund 10

Neuheit.

Deutsche Dichterbriefe.

Mit Einleitung u. Erläuterungen hrsg. von Johannes Baruch a. 1. Band. Von Klopstock bis Goethe. 8° VIII u. 264 S. gbd. 1,80 Mk.

Erschien in „Aschendorffs Sammlung auserlesener Werke der Literatur". Verzeichnis der Sammlung durch jede Buchhandlung.

Das 1. Bändchen der deutschen Dichterbriefe bietet eine Auswahl aus dem Briefwechsel der Klassiker: Klopstock, Herder, Lessing, Schiller, Goethe; der 2. Band wird den Brief der Romantik, des Realismus und der Moderne behandeln. In ihrer Gesamtheit stellen die deutschen Dichterbriefe eine Geschichte deutschen Schrifttums überhaupt dar. Die Sammlung klassischer deutscher Briefe will durch die lebensfrische, ungekünstelte Prosa des Briefes Rede- und Aufsatzstil, insbesondere den Briefstil unserer Jugend günstig beeinflussen und ihren Geschmack bilden.

Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, Münster i. W.

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin SW 68.

Soeben erschien:

Jahresberichte
über das
höhere Schulwesen
herausgegeben von
Conrad Rethwisch.
XXXII. Jahrgang 1917.
gr. Lex. 8. (697 S.) Geh. 34 M., geb. 41 M.

Inhalt. Einleitung (Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Rethwisch). I. Schulgeschichte (Stadtrat Dr. J. Ziehen in Frankfurt a. M.). II. Schulverfassung (Prof. Dr. L. Viereck in Braunschweig). III. Evangelische Religionslehre (Prof. H. Petri in Bielefeld). IV. Katholische Religionslehre (Prof. Dr. I. N. Brunner in München). V. Deutsch (Oberstudienrat Prof. Dr. Th. Matthias in Plauen). VI. Latein (Oberlehrer Dr. Ludw. Eicke in Hannover). VII. Griechisch (Oberlehrer Dr. E. Lisco in Gumbinnen). VIII. und IX. Französisch und Englisch (Prof. Dr. E. Hausknecht in Lausanne). X. Geschichte (Oberlehrer G. Noack in Charlottenburg). XI. Erdkunde (Prof. Dr. F. Lampe in Berlin). XII. Mathematik (Professor K. Weise in Halle a. S.). XIII. Naturwissenschaft (Professor K. Weise in Halle a. S., Oberlehrer Dr. L. Doermer in Hamburg und Direktor Prof. Dr. C. Matzdorff in Berlin). XIV. Zeichnen (Professor F. Kuhlmann in München). XV. Gesang (K. K. Gymnas.-Dir. Reg.-Rat Dr. R. Schreiner in Wien). XVI. Turnen und Schulgesundheitspflege (Stadtturnwart Heinrich Schroer in Berlin). Schriftenverzeichnis.

Die Abteilungen Evang. Religionslehre, Griechisch, Erdkunde fielen diesmal fort.

Digitized by Google

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin SW 68.

Soeben erschien:

PLATON

VON

ULRICH VON WILAMOWITZ-MOELLENDORFF

ERSTER BAND

LEBEN UND WERKE

Gr. 8°. (VII u. 756 S.) 28 M., geb. 35 M.

Inhalt: Widmung. 1. Umgrenzung der Aufgabe. — Erstes Buch: Jugend. 2. Heimat und Elternhaus. 3. Jugenderziehung. Sokrates und Kritias. 5. Jugendübermut. 6. Der Tod des Sokrates. 7. Verteidigung des Sokrates. 8. Absage an die Welt. — Zweites Buch: Mannesjahre. 9. Reise und Heimkehr. 10. Schulgründung. 11. Verklärung des Sokrates. 12. Der Staat der Gerechtigkeit. 13. Ein glücklicher Sommertag. 14. Nur noch Lehrer. — Drittes Buch: Alter. 15. Dion. 16. Eine Trilogie von Definitionen. 17. Weltall und Mensch. 18. Ein letzter Kampf um das Lebensglück. 19. Dions Tod. 20. Resignation. 21. Tod und Unsterblichkeit. Register.

Der Verfasser sagt in der Einführung: Dieses Buch stellt sich die Aufgabe Platon, den Menschen und seine Werke den Lesern nahe zu bringen, dies so vollkommen wie möglich, aber nichts anderes. Es möchte erzielen, daß andere ihn lieben, wie ich ihn liebe, daß er anderen für ihr Verhältnis zu dem Ewigen und dem Leben das werde, was er seit den Tagen seines Lebens Unzähligen gewesen ist, heute aber, zumal unter uns Deutschen, zu wenigen ist. Daher wende ich mich mit Bedacht nicht nur an die Fachgenossen, sondern suche auch andere auf seine Werke hinzuweisen, die das beste tun müssen; daß in meiner Darstellung ihre Kenntnis dennoch mehr oder weniger vorausgesetzt ist, wird manchmal stören, ließ sich aber nicht vermeiden.

Soeben erschien:

WEGE ZU PHIDIAS

Briefe über antike Kunst

von

ANDRÉ JOLLES

8°. (153 S.) Geb. in Pappband 4,80 M.

Feinsinnige, dem Verständnis der griechischen Kunst dienende Betrachtungen, die ebenso wie das von demselben Verfasser vor zwei Jahren veröffentlichte Büchlein »Ausgelöste Klänge, Briefe aus dem Felde über antike Kunst« allen Freunden der Antike eine genußreiche und anregende Lektüre bereiten werden. Es ist ein nach Inhalt und Form feines Buch, das unter Philologen und Künstlern, aber auch unter kunstverständigen Laien Verbreitung finden wird.

Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.

Digitized by Google

APR 19 '20

SOKRATES

ZEITSCHRIFT FÜR DAS GYMNASIALWESEN

NEUE FOLGE

HERAUSGEGEBEN

VON

OTTO SCHROEDER

7. JAHRGANG
DER GANZEN REIHE LXXIII. BAND
11/12 HEFT. NOVEMBER/DEZEMBER

BERLIN 1919
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
SW 68, ZIMMERSTRASSE 94

Digitized by Google

Manuskripte und Briefe, die für die Redaktion bestimmt sind, werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers: **Geheimen Studienrats Dr. Otto Schroeder, Gymnasialdirektors in Charlottenburg, Cauerstraße 36.**

Bücher, Karten usw. sind nur zu senden an die Weidmannsche Buchhandlung, Berlin SW 68, Zimmerstr. 94.

Preis für den Jahrgang in 12 Heften 20 Mark. Infolge der durch die Reichsbehörden angeordneten Papiereinschränkung erscheinen bis auf weiteres jährlich 6 Doppelhefte.

INHALT DES NOVEMBER/DEZEMBERHEFTES

Seite

G. Sorof (in Berlin), *Πεῖρα* 305
Ludwig Kleeberg (in Weilburg a. d. Lahn), Tuisto 311
Derselbe, Die Sonne tönt (Nachtrag zu S. 91 ff.) 318
Franz Dornseiff (in Darmstadt), Der -ismus 319
Karl Belau (in Berlin-Wilmersdorf), Conrad Ferdinand Meyers 'Huttens letzte Tage' als Schullektüre 323
Nestorius Uhlmann (in Bautzen), Zum Prometheusproblem 329

MITTEILUNGEN

Jahresabschied 1919 333
Kulturpolitische Aufgaben des Reiches 336
H. Röhl, Epistula novi mariti 336
Sitzungsberichte des Philologischen Vereins zu Berlin 1919 337

ANZEIGEN

O. Lyon, Handbuch der deutschen Sprache für höhere Schulen (O. Weise in Eisenberg) 343
Dichter und Schriftsteller in der Schule (F. Charitius in Landsberg a. W.) 344
K. Jacoby, Anthologie aus den Elegikern der Römer (H. Magnus in Berlin-Pankow) 348
A. Hausrath u. A. Marx, Griechische Märchen (Hans Lucas in Charlottenburg) 349
L. Diels, Pflanzengeographie (H. G. Holl in Vegesack) 367
Joh. Hjelmslev, Gepmetrische Experimente (G. Louis in Berlin) .. 367
— Darstellende Geometrie (A Witting in Dresden-Strehlen) 368
Gertr. Bäumer, Goethes Freundinnen 368

JAHRESBERICHTE

Caesar, von Paul Menge in Wernigerode (Schluß) 97
Κάθαρσις τῶν παθημάτων — **Reinigung der in der Tragödie behandelten Geschehnisse**, von H. Otte in Berlin-Lichterfelde ... 99
Das Proömium des polybianischen Geschichtswerks, von O. Viedebantt in Charlottenburg 109

Fortsetzung auf der dritten Seite des Umschlages.

Digitized by Google

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin SW 68

Soeben erschien:

Weltkrieg * Revolution * Verfassung

Kurz dargestellt von

Dr. Hermann Jaenicke
Geheimem Studienrat

Gr.-8° (60 S.). Geheftet 1.80 Mark.

Die kriegerischen, sozialpolitischen und volkswirtschaftlichen Ereignisse der jüngstverflossenen Jahre vom Ausbruche des Weltkrieges bis auf unsere Tage sind in solcher Mannigfaltigkeit, Größe und Fülle auf uns hereingestürmt, daß sie geradezu überwältigend und verwirrend auf unsern Geist einwirken und zu einer baldigen klaren Sichtung und planmäßigen Anordnung dringend auffordern. Es wird sicherlich viele geben, die sich von den selbsterlebten Geschehnissen einmal Rechenschaft ablegen wollen, aber nur wenige, denen Mittel und Zeit zu Gebote stehen, die jetzt erschienenen umfangreichen Denkschriften und Einzeldarstellungen anzuschaffen und durchzuarbeiten. Ihnen allen wird die hier angezeigte Schrift des bekannten Verfassers geschichtlicher Lehrbücher willkommen sein, die in s lichter, objektiver und übersichtlicher Darstellung ein Führer durch die verwirrende Fülle der Ereignisse der letzten fünf Jahr sein will.

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin SW 68

Historisch-politisches ABC-Buch. Zur Förderung des Geschichtsunterrichts und zur Selbstbelehrung. Von **Dr. M. Mertens**, Direktor des Gymnasiums in Brühl. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. 8°. (IV u. 245 S.) 1915. Geb. 4,— M.

„Ich denke, daß der richtige, dem Werkchen zugrunde liegende Gedanke auch über die Schule hinaus manche zur Anschaffung veranlassen wird, die im Streben nach Erweiterung und Vertiefung ihrer geschichtlichen und politischen Bildung hier ein billiges und brauchbares Hilfsmittel finden."
Zeitschr. f. lateinl. höh. Schulen.

Grundriß der preuß.-deutschen sozialpolitischen und Volkswirtschaftsgeschichte von 1640 bis zur Gegenwart von Gymnasialdirektor Prof. **Emil Wolff.** Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. Gr. 8. (VII u. 296 S.) 1909. Geb 6,— M.

„Wolff will in seinem Buche den großen Volkskreisen die Möglichkeit gegenseitigen Verständnisses ihrer Stellung und ihrer Ansprüche geben, indem er diese in ihrer geschichtlichen Entwicklung vorführt. Dieser glückliche Gedanke ist glücklich zur Ausführung gelangt. Der Verfasser zeigt sich seiner Aufgabe voll gewachsen."
Literarisches Zentralblatt.

Bei den vor 1919 erschienenen Büchern erhebt der Verlag einen Teuerungszuschlag von 20%.

Digitized by Google

Soeben erschienen:

Deutsche Texte des Mittelalters

herausgegeben von der

Kgl. Preuß. Akademie der Wissenschaften.

Band XXX.

Paradisus anime intelligentis

(Paradis der fornuftigen sele).

Aus der Oxforder Handschrift Cod. Laud. Misc. 479
nach E. Sievers' Abschrift

herausgegeben von

Philipp Strauch.

gr. Lex. 8. (XL u. 170 S.) Geh. 14 M.

Monumenta Germaniae historica

Auctorum antiquissimorum Tom. XV, Pars III.

Aldhelmi opera

Edidit

Rudolphus Ehwald.

Fasciculus III.

4. (XXIV u. S. 555–765.)

Ausgabe auf Druckpapier geh. 30 M.
Ausgabe auf Schreibpapier geh. 45 M.

Fasciculus I. 4. (323 S.) 1913. Ausg. auf Druckpapier 14 M., Schreibpapier 21 M
Fasciculus II. 4. (S. 324–554.) 1914. Ausg. auf Druckpapier 10 M., Schreibpapier 15 M

Arbeiten zur deutschen Rechts- und Verfassungsgeschichte

Mit Unterstützung der Freiherrlich v. Grempschen Stiftung in Tübingen

herausgegeben von

Johannes Haller **Philipp Heck**

Arthur B. Schmidt.

I. Heft: Vogtei und Bede in der deutschen Kaiserzeit

Von

Adolf Waas.

Erster Teil. Gr. 8. (XVI u 173 S.) Geh. 9,60 M.

Die „Arbeiten zur deutschen Rechts- und Verfassungsgeschichte" wollen Sonderuntersuchungen aus den im Sammeltitel genannten Gebieten zur Veröffentlichung bringen. Der Zusammenschluß der Herausgeber, Mitglieder verschiedener Fakultäten, bietet die Gewähr dafür, daß bei der Aufnahme weder die Grenzen zu eng gezogen, noch von einem einseitigen Standpunkte ausgegangen wird, sondern Untersuchungen verschiedener Art und verschiedenen Inhalts zur Veröffentlichung gelangen.

Mit Beilagen von B. G. Teubner in Leipzig und der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.

Druck von C. Schulze & Co., G. m. b. H., Gräfenhainichen.

Digitized by Google

SOKRATES

ZEITSCHRIFT FÜR DAS GYMNASIALWESEN

NEUE FOLGE

HERAUSGEGEBEN

VON

OTTO SCHROEDER

7. JAHRGANG. — DER GANZEN REIHE LXXIII. BAND

ERGÄNZUNGSHEFT:

FESTSCHRIFT ZUR FEIER DES 50JÄHRIGEN BESTEHENS DES PHILOLOGISCHEN VEREINS ZU BERLIN

BERLIN 1919
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
SW 68, ZIMMERSTRASSE 94

Digitized by Google

Digitized by Google

Festschrift

zur

Feier des 50jährigen Bestehens

des Philologischen Vereins

zu Berlin.

Berlin 1919
Weidmannsche Buchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

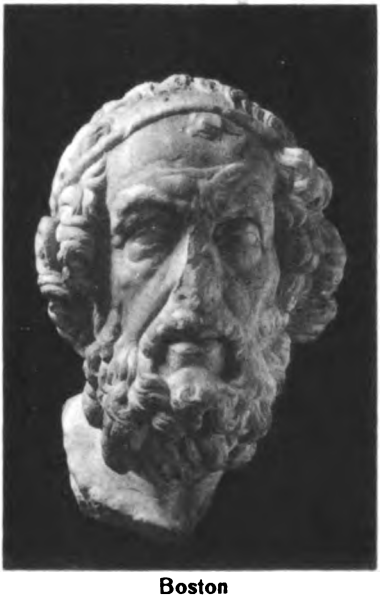
Inhalt.

1. Bildnis des Homer. Mit einer Tafel. Von Walther Amelung. . 5
2. Der Philologische Verein in den ersten 50 Jahren seines Bestehens. Von Otto Morgenstern. 11
3. Achtes Mitgliederverzeichnis des Philologischen Vereins. 41
4. Inhaltsverzeichnis der Jahresberichte des Philologischen Vereins zu Berlin 1875—1919. Von A. Kurfess. 51
5. Verzeichnis der Mitarbeiter der Jahresberichte 1874—1919. Von Otto Morgenstern. 59
6. Max C. P. Schmidt. Von Ernst Hoffmann. 65

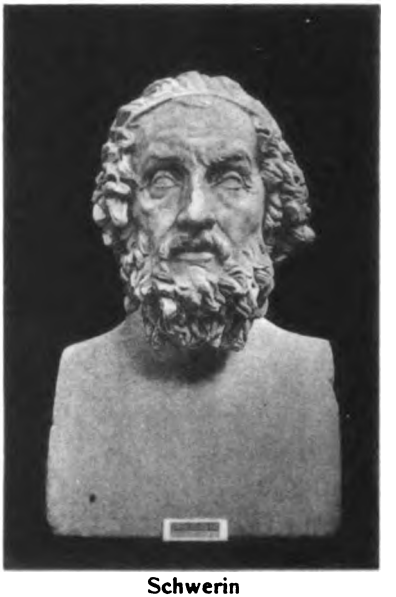
Digitized by Google

Digitized by Google

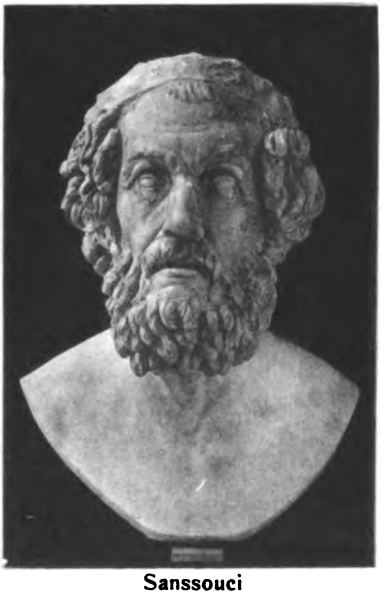
Digitized by Google



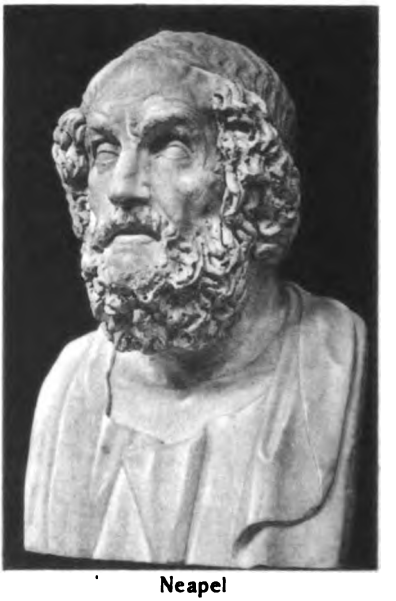
Boston



Schwerin



Sanssouci



Neapel

Bildnisse des Homer

Digitized by Google

Bildnis des Homer.

ὦ κοῦραι, τίς δ'ὔμμιν ἀνὴρ ἥδιστος ἀοιδῶν
ἐνθάδε πωλεῖται καὶ τέῳ τέρπεσθε μάλιστα;
— — — — — — — — — — — — — —
τυφλὸς ἀνήρ, οἰκεῖ δὲ Χίῳ ἔνι παιπαλοέσσῃ.

So lauten die bekannten Verse des Hymnos auf den delischen Apollon (169—172). Thukydides führt sie an (III, 104) und bemerkt dazu: Τοσαῦτα μὲν Ὅμηρος . . . . War es wirklich nur die Rücksicht auf diese dem Homer zugeschriebenen Verse, verbunden mit der Erinnerung an den blinden Sänger der Phaiaken, die zu der Vorstellung von Homers Blindheit geführt hatte? Den äußeren Anstoß mag sie gegeben haben, aber sie würde jener Vorstellung kaum kanonische Geltung verschafft haben, wenn nicht die tiefere Ueberzeugung hinzugetreten wäre, daß für keinen Dichter wie für den epischen Blindheit oder vielmehr Erblindung zu einem im wahrsten Sinne symbolischen Charakterisierungsmittel geeignet sei. Der lyrische und der dramatische Dichter, beide bedürfen des dauernden lebendigsten Zusammenhanges nicht nur mit den inneren Kräften, nein, auch mit den äußeren Gestaltungen der Umwelt, beide aus sehr verschiedenen Gründen. In der Seele des Lyrikers muß die Fülle der Erscheinungen mit ihrem Reiz und ihrer Bedeutung klingendes Echo wecken, frisch und unmittelbar, immer aufs neue. Bei den Dramatiker darf die Fähigkeit stärksten Miterlebens äußerer Vorgänge nie verblassen, wenn solche mit voller plastischer Rundung in seinem Werke wiedererstehen, mit ihrer vollen inneren und äußeren Wahrheit auch in der Wiedergabe wirken sollen. So bedarf der Dramatiker eines weit lebhafteren Gegenwarts-Sinnes für alles Einzelne in diesen Vorgängen als der Epiker, dem vielmehr, wenn er seinen Schöpfungen den großen gleichmäßigen Fluß epischer Schilderung wahren will, das Einzelne bei aller Lebendigkeit der Vorstellung doch zurücktreten muß gegen die großen, einheitlichen Linien der Komposition. Der Epiker muß dem Fluß des Geschehens, so heftig dessen Wasser einst auch an seine

Digitized by Google

Ufer brandeten, nun aber abgeschlossen, objektiv gegenüberstehen; der Dramatiker muß sich mit voller subjektiver Empfänglichkeit hineinreißen lassen in die tobenden, widerstreitenden Wellen und Wirbel.

Schon Arndt hat in seinem, leider vereinzelt gebliebenen und deshalb viel zu wenig bekannten, Texte zur ersten Tafel der griechischen und römischen Porträts dieser Auffassung Worte geliehen im Anschluß an eines der schönsten Exemplare des in der hellenistischen Zeit geschaffenen Homertypus, den Kopf in der Bibliothek des großen Königs in Sanssouci, dessen Aufnahme wir auf unserer Tafel an dritter Stelle wiederholen. Arndt weist da in feiner Weise nach, wie sich in den Zügen des Kopfes eine Verzückung male, wie sie gerade für den epischen Dichter charakteristisch sei, eine schauernde Ergriffenheit hervorgerufen durch das Schauen innerer, aus der Erinnerung auftauchender Gesichte, nicht durch die persönliche Anteilnahme des erschütterten Empfindens.

Arndt war es nicht entgangen, daß die Reihe der Wiederholungen, die uns die Kenntnis jenes Homer-Typus vermitteln, ein Gemisch verschiedenartigster Fassungen darstelle. Er unterschied den emporblickenden und den herabblickenden Typus. Heute würde er die Frage zweifellos ganz anders angefaßt haben, würde er sie ganz anders haben anfassen können, denn inzwischen hat sich nicht nur unsere Kenntnis der ganzen Reihe, ja diese selbst vergrößert; weitere wissenschaftliche Arbeit hat geholfen, unseren Blick zu klären und zu vertiefen. Zusammenfassend hat bisher Bernoulli über den Typus gehandelt, im ersten Bande seiner griechischen Ikonographie; aber wir können nicht zugestehen, daß er über die ersten Ansätze zu einer Sichtung und Sonderung des ihm vorliegenden Materiales hinausgegangen sei. Nach dem Erscheinen seines Werkes ist nun die Reihe der Monumente um ein wundervolles Stück bereichert worden, das wir fortan bei jeder Betrachtung des Typus werden voranstellen müssen. Es ist aus römischem Kunsthandel in das Museum of fine arts in Boston gelangt und zunächst in dem Bulletin des Museums III, S. 3 veröffentlicht worden; wir bringen auf unserer Tafel eine nach einer Photographie im Besitze des archäologischen Seminars der Berliner Universität hergestellte Abbildung. Der Kopf hat vor allen anderen der ganzen Reihe den Vorzug wunderbar sorgfältiger Ausführung und den des Mangels jeglicher Ueberarbeitung und Ergänzung. Die Ausführung macht den Eindruck, als sei sie allen Einzelheiten eines hellenistischen

Digitized by Google

Originales mit größter Treue und lebendigstem Verständnis gefolgt, ohne daß der Kopist — denn um einen solchen kann es sich doch auch hier nur handeln — dem technischen Geschmacke seiner Zeit erhebliche Zugeständnisse gemacht hätte. Wir können den Kopf wegen der außerordentlichen Klarheit seiner Formengebung geradezu als Vertreter des Prototyps unserer Betrachtung zu Grunde legen, und es sei nun gleich festgestellt, daß nach sorgfältiger Vergleichung mit ihm alle anderen Abwandlungen trotz mancher Abweichungen im einzelnen und trotz grundsätzlich verschiedener geistiger Auffassung doch auf ein und dasselbe Original zurückzuführen sind. Wir gewinnen den Eindruck, als habe hier ein hellenistischer Künstler — wir werden ihn am ehesten in die Entstehungszeit der Laokoongruppe datieren können (vgl. zuletzt darüber Vatikan-Katalog II S. 198 f.) — ein Motiv geschaffen, das nun in den folgenden Jahrhunderten nicht nur einfach wiedergegeben, sondern weit öfter, je nach der Eigenart des wiederholenden oder vielmehr nachschaffenden Künstlers und nach dem Empfinden und technischen Geschmack seiner Zeit variiert wurde. Da finden wir zunächst eine kleine, aber sehr feine Gruppe, in der das aufgeregte, wirre Pathos fühlbar gedämpft, der Organismus der Formen, die sich nicht mit starken Gegensätzen von Licht und Schatten voneinander sondern, vielmehr mit zarter Schattierung ineinander übergeführt sind, wesentlich verfeinert ist. Diese Variation vertritt sehr schön der Pariser Homer (Bern. S. 10 n. T. 1); neben ihm steht als schwacher Abglanz der eine Homer (n. 46) im capitolinischen Museum (Bern. S. 8 n. 1), und wahrscheinlich gehörte zu dieser Gruppe auch die Wiederholung, die Rembrandt gekannt und gemalt hat (Bern. S. 11 n. 17; Röm. Mitt. XIII 1897, S. 65 mit Abb.), wenn sie nicht eine Schwester der in Schwerin befindlichen war (Bern. S. 11 n. 16; auf unserer Tafel nach einem von Arndt zur Verfügung gestellten Lichtdruck — ihm sei hiermit der aufrichtigste Dank ausgesprochen — zum ersten Male abgebildet). Bernoulli bemerkt zu dieser Hermenbüste nur: „Sehr ähnlich dem Pariser Kopf". Damit wird er dem eigentümlichen Wert dieses Werkes nicht gerecht. Die Formengebung ist hier eine derbere, die Kontrastierung eine stärkere. Darin steht die Schweriner Büste dem allerdings sehr viel feineren Bostoner Kopfe näher. Aber es kommt noch ein neues Moment hinzu. Entsprechend einem lebhafter erregten Ausdruck des Auges ist der Mund hier zum ersten Male nicht nur leise, sondern entschieden geöffnet, als ob

Digitized by Google

bewegter Atem zwischen den Lippen aus- und einflute. Das gibt uns das Recht, die Büste an dieser Stelle einzuordnen, bevor wir uns der größten Gruppe von Homerbildnissen zuwenden, deren zwei schönste Exemplare wir auf unserer Tafel an dritter und vierter Stelle abgebildet haben.

Den ersten Platz in dieser Gruppe verdient der Bronzekopf in Florenz (Bern. S. 10 n. 7; Phot. Alinari 17053), nicht etwa wegen künstlerischer Vorzüge; aber er gibt uns einen sicheren Hinweis darauf, in welchem Material wir uns das ursprüngliche Original ausgeführt zu denken haben — auch an der Ausführung des Bostoner Kopfes ist die Nachahmung der Bronze-Technik deutlich genug zu spüren —; dann ist hier einmal die Nase unverkürzt und unergänzt erhalten; endlich lehrt uns dieser Kopf mit seiner einfachen, schlichten Formengebung, daß wir den Ursprung dieser Variation bereits im 1. Jahrh. n. Chr. zu suchen haben, lange bevor sie in dem Neapeler Kopfe ihre gewaltigste Verkörperung fand. An die zweite Stelle werden wir am besten den Kopf in Sanssouci setzen (Bern. S. 11 n. 15, Taf. II 1). Hier ist der Ausdruck gesteigert, das Visionäre, Beschwingte mit sehr feinen Mitteln stark betont, ohne daß die Widerstände oder Hilflosigkeiten des Alters sich vordrängten. Die feine lockere Art der Haarbehandlung macht es mir wahrscheinlich, daß wir die Entstehung dieser Replik in flavischer Zeit ansetzen dürfen. Keine Steigerung bedeutet der Homer der Doppelherme in der Galleria geografica des Vatikans (Bern. S. 9 n. 4; Helbig[1] I n. 394), wohl aber der Kopf in Neapel (Bern. S. 9 n. 6), in dem wir ein Meisterwerk der antoninischen Zeit mit ihrer höchstgetriebenen Virtuosentechnik vor Augen haben. Doch nicht diese technische Eigenart, die z. B. Haar und Bart in eine dem Schaum der Wellen ähnliche, wild zerklüftete Masse auflöst, worin die Züge der einzelnen Locken fast ganz verschwinden, — nicht diese Eigenart ist es, die uns den Kopf so wert macht, sondern die erschütternde Wahrheit, mit der hier das siegreiche Sichlosringen des mächtigen, unvermindert kraftvollen Geistes aus den erstarrenden Banden des Greisenalters und den dumpfen Nebeln der Blindheit zum Ausdruck gebracht ist. Darin überragt dieser Kopf alle anderen, auch den vorzüglichen Bostoner, so bei weitem, daß er wohl vor allen anderen jedem von uns vor Augen stehen wird, wenn das Bild Homers in unserer Seele auftaucht. Er ist der echteste Bruder des schmerzdurchwühlten Laokoonkopfes.

Digitized by Google

Bis zur Karikatur verzerrt und entgeistigt blicken uns diese Züge entgegen aus den beiden Köpfen n. 44 und 45 im capitolinischen Museum (Bern. S. 9 n. 2 u. 3; Helbig[4] I n. 824). Dem gleichen Kreise zuzurechnen sind augenscheinlich die Köpfe in Mantua (Bern. S. 10 n. 8) und Verona (n. 9), wohl auch die in Wilton House (S. 11 n. 13) und Blundell Hall (n. 14), doch fehlt mir für sie, wie für die Büsten in Madrid (S. 10 n. 11) und in Villa Albani (S. 11 n. 18) die Möglichkeit genauerer Nachprüfung. Zur Gefolgschaft dieser Variation gehören endlich auch die beiden kleinen Köpfe in Florenz und Meran (Bern. S. 11 n. 19 u. 20)*).

Vereinzelt bleibt jetzt nur noch die Herme im britischen Museum (Bern. S. 10 n. 12, Taf. II 2). Tatsächlich stellt sie wieder einen ganz eigenartigen Versuch dar, das Thema, das auch den andern zu Grunde liegt, abzuwandeln, einen Versuch, in dem jenes Motiv des Visionären, Vergeistigten ganz ausgeschaltet ist. Der Ausdruck ist vielmehr der eines vergrämten mürrischen Sachwalters. Dabei sind die Wangen zwar hohl, aber die einzelnen Muskelzüge sind doch noch fleischig, die Falten sind zwischen ihnen als dunkle Rillen scharf markiert. Diesen Eindruck materieller Schwere, die kein geistiger Flügel zu durchbrechen strebt, können auch die barock geschwungenen und flatternden Locken des Haares und Bartes nicht wett machen. Andererseits muß man zugestehen, daß der Kopf als Arbeit beträchtliche Qualitäten besitzt, aber das kann ihn unserem Herzen nicht näherbringen. Seine Ausführung wird sich am ehesten in die trajanische Zeit datieren lassen.

Wir haben die bedeutendste Gruppe rückwärts verfolgt bis in die erste Kaiserzeit. Dieser müssen wir auch die kleine Gruppe der Pariser Büste zuschreiben, die Schweriner Büste und den Kopf in Boston. Man wird kaum wagen dürfen, hier noch genauer zu unterscheiden. Zum Schlusse taucht wieder die Frage auf, die wir schon anfangs angedeutet haben. Sind die wechselnden Auffassungen und vor allem die Steigerung, die wir beobachtet haben, wirklich erst den verschiedenartig variierenden Kopisten — wenn wir sie so noch nennen dürfen — zu danken oder enthielt das Original diese Motive schon und holten die verschiedenen Künstler aus ihm nur heraus, was ihrem Geiste kongenial war? Ausscheiden müßten

*) Bern. S. 9 n. 5 hat aus der Liste der Homerbildnisse auszuscheiden. Die Büste stellt den greisen Sophokles dar und steht jetzt im römischen Antiquarium comunale: Helbig[4] I S. 596 n. 1046.

Digitized by Google

wir bei der Untersuchung dieser Frage sicher die Büste im britischen Museum; ihre Auffassung und Formengebung ist mit der aller anderen Exemplare unverträglich. Aber ich glaube: auch bei den anderen werden wir eher dazu neigen, den einzelnen ausführenden Künstlern soviel Selbständigkeit zuzutrauen, daß wir das allmähliche Herausarbeiten einer neuen, vertieften Auffassung und damit ein Hinausgehen über den inneren Reichtum des Originales nicht für unmöglich halten. Charakteristisch ist es auch hier wieder für das Wesen der griechisch-römischen Kunst, wie die einzelne bedeutende Leistung alsbald kanonische Geltung gewinnt und wie dann von Generation zu Generation in unablässiger Arbeit das einmal glücklich Gewonnene organisch weiterentwickelt wird.

Berlin. W. Amelung.

Digitized by Google

Der Philologische Verein zu Berlin in den ersten 50 Jahren seines Bestehens.

Φιλοκαλοῦμεν μετ' εὐτελείας καὶ
φιλοσοφοῦμεν ἄνευ μαλακίας.
(Thuc. II 40).

Am 14. Dezember 1919 sind 50 Jahre seit der Gründung des Philologischen Vereins zu Berlin verflossen, ein beträchtliches Alter für einen Verein, das selten erreicht zu werden pflegt und für die Gesundheit und Zugkraft des Gedankens spricht, der zu seiner Gründung führte. Zwölf junge, tüchtige Philologen waren es, die sich im Jahre vor dem deutsch-französischen Kriege zusammenfanden, um durch συμφιλολογεῖν sich und die Wissenschaft vom klassischen Altertum zu fördern. Der Gedanke, mit einem Kreise gleichgesinnter Freunde eine geistige Arbeitsgemeinschaft zu begründen, stammte von Albert v. Bamberg, der, damals 25 Jahre alt, als Oberlehrer und Bibliothekar am Joachimthalschen Gymnasium wirkte, und war ihm auf der Rückfahrt von der Kieler Philologenversammlung gekommen. Die Freunde am Joachimsthal und andere, die durch die werbende Geschicklichkeit Eugen Bormanns gewonnen wurden, versammelten sich alle 14 Tage in Bambergs Zimmer und lasen unter seiner Leitung miteinander die alten Schriftsteller. Abwechselnd übernahm einer von ihnen die Erklärung, und an diese knüpfte sich dann eine gemeinsame Erörterung an. Außerdem wurden Vorträge über Gegenstände der Altertumswissenschaft gehalten, die so mannigfaltig waren, wie es die Forschungsgebiete der einzelnen mit sich brachten. Auch Grammatik, Inschriften und Archäologie fehlten nicht. Die Namen der 12 Begründer sind: Albert von Bamberg, Eugen Bormann, Richard Engelmann, Hermann Heller, Konrad Herrmann (der Schwager von Bamberg), Heinrich Heydemann, Alfred Hollaender, Gustav Lange, Otto Lüders [1]), Wilhelm Mewes, Richard Müller und Eugen Plew. Einer

[1]) der spätere Lehrer und Erzieher des Königs Konstantin von Griechenland.

Digitized by Google

von diesen, Alfred Hollaender, weilt noch unter den Lebenden und hat wiederholt seiner Freude darüber Ausdruck gegeben, daß der Philologische Verein sich aus unscheinbaren Anfängen zu seiner jetzigen Geltung in der Gelehrtenwelt entwickelt habe. Albert von Bamberg war der geborene Vorsitzende: Seine wissenschaftliche Bedeutung, die die philosophische Fakultät Greifswald im Winter 1875 veranlaßte, ihn in erster Linie als Nachfolger Hillers für die altklassische Professur vorzuschlagen, seine organisatorische Begabung, seine Gewandtheit als Redner, seine Fähigkeit, die Leistungen anderer anzuerkennen und sich an ihnen zu freuen, endlich seine geselligen Gaben machten ihn zum Mittelpunkte des Kreises, dem er seine Tätigkeit zuwandte. Satzungen besaß der Verein nicht, Zwanglosigkeit war sein Gesetz. Die Werbung neuer Mitglieder geschah ausschließlich von Mund zu Mund, und nicht jeder wurde der Ehre einer Aufforderung gewürdigt. Nicht um eine hohe Mitgliederzahl war es dem Verein zu tun, sondern um ein inneres Verhältnis der einzelnen zueinander und zum klassischen Altertum. Es waren zunächst Schulmänner, die sich zusammengefunden hatten in dem Bewußtsein, daß sie nur in dauernder Fühlung mit der Wissenschaft ihrer Aufgabe gerecht werden könnten, daß nur der ein guter Schulmann, vor allem ein begeisternder Lehrer der Prima sein könne, der lebendigen Anteil an den Fortschritten der Wissenschaft nehme und wenigstens in bescheidenem Maße an ihrer Förderung mitarbeite. Der Philologische Verein gewährte ihnen die Möglichkeit, die Ergebnisse ihrer Forschung vor dem Druck der Kritik eines engeren Kreises zu unterbreiten und bewahrte sie so davor, Ungesiebtes der Oeffentlichkeit zu übergeben. Ueber die Sitzungen wurden anfangs kurze Niederschriften angefertigt, an denen sich alle Mitglieder beteiligten. An eine regelmäßige Berichterstattung in den Fachzeitschriften dachte niemand.

Die großen Ereignisse von 1870 unterbrachen die Tätigkeit des Vereins, dessen Mitbegründer Eugen Bormann mit schwerer, ihn am Sprechen hindernder Verwundung heimkehrte, aber unter der tatkräftigen Leitung von Bambergs wurde die Arbeit bald wieder aufgenommen. Infolge des Wachsens der Mitgliederzahl wurden die Sitzungen aus dem schlichten Adjunktenzimmer, wohin sich diejenigen, die während der Sitzungen etwas trinken wollten, durch den Alumnatsdiener Bier holen ließen, ins Wirtshaus verlegt. Längere Zeit fanden die Sitzungen im Kellerrestaurant des

Digitized by Google

Roten Schlosses (Stechbahn) statt, 6000 mm unter dem Spiegel der Spree. Schriftführer und Kassierer gab es nicht; Beiträge wurden nicht erhoben.

In den nächsten Jahren erweiterte der Verein seine Wirksamkeit, indem er Ende 1873 beschloß, Jahresberichte herauszugeben, um den Mitgliedern Gelegenheit zu bieten, sich selbst und andere über die Fortschritte der Wissenschaft auf dem Gebiete der Grammatik, der Schulschriftsteller sowie der Archäologie zu unterrichten. Es war eine glückliche Fügung, daß die angesehene Weidmannsche Buchhandlung diese Jahresberichte von Anfang an unter ihre Fittiche nahm und sie der Zeitschrift für das Gymnasialwesen angliederte, die damals unter der Leitung von Bonitz (seit 1875 Hofmann), Hirschfelder und Rühle stand. Aber der Verlag von S. Calvary & Co. fürchtete, das neue Unternehmen werde seinem Jahresberichte Abbruch tun und machte dem Verein den Vorschlag, anstatt der Jahresberichte lieber eine neue Sammlung von Schulausgaben der Klassiker bei ihm erscheinen zu lassen. Die bisherigen Sammlungen hätten den Fehler, daß sie gleichzeitig für den Schüler und für den Lehrer bestimmt seien und daher auf die Bedürfnisse keines von beiden genügend Rücksicht nähmen. An ihrer Stelle empfehle sich eine Sammlung richtiger Schülerausgaben mit ganz knappen Anmerkungen und daneben ein Hilfsmittel für den Lehrer, das als Ergebnis gemeinsamer Beratungen viel reichhaltiger und gediegener sein könne, als es in den bisherigen Einzelausgaben möglich gewesen sei. Der Verein glaubte jedoch die Veranstaltung von Schulausgaben, die außer dem Text nur die allerknappsten Hinweisungen lediglich pädagogischer Art enthielten, mit der Aufgabe, die er sich gestellt hatte, in erster Linie seine Mitglieder in Kenntnis von den Fortschritten der Altertumswissenschaft zu erhalten und in zweiter Linie nach Kräften dafür zu sorgen, daß diese Fortschritte auch in weiteren Kreisen der Berufsgenossen bekannt würden, nicht in Einklang setzen zu können. Auch den zweiten Vorschlag lehnte er mit der Begründung ab, ein periodisch sich erneuernder kritisch-exegetischer Apparat zu den Klassikern würde zwar vielen sehr willkommen sein, es dürften dann aber nicht alle Jahre nur die Fortschritte verzeichnet werden, sondern in größeren Zwischenräumen, etwa alle drei Jahre, müßte der selbe Apparat in neuer Auflage die während dieser Zeit gemachten Fortschritte wohlverarbeitet darbieten. So zerschlugen sich denn die Verhandlungen, und die Jahresberichte des Vereins,

Digitized by Google

die mit der Augustnummer des Jahres 1874 der Z. f. d. G. eingesetzt hatten, nahmen ihren Fortgang.

Einige Jahre später (1878) machte der selbe Verlag dem Verein den Vorschlag, eine philologisch-pädagogische Wochenschrift zu gründen. Aber auch dieser Vorschlag wurde abgelehnt.

Das älteste Mitgliederverzeichnis des Vereins, das sich erhalten hat, stammt aus dem Jahre 1876 und enthält, von Bambergs Hand geschrieben, folgende 46 Namen:

*1. Andresen.
*2. von Bamberg.
3. Belger.
*4. Blass.
*5. Bormann.
*6. P. Cauer.
7. Dettmer †.
*8. Ellger.
*9. Engelmann.
*10. Gemss.
11. Gillhausen, Frankfurt a. M.
*12. Harre, Charlottenburg.
*13. Heller.
*14. Herrmann, Hannover.
*15. Heydemann, Halle a. S.
16. Hiecke †.
*17. Hollaender.
*18. Jacob.
*19. Kallenberg.
*20. M. Koch.
21. Lampros, Athen.
*22. G. Lange.
23. Leo, Bonn.
*24. Lüders.
*25. Magnus.
*26. Meusel.
*27. Mewes.
*28. C. Michaelis.
*29. Möller.
*30. H. Müller.
*31. R. Müller.
32. Neubauer.
*33. Nitsche.
34. Nohl.
*35. Plew, Danzig.
*36. Reinhardt.
*37. Röhl.
38. Rodenwaldt.
*39. Schroeder.
40. K. P. Schulze.
41. O. Seiffert.
*42. R. Schneider.
*43. Suphan.
*44. Wezel.
*45. Wichmann.
46. von Wilamowitz-Möllendorff, Greifswald.

Diejenigen Mitglieder, die noch heute dem Verein angehören oder ihm bis zu ihrem Tode angehört haben, sind mit einem Stern versehen. Nitsche wird als Vizepräsident und Röhl als Protokollführer bezeichnet. Wilamowitz' Verhältnis zum Verein war damals, ehe er Berlin verließ, ein sehr enges. Er kam zu den Sitzungen, und bei einem Stiftungsfeste, das in einem Weinlokal in der Jägerstraße (Haussmann) gefeiert wurde, las er eine von ihm in äolischem Dialekte und alcäischem Versmaße verfaßte Glückwunschode vor.

Digitized by Google

Sein Scheiden aus Berlin und der Wechsel im Vorsitz löste das Verhältnis. Nach seiner Rückkehr ist er nur einmal als Gast bei einem Vortrage Schroeders über Metrik (am 15. Mai 1899) im Verein gewesen und hat sich an der Besprechung besonders beteiligt.

Nach achtjähriger erfolgreicher Leitung des Vereins wurde Albert von Bamberg als Direktor an das Gymnasium in Eberswalde berufen und übergab Ostern 1878 den Vorsitz an Hermann Müller, der, seit Februar 1870 Mitglied des Vereins, damals Professor am Werderschen Gymnasium war und Ostern 1884 das Direktorat des Luisenstädtischen Gymnasiums übernahm. Albert von Bamberg wurde zum Ehrenvorsitzenden ernannt.

Müller hat beinahe 30 Jahre an der Spitze des Vereins gestanden, und es ist natürlich, daß er ihm in dieser langen Zeit das Gepräge seines Geistes aufgedrückt hat. Als Direktor eines Berliner Gymnasiums, als Redakteur und ständiger Mitarbeiter der Jahresberichte, in denen er das umfangreiche Gebiet der Liviusforschung betreute, als Verfasser der verbreitetsten lateinischen Schulbücher und zumal als Herausgeber der Zeitschrift für das Gymnasialwesen (seit 1881), zuerst mit H. Kern gemeinschaftlich, dann seit 1892 allein, stand er mit der ganzen philologischen Welt in fortwährender Verbindung und regem Gedankenaustausch, und die Bekanntheit und Wertschätzung, deren er sich in weiten Kreisen erfreute, kam auch dem Verein zustatten, führte ihm neue Kräfte zu und vermehrte sein Ansehen. Was er dem Verein in den beinahe 30 Jahren seines Präsidiums gewesen ist, sagt Carl Michaelis treffend in seiner Gedenkrede (Jahresberichte des Philologischen Vereins zu Berlin, 40. Jahrg., 1914, Seite 117 ff.): „Der gründliche Kenner des philologischen Stoffs, der warme Freund der Sache, die er vertrat, der dankbare Empfänger alles dessen, was von Jungen und Alten geboten wurde, der durch sein besonnenes Verhalten jeden Streit und jede Gegensätzlichkeit bannende, alles zusammenhaltende Führer, der in Momenten des Tiefstandes nicht verzagende, sondern mit Humor ausharrende, neue Kräfte werbende Geist und vor allem der reichste Geber, der immer eintrat, wenn alle andern versagten, und immer Gediegenes gab, und der gesellige Freund, der als letzter beim Humpenschwung vom Tische schied, während andere längst die Waffen gestreckt hatten. Was wir in ihm gehabt haben, ist lebhaft zum Ausdruck gekommen bei der Feier seines 25jährigen Jubiläums als Vorsitzender des Vereins. Der ganze vornehme, aber doch wieder so natürliche und gemütliche Ton des Vereins verdankt

Digitized by Google

ihm seine Entstehung oder mindestens seine dauernde Befestigung.“ Die Liebe der Mitglieder zu ihrem Vorsitzenden, ihre Verehrung und Dankbarkeit zeigte sich bei dem erwähnten Feste, das mit der Feier des Stiftungstages verbunden wurde. Dem Jubilar wurde die schöne Neapeler Bronzebüste des Dionysos und ein Album mit den Photographien der Mitglieder überreicht, das folgende Widmung trug:

Q. B. F. F. F. Q. S.
Hermanno Joanni Mueller,
societatis litterarum antiquarum studiosae Berolinensis
per quinque lustra principi,
relationum annuarum a sodalibus editarum
multos per annos duci et auspici,
studia communia
assidue
excitanti, adiuvanti, amplificanti,
conventibus philologis circulisque severa linquentium menstruis
summo corporis animique vigore
praesidenti
festum illum diem,
quo abhinc viginti quinque annos fasces accepit,
celebrantes
ex animo gratulantur
et
hunc codicem exempla sua solis ope expressa continentem
d. d. d.
amici.
Berolini pr. id. Dec. a. MDCCCCIII

Mit den „circuli severa linquentium“ sind die gemütlichen Nachsitzungen gemeint, in denen wir uns rühmen konnten, ohne die schlimme Wirkung, die Horaz damit verbunden sein läßt, „insani leonis vim stomacho apposuisse nostro“ (carm. I 16, 15). Von Trarbachs Weinstuben (Markgrafenstraße 48), wo die Sitzungen seit Ende 1883 regelmäßig stattfanden, begab man sich nämlich in das gegenüberliegende Löwenbräu in der Charlottenstraße und blieb noch lange in angeregter Unterhaltung beisammen. Müllers kernige Natur erlaubte ihm, solange noch einer standhielt, mitzuhalten und stets als der letzte das Feld zu räumen. Die Sitzungen des Vereins, die ursprünglich alle 14 Tage stattgefunden hatten, wurden unter ihm in monatlichen Zwischenräumen abgehalten. Sitzungstag war der

Digitized by Google

Montag. Der Juli als Ferienmonat fiel meist aus, so daß die Zahl der jährlichen Zusammenkünfte gewöhnlich 11 betrug. An Stoff fehlte es nie, und häufig wurden an einem Abende mehrere Vorträge gehalten. Unter Müller gab es keinen Vizepräsidenten; denn da er niemals in den Sitzungen fehlte, so erübrigte sich ein Vertreter. Die Versendung der Einladungen zu den Sitzungen besorgte der Schriftführer, welches Amt Hermann Heller, Ernst Wezel, Max Niemeyer bekleidet haben, später (seit März 1884) Friedrich Schlee, bis er Ende April 1898 Berlin verließ, um das Direktorat des Gymnasiums in Sorau zu übernehmen. Protokolle über die Sitzungen hat nur Ernst Wezel geführt, doch hat sich sein Protokollbuch leider nicht erhalten. Schlees Nachfolger wurde am 25. April 1898 auf Vorschlag von Engelmann der Schreiber dieser Zeilen, der den Posten des Schriftführers noch heute verwaltet. Die einzigen Aktenstücke, die ihm übergeben wurden, waren ein Blatt mit den Namen der Mitglieder, die jedoch nicht vollständig aufgeführt waren, und eine Anzahl Bogen der Jahresberichte des Vereins. Dem Schriftführer lag es nämlich auch ob, die Jahresberichte, von denen die Weidmannsche Buchhandlung dem Verein für jedes Mitglied unentgeltlich einen Abdruck lieferte, bogenweise in den Sitzungen zu verteilen. Diese Verteilung der einzelnen Bogen in den Sitzungen erwies sich jedoch aus mehrfachen Gründen als unzweckmäßig, und so veranlaßte der neue Schriftführer die unmittelbare Versendung an die Mitglieder. Die Belastung, die der Weidmannschen Buchhandlung hierdurch erwuchs, hat sie trotz der Zunahme der Mitglieder und der Erhöhung des Portos bisher in entgegenkommendster Weise getragen. In den Jahren 1899 bis 1903 wurde der Schriftführer infolge einer Erkrankung, die ihn mehrmals zu einem längeren Aufenthalt im Süden zwang, in bereitwilligster Weise durch Julius Koch vertreten, der das vorübergehend übernommene Amt nach Uebernahme des Direktorates des Realgymnasiums in Berlin-Grunewald an den bisherigen Inhaber zurückgab. Durch ihn wurde Peter Corssen dem Verein zugeführt, der in der Reihe der Vortragenden mit der unerschöpflichen Fülle seiner Gaben obenan steht.

Außer dem Schriftführer war auch ein Kassenführer vorhanden, Reinhold Steig, der alljährlich beim Stiftungsfeste den lächerlich geringen Beitrag von 1 Mark einkassierte, mit dem der Verein trotz erhöhter Leistungen bis zum Ende des Jahres 1916 ausgekommen ist. Infolge seiner Inanspruchnahme durch germanistische

Digitized by Google

Studien legte dieser sein Amt im Jahre 1901 nieder, und seitdem ruht es in den Händen Heinrich Ottes, dessen weiser Sparsamkeit es zu danken ist, daß erst vom Jahre 1917 ab der Beitrag von einer auf zwei Mark heraufgesetzt zu werden brauchte. Ohne die Opferwilligkeit der Weidmannschen Buchhandlung aber wäre es auch ihm nicht gelungen, den gesteigerten Anforderungen gerecht zu werden.

Da bei dem Anwachsen des Vereins die neu Eintretenden den Wunsch hegten, ein Verzeichnis der Mitglieder zu besitzen, so ließ der Schriftführer zur 37. Stiftungsfeier im Jahre 1906 zum erstenmal eine alphabetische Liste drucken, die 63 hiesige und 13 auswärtige Mitglieder aufwies.

Seit dem Jahre 1905 begann Müller infolge der Krankheit seiner Frau an die Niederlegung des Vorsitzes zu denken. Als ihn dann im Sommer 1907 ein Schlaganfall traf, verständigte er sich mit dem Schriftführer über die Wahl eines Nachfolgers und verkündete in der Sitzung am 21. Oktober 1907 als seinen Nachfolger den Professor am Joachimthalschen Gymnasium, Herrn Dr. Otto Schroeder, der seinem Vorgänger, wie dieser einst Albert von Bamberg, im Namen des Vereins die Würde eines Ehrenvorsitzenden übertrug. Das Joachimthalsche Gymnasium war die Wiege des Philologischen Vereins gewesen; mit der Wahl Otto Schroeders wurde das Band neu befestigt, das den Verein mit dieser altehrwürdigen Bildungsstätte verknüpfte. Unter seinem Vorsitz wurde 1908 das zweite Mitgliederverzeichnis (mit 78 hiesigen und 19 auswärtigen Mitgliedern) gedruckt. In diesem Verzeichnis war bei jedem Mitgliede, bei dem es festgestellt werden konnte, der Tag des Eintritts angegeben. Ferner enthielt es die Namen der 12 Begründer des Vereins sowie eine Gedenktafel der verstorbenen Mitglieder. Die Liste der Auswärtigen konnte vervollständigt werden. Endlich war (auf Anregung von Julius Koch) eine Uebersicht über die in den Jahren 1907 und 1908 gehaltenen Vorträge beigefügt, damit auch die Auswärtigen, die nur zum Stiftungsfeste Einladungen erhalten, erführen, womit sich der Verein in seinen Sitzungen beschäftigt. Seitdem sind regelmäßig Mitgliederlisten ausgegeben worden, teils vollständige, teils Nachträge, die sich zu einer Art von geschichtlichem Ueberblick über die Entwicklung des Vereins ausgewachsen haben. Die Uebersichten über die gehaltenen Vorträge reichen bis zum Jahre 1913 einschließlich und wurden nach dem Ausbruch des Krieges aus Ersparnisrücksichten eingestellt.

Digitized by Google

Sie erübrigten sich aber auch, da der Verein in seiner Sitzung am 7. Februar 1910 auf Antrag des Vorsitzenden beschlossen hatte, fortlaufende Berichte über die Sitzungen und den Inhalt der Vorträge erscheinen zu lassen. Diese Berichte beginnen mit der 40. Stiftungsfeier des Vereins am 11. Dezember 1909. Sie stießen anfänglich auf lebhaften Widerspruch seitens der älteren Mitglieder, die nicht wünschten, daß der Verein aus seiner bisherigen Zurückhaltung der Oeffentlichkeit gegenüber heraustrete, aber allmählich gaben auch diejenigen Mitglieder, die sich anfangs gesträubt hatten, ihre Gegnerschaft auf und lieferten dem Schriftführer bereitwillig kurze Inhaltsangaben der von ihnen gehaltenen Vorträge.

Seit dem Jahre 1917 bringt auch die „Wochenschrift für klassische Philologie" Berichte über die Sitzungen des Vereins, deren Inhaltsangaben nicht auf die Vortragenden selbst zurückgehen, sondern von einem der Mitherausgeber der Wochenschrift, der Mitglied des Vereins ist, verfaßt sind. Und während es einstmals Leute gegeben hatte, die der Meinung waren, der Philologische Verein existiere nur auf dem Titelblatte seiner Jahresberichte, drang die Kunde von seinem Wirken nunmehr in immer weitere Kreise.

Die Uebersiedlung Otto Schroeders nach Naumburg, wo ihm die Leitung des stiftischen Domgymnasiums übertragen worden war, machte seinem Wirken als Vorsitzender nach 23jähriger Amtsführung ein allzufrühes Ende. Auf seinen Vorschlag wurde in der Sitzung am 13. Juni 1910 Herr Geheimer Regierungsrat Dr. Bardt zum Nachfolger gewählt und ihm in der Person des derzeitigen Schriftführers ein ständiger Vertreter zur Seite gestellt. Carl Bardt war der dritte Vorsitzende, den der Verein dem Joachimsthalschen Gymnasium verdankt. Obwohl Bardt dem Verein erst kurze Zeit angehörte und den meisten Mitgliedern fremd war, hat er sich doch schnell und ganz in sein neues Amt eingelebt. Ihm war diese Tätigkeit in seinem Ruhestande eine starke Quelle der Befriedigung, und der Verein hat seine Wahl nicht zu bereuen gehabt. Das Ansehen, das Bardt auf wissenschaftlichem Gebiete als feinsinniger Erklärer und Uebersetzer römischen Schrifttums, auf pädagogischem als Leiter dreier Gymnasien, darunter des altberühmten Joachimsthal, weit über die Fachkreise hinaus genoß, kam dem Verein und seiner Schätzung in der Gelehrtenwelt zugute. Bardt hat den Verein ganz im Geiste seiner drei Vorgänger geleitet. Mit Stolz war er sich bewußt, an der Spitze einer Gemeinschaft von Männern zu stehen, die ihrer Wissenschaft mit dem Herzen

Digitized by Google

dienen. Das unmittelbare Zusammentreffen der Geister, die Möglichkeit, seine Gedanken, ehe man sie der Oeffentlichkeit übergibt, erst der Kritik kundiger Freunde zu unterbreiten, hielt er für unendlich wertvoll. Bardt versäumte, wenn er nicht durch Krankheit oder Erholungsreisen ferngehalten wurde, keine Sitzung. Selbst als ihm der Arzt die Führung des Vorsitzes für einige Zeit verboten hatte und er sich vertreten lassen mußte, wohnte er als stiller Zuhörer den Sitzungen des ihm liebgewordenen Vereins bei. Wenn ihm die Tagesordnung zuging, bereitete er sich gewissenhaft auf den Gegenstand des Vortrages vor, um trotz der Mannigfaltigkeit der Gebiete in der Lage zu sein, ein eigenes Urteil zu gewinnen und eine Zusammenfassung des Gesagten zu geben, und fast jedesmal wußte er die Besprechung durch feine und weise Bemerkungen zu beleben oder zu bereichern. Bei den Stiftungsfesten erfreute er die Teilnehmer durch gedankenreiche, geistvolle Ansprachen über das Wesen der wissenschaftlichen Wahrheit oder über den Wert unserer Vereinstätigkeit. Er pflegte leise zu sprechen, nicht aus Mangel an Stimme, sondern aus der Gewöhnung des Lehrerberufs, der sich dieses Mittels zur Erhöhung der Aufmerksamkeit bedient. Daß er auch laut sprechen konnte, hat er bei der Abschiedsfeier des Joachimsthalschen Gymnasiums von Berlin am 19. September 1912 bewiesen. Die Wirkung seiner eindrucksvollen Rede, in der er sich über die Verlegung der Anstalt freimütig und rückhaltlos äußerte, wurde durch die Art seines Vortrages wesentlich gesteigert. Theodor Fontane sagt einmal von sich, daß ihm der Sinn für Feierlichkeit fehle. Das Gegenteil kann man von Bardt behaupten. Er hatte etwas Feierliches in seinem Wesen, und „eine Würde, eine Höhe entfernte die Vertraulichkeit". Diese Feierlichkeit, die ihm als Eigenschaft eines Direktors nützlich erschienen sein mochte, empfanden manche Mitglieder als Reserviertheit und Kühle, aber er hat sich als Vorsitzender redlich bemüht, alle Steifheit abzustreifen und Mensch unter Menschen zu sein. Zu seinem 70. Geburtstage (30. November 1913) gratulierte ihm der Verein mit den Worten:

„Sieben Jahrzehnte vollendest Du heut voll reichen Erlebens,
Und wir dürfen uns freun, daß Du der Unsrige bist.
Plautus, Horaz und alle die besten Köpfe der Alten
Danken Dir heut mit uns, grüßen den Meister der Form.
Mög' ein gnädig Geschick Dir manches Jahr noch gewähren
Frei von Sorgen und Leid Dir zum Gewinne und uns!"

Digitized by Google

Die Ehrungen, die dem Gefeierten an diesem Tage zuteil wurden, haben ihm wirkliche Freude bereitet. Das merkte man an der frischen und humorvollen Entgegnung auf die ihm gewidmeten Ansprachen, in der er seiner Leistungen mit größter Bescheidenheit gedachte, das zeigte sich auch in dem schriftlichen Dank, den er an seine Gratulanten sandte. Als der Krieg ausgebrochen war, ließ er keine Aufforderung zur Unterstützung von Wohlfahrtsbestrebungen unberücksichtigt und erklärte sich für unfähig, einem anständigen Menschen eine Bitte abzuschlagen. Er befürwortete die Beteiligung an diesen Sammlungen mit den Worten: „Ich habe das Gefühl, als ob mir jeder Freund oder Bruder, den ich im Felde habe, ins Ohr sagte: Was ihr tut der Geringsten einem, das habt ihr mir getan.“ Die Grüße, die wir dem Erkrankten von den Sitzungen aus in sein Heim sandten, haben ihm besonders wohl getan. Auch durch eigene Vorträge hat Bardt dafür gesorgt, daß wir seines Geistes einen Hauch verspürten. Beim ersten Stiftungsfest, das er leitete, hielt er den Festvortrag über Cäsars Hof, und dieser Vortrag fand solchen Beifall, daß er sich entschloß, ihn für die Mitglieder des Vereins als Manuskript drucken zu lassen. Das Heftchen ist mit Münzbildern Cäsars und der Kleopatra geschmückt. Dieser Vortrag ist wie alle seine Schriften reich an Parallelen aus der modernen Geschichte und beweist den weiten Gesichtskreis, die umfassende Bildung und den unabhängigen Sinn des Verfassers. Außerdem besprach er mehrfach Stellen aus Ciceros und Plinius' Briefen, die ihn bei der Vorbereitung seines letzten Werkes beschäftigten. Der Titel dieses Werkes „Römische Charakterköpfe in Briefen, vornehmlich aus Cäsarischer und Trajanischer Zeit“, das 1913 herauskam, erinnert an Eduard Schwarz' „Charakterköpfe aus der antiken Literatur“ und deckt sich zufälligerweise mit dem fast zur selben Zeit erschienenen Buche von Theodor Birt „Römische Charakterköpfe. Ein Weltbild in Biographien“. In seinem Aeußern bot er selbst das Bild eines römischen Charakterkopfes, freilich nicht aus den Zeiten, die sein Buch schildert, sondern sein langer Bart wie seine philosophische Abgeklärtheit erinnerten eher an Mark Aurel. Den letzten Vortrag im Verein hielt Bardt am 14. September 1914 über Cäsar und Cicero in Ravenna, die letzte Sitzung hat er am 9. November geleitet. In demselben Monat, am 29., erkrankte er schwer, aber erholte sich doch wieder. Zu seinen öfter ausgesprochenen Hoffnungen gehörte es, bald nach den großen Ferien

Digitized by Google

1915 den Vorsitz wieder zu übernehmen. Diese seine Hoffnung hat sich nicht erfüllt. Am 17. Juli 1915 wurde er uns für immer entrissen.

In der nächsten Vereinssitzung widmete der stellvertretende Vorsitzende dem verdienten Manne, der fünf Jahre an der Spitze des Vereins gestanden hatte, Worte ehrenden Gedenkens, und in der folgenden Sitzung (am 20. September) würdigte Herr Stengel die Persönlichkeit des Verstorbenen in einer liebevollen und feinsinnigen Gedenkrede, die in den Jahresberichten 1915, S. 271 bis 292, abgedruckt ist.

Es traf sich glücklich für den Verein, daß Otto Schroeder, der bei seinem Scheiden wie seine Vorgänger die Würde eines Ehrenvorsitzenden erhalten hatte, nach zweijähriger Abwesenheit aus Naumburg zurückgekehrt war, um das Direktorat des Königlichen Kaiserin Augusta-Gymnasiums in Charlottenburg zu übernehmen, und so konnte ihn der stellvertretende Vorsitzende in der Sitzung am 30. August 1915 unter allgemeiner Zustimmung wieder als Präses des Vereins begrüßen. Da Otto Schroeder inzwischen auch die durch den Tod Müllers verwaiste „Zeitschrift für das Gymnasialwesen" als Herausgeber übernommen hatte, die durch ihn eine neue, kurze und bedeutungsvolle Bezeichnung erhielt, so vereinigten sich in seiner Person wieder die selben Aemter, die einst H. Müller zum Vorteil für den Verein gleichzeitig bekleidet hatte. Die Neuerungen des „Sokrates" erstreckten sich auch auf die Jahresberichte des Vereins, die mannigfaltiger gestaltet wurden und eine Reihe neuer Mitarbeiter gewannen. Ein vollständiges Inhaltsverzeichnis der bisher erschienenen 45 Jahrgänge ist diesem Rückblick beigegeben, ebenso ein Verzeichnis sämtlicher Mitarbeiter, von denen seit dem ersten Jahrgang bis heute Andresen (mit 38 Berichten über Tacitus) und Röhl (mit 7 Berichten über Lysias und 25 über Horaz = 32) erstaunlich fleißig ihres nützlichen Amtes walten. Nächst ihnen sind als besonders unermüdliche Mitarbeiter zu nennen H. Müller (1875—1909) mit 33 Berichten über Livius, Kallenberg über Herodot (seit 1877) und Luterbacher über Ciceros Reden (seit 1882) mit je 26, Engelmann (1874—1908) über Archäologie mit 18, Deuticke über Vergil (1882—1909) und Rothe über Homer (1887—1912) mit je 14 Berichten.

Aber nicht nur durch seine Jahresberichte, sondern auch durch die Vorträge seiner Mitglieder hat der Verein in den 50 Jahren seines Bestehens zur Förderung der Wissenschaft beigetragen. Ein

Digitized by Google

lückenloses Verzeichnis der Vorträge kann nicht gegeben werden, da aus den Jahren 1879 bis 1897 überhaupt keine Aufzeichnungen vorhanden sind und erst seit dem Jahre 1907 die Vorträge fortlaufend gebucht wurden. Die folgende Uebersicht, so unvollständig sie ist, läßt dennoch die Fülle des Gebotenen, die Mannigfaltigkeit der Stoffe, die besonderen Arbeitsgebiete der Vortragenden und die hervorragende Betätigung einzelner Mitglieder erkennen.

Adam 1) Platonstudien (8. 3. 09).
2) Herodot 8, 85 und Plutarch, Them. 14 (14. 3. 10).
3) Πλάτωνος Ὅροι, ein Beitrag zur Geschichte der Definition (11. 1. 15).

Albrecht Zu Isaios (2. 10. 82 und 16. 6. 84).

Amelung Zu Sophokles' Entwickelung (22. 1. 17).

Andresen 1) Tacitus (8. 1. 77).
2) Tacitus (2. 10. 82).
3) Tac. ann. I—VI (21. 5. 83).
4) Nepos (20. 8. 83).
5) Nepos (10. 9. 83).
6) Tac. ann. I. II (16. 11. 96).
7) Tac. ann. III. (21. 6. 97).
8) Die lombardische Schrift — codex Mediceus 68, 2 — Tacitus, Historien (12. 9. 98).
9) Die Komposition des Agricola (11. 6. 00).
10) Tacitus' Historien und Kleine Schriften (12. 4. 15).

Baehr Persius satura 6 (12. 9. 10).

v. Bamberg 1) Aristoph. Wespen 660 f. 594 f. Eccl. 1089. Xen. Hell. I 7, 20 (19. 11. 77).
2) Aristoph. Plut. 328. 382 ff. 885 (3. 12. 77).
3) Aristoph. Wespen 774 (1. 2. 78).
4) Zu Aristoph., Plato Apologie und den att. Geschworenengerichten (18. 2. 78).

Bardt 1) Zu Cic. epist. I 9, 4 (17. 10. 10).
2) Cäsars Hof (10. 12. 10).
3) Plin. epist. 8, 14 (13. 11. 11).
4) Plin. epist. 8, 10, 3 (16. 9. 12).
5) Cäsar und Cicero in Ravenna (14. 9. 14).

Belling 1) Ut tandem possit vexata quiescere CIRIS,
reddit, GALLE, tibi debita VERGILIVS (26. 4. 09).
2) Laienglossen zu Platons Phaidon (15. 8. 10).

Blaß, H. Ueber einige Stellen aus Xen. Hell. (5. 11. 77).

Brueckner 1) Ein neu gefundenes Relief an der Straße der Akademie (10. 1. 10).
2) Ausgrabungen im Kerameikos (24. 8. 14).

Busse 1) Der Schauplatz der Kämpfe vor Troja nach Il. XI 498 f. (22. 10. 06).
2) Der Sängerkrieg zwischen Homer und Hesiod (18. 11. 07).

Digitized by Google

3) Textkritisches zu Aristoteles de anima (17. 10. 10).
4) Das Todesjahr des Sophisten Protagoras (12. 2. 12).
5) Die Quelle des 1. Stasimons in der „Antigone" (12. 2. 12).
6) Zu Aristot. Politik ed. Immisch (8. 5. 16).
7) Νόμος ὁ πάντων βασιλεύς (17. 9. 17).

Cauer, F. Miszellen zur attischen Rechtsgeschichte (9. 3. 14).

Cauer, P. Mitteilungen aus der 2. Auflage s. d. i. gr. (20. 8. 83).

Corssen 1) Textkritisches zu Plutarchs περὶ δεισιδαιμονίας (8. 9. 02).
2) Textkritisches zu Plutarchs „ (13. 10. 02).
3) Hor. carm. I 37 und epod. 9 (16. 2. 03).
4) Die Leukas-Ithaka-Theorie (4. 04).
5) Die Philoktet-Hephaistos-Hypothese (10. 4. 05).
6) Die Entstehung des Niketypus (12. 06).
7) Was bezweckt die Rede der Juno und wer ist der *vir iustus et propositi tenax* (Hor. carm. III 3) ? (15. 4. 07).
8) Begriff und Wesen des Hellenismus (14. 12. 07).
9) Hor. carm. IV 8 (10. 2. 08).
10) Die verschiedenen Redaktionen des Römerbriefs (12. 10. 1908).
11) Hor. carm. III 1, 33 f; 21, 5 (8. 3. 09).
12) Cic. Tusc. II 60 (8. 3. 09).
13) Der Ring des Gyges (21. 6. 09).
14) Sibyllinische Orakel (10. 1. 10).
15) E. Thomas zur lat. Anthologie (12. 11. 10).
16) Die Aristotelische Definition der Tragödie (6. 2. 11).
17) Die Platonischen Jenseitsvorstellungen (24. 4. 11).
18) Die Doppelverse in Euripides' Medea (16. 10. 11).
19) Noch einmal die Phönissen (20. 5. 12).
20) Βάραθρον und Καιάδας (20. 5. 12).
21) Eurip. Bacch. 291—294 (11. 11. 12).
22) Die Sibylle von Cumae (14. 12. 12).
23) Zu Euphorion (7. 4. 13).
24) Ueber den vermeintlichen Historiker Antonius Julianus (24. 8. 14).
25) Joh. 19, 13: ἐκάθισεν ἐπὶ βήματος (9. 11. 14).
26) Der Charakter der Perikleischen Politik im Lichte der Darstellung des Thukydides (12. 12. 14).
27) Der Schluß der Sieben (21. 6. 15).
28) Ort und Zeit der Entstehung des Weihnachtsfestes (8. 11. 15).
29) Die chronologische Reihenfolge der Cyprianischen Schriften (16. 10. 16).
30) Paulus 1. Kor. 15, 12 ff. und Plato Gorgias S. 471 E ff. in ihrer Bedeutung für den Streit um den Titel Märtyrer (29. 10. 17).
31) 2. Kor. 3, 18 (24. 6. 18).

Digitized by Google

32) Ist der Ausdruck ψυχικός bei Paulus aus der hellenistischen Mystik entlehnt? (23. 9. 18).
33) Die Kontroverse Harnack-Reitzenstein über 1 Kor. 13, 13 (23. 9. 18).
34) Zur Geschichte der christlichen Taufe (13. 1. 19).
35) Die Echtheitsfrage der Platonischen Briefe, insbes. des 7. und 8. (25. 8. 19).

Dahms 1) Die staatsrechtliche Stellung der attischen Geschlechter (13. 3. 11).
2) Odyssee und Telemachie in ρ. σ und τ (20. 10. 19).

Deuticke 1) Vergil und Livius (6. 99).
2) Vergil und Gallus (14. 1. 07).

Draheim 1) Die Abfassungszeit von Platons Theätet (18. 6. 17).
2) Zwei Gedichte Tibulls I 3 und 10 (26. 11. 17).
3) Verg. ecl. IV (10. 2. 19).

Ellger Die Komposition der Hesiodischen Theogonie und des Homerischen Schiffskatalogs (28. 1. 73).

Engelmann (21. 6. 1897). Festvorträge 1883—1896, 1898—1903.

Fraenkel, Eduard 1) Die Satirendichtung des Horaz (19. 3. 17).
2) Der Prolog des Terenzischen Eunuchus (26. 11. 17).
3) Die Dichterfragmente in der Papyrussammlung der Berliner Museen (18. 11. 18).
4) Cevere im Plautustext (10. 11. 19).

Friedländer 1) Prometheus — Pandora und die Weltalter bei Hesiod (11. 3. 12).
2) Die Chortechnik der nacheuripideischen Tragödie (11. 11. 12).
3) Das Erdbild im Phädon (9. 3. 14).

Gemß Hor. carm. III 2 (20. 2. 99).

Gillhausen Catull c. 51. 2. 5. 7 (11. 2. 73).

Gurlitt 1) Cic. Att. (18. 9. 99).
2) Cic. ad Q. fr. (16. 9. 01).
3) Cic. epist. (10. 11. 02).
4) Macr. sat. V 22, 4 (26. 6. 05).

Harder Eurip. Iph. Taur. (12. 10. 08).

Harre Verschiedene Fragen aus der lat. Syntax (22. 10. 77).

Hartmann 1) Die Aktionsarten des griechischen Verbums (27. 4. 1914).
2) Neuere Arbeiten zur Erforschung der Aktionsarten im Lateinischen (17. 7. 15).
3) Was bedeutet der Name Germanen? (6. 3. 16).

Heinze Cic. in Catil. I (19. 1. 03).

Heller 1) Ueber eine Stelle in Platons Ion (3. 12. 77).
2) Platon Alc. Hipp. Theag. (9. 4. 83).
3) Zur Athetese von Platons Euthyphron und Kritisches zu Gorgias (10. 3. 84).

Digitized by Google

Helm 1) Apulejus, Apologie (15. 6. 03).
2) Menipps Διογένους πρᾶσις (15. 5. 05).
3) Lucians Nigrin., Gallus, Icaromenipp. (24. 6. 07).

Hirt 1) Griechische Taktik (Herbst 79).
2) Horaz' Römeroden (11. 2. 07).
3) Quintil. X 1, 46—84 (8. 11. 09).

Hoffmann 1) Plato Phaedon p. 80 C. D. (10. 2. 13).
2) Der Aristophanische Sokrates (8. 5. 16).
3) Parmenidea (28. 8. 16).
4) Das Höhlengleichnis (14. 1. 18).
5) Zur Motivation der Ideenlehre (11. 2. 18).
6) Plin. Nat. Hist. II 1—7 (28. 10. 18).

Hubert 1) Entstehung und Text der Symposiaka Plutarchs (16. 8. 09).
2) Zu Plutarchs Symposiaka (13. 11. 11).
3) Zu Ciceros Rede pro M. Tullio (16. 9. 12).

Imelmann 1) Ein Widerspruch in Shakespeares Julius Cäsar (16. 1. 05).
2) Pro patria est, dum ludere videmur (10. 3. 13).
3) Pro patria est, dum ludere videmur (14. 9. 14).

Koch, J. Das athenische Aichungsgesetz CIA II 476 (9. 11. 03).

Kranz 1) Zur Farbenlehre der Griechen (18. 9. 11).
2) Die Parodoi der Phönissen und der aulischen Iphigenie (22. 4. 12).
3) Der Anfang der Antigone (10. 2. 13).
4) Das Fragment des Euripideischen Chrysippos 835 (9. 6. 13).
5) Die Irrfahrten des Odysseus und ihre Lokalisierung (12. 1. 14).
6) Das Proömium des Parmenides (22. 6. 14).
7) Untersuchungen zu Parmenides (28. 8. 16).
8) Ilias P 700—714 (19. 2. 17).
9) Xen. Anab. IV 5, 11—21 (27. 8. 17).
10) Arist. ars poet. 1449a9—1449b9 (18. 11. 18).
11) Plato Gorgias 493 (17. 3. 19).
12) Gott und Mensch im Drama des Aischylos (13. 12. 19).

Kübler 1) Caes. bell. Alex., Afr., Hisp. (16. 11. 96).
2) Caes. bell. Alex., Afr., Hisp. (14. 12. 96).
3) Festvortrag (23. 1. 97).
4) Ciceros Rede für Caecina (23. 9. 07).
5) Cic. pro Q. Roscio comoedo (9. 11. 08).

Kurfeß, A. 1) Die textkritische Grundlage der Pompeiana (24. 6. 18).
2) Die christliche Deutung der 4. Ekloge Vergils in Kaiser Konstantins Rede an die Heilige Versammlung. — Was bedeutet λυκάβας? — Echtheitsfrage der Rede (17. 3. 19).

Kurfeß, H. Mysterienmotive bei Paulus (11. 3. 18).

Digitized by Google

Lehmann 1) Cic. epist. (12. 6. 82).
2) Cic. Att. (18. 6. 83).
3) Cic. Att. (5. 6. 84).
4) Cic. Att. (19. 10. 96).

Lucas Die Milesiaca des Aristides (12. 9. 04).

Maas 1) Zwei unedierte griechische Handschriften (9. 5. 10).
2) Singt die Amme in den Trachinierinnen? (9. 1. 11).
3) Pind. (?) fr. 186 Schr. (24. 4. 11).
4) Otto Schroeders Erklärung der Horazischen Versmaße (22. 5. 11).
5) Zu den neugefundenen Fragmenten der Demen des Eupolis (17. 6. 12).
6) Das Oxyrh. Pap. VIII publizierte Fragment eines attischen Satyrspiels (16. 9. 12).
7) Die ersten 6 Verse der „Antigone" (14. 10. 12).
8) Aristoph. Thesmoph. 2. 277. 521. 604. 809 (10. 2. 13).
9) Pindar fr. 221 (10. 3. 13).
10) Wer ist der Frager in Bakchylides' Theseusgedicht? (5. 5. 13).
11) Theokrit XV 8 (10. 11. 13).
12) In welchen Monat der Ehe fällt die Niederkunft der Philumena in Terenzens Hecyra? (22. 6. 14).
13) Akusilaos (12. 5. 19).
14) De deorum cum feminis mortalibus concubitu (30. 6. 19).

Magnus 1) Zu Valerius Flaccus (22. 1. 77).
2) Der Sapphobrief (31. 10. 98).
3) Zur Kritik der Metamorphosen (23. 6. 02).
4) Ovids Metamorphosen in doppelter Fassung? (7. 3. 04).
5) Catull 67 (25. 6. 06).
6) Kritisches zu Ovids Metamorphosen (17. 8. 08).
7) Textkritische Betrachtungen zur zweiten Hälfte der Ovidischen Metamorphosen (14. 3. 10).
8) Catullus und sein Buch der Lieder (15. 12. 17).
9) Nachlese zur Weidmannausgabe der Ovidischen Metamorphosen (10. 11. 19).

Malten 1) Eleusis und die Entwickelung des Demeterkultus (13. 1. 08).
2) Orphik und Eleusis (6. 4. 08).
3) Ἀιδης κλυτόπωλος (16. 8. 09).
4) Aesch. Pers. 163 ff. (11. 4. 10).
5) Euripides' Melanippe (13. 6. 10).
6) Der zweite Hymnos des Kallimachos (19. 6. 11).
7) Hephaistos (15. 1. 12).
8) Elysium und Rhadamanthys (13. 1. 13).
9) Das neue Fragment aus den Aitien des Kallimachos (14. 5. 17).
10) Zur Geschichte eines religiösen Begriffs (22. 9. 19).

Digitized by Google

Meister 1) Lateinische Miszellen (13. 6. 10).
2) Catulliana (6. 2. 11).
3) Die Castores (17. 6. 12).
4) Zu Plautus (10. 3. 13).
5) Italisches in der altlateinischen Komödie (10. 11. 13).
6) Der Adressat von Cic. de rep. (25. 4. 14).

Meusel 1) Caesar, bellum civile (21. 11. 98).
2) Caesar, bellum civile (18. 9. 05).

Mewes 1) Horatiana (12. 6. 82).
2) Horatiana (9. 4. 83).
3) Horatiana (14. 1. 84).

Michaelis Plut. Theseus (22. 10. 83).

Mie Beiträge zur Agonistik (14. 9. 08).

Möller Zwei afrikanische Inschriften (13. 11. 76).

Morgenstern 1) Curae Catullianae (94).
2) Entstehung und Einbürgerung der Stenographie im alten Rom.
3) Hor. carm. I 16 (17. 8. 08).
4) Hor. carm. III 14, 11 (13. 1. 13).
5) Zu Caes. bell. Gall. I und II (14. 9. 14).
6) Der Brief des Themistokles an Artaxerxes (20. 11. 16).
7) Horaz und Vergil (27. 8. 17).
8) Tesserae nummulariae (12. 5. 19).

Müller, Heinrich 1) Hor. sat. I 6, 1—22 (9. 6. 13).
2) Ilias M 248 (6. 3. 16).

Müller, Hermann 1) Zu Livius (19. 3. 77).
2) Zu Livius (1. 2. 78).
3) Livius 31. 32 (8. 1. 83).
4) Zum Rhetor Seneca (17. 2. 84).
5) Livius 29. 30 (14. 9. 96).
6) Livius 3 (15. 2. 97).
7) Zum bellum Hispaniense (16. 5. 98).
8) Livius 41 (10. 99).
9) Der Liviuspapyrus (21. 11. 04).
10) Livius' 4. Dekade (16. 1. 05).
11) Zu Livius (20. 8. 06).

Mutschmann 1) Zwei neue Lesungen zu den Fragmenten der Vorsokratiker (13. 11. 11).
2) Ein vorattizistisches rhetorisches System (15. 9. 13).

Nachstädt 1) Plutarchs Vitae bei Photius (21. 11. 04).
2) Plutarchs Vitae bei Photius (16. 1. 05).
3) Plut. de ad. et amico (17. 9. 06).
4) Zur Ueberlieferungsgeschichte der griechischen Florilegien, insbes. des Maximus Confessor (15. 6. 08).

Digitized by Google

Niemeyer 1) Zu Plautus (12. 3. 83).
2) Zur Mostellaria (17. 2. 84).
3) Zu Plautus' Captivi (7. 2. 10).

Nitsche 1) Catull c. 68b (14. 1. 73).
2) Xen. inst. Cyri (8. 9. 84).
3) Einige Stellen aus Xen. Anab. (20. 11. 05).
4) Blaß' neue Demosthenesausgabe, Rede 5—9 (19. 2. 06).
5) Stahls kritisch-historische Syntax des griech. Verbums der klassischen Zeit 1907 (21. 10. 07).

Norden 1) Das Logion ev. Matth. 11, 25—30 (14. 10. 12).
2) Das Schlußkapitel des zweiten Annalenbuches des Tacitus (15. 2. 15).
3) Das Problem des Germanennamens (17. 1. 16).
4) Das Problem des Germanennamens (6. 3. 16).
5) Aus Deutschlands Vorgeschichte (16. 12. 16).

Otte 1) Wortwiederholungen bei Sophokles (18. 11. 95).
2) Soph. Ai. 321 f. (24. 5. 09).
3) Kennt Aristoteles die sogenannte tragische Katharsis? (16. 12. 11).

Pfaff Die Kartharsis auf Grund der syrisch-arabischen Uebersetzung (22. 4. 18).

Philipp Historisch-geographische Quellenstudien zu Cäsars bell. Gall. (23. 4. 17).

Pieper, M. 1) Plato und Aegypten (14. 11. 10).
2) Die Abfassungszeit von Cäsars bell. Gall. (22. 5. 11).
3) Plutarch de Iside et Osiride im Lichte der ägyptischen Quellen (16. 10. 11).
4) Eine neuerworbene lat.-griechische Wachstafel aus Ravenna (9. 6. 13).
5) Das vierte Buch der Odyssee (18. 8. 13).
6) Herodot und Aegypten (13. 12. 13).
7) Platons 7. Brief (12. 10. 14).
8) Platon und Thukydides (7. 2. 16).
9) Der Waffenstillstandsvertrag vom Jahre 423 v. Chr. (23. 4. 17).

Plasberg Cicero de natura deorum und die Paradoxa (20. 6. 98).

Plaumann Der Kult Alexanders des Großen in Alexandria (9. 2. 14).

Plew Catull c. 101 und 65 (10. 12. 72).

Rannow Zu Theokrit (13. 9. 09).

Rathke 1) Lysias VI (11. 10. 09).
2) Die Nachwirkung und Würdigung von Cäsars bell. Gall. im Altertum (22. 5. 11).

Reichardt 1) Die Briefe des Sex. Julius Africanus (8. 11. 09).
2) Sex. Julius Africanus über die beiden Genealogien Christi (11. 4. 10).

Röhl Eine Inschrift von der Branchidenstraße (1. 2. 78).

Digitized by Google

Rothe 1) Zur Homerfrage, Odyssee (12. 2. 83).
2) Zur Homerfrage (12. 3. 83).
3) Ilias (3. 11. 84).
4) Die Unterredung des Odysseus und der Penelope in τ (19) und der Schluß der Odyssee (13. 2. 05).
5) Der Schluß der Odyssee (30. 4. 06).
6) Homer und die ionische Elegie (11. 3. 07).
7) Die Patronymika bei Homer und die Homerkritik (13. 10. 13).

Rothstein Properz (17. 5. 97).

Sachs, Eva 1) Die Komposition von Platons Theätet (19. 2. 17).
2) Zur Entstehung von Platons Theätet (18. 6. 17).

Saekel 1) Soph. Oed. tyr. 420 (10. 11. 13).
2) Konjekturen zu Plautus (27. 4. 14).

Schiche 1) Cic. Att. XII. XIII (12. 2. 83).
2) Cic. de off. (11. 8. 84).
3) Brutus' Zinswucher (5. 00).
4) Cic. de fin. (9. 00).
5) Eine Stelle in Homers Odyssee (16. 1. 05).
6) Zu Ciceros Briefen (13. 3. 05).

Schmidt 1) Die antiken Klepsydren (19. 11. 06).
2) Laetus, detrimentum und emolumentum, delirare und luxuriare, sowie andere Reste des Bauernlateins (9. 5. 10).

Schneider 1) Die Handschriften des Sophokles (27. 11. 76).
2) Zu Sophokles (18. 2. 78).
3) De bello Hisp. (25. 4. 98).
4) Antike Geschütze (12. 12. 08).

Schroeder 1) Pind. Pyth. IV 468 ff. (30. 10. 76).
2) Zu Pindar (1. 2. 78).
3) Ein Lied der Sappho. (31. 10. 98).
4) Zur griechischen Verskunst (15. 5. 99).
5) Griechische Singverse (12. 04).
6) Euripides' Phönissen 103—192 (23. 10. 05).
7) Aeschylus' Hiketiden (21. 5. 06).
8) Griechische Zweizeiler (13. 5. 07).
9) Pindar Pyth. II 79. 80 (21. 10. 07).
10) A. B. Drachmanns Aufsatz „Zur Komposition der Sophokleischen Antigone" im Hermes (9. 3. 08).
11) Pindarpapyrus Oxyrh. 659 (11. 5. 08).
12) Pind. Pyth. 8 (15. 6. 08).
13) Der Schluß der Lysistrata (9. 11. 08).
14) Euripides' Hypsipyle (11. 1. 09).
15) Die Tholos von Epidauros (26. 4. 09).
16) Euripides' Bakchen (11. 12. 09).
17) Der neueste Oxyrhynchosband (14. 3. 10).
18) Eurip. Hel. 684—697 (9. 5. 10).

Digitized by Google

19) Plato Apol. p. 19 C (12. 9. 10).
20) Pindars Abderitenpäan (5. 5. 13).
21) Sappho und Alkaios (25. 5. 14).
22) Der neue Aeschylus von Wilamowitz (17. 5. 15).
23) Pindar (18. 12. 15).
24) Horazische und griechische Verskunst (3. 4. 16).
25) Die beiden ersten Chorlieder der Antigone (19. 6. 16).
26) Pratinas von Phleius (25. 9. 16).
27) Pindar fr. 110 (16. 10. 16).
28) Das Trinklied des Bakchylides (19. 2. 17).
29) NOMOΣ O ΠΑΝΤΩΝ ΒΑΣΙΛΕΥΣ (17. 9. 17).
30) Ῥυθμός (22. 4. 18).
31) Pindars Pythien VI und Isthm. II (13. 5. 18).
32) Ὕβρις und κόρος (26. 8. 18).
33) Ἱτερὰ νικᾶν (26. 8. 18).
34) Pindar, Neuestes aus Oxyrhynchos (12. 5. 19).
35) Einiges von archaischer Syntax (25. 8. 19).

Siebourg 1) Das Pratinasfragment (16. 10. 16).
2) Das Wort als Waffe (14. 12. 18).

Stengel 1) Νεκύσια (10. 2. 08).
2) Σφάγια, χέρνιψ und κατάρχεσθαι (24. 5. 09).
3) Zu Aristoph. Lys. 192 (14. 11. 10).
4) λουτρά, χέρνιβες, χοαί, λοιβαί, σπονδαί (8. 3. 15).
5) Eine heortologische Streitfrage (20. 11. 16).

Sydow 1) Caesar, bell. Gall. (15. 3. 97).
2) Caesar, bell. civ. (18. 9. 99).
3) Caesar, bell. Gall. (20. 8. 06).

Thomas 1) Ovids Fasten (12. 3. 00).
2) Senecas Apocolocyntosis (20. 4. 03).
3) Ovid Ex Ponto (26. 6. 05).
4) Sprachgeschichtliches (8. 2. 09).
5) Cic. Tusc. II 60 (13. 9. 09).
6) Der Schluß von Seneca de ira (13. 9. 09).
7) Stilkritisches zum Philosophen Seneka (7. 4. 13).
8) Fragen des Taciteischen Dialogus (9. 11. 14).
9) Sprachgeschichtliches zu Petron (28. 4. 19).
10) Sprachgeschichtliches zu Petron (12. 5. 19).

Ullrich Xenophons Anabasis im Anschluß an Gemolls Ausgabe (20. 6. 04).

Viereck Griechische Papyrusurkunden (9. 3. 08).

Wartenberg 1) Die Hymnen des Romanos (17. 4. 99).
2) Neugriechisch (7. 9. 03).
3) Bildersturm (19. 8. 07).

Ziehen 1) Textkritisches zur lateinischen Anthologie (16. 3. 03).
2) Die Anlehnung der altchristlichen an die heidnische Kunst (11. 12. 05).
3) Ornamenta γυμνασιώδη.

Digitized by Google

Viele dieser Vorträge sind später im Druck erschienen und haben auf die Textgestaltung der alten Schriftsteller einen maßgebenden Einfluß ausgeübt. Im Schoße des Vereins ist der Cäsartext zur Reife gekommen, um den sich Männer wie Heinrich Meusel, Rudolf Schneider, Hermann Müller, Bernhard Kübler, Rudolf Sydow bemühten. Seitdem die Tätigkeit des Spatens dem ägyptischen Boden neue literarische Schätze abgerungen hat, wurde im Verein auch über die neuen Funde berichtet. Durch seinen Vorstand hat sich der Verein 1916 an der Beratung über die Ausgestaltung des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht beteiligt.

Der Verein zählt gegenwärtig 178 Mitglieder: 144 hiesige, 33 auswärtige, 1 Ehrenmitglied. Unter den Mitgliedern befinden sich überwiegend Schulmänner, doch auch 20 Universitätslehrer. Im Jahre 1916 traten die ersten weiblichen Mitglieder dem Verein bei, von denen jetzt 7 dem Verein angehören. Im folgenden Jahre nahm der Verein zum erstenmal den Vortrag einer Dame entgegen, der den Wettbewerb mit den männlichen Mitgliedern nicht zu scheuen brauchte. Unter den Mitgliedern, die der Verein seit seinem Bestehen gehabt hat, sind viele, die sich in der Geschichte der Philologie einen dauernden Namen gemacht haben. Sie alle in ihrem Wesen zu kennzeichnen wäre eine reizvolle Aufgabe, deren Ausführung sich jedoch bei vielen, die nicht mehr leben, als unmöglich erweisen und überdies die Grenzen dieses kurzen Berichtes bei weitem überschreiten würde.

Wir müssen uns daher mit einer Gedenktafel unserer Toten begnügen, die nur ihre Todestage verzeichnet.

1. Walter Baehr, † 15. 2. 16.
2. Albert von Bamberg, † 24. 1. 10.
3. Carl Bardt, † 17. 7. 15.
4. Gustav Behrendt, † 30. 8. 1913.
5. Erhard Biedermann, † 8. 9. 1914.
6. Hermann Blaß, † 27. 6. 81.
7. Eugen Bormann, † 3. 3. 17.
8. Paul Deuticke, † 6. 10. 08.
9. Richard Engelmann, † 28. 9. 1909.
10. Gustav Gemß, † 1. 3. 03.
11. Hermann Genz, † 27. 12. 1915.
12. Paul Geyer, † 24. 8. 89.
13. Hugo Gillischewski, † 3. 7. 1919.
14. Otto Goerbing, † 15. 4 1917.
15. Paul Harre, † 17. 11. 95
16. Hermann Heller, † 8. 3. 91.
17. Konrad Herrmann, † 25. 7. 1910.
18. Heinrich Heydemann, † 10. 10. 1889.

Digitized by Google

19. Johannes Imelmann, † 2. 2. 1917.
20. Gustav Jacob, † 11. 8. 82.
21. Hans Jacobsthal, † 14. 12. 1912.
22. Fritz Kahle, † 19. 12. 14.
23. Josef Kaibel, † 1. 7. 17.
24. Wilhelm Kaiser, † 22. 8. 19.
25. Eduard Kammer, † 21. 12. 1910.
26. Bruno Keil, † 29. 3. 16.
27. Gustav Lange, † 23. 5. 04.
28. Rudolf Lange, † 11. 4. 17.
29. Karl Lehmann, † 10. 1. 98.
30. Karl Lessing, † 16. 9. 17.
31. Otto Lüders, † 28. 11. 12.
32. Heinrich Meusel, † 12. 6. 1916.
33. Wilhelm Mewes, † 11. 7. 1905.
34. Carl Michaelis, † 21. 11. 1914.
35. Friedrich Mie, † 1. 8. 11.
36. Wilhelm Möller, † 31. 7. 1917.
37. Hermann Müller, † 15. 11. 1912.
38. Richard Müller, † 18. 9. 98.
39. Hermann Mutschmann, † 22. 7. 1918.
40. Max Niemeyer, † 19. 5. 1913.
41. Wilhelm Nitsche, † 25. 4. 1909.
42. Friedrich Petersen, † 18. 8. 17.
43. Gerhard Plaumann, † 23. 10. 1918.
44. Eugen Plew, † 16. 9. 78.
45. Rudolf Pohl, † 20. 8. 18.
46. Walter Rensch, † 1. 8. 11.
47. Carl Rothe, † 11. 6. 14.
48. Gotthold Sachse, † 6. 5. 19.
49. Arthur Saekel, † 9. 7. 14.
50. Theodor Schiche, † 12 4. 1917.
51. Willi Schink, † 9 4. 17.
52. Friedrich Schlee, † 2. 5. 13.
53. Max Schmidt, † 7. 1. 18.
54. Rud. Schneider, † 9. 5. 11.
55. Fritz Stephan, † 14. 12. 17.
56. Hans Strache, † 16. 11. 17.
57. Bernh. Suphan, † 9. 2. 11.
58. Rich. Ullrich, † 16. 8. 09.
59. Eduard Wellmann, † 16. 1. 1918.
60. Ernst Wezel, † 7. 12. 98.
61. Oskar Wichmann, † 8. 8. 1910.
62. Alfred Wolff, † 24. 7. 17.
63. Arnold Zehme, † 18. 6. 18.
64. Unico Zernial, † 21. 2. 08.
65. Hermann Zurborg, † 15. 1. 1884.

Unsere verewigten Vorstandsmitglieder haben ihre Biographen gefunden, A. von Bamberg in seinem Stellvertreter im Direktorat, dem Herzogl. Bibliotheksdirektor Prof. Dr. R. Ehwald (Progr. Gotha Gymn. Ernestinum 1910), Müller in dem Berliner Stadtschulrat C. Th. Michaelis (JB. 1914), Bardt in seinem Amtsgenossen Paul Stengel (JB. 1915). Eine ausführliche Biographie des vielseitigen Michaelis hat unser Mitglied Max C. P. Schmidt verfaßt (Leipzig 1917, Dürr), und diesem wieder, der fast 40 Jahre einer der Unseren war, hat sein

Digitized by Google

Schüler Ernst Hoffmann einen Nachruf geschrieben, den er für diese Festschrift freundlichst zur Verfügung gestellt hat. Auch Julius Koch hat seinem jungen Kollegen F. Mie ein Gedenkblatt gewidmet, das allen Mitgliedern zugegangen ist. O fortunati viri, qui vestrae virtutis hos praecones inveneritis!

In den Sitzungen und bei den Festen des Vereins waren Gäste immer willkommen. Zu den Stiftungsfesten wurde, alter Tradition entsprechend, stets eine Einladung „an die Herren Joachimsthaler" gesandt. Von Gästen sahen wir in unserer Mitte u. a. die Professoren L. Deubner, Dragendorff, Eugen Petersen (1909), Otto Rubensohn und Zahn, Direktor Kaiser vom Domgymnasium in Naumburg, den allzufrüh der Wissenschaft entrissenen Dr. Traugott Kehrhahn, ferner aus Gießen Prof. Hepding, aus Wien den Privatdozenten Dr. August Mayer, aus den Niederlanden Dr. W. A. Baehrens und aus Amerika Prof. Paul Shorey, Chicago (Januar 1914).

Den Höhepunkt des Vereinslebens bildeten die Stiftungsfeste, die alljährlich um die Zeit der römischen Saturnalien wie diese durch ein convivium publicum begangen wurden. Seit vielen Jahren finden sie auch stets an einem Saturnustage statt. Anfangs begnügte man sich mit Tischreden, aber bald wurde es Sitte, einen Festvortrag vorangehen zu lassen, für den gern ein archäologisches Thema gewählt wurde, das es ermöglichte, den Mitgliedern ein — von der Weidmannschen Buchhandlung gestiftetes — Festblatt mit Abbildungen in die Hand zu geben. Lange Jahre lag das Amt des Festredners in Engelmanns Händen, der z. B. Dienstag, den 20. Dezember 1898 über die Stheneboia des Euripides, Sonnabend, den 12. Dezember 1903 über einige Platobildnisse sprach. Später wechselten die Redner. 1904 sprach Schroeder über griechische Singverse, 1905 Ziehen über die Anlehnung der altchristlichen an die heidnische Kunst, 1906 Corßen über die Entstehung des Niketypus, 1907 der selbe über Begriff und Wesen des Hellenismus, 1908 Rudolf Schneider über antike Geschütze, 1909 Schroeder über Euripides' Bakchen, 1910 Bardt über Cäsars Hof, 1911 Otte „Kennt Aristoteles die sogenannte tragische Katharsis?", 1912 Corßen über die Sibylle von Cumae, 1913 M. Pieper über Herodot und Aegypten, 1914 Corßen über den Charakter der Perikleischen Politik im Lichte der Darstellung des Thucydides, 1915 Schroeder über Pindar, 1916 Norden „Aus Deutschlands Vorgeschichte", 1917 Magnus über

Digitized by Google

Catullus und sein Buch der Lieder, 1918 Siebourg über das Wort als Waffe, 1919 Kranz über Gott und Mensch im Drama des Aischylos.

Zu den ständigen, stets gern gesehenen Festgästen gehört seit mehr als 30 Jahren der Mitinhaber der Weidmannschen Buchhandlung, Herr Dr. Ernst Vollert. „Dem gabenfrohen Teilnehmer unserer Stiftungsfeste, dem bewährten Verleger unserer Jahresberichte, dem nie versagenden Förderer und Freund der klassischen Altertumswissenschaft" wurde bei Gelegenheit der vierzigjährigen Stiftungsfeier (1909) eine silberne Tafel mit Inschrift überreicht, die seine Ernennung zum Ehrenmitgliede des Vereins enthielt. Aus Anlaß des 50jährigen Stiftungsfestes hat der Verein beschlossen, ein zweites Ehrenmitglied zu ernennen: den Wirklichen Geheimen Oberregierungsrat Dr. Karl Reinhardt, der bereits unter Bamberg an den Zusammenkünften des Vereins teilgenommen hat und seit 1910 wieder zu den eifrigsten Besuchern der Sitzungen gehört, den über seine Amtszeit hinaus getreuen Eckard der deutschen Schule. Im Jahre 1913 durften wir zum ersten Male auch den jüngsten Teilhaber der Weidmannschen Buchhandlung, Herrn Hans Reimer, an unserem Stiftungsfeste begrüßen, den wir nach nunmehriger Beendigung des Weltkrieges als ebenso treuen Festgast bei uns zu sehen hoffen, wie es Herr Dr. Vollert zu unserer Freude ist.

Bei den Stiftungsfesten gedachten wir stets dankbaren Herzens unserer noch lebenden Mitbegründer, der durch Krankheit am Erscheinen verhinderten Freunde und, während des Krieges, der im Felde die Heimat schützenden Mitglieder. Andererseits wurden auch wir durch Grüße Abwesender erfreut. Eugen Bormann schrieb 1910:

Quod Spartae pueri cantabant, se meliores
Fortibus esse viris multo senibusque futuros,
Id Berolinenses iuvenes praestare sodales
Augurat Eugenius donandus mox rude Bormann.

und 1912: Ad caros nunc non licuit properare sodales,
Sed sperare licet: mox veteranus ero.

Dem Siebzigjährigen wurde von der Wiener Fakultät noch ein Ehrenjahr bewilligt, durch dessen Pflichten seine Absicht, die alten Freunde in Berlin zu besuchen, vereitelt wurde. Dann trat der Weltkrieg hindernd dazwischen. 1916 sandten wir ihm vom Stiftungsfeste den letzten Gruß:

Digitized by Google

Quamvis bella premant gentes, quamvis procul absit
Caedendi finis, sacra tamen colimus,
Quae pax alma dedit nobis, hodieque sodalis
Austriaci, coetus quo duce conditus est
Hic noster, memores gratique optamus, ut ipse
Sit salvus, nostris pax redeat populis.

Kurze Zeit darauf ist er gestorben, ohne das Ende des Krieges und die Zerstückelung seiner zweiten Heimat zu erleben.

Des infolge einer schweren Operation zu dauernder Heiserkeit verurteilten Georg Andresen gedachten wir im vorigen Jahre mit folgenden Worten:

DICENTEM EGREGIE NOBIS · VENERANDE SODALIS ·
TE AVDIRE IN COETV DE TACITO LICVIT ·
QVAMQVAM SORS TE NVNC INFIDA TACERE COEGIT ·
NOS ETIAM TACITI CREDE TVI MEMORES ·

Ewald Bruhn erfreute uns aus dem Felde alljährlich mit einem griechischen Gruße, der von der Festtafel in gleicher Sprache erwidert wurde [2]).

---

[2]) 1914 aus Slawogóra-Nowa:

Μουσοφιλοῦς ἑτάρους θιάσοιο γενέθλι' ἄγοντας
χαίρειν κελεύει Ξοῦθος ἐν Πολόνων γύαις.

Wir antworteten:

Χαίρειν μουσοφιλὴς θίασός σε, Ξοῦθε, κελεύει
εὖ πράττοντ' ἐν ἀγροῖς ἡδόμενος Πολόνων.
εἰ γὰρ παυσάμενος πολέμου, φίλε, σῶς ἐπανέλθοις
καὶ τόδε σοι ῥώμης ἤματα πάντα μένοι.

1915 aus Sackenhausen in Kurland:

Ῥόσσοισι μή τις νύχιος ἀποβαίνῃ λόχος,
ῥηγμῖνα πόντου πολύδονον φυλάσσομεν,
Λεττοῖσιν, οὐ φίλοισι ξύννομοι ξένοις·
ὑμεῖς δὲ χαίρεθ', ἀγνὸν ἐν βωμῷ πυρὸς
σῴζοντες ἱεροῦ σπέρμα μὴ 'κλίπῃ ποτὲ
Διὸς θυγατέρων ἱοπλόκων ἀνακτόρῳ.

Unsere Antwort lautete:

Μουσοφιλὴς θίασος χαίρειν Ξοῦθον φιλόμουσον
ἐν Λεττοῖς φρουρὸν πατρίδι πιστότατον.

1916:

Ἦν, τόδε δὴ τρίτατόν με καλεῖτ' ἐπὶ δαῖτα θάλειαν,
ἐγὼ δ' ἄρ' ἑτάρους ὡς τὸ πρὶν ἀναίνομαι·

Digitized by Google

Auch die Jubiläen ihm nahestehender Männer hat der Verein mit seinen besten Wünschen begleitet. Von Müllers 25jähriger Präsidentschaft war bereits die Rede. Desgleichen beteiligte sich der Verein an den Ehrungen für Herrn Dr. Vollert bei Gelegenheit seines 25jährigen Geschäftsjubiläums (1. 1. 1913), wie er auch den 60. Geburtstag dieses verdienstvollen Mannes nicht unbeachtet vorübergehen ließ. Zu Paul Cauers 60. Geburtstage gratulierten wir mit den Worten:

Sexaginta annos complesti, docte sodalis,
Lumen gymnasiorum atque decus patriae.
Grammaticus miles meruisti, miles in armis
Nunc quoque de patria perbene, Paule, meres.
Tantum roboris esse Tibi laetamur amici
Et cupimus tantum semper adesse Tibi.

Selbst zum 70. Geburtstage haben wir bereits mehrfach die Glückwünsche des Vereins darbringen können, so Andresen, Bardt, Imelmann, Reinhardt und Wilamowitz. Der Glückwunsch des Vereins an Geheimrat Reinhardt lautete:

οὐ μὲν ἑκών· πόλεμος δὲ λιλαιόμενον κατερύκει
φρουρά τ' ἐτεία ποντίας ἀκτῆς ἔπι.
ἀλλ' ἄγε δὴ συνεορτάζων μελιήδεος οἴνου
ὑμῖν προπίνω γνησίαν ἀμύστιδα.

Hierauf erwiderten wir:

Γαῖαν ἅπασαν ἔχει πόλεμος· θίασος δ' ἄρ' ἑταίρους
γενέθλια θύειν ἠδ' ἑορτάζειν καλεῖ.
Σοὶ δ' ἀπονόσφιν ἐόντι πολυκλύστῳ τ' ἐπὶ πόντῳ
φρουράν τ' ἔχοντι προσφιλοῦς πάτρας ὑπὲρ
σήμερον ἐν Μουσῶν θιάσῳ σε μάλιστα ποθοῦντες
εὐχόμεθα νόστον ἡδὺν εἰρήνην θ' ἅμα.

1917:

Ὦ Ζεῦ βασιλεῦ, τὸ χρῆμα τῶν νυκτῶν ὅσον·
πέριξ δ' ἄρ' οὐδὲν πλὴν σκότου καὶ βορβόρου.
ὅμως δ' ἀπὼν ἀποῦσι συγχαίρω φίλοις,
εἱρκταῖσι δ' ὑαλίναισιν ἐγκεκλημένου
ζωρὸν καχλάζει κύλικι Διονύσου γάνος.
ἀλλ' ἐπιφάνηθι, θύγατερ Εἰρήνη Διός,
ἔλθ', ὦ θεά, ἐγκλήσασα Ταρτάρου κάτω
Πόλεμον θεοῖσι καὶ βροτοῖς στυγούμενον.

Der Gegengruß lautete:

Εἰρήνην ἐφθέγξατ' ἐφ' οὗ γείτονος αὐδὴ
πατρίδι τ' ἀσπασίη καὶ σὲ ποθοῦσι φίλοις.

Digitized by Google

Omnia bella premit bellum, sed enim tua virtus
Numquam pressa malis emicuit tenebris.
Te nostrumque salutantes salvumque iubentes
Laetamur, quod agis ferreus hunce diem.

Die Erwiderung, die der Verein erhielt, war ebenfalls lateinisch abgefaßt:

Quamquam multa premunt animos hoc tempore saevo,
At veri sanctum nos recreat studium.
Id munus sors nulla potest auferre inimica.
Intactum sociis hoc utinam maneat!

Ulrich von Wilamowitz widmete der Vorsitzende in den Jahresberichten des Vereins 1918 (S. 186—192) zum 70. Geburtstage „Proben einer Pindarinterpretation".

Umgekehrt zeigten auch die Mitglieder dem Verein ihre Anhänglichkeit. Max C. P. Schmidt überreichte dem Verein am 20. Mai 1907 „als Ausdruck dankbarer Freude über eine 30jährige Mitgliedschaft" das erste Heft seiner „Kulturhistorischen Beiträge zur Kenntnis des griechischen und römischen Altertums" (Leipzig 1906, Dürr), Müller widmete ihm die zweite Auflage seiner Bearbeitung des Weißenbornschen Livius Buch I. Während des Krieges ließen es sich die Kriegsteilnehmer, die ein Urlaub in die Heimat führte, nicht nehmen, ihre vorübergehende Anwesenheit zu einem Besuche der Sitzungen zu benutzen, und unser griechischer Freund Kukules in Athen gab seinen Sympathien für die deutsche Sache beredten Ausdruck.

Die schöne Sitte, beim Tode eines Mitgliedes, außer den üblichen Beileidsbezeugungen an die Hinterbliebenen, dem Verstorbenen einen Kranz auf den Sarg zu legen, hat sich leider in den letzten Jahren nicht mehr durchführen lassen.

Während des Krieges hat unsere Tätigkeit keinen Augenblick geruht. Wenn auch im ersten Kriegsjahre sich die Ablenkung unserer Gedanken in einer verringerten Teilnahme an unseren Sitzungen kundgab, so hat der Besuch bald wieder zugenommen und die alte Höhe erreicht. Trotz der unverminderten Teilnahme für unsere Wissenschaft haben unsere Mitglieder aber auch dem Vaterlande gegenüber ihre Schuldigkeit getan. Das beweisen die überaus zahlreichen Kriegsauszeichnungen, die ihnen verliehen worden sind, und wenn Thucydides heute lebte, so würde er auch uns bezeugen, daß die Pflege der Wissenschaft uns körperlich nicht verweichlicht hat, daß wir φιλολογοῦμεν ἄνευ μαλακίας. 14 unserer Mitglieder

Digitized by Google

haben wir als Kriegsopfer dahingeben müssen. Ehre ihrem Andenken!

1. Walter Baehr, † 15. 2. 16.
2. Erhard Biedermann, † 8. 9. 1914.
3. Otto Goerbing, † 15. 4. 17.
4. Fritz Kahle, † 19. 12. 14.
5. Josef Kaibel, † 1. 7. 17.
6. Hermann Mutschmann, † 22. 7. 1918.
7. Friedrich Petersen, † 18. 8. 17.
8. Gerhard Plaumann, † 23. 10. 1918.
9. Rudolf Pohl, † 20. 8. 18.
10. Willi Schink, † 9. 4. 17.
11. Fritz Stephan, † 14. 12. 17.
12. Hans Strache, † 16. 11. 17.
13. Alfred Wolff, † 24. 7. 17.

In den 50 Jahren seines Bestehens hat sich der Philologische Verein bemüht, der Aufgabe, die er sich gestellt hat, nach Kräften gerecht zu werden. Wir pflegen ein wertvolles Erbe und suchen es lebendig zu erhalten, wie die Vestalinnen einst das heilige Feuer ihrer Göttin. Unsere Sorge ist darauf gerichtet, daß die Quellen nicht verschüttet werden, die zu wahrer Erkenntnis des Altertums führen. Wer glaubt, durch ein Studium von acht Semestern und eine bestandene Prüfung der Wissenschaft gegeben zu haben, was der Wissenschaft ist, der gehört nicht in unsern Kreis. Wir denken wie Moritz Haupt: „Wer seiner Wissenschaft nicht mit dem Herzen dient, steht unter dem gewöhnlichsten Handwerker.“ Daß die alten Sprachen auf der Schule gelehrt werden, ist für unsere Wissenschaft ein Gewinn, aber wir würden diese Wissenschaft auch lieben, wenn das Altertum nicht Gegenstand des Schulunterrichts wäre. Soll es das aber bleiben, so muß es auch unter den Schulmännern tüchtige Kenner des Altertums geben, die in ihrer Wissenschaft leben. Und der Verein hat das Verdienst, dem philologischen Nachwuchs eine Stätte zu bieten, wo jeder von dem andern lernen kann. Bei uns gibt es, wie in König Artus' Tafelrunde, kein Oben und kein Unten. Wir unterbreiten unsere Arbeit dem Urteil der Genossen: „Wer nicht die Welt in seinen Freunden sieht, verdient nicht, daß die Welt von ihm erfahre.“ Wir legen Wert auf ihr Urteil und erfreuen uns neidlos jeder überragenden Leistung. Der Verein hat in den 50 Jahren seines Bestehens manche bedeutende Kraft in seinem Schoße wachsen und reifen sehen. Mögen ihm auch fernerhin tüchtige Mitglieder zuströmen; dann wird er an seinem Teile dazu beitragen, die Kulturgüter unseres deutschen Volkes in eine bessere Zeit hinüberzuretten!

Berlin-Lichterfelde. Otto Morgenstern.

Digitized by Google

Digitized by Google

Philologischer Verein zu Berlin

gegründet 14. Dezember 1869.

Achtes Mitgliederverzeichnis

aufgestellt zur 50. Stiftungsfeier am Sonnabend, 13. Dezember 1919.

(Die Zahlen in Klammern bedeuten das Datum des Eintritts.)

1. Adam, Rudolf, Dr., Studienrat Falk-Rg., Berlin-Steglitz, Ahornstraße 21. (12. 12. 08.)
2. Albrecht, Emil, Dr., Studienrat Friedrichs-G., Berlin-Pankow, Wilhelm-Kuhr-Straße 3 III. (1881.)
3. Amelung, Walther, Dr., Professor, Berlin N 24, Monbijouplatz 10 II. (19. 6. 16.)
4. Amling, Ernst, Dr., Oberlehrer K. Michaelis-R, Neukölln, Reuterstraße 42. (15. 12. 17.)
5. Andresen, Georg, Dr., Professor, Berlin SW 47, Hagelberger Straße 44 II. (1872.)
6. Babick, Paul, Direktor Sophien-G., Berlin N 54, Weinmeisterstraße 15. (30. 5. 12.)
7. Bang, Martin, Dr., Oberlehrer Wilmersdorf Fichte-G., Berlin W 15, Pariser Straße 10. (12. 1. 14.)
8. Belau, Karl, Dr., Studienrat Wilmersdorf Bismarck-G., Berlin-Wilmersdorf, Berliner Straße 21. (12. 1. 14.)
9. Belling, Heinz, Studienrat Friedr.-Werd.-G., Zehlendorf (Wannseebahn), Königstraße 41 I. (1902.)
10. Bersu, Philipp, Dr., Studienrat Ask.-G, Berlin SW 47, Großbeerenstraße 60 I. (17. 10. 10.)
11. Bleckmann, Fritz, Dr., Oberlehrer Wilmersdorf Bismarck-G., Berlin-Halensee, Kurfürstendamm 103 4. (13. 6. 08.)
12. Blunk, Theodor, Dr., Studienrat Wilmersdorf Bismarck-G., Berlin-Wilmersdorf, Johannisberger Straße 11. (25. 6. 06.)
13. Bock, Friedrich, Oberlehrer Wilmersdorf Fichte-G., Berlin Sigmaringer Straße 26 I. (16. 8. 09.)
14. Boehm, Fritz, Dr., Oberlehrer Friedr.-Wilh.-G., Berlin-Pankow, Parkstraße 12 d. (11. 10. 09.)
15. Bohrisch, Paul, Oberlehrer Wilmersdorf Fichte-G., Berlin-Friedenau, Maybachplatz 14 15. (14. 5. 17.)
16. Bohse, Paul, Studienrat Schöneberg Prinz-Heinr.-G., Berlin-Friedenau, Fregestraße 66. (8. 12. 17.)

Digitized by Google

17. Borchert, Hans, Studienrat Dorotheenst. Rg., Berlin-Dahlem, Werderstraße 17. (15. 8. 10.)
18. Borghorst, Gerhard, Dr., Oberlehrer Leibniz-G., Berlin SW 55, Großbeerenstraße 26. (9. 10. 08.)
19. Bottermann, Walther, Dr., Direktor Wilmersdorf Bismarck-G., Berlin-Wilmersdorf, Pfalzburger Straße 30/31. (16. 6. 17.)
20. Brueckner, Alfred, Dr., Studienrat Schöneberg Prinz-Heinr.-G., Berlin-Friedenau, Sponholzstraße 19. (11. 1. 09.)
21. Bruhn, Ewald, Dr., Professor Geh. Reg. u. Prov.-Schul-Rat, Berlin-Steglitz, Sedanstraße 39 a. (11. 11. 12.)
22. Busch, Hans, Oberlehrer Augustaschule, Berlin-Wilmersdorf, Tübinger Straße 2. (13. 6. 10.)
23. Busse, Adolf, Dr., Geh. Studienrat, Direktor Ask.-G., Berlin SW 11, Kleinbeerenstraße 2. (10. 05.)
24. Cauer, Friedrich, Dr., Direktor Luther-Lyc., Berlin SW 61, Tempelhofer Ufer 15. (8. 1. 10.)
25. Corßen, Peter, Dr., Geh. Studienrat Wilmersdorf, Bismarck-G., Berlin-Dahlem, Friedenthalstraße 9. (1902.)
26. Dahms, Rudolf, Dr., Oberlehrer Friedenau G., Berlin-Grunewald, Cunostraße 50. (24. 5. 09.)
27. Derlitzki, Erich, Oberlehrer Wilmersdorf Fichte-G., Berlin-Wilmersdorf, Pfalzburger Straße 40. (11. 3. 12.)
28. Dessau, Hermann, Dr., Universitätsprofessor, Charlottenburg 4, Leibnizstraße 57. (17. 10. 10.)
29. Dihle, Ernst, Studienrat Friedr.-Werd.-G., Berlin NW 21, Alt-Moabit 83c. (1904.)
30. Draheim, Hans, Dr., Professor, Berlin-Friedenau, Schmargendorfer Straße 21. (1. 1. 17.)
31. Ellger, Gustav, Dr., Geh. Studienrat, Gymnasialdirektor a. D., Berlin-Wilmersdorf, Kaiserallee 191 III. (1873.)
32. Feist, Sigmund, Dr., Direktor Reichenheimsches Waisenhaus, Berlin N 54, Weinbergsweg 13. (14. 12. 12.)
33. Fiehn, Karl, Dr., Oberlehrer Tempelhof Reform-Rg., Berlin-Tempelhof, Parkstraße 3/4. (13. 5. 18.)
34. Fietze, Wilhelm, Studienassessor Höhere Schule Wannsee, Berlin-Lichterfelde 1, Goethestraße 7. (15. 2. 15.)
35. Fraenkel, Eduard, Dr., Privatdozent a. d. Univ., Berlin NW 23, Holsteiner Ufer 4. (18. 12. 15.)
36. Fraenkel, Ruth, Dr., geb. v. Velsen, Berlin NW 23, Holsteiner Ufer 4. (18. 12. 15.)
37. Fridberg, Gisela, Dr. Oberlehrerin Wilmersdorf Cecilienschule, Berlin-Wilmersdorf, Holsteinische Straße 58 I. (28. 8. 16)
38. Friedländer, Paul, Dr., Universitätsprofessor, Berlin NW52, Werftstraße 3. (19. 6. 11.)
39. Frisch, Paul, Dr., Oberlehrer Wilmersdorf Joachim-Friedr.-G., Berlin-Wilmersdorf, Lauenburger Straße 15. (19. 6. 11.)

Digitized by Google

40. Fuchs, Wilhelm, Studienassessor Kölln. G., Berlin W 57, Bülowstraße 68. (20. 10. 19.)
41. Geyer, Fritz, Dr., Studienrat Charlottenburg Leibniz-OR., Berlin-Halensee, Friedrichsruher Straße 22. (13. 5. 18.)
42. Giercke, Max, Studienrat Franz. G., Berlin-Steglitz, Filandastraße 31, pt. (1899.)
43. Goebel, Karl, Dr., Oberlehrer a. D., Zehlendorf (Wannseebahn), Stubenrauchstraße 6. (20. 9. 15.)
44. Goebel, Reinhard, Dr., Oberlehrer Charlottenburg Kais.-Aug.-G., Charlottenburg 1, Havelstraße 1. (12. 5. 19.)
45. Graeber, Gustav, Dr., Professor, Geh. Oberregierungsrat, Vortr. Rat im Min. für Wiss., Kunst u. Volksbildung, Berlin-Lichterfelde 1, Bismarckstraße 7a. (13. 10. 13.)
46. Gudopp, Ernst, Studienrat Leibniz-G., Berlin-Halensee, Auguste-Viktoria-Straße 4. (16. 12. 11.)
47. Habermann, Paul, Dr., Oberlehrer Schöneberg Hohenzollernschule G., Berlin W 30, Rosenheimer Straße 11. (15. 8. 10.)
48. Hambruch, Ernst, Studienrat Ask.-G., Berlin SW 48, Friedrichstraße 219 I. (22. 10. 06.)
49. Harder, Franz, Dr., Studienrat Luisenstädt. G., Berlin SW 47, Großbeerenstraße 70 III. (1903.)
50. Hartmann, Felix, Dr. Professor Lichterfelde HKA, Berlin-Schöneberg, Bahnstraße 36. (12. 12. 12.)
51. Helmke, Wilhelm, Dr., Studienrat Wilmersdorf Bismarck-G., Berlin-Wilmersdorf, Wexstraße 33. (14. 12. 07.)
52. Heuer, Karl, Dr., Oberlehrer Lichterfelde Rg., Berlin-Friedenau, Sieglindestr. 5, I (9. 2. 14.)
53. Hirt, Paul, Dr., Studienrat Sophien-G., Berlin NO 55, Greifswalder Straße 24. (Ostern 1879.)
54. Hoffmann, Ernst, Dr., Oberlehrer Charlottenburg Mommsen-G., Berlin-Friedenau, Schmargendorfer Straße 18. (6. 5. 08.)
55. Hunger, Willy, Studienrat Zehlendorf G., Zehlendorf (Wannseebahn), Heidestraße 28. (28. 8. 16.)
56. Ippel, Albert, Dr., Oberlehrer Lichterfelde Schiller-G., Berlin-Lichterfelde 3, Marthastraße 4. (14. 12. 12.)
57. Janell, Walther, Dr., Studienrat Steglitz Paulsen-Rg., Berlin-Steglitz, Dijonstraße 29 I. (16. 12. 11.)
58. Kalitsunakis, Johannes, Dr., Lehrer des Neugriech. am Seminar für Orient. Sprachen, Charlottenburg 5, Neue Kantstraße 11. (20. 5. 08.)
59. Kappus, Carl, Dr., Professor, Studienrat Grunewald Reform-G., Potsdam, Sedanstraße 1. (29. 11. 12.)
60. Kisting, Albrecht, Studienrat Wilmersdorf Bismarck-G., Berlin W 15, Pfalzburger Straße 74. (10. 2. 08.)
61. Koch, Curt, Oberlehrer Lichterfelde HKA, Berlin-Lichterfelde, Baseler Straße 4. (28. 11. 19.)

Digitized by Google

62. Koch, Julius, Dr., Gymnasialdirektor a. D., Schlachtensee, Adalbertstraße 8. (1899.)
63. Koch, Max, Geh. Studienrat, Direktor Leibniz-G., Berlin SO 26, Mariannenplatz 27. (1899.)
64. Koehler, Wilhelm, Dr., Oberlehrer Dahlem Arndt-G., Berlin-Dahlem, Schülerheim, Haus Wettin. (10. 2. 13.)
65. Kranz, Walther, Dr., Oberlehrer Grunewald G. u. Rg., Berlin-Grunewald, Schleinitzstraße 6. (10. 1. 10.)
66. Kroymann, Emil, Dr., Direktor Steglitz G., Berlin-Steglitz, Brüderstraße 20. (19. 6. 16.)
67. Kurfess, Alfons, Dr., Oberlehrer Charlottenburg Kais.-Aug.-G., Charlottenburg 1, Cauerstraße 31 (Portal II). (19. 6. 16.)
68. Kurfess, Hans, Dr., Religions- und Oberlehrer, Neukölln, Kranoldstraße 4 II. (15. 12. 17.)
69. Levy, Friedrich, Dr., Studienref. Schöneberg Hohenzollernschule G., Berlin-Wilmersdorf, Helmstedter Str. 2. (3. 2. 19.)
70. Loeschcke, Charlotte, Frau Geh. Reg.-R., Prof. Dr., Hilfsoberlehrerin Augustasch., Berlin W 15, Fasanenstraße 63 III. (19. 3. 17.)
71. Lohff, Alfred, Dr., Studienrat Friedr.-Werd.-G., Berlin NW21, Essener Straße 24. (15. 12. 06.)
72. Lorentz, Paul, Dr., Geheimer Studienrat, Direktor Spandau Kant-G., Spandau, Potsdamer Straße 29. (13. 1. 13.)
73. Lortzing, Franz, Dr., Professor, Geheimer Studienrat, Berlin-Friedenau, Sentastraße 3. (3. 2. 10.)
74. Lucas, Hans, Dr., Studienrat Neukölln staatl. Rg. u. G. i. E., Charlottenburg 1, Kanalstraße 1 IV. (1903.)
75. Lübeck, Alexander, Oberlehrer Charlottenburg Kais.-Aug.-G., Berlin SO 26, Elisabethufer 42. (12. 5. 19.)
76. Lück, Robert, Dr., Geheimer Studienrat, Gymnasialdirektor a. D., Berlin-Steglitz, Belfortstraße 34. (1904.)
77. Maas, Paul, Dr., Privatdozent a. d. Universität, Frohnau (Mark), Münchener Straße 1. (14. 3. 10.)
78. Magnus, Hugo, Dr., Geh. Studienrat Sophien-G., Berlin-Pankow, Amalienpark 1 I. (1875.)
79. Martens, Ludwig, Dr., Geh. Studienrat, Direktor Graues Kloster, Berlin C2, Klosterstraße 73. (11. 12. 12.)
80. Matz, Friedrich, Dr., Studienass. Kölln. G., Berlin-Wilmersdorf, Tübinger Straße 4a. (16. 12. 16.)
81. Morgenstern, Otto, Studienrat Lichterfelde Schiller-G., Berlin-Lichterfelde 1, Söhtstraße 2 pt. (1889.)
82. Müller, Friedrich, Dr., Oberlehrer Berlin SW47, Dreibundstraße 9 II. (7. 4. 13.)
83. Müller, Georg, Dr., Oberlehrer Lichterfelde Rg., Berlin-Lichterfelde 3, Moltkestraße 51. (13. 12. 13.)
84. Müller, Heinrich, Dr., Direktor Wilmersdorf Fichte-G., Berlin-Wilmersdorf, Emser Straße 50/52. (9. 1. 11.)

Digitized by Google

85. Musschl, Joachim, Dr., Oberlehrer Tempelhof Parkschule, Berlin-Tempelhof, Schönburgstraße 5. (10. 11. 13.)
86. Nachstädt, Wilhelm, Dr., Studienrat Wilmersdorf Goetheschule, Berlin-Wilmersdorf, Wilhelmsaue 14III. (1901.)
87. Naumann, Ernst, Dr., Geheimer Studienrat, Direktor Hohenzollernschule G., Berlin W30, Martin-Luther-Str. 22/23. (1886.)
88. Norden, Eduard, D., Dr., Univ.-Prof., Geh. Reg.-Rat, Mitgl. d. Ak. d. Wissenschaften, Berlin Lichterfelde 3, Karlstr. 26. (16. 12. 11.)
89. Oehler, Raimund, Dr., Prof. Lichterfelde HKA, Berlin-Lichterfelde 2, Zehlendorfer Straße 52. (12. 12. 08.)
90. Otte, Heinr., Dr., Studienrat Luisenstädt. G., Berlin-Lichterfelde 3, Karlstraße 94. (1882.)
91. Panzer, Hans, Dr., Studienrat Wilmersdorf Bismarck-G., Berlin-Wilmersdorf, Berliner Straße 112II. (14. 1. 18.)
92. Pehle, Willi, Oberlehrer Friedr.-Werd.-G., Berlin NW87, Elberfelder Straße 31. (10. 2. 13.)
93. Pfaff, Franz, Dr., Oberlehrer Leibniz-G., Berlin SO 26, Mariannenplatz 27. (29. 10. 17.)
94. Philipp, Hans, Dr., Oberlehrer Steglitz G., Berlin-Friedenau, Menzelstraße 20. (19. 1. 14.)
95. Pieper, Hermann, Studienrat Luisenstädt. G., Berlin W 15, Pfalzburger Straße 74. (1904.)
96 Pieper, Max, Dr., Oberlehrer Königst. Rg., Berlin W 57, Winterfeldtstraße 25a. (6. 4. 08.)
97. Preuner, Erich, Dr., Univ.-Professor, Berlin W 62, Lützowplatz 1III. (11. 1. 09.)
98. Rabehl, Walther, Dr., Oberlehrer Friedenau G., Berlin-Friedenau, Stubenrauchstraße 58. (20. 5. 12.)
99. Rannow, Max, Dr., Studienrat Friedr.-Wilh.-G., Zehlendorf (Wannseebahn), Burggrafenstraße 11. (30. 4. 06.)
100. Rathke, Georg, Dr., Oberlehrer Wilmersdorf Fichte-G., Berlin-Wilmersdorf 1, Badensche Straße 31. (24. 5. 09.)
101. Regenbogen, Otto, Dr., Oberlehrer Wilmersdorf Bismarck-G., Berlin NW 6, Luisenstraße 56. (28. 9. 18.)
102. Reich, Hermann, Dr., Prof. Wilhelms-G., Berlin-Lankwitz, Siemensstraße 67. (1904.)
103. Reichardt, Walther, Dr., Studienrat Lichterfelde Schiller-G., Berlin-Lichterfelde 1, Schillerstraße 10a. (24. 6. 07.)
104. Reinhard, Luise, Dr., Oberlehrerin Städt. Studienanstalt, Charlottenburg 9, Eichenallee 15. (11. 1. 18.)
105. Ribbeck, Paul, Dr., Studienrat Charlottenburg Mommsen-G., Berlin W 30, Maaßenstraße 13 hpt. (6. 12. 10.)
106. Richter, Ernst, Dr., Studienrat Charlottenburg Kais.-Aug.-G., Charlottenburg 2, Knesebeckstraße 18/19. (1904.)
107. Rödiger, Richard, Dr., Professor, Berlin-Lichterfelde 3, Potsdamer Straße 48. (16. 12. 11.)

Digitized by Google

108. Röhl, Hermann, Dr., Geh. Regierungsrat Gymnasialdirektor a. D., Zehlendorf (Wannseebahn), Hauptstraße 14. (1870.)
109. Röhm, Georg, Studienreferendar Victoria-G., Potsdam, Schockstraße 13/14. (22. 9. 19.)
110. Rommel, Friedrich, Studienrat Hilfsarb. im Min. für Wiss., Kunst u. Volksbildung, Berlin SW47, Yorckstraße 89. (10. 1. 10.)
111. Roos, Ferdinand, Studienassessor Steglitz Paulsen-Rg., Berlin-Steglitz, Kleiststraße 22 III. (29. 11. 18.)
112. Rothstein, Max, Dr., Privatdozent a. d. Univ., Berlin W15, Pariser Straße 3. (1890.)
113. Sachs, Eva, Dr., Universität, Berlin W 15, Uhlandstraße Nr. 169/70. Garth. hpt. bei Frau A. Nelson. (17. 1. 16.)
114. Samter, Ernst, Dr., Studienrat Sophien-G., Berlin N 37, Weißenburger Straße 26II. (1903.)
115. Schaefer, Hugo, Studienassessor Wilh.-G., Berlin-Steglitz, Bismarckstraße 40 III. (26. 8. 18.)
116. Schaefer, Wilhelmine, geb. Jacobs, Augustasch. Studienanst., Berlin-Steglitz, Bismarckstraße 40. (26. 8. 18.)
117. Schewitz, Joseph, Privatlehrer, Berlin-Lichterfelde 1, Lorenzstraße 10. (11. 2. 18.)
118. Schiering, Erwin, Studienrat Augustasch., Charlottenburg, Kaiser-Friedrich-Straße 10. (9. 3. 14.)
119. Schiff, Alfred, Dr., Prof., Berlin W62, Kurfürstendamm 260. (14. 12. 12.)
120. Schneider, Paul, Gymnasiallehrer Lichterfelde Schiller-G., Berlin-Steglitz, Steinstraße 58. (14. 12. 18)
121. Schroeder, Otto, Dr., Geh. Studienrat, Direktor Charlottenburg Kais.-Aug.-G., Charlottenburg 1, Cauerstraße 36. (11. 75.)
122. Schulz, Max, Dr., Studienrat Wilmersdorf Joach.-Friedr.-G., Berlin-Wilmersdorf, Gieselerstraße 20. (14. 7. 07.)
123. Schwabe, Max, Dr., Berlin-Südende, Potsdamer Straße 23. (28. 10. 18.)
124. Schwerdtfeger, Albrecht, Oberlehrer Wilmersdorf Bismarck-G., Berlin W 15, Darmstädter Straße 4. (11. 11. 12.)
125. Sittig, Ernst, Dr., wiss. Hilfsarbeiter i. Auswärt. Amt, Waidmannslust, Nach der Höhe 13. (14. 12. 12.)
126. Sorof, Gustav, Dr., Geh. Studienrat, Direktor Wilhelms-G., Berlin W 9. Bellevuestraße 15. (15. 12. 17.)
127. Speier, Friedrich, Dr., Studienrat Friedr.-Werd.-G., Charlottenburg 4, Schlüterstraße 51. (16. 1. 05.)
128. Stengel, Paul, Dr., Professor, Berlin W 15, Schaperstr. 24. (18. 11. 07.)
129. Steuer, Wilibald, Dr., Prof., Lichterfelde Schiller-G., Berlin-Lichterfelde 3, Drakestraße 42 II. (1. 4. 19.)
130. Stoelzel, Ernst, Dr., Oberlehrer Wilmersdorf Joach.-Friedr.-G., Berlin-Wilmersdorf, Augustastraße 7II. (11. 4. 10.)

Digitized by Google

131. Sydow, Rudolf, Dr., Studienrat Luisen-G., Berlin NW 52, Spenerstraße 33. (1888.)
132. Szlatolawek, Hans, Studienassessor Charlottenburg Kais.-Aug.-G., Berlin-Wilmersdorf, Kaiserplatz 16. (1. 1. 17.)
133. Thomas, Emil, Dr., Univ.-Prof., Charlottenburg 4, Waitzstraße 5. (1894.)
134. Tolle, Carl, Oberlehrer Lichterfelde Rg., Berlin-Lichterfelde 3, Unter den Eichen 55. (12. 1. 14.)
135. Viedebantt, Oskar, Dr., Oberlehrer Charlottenburg Kais.-Aug.-G., Charlottenburg 2, Leibnizstraße 96 II. (19. 3. 17.)
136. Viereck, Paul, Dr., Studienrat Kölln. G., Zehlendorf (Wannseebahn), Königstraße 13. (1904.)
137. Vogt, Paul, Dr., Wilmersdorf OR., Berlin-Friedenau, Südwestkorso 77. (10. 2. 08.)
138. Wachtler, Hans, Dr., Studienrat Steglitz G., Berlin-Steglitz, Sedanstraße 18 III. (15. 4. 07.)
139. Walther, Ernst, Dr., Oberlehrer Grunewald Rg. u. G., Berlin-Halensee, Bornimer Straße 18. (14. 12. 12.)
140. Wartenberg, Georg, Dr., Studienrat Lessing-G., Berlin NW 23, Cuxhavener Straße 1. (1888.)
141. Weltzien, Luise, gepr. Oberlehrerin Höhere Schule Wannsee, Zehlendorf (Wannseebahn), Prinz-Handjery-Straße 3. (11. 2. 18.)
142. Wenkebach, Ernst, Dr., Oberlehrer Charlottenburg Aug.-Viktoria-Sch., Charlottenburg 9, Kaiserdamm 88. (10. 12. 10.)
143. Wentzel, Georg, Dr., Univ.-Prof., Berlin W 15, Uhlandstraße 43. (17. 6. 12.)

Auswärtige.

1. (144.) Boesch, Fritz, Dr., Direktor Hannover Kais.-Wilh.-G., Hannover, Leonhardtstraße 2. (14. 12. 07.)
2. (145.) Brandis, Carl Georg, Dr., Geh. Hofrat, Univ.-Biblioth.-Direktor, Jena, Lutherstraße 117.
3. (146.) Cauer, Paul, Dr., Univ.-Prof., Geh. Reg.-Rat, Münster (Westf.)
4. (147.) Engelhardt, Otto, Dr., Schulleiter a. D., Saalfeld (Saale), Fingerstein 9. (10. 3. 13.)
5. (148.) Fränkel, Hermann, Dr., Göttingen, Oesterleystraße 3. (18. 11. 18.)
6 (149.) Gabler, Karl, Dr., Direktor, Oldenburg G., Oldenburg, Bachstraße 3. (27. 11. 12.)
7. (150.) Heinze, Richard, Dr., Univ.-Prof., Geh. Hofrat, Leipzig, Mozartstraße 19. (1901.)
8. (151.) Helbing, Robert, Dr., Direktor Lahr Höhere Mädchenschule, Lahr (Baden), Lotzbeckstraße 20. (23. 4. 17.)
9. (152.) Helm, Rudolf, Dr., Univ.-Prof., Rostock (Mecklb.), St. Georgstraße 70.

Digitized by Google

10. (153.) Hölk, Cornelius, Dr., Direktor Marburg G., Marburg (Bez. Cassel), Untergasse 4. (12. 10. 08.)
11. (154.) Hollaender, Alfred, Dr., Professor, Nürnberg, Lange Zeile 42. (14. 12. 69.)
12. (155.) Hubert, Kurt, Dr., Oberlehrer, Pforta (Kr. Naumburg). (16. 11. 08.)
13. (156.) Jaeger, Werner, Dr., Univ.-Prof., Kiel, Adolfplatz 10. (13. 1. 13.)
14. (157.) Kallenberg, Hermann, Dr., Prof., Bensheim (Hessen), Eichelbergweg 4. (1875.)
15. (158.) Korodi, Lutz, Staatssekretär, **Hermannstadt.** (1904.)
16. (159.) Kukules, Phaedon, Dr., Ἀθῆναι, **Griechenland,** ὁδὸς Μεθώνης 47. (10. 12. 10.)
17. (160.) Kunst, Karl, Dr., suppl. Gymnasiallehrer, Wien XVIII, Haizingergasse 49. (14. 12. 18.)
18. (161.) Litt, Theodor, Dr., Studienrat, Univ.-Prof., Bonn, Universität. (22. 4. 18.)
19. (162.) Luterbacher, Franz, Dr., Burgdorf, **Schweiz.**
20. (163.) Malten, Ludolf, Dr., Univ.-Prof., Königsberg (Pr.), Universität. (25. 6. 06.)
21. (164.) Meister, Carl, Dr., Univ.-Prof., Königsberg (Pr.), Ritterstraße 27. (11. 12. 09.)
22. (165.) Menge, Paul, Dir. des Gymnasiums, Wernigerode, Oberpfarrkirchhof 5. (1. 9. 16.)
23. (166.) Mittelhaus, Karl, Dr., Oberlehrer Johannes-G., Breslau 2, Grünstraße 33I. (14. 11. 10.)
24. (167.) Nebe, August, Dr., Geh. Studienrat, Gymnasialdirektor, Templin, Joachimthalsches Gymnasium. (11. 12. 09.)
25. (168.) Neumann, Hans, Oberlehrer Realprog., Oranienburg, Viktoriastraße 19. (10. 2. 19.)
26. (169.) Plasberg, Otto, Dr., Univ.-Prof., Hamburg, Universität, Hamburg 24, Barcastraße 10.
27. (170.) Rosenthal, Georg, Dr., Direktor des Katharineums, Lübeck. (1903.)
28. (171.) Siebourg, Max, Dr., Prof., Oberregierungsrat, Direktor des Prov.-Schul-Koll. der Rheinprovinz, Coblenz-Pfaffendorf. (4. 9. 16.)
29. (172.) Spiro, Friedrich, Dr., Oberlehrer G., Fürstenwalde a. d. Spree, Sembritzkistraße 3. (13. 5. 18.)
30. (173.) Wagner, Otto, Dr., Professor am Kadettenhaus, Naumburg (Saale), Friedenstraße 13. (1903.)
31. (174.) Waßner, Julius, Dr., Oberregierungsrat, Direktor des Prov.-Schul-Koll. der Provinz Sachsen, Magdeburg, Kaiser-Otto-Ring 8. (1904.)
32. (175.) Wollenberg, Hans, Oberlehrer G., Friedeberg (Neumark). (10. 2. 13.)

Digitized by Google

33. (176.) Ziehen, Julius, Dr., Univ.-Professor und Stadtrat, Frankfurt (Main), Blumenstraße 16. (1902).

Ehrenmitglieder.

1. (177.) Reinhardt, Karl, Dr., Wirkl. Geh. Oberregierungsrat, Charlottenburg 2, Carmerstraße 1. (Mitglied Winter 1874/75 und wieder seit 12. 12. 08, Ehrenmitglied seit 13. 12. 19.)
2 (178.) Vollert, Ernst, Dr., Verlagsbuchhändler, Berlin-Wilmersdorf, Tharandter Straße 1. (Ehrenmitglied seit 11. 12. 1909.)

Seit August 1874

Jahresberichte des Vereins

1920: 46. Jahrgang.

Verbunden mit der „Zeitschrift für das Gymnasialwesen", herausgegeben von Otto Schroeder, von 1913 (67. Jahrgang) ab unter dem Namen „Sokrates". Verleger: Weidmannsche Buchhandlung, Berlin SW 68, Zimmerstraße 94. — Neu eintretende Mitglieder erhalten die Jahresberichte bogenweise kosten- und portofrei vom Beginn des auf ihren Eintritt folgenden Jahres.

Seit 1910

Sitzungsberichte des Vereins

in der „Zeitschrift für das Gymnasialwesen".

Ort der Monatssitzungen (Montags):

Gasthaus „Zum Heidelberger", Berlin NW 7, Dorotheenstr. 16 (Eckhaus Friedrichstraße), 1 Treppe.

— Jahresbeitrag von 1920 ab: 3 Mark. —

Der Vorstand.

Geh. Studienrat Gymnasialdirektor Dr. Otto Schroeder, Charlottenburg, Vorsitzender (21. 10. 07 bis 13. 6. 10. und wieder seit 30. 8. 1915).

Studienrat Otto Morgenstern, Berlin Lichterfelde, Schriftführer (seit 25. 4. 98) und Stellvertreter des Vorsitzenden (seit 13. 6. 10).

Studienrat Dr. Heinrich Otte, Berlin-Lichterfelde, Schatzmeister (seit 10. 11. 01).

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

der Jahresberichte des Philologischen Vereins zu Berlin 1875 (1874*)—1919.

Von

A. Kurfess.

Aischylos: *Textkritisches zu Äschylus I und II*, von Paul Maas: **41** (1915) S. 234 und 312. — *Zu Äschylus' Agamemnon und Choephoren*, von K. Schliack: **40** (1914) S. 151.

Alkman: siehe griechische Lyriker (1882).

Altertümer: siehe Archäologie.

Anakreon: siehe griechische Lyriker (1882).

Archäologie (auch Schularchäologie): Jb. von R. Engelmann: Z. f. G. (1874) S. 625; **2** (1876) S. 198; **5** (1879) S. 1; **7** (1881) S. 108; **8** (1882) S. 211; **10** (1884) S. 179; **13** (1887) S. 153; **14** (1888) S. 118; **17** (1891) S. 16; **18** (1892) S. 122; **20** (1894) S. 1; **22** (1896) S. 290; **24** (1898) S. 186; **26** (1900) S. 163; **28** (1902) S. 213; **30** (1904) S. 259; **33** (1907) S. 90; **34** (1908) S. 293; von Georg Weicker: **42** (1916) S. 143 und 235; **43** (1917) S. 54. — Das werdende Handbuch der Archäologie, von Fr. Koepp: **42** (1916) S. 217. — Das Bild Menanders (Frz. Studniczka), von O. Schroeder: **45** (1919) S. 33.

Archilochos: siehe griechische Lyriker (1882).

Aristophanes: *Der Agon in den Fröschen des Aristophanes*, von Ed. Fraenkel: **42** (1916) S. 134.

Aristoteles (siehe auch griechische Lyriker, 1882): *Katharsis = Reinigung der in der Tragödie behandelten Geschehnisse*, von H. Otte: **45** (1919) S. 99.

Attische Formenlehre: Jb. von A. v. Bamberg: Z. f. G. (1874) S. 616; **3** (1877) S. 1; **8** (1882) S. 190; **12** (1886) S. 1. — Emil Wolf, *Die attische Flexionslehre der Schulgrammatik im Lichte der Inschriften- und Papyrusgrammatiken*: **39** (1913) S. 124.

---

*) Die Jahresberichte sind zum erstenmal mit dem Augustheft der Zeitschrift für das Gymnasialwesen (Z. f. G.) 1874 erschienen; seit 1875 mit getrennter Paginierung zunächst als 2. Abt. der Z. f. G., von 1876 ab fortlaufend 2. Jahrgang usf.; der Einheitlichkeit halber bezeichne ich 1875 als 1. Jahrgang. — Die *Originalbeiträge* sind kursiv gedruckt.

Digitized by Google

Ausgrabungen: siehe Archäologie. — Milet, von K. Regling: **42** (1916) S. 13.

Bakchylides (siehe auch griechische Lyriker, 1882): *Die neuen Responsionsfreiheiten bei Bakchylides und Pindar*, von P. Maas: **39** (1913) S. 289. *Ein Trinklied von B.*, von P. Maas: **43** (1917) S. 81. *Zu den neuen Bruchstücken des B.*: **45** (1919) S. 37.

Carl Bardt, Nekrolog von Paul Stengel: **41** (1915) S. 271.

Caesar (und seine Fortsetzer): Jb. von R. Müller: **1** (1875) S. 231; **4** (1878) S. 1; von P. Geyer: **5** (1879) S. 320; **11** (1885) S. 134; von R. Schneider: **11** (1885) S. 151; **12** (1886) S. 221; **13** (1887) S. 343; **14** (1888) S. 324; **16** (1890) S. 87; **17** (1891) S. 235; **21** (1895) S. 116; **23** (1897) S. 223; von H. Meusel: **11** (1885) S. 173; **25** (1899) S. 214; **37** (1911) S. 30; **38** (1912) S. 15; **39** (1913) S. 14; von P. Menge: **44** (1918) S. 122; **45** (1919) S. 89. Zu Caesar (Anzeige von Meusels Bellum civile), von W. Nitsche: **33** (1907) S. 19. *Beiträge zur Kritik von Caesars Kommentarien, bes. zur Hss.-Frage*, von H. Meusel: **12** (1886) S. 262; *Beiträge zur Kritik des Bellum Gallicum*, von Th. Mommsen: **20** (1894) S. 198; von H. Meusel: **20** (1894) S. 214; **36** (1910) S. 20. *Zu Caesars Bellum Gallicum*, von J. H. Schmalz: **23** (1897) S. 243; *Über Caesar B. G. IV 4—16*: **25** (1899) S. 263.

Callicula, von Konrad Lehmann: **42** (1916) S. 30.

Catullus: siehe Ovid und die römischen Elegiker.

Ciceros Briefe: Jb. von C. Lehmann: **10** (1884) S. 1; **14** (1888) S. 252; **24** (1898) S. 165; von Th. Schiche: **25** (1899) S. 313; **27** (1901) S. 222; **30** (1904) S. 367; **34** (1908) S. 1; von A. Kurfess: **43** (1917) S. 129; **44** (1918) S. 158.

Ciceros philosophische Schriften: Jb. von Th. Schiche: **5** (1879) S. 186; **6** (1880) S. 341; **8** (1882) S. 1; **24** (1898) S. 236; **26** (1900) S. 260; **29** (1903) S. 67.

Ciceros Reden: Jb. von F. Luterbacher: **8** (1882) S. 73; **9** (1883) S. 16; **10** (1884) S. 157; **12** (1886) S. 60; **13** (1887) S. 218; **15** (1889) S. 193; **17** (1891) S. 1; **18** (1892) S. 26; **19** (1893) S. 169; **21** (1895) S. 69; **23** (1897) S. 55; **24** (1898) S. 215; **26** (1900) S. 143; **27** (1901) S. 192; **28** (1902) S. 98; **29** (1903) S. 113; **31** (1905) S. 247; **32** (1906) S. 185; **34** (1908) S. 211; **35** (1909) S. 88; **36** (1910) S. 215; **37** (1911) S. 188; **38** (1912) S. 333; **39** (1913) S. 271; **40** (1914) S. 250; **43** (1917) S. 115. — Ciceros 7.—10. phil. Rede (erkl. von W. Sternkopf), angez. von K. Busche: **41** (1915) S. 97.

Ciceros rhetorische Schriften: Neues über Cicero de oratore, von Joh. Stroux: **39** (1913) S. 171; *Zum Texte von Ciceros Orator*, von Joh. Stroux: **39** (1913) S. 251. — Neue Ciceroausgaben, von Joh. Tolkiehn: **45** (1919) S. 71. — *Zur Ciceroкritik im Altertum.* von A. Kurfess: **40** (1914) S. 148.

Cornelius Nepos: Jb. von G. Gemß: **1** (1875) S. 41; **2** (1876) S. 184; **4** (1878) S. 243; **7** (1881) S. 268; **9** (1883) S. 359; **18** (1892) S. 40; **20** (1894) S. 56; **23** (1897) S. 82; **25** (1899) S. 96.

Digitized by Google

Curtius: Jb. von Max C. P. Schmidt: **6** (1880) S. 237; **8** (1882) S. 244; **11** (1885) S. 205; **14** (1888) S. 217; **20** (1894) S. 26; **25** (1899) S. 72.

Demosthenes: Jb. von W. Nitsche (1875) S. 187. *Demosthenes und Anaximenes*, von W. Nitsche: **32** (1906) S. 74; Demosthenis orationes edidit Carolus Fuhr, von H. Schenkl: **42** (1916) S. 60.

Die römischen **Elegiker:** siehe Ovid.

Griechische **Epigramme:** siehe griechische Lyriker (1882).

Euripides: *Zur Würdigung der Euripideischen Alkestis* von O. Engelhardt: **44** (1915) S. 238 (Nachtrag S. 270).

Formenlehre: siehe attische Formenlehre.

Grammatik: a) Zur griechischen Grammatik (Anzeige der Werke von Brugmann und Ernst Fränkel), von Ed. Hermann: **40** (1914) S. 139. — *Zum Gebrauch von* οὗτος *und* ὅδε, von E. Schmolling: **42** (1916) S. 30. Siehe auch attische Formenlehre und griechische Sprachwissenschaft. — b) Lateinische Grammatik: Jb. von P. Harre: **3** (1877) S. 352. Ausf.-Gramm. der lat. Sprache II^2 von Kühner-Stegmann, angez. von O. Wackermann: **41** (1915) S. 66. — *Beiträge zu einer systematischen Darstellung und Begründung des Genus der lateinischen Deklinationen*, von Oskar Vogt: **41** (1915) S. 135. *Die Quantität von hic und hoc*, von Joh. Tolkiehn: **43** (1912) S. 75. — Siehe auch lateinische Syntax und Stilistik.

Griechische Poliorketiker (von Rud. Schneider): angez. von Max C. P. Schmidt: **40** (1914) S. 95.

Griechische Schriftsteller: *Neue Lesungen in Gr. Sch.*, von Rich. Rödiger: **42** (1916) S. 229.

Der gegenwärtige Stand der **griechischen Sprachwissenschaft,** von Robert Helbing: **43** (1917) S. 217; **44** (1918) S. 30.

Herodot: Jb. von H. Kallenberg: **3** (1877) S. 336; **4** (1878) S. 111; **6** (1880) S. 86; **7** (1881) S. 284; **9** (1883) S. 1; **10** (1884) S. 43; **12** (1886) S. 294; **14** (1888) S. 294; **17** (1891) S. 192; **18** (1892) S. 293; **19** (1893) S. 286; **22** (1896) S. 233; **23** (1897) S. 167; **26** (1900) S. 68; **28** (1902) S. 66; **30** (1904) S. 225; **31** (1905) S. 348; **32** (1906) S. 316; **34** (1908) S. 321; **35** (1909) S. 234; **36** (1910) S. 205; **38** (1912) S. 243; **39** (1913) S. 102; **40** (1914) S. 24; **41** (1915) S. 113; **43** (1917) S. 70. *Zum Sprachgebrauch Herodots*: **23** (1897) S. 199.

Homer (höhere Kritik): Jb. von G. Lange: **1** (1875) S. 110 (dazu Berichtigung von H. K. Benicken S. 258); **6** (1880) S. 113; von Carl Rothe: **13** (1887) S. 244; **14** (1888) S. 349; **16** (1890) S. 123; **17** (1891) S. 270; **19** (1893) S. 129; **21** (1895) S. 1; **22** (1896) S. 184; **28** (1902) S. 121; **30** (1903) S. 281; **31** (1905) S. 143; **32** (1906) S. 232; **35** (1909) S. 185; **36** (1910) S. 347; **38** (1912) S. 153.

Homer (mit Ausschluß der höheren Kritik): Jb. von Paul Cauer: **5** (1879) S. 202; **7** (1881) S. 1; [Abwehr von H. Düntzer: **7** (1881) S. 99; Rechtfertigung von Cauer S. 102]; **10** (1884) S. 249; von Ernst Naumann: **15** (1889) S. 65; **17** (1891) S. 79; **19** (1893)

Digitized by Google

S. 45; **21** (1895) S. 338; **25** (1899) S. 109; **28** (1902) S. 189; **31** (1905) S. 200; **33** (1907) S. 276; **37** (1911) S. 309. — P. D. Chr. Hennings, *Zu Homer A* 488—492: **31** (1905) S. 230; *Die Entstehung der Odyssee*: **32** (1906) S. 260.

Horatius: Jb. von W. Mewes: **1** (1875) S. 214 (dazu Erwiderung von Ruhe S. 263); **2** (1876) S. 210; [Berichtigung von H. Schütz: **3** (1877) S. 111; Erwiderung von Mewes S. 112]; **3** (1877) S. 300; **4** (1878) S. 134; **5** (1879) S. 78; [Erwiderung von L. Drewes S. 131]; **6** (1880) S. 288; (Ergänzung von A. du Mesnil S. 340); **9** (1883) S. 122; **10** (1884) S. 224; **12** (1886) S. 329; von G. Wartenberg: **14** (1888) S. 158; **16** (1890) S. 237; **18** (1892) S. 162; **19** (1893) S. 152; **20** (1894) S. 183; **21** (1895) S. 206; von H. Röhl: **21** (1895) S. 222; **22** (1896) S. 24; **23** (1897) S. 27; **24** (1898) S. 64; **25** (1899) S. 36; **26** (1900) S. 39; **27** (1901) S. 45; **28** (1902) S. 27; **29** (1903) S. 32; **30** (1904) S. 29; **31** (1905) S. 56; **32** (1906) S. 41; **33** (1907) S. 49; **34** (1908) S. 97; **35** (1909) S. 46; **36** (1910) S. 76; **37** (1911) S. 115; **38** (1912) S. 102; **39** (1913) S. 65; **40** (1914) S. 1; **41** (1915) S. 1; **42** (1916) S. 1; **43** (1917) S. 1; **44** (1918) S. 1; **45** (1919) S. 1. Otto Schroeder, *Hor. sat. I 9, 6—8*: **19** (1893) S. 166; Fr. Heidenhain, *Zu Horaz Ode III 2*: **25** (1899) S. 66; L. Reinhardt, *Zu Horat. carm. IV 4, 62*: **31** (1905) S. 102.

Ibykos: siehe griechische Lyriker (1882).

Invektive: A. Kurfess, *Die Anfänge der Invektive in Rom*: **41** (1915) S. 103; *Invektivenpoesie des römischen Altertums*: **42** (1916) S. 184.

Isokrates: Jb. von G. Jacob: Z. f. G. 1874 S. 785; **1** (1875) S. 6; **2** (1876) S. 6; **3** (1877) S. 18; **4** (1878) S. 47; **6** (1880) S. 187; von E. Albrecht: **11** (1885) S. 49; **16** (1890) S. 1.

Kallinos: siehe griechische Lyriker (1882).

Kulturgeschichtliches: *Das Rauchen im Altertum*, von Hans Lamer: **44** (1918) S. 47 (dazu Berichtigungen S. 121); O. Wahle, Feldzugserinnerungen römischer Kameraden, angez. von A. Kurfess: **45** (1919) S. 47.

Kunstgeschichte: siehe Archäologie.

Lateinische Schriftsteller: *Kritisches und Exegetisches zu l. Sch.*, von Pöhlig: **41** (1915) S. 69.

Lateinische Syntax und Stilistik: Jb. von C. Stegmann: **41** (1915) S. 23; **42** (1916) S. 105; **43** (1918) S. 61. — Siehe auch Grammatik.

Livius: Jb. von H. J. Müller: **1** (1875) S. 57; **2** (1876) S. 238; [Erwiderung von Ed. Wölfflin S. 279, Entgegnung von Müller S. 281]; **3** (1877) S. 133; **4** (1878) S. 54; **5** (1879) S. 133; **7** (1881) S. 131; **8** (1882) S. 267 und 399; **9** (1883) S. 318; **10** (1884) S. 80; **11** (1885) S. 104; **13** (1887) S. 1; **14** (1888) S. 74; **15** (1889) S. 1 und 192; **16** (1890) S. 153; **17** (1891) S. 160; **18** (1892) S. 1; **19** (1893) S. 1; **20** (1894) S. 78; **21** (1895) S. 28; **22** (1896) S. 1; **23** (1897) S. 1; **24** (1898) S. 1; **25** (1899) S. 1; **26** (1900) S. 1; **27** (1901) S. 1; **28** (1902) S. 1; **29** (1903) S. 1; **30** (1904) S. 1; **31** (1905) S. 1; **32** (1906) S. 1; **33** (1907) S. 1; **34** (1908) S. 75; **35** (1909) S. 1.

Digitized by Google

Hannibals Alpenübergang, von R. Oehler: **27** (1901) S. 41; **31** (1905) S. 49; **32** (1906) S. 28; *Hannibals Alpenübergang nach Livius*, von W. Osiander: **24** (1898) S. 36; **29** (1903) S. 22; *Hannibals Alpenweg*, von Konrad Lehmann: **35** (1909) S. 21. *Das Schlachtfeld am Trasimenischen See*, von Konrad Lehmann: **41** (1915) S. 81. Die Annalistik von Livius B. XXXI—XLV (von U. Kahrstedt); von F. Friedersdorff: **41** (1915) S. 293.

Lukianos: Jb. von O. Wichmann: **3** (1877) S. 94; **5** (1879) S. 18; **6** (1880) S. 203; **7** (1881) S. 373; **10** (1884) S. 110.

Lykurg: Jb. von G. Lange: **7** (1881) S. 305; **13** (1887) S. 113.

Griechische **Lyriker:** Jb. von Otto Schroeder: **3** (1877) S. 125; **5** (1879) S. 50; **8** (1882) S. 41; **11** (1885) S. 339. — Siehe auch Bakchylides, Pindar, Theokrit.

Lysias: Jb. von H. Röhl: Z. f. G. 1874 S. 775; **1** (1875) S. 1; **2** (1876) S. 1; **3** (1877) S. 25; **4** (1878) S. 40; **5** (1879) S. 40; **7** (1881) S. 191; von E. Albrecht: **8** (1882) S. 333; **9** (1883) S. 298; **14** (1888) S. 189; **15** (1889) S. 307; **18** (1892) S. 157.

Metrisches: siehe Pindar, Theokrit.

Hermann Johannes Müller, Nekrolog von Carl Michaelis: **40** (1914) S. 97.

Münzen: siehe Archäologie.

Mythologie: siehe Archäologie, Ovid.

Nekrologe: siehe Bardt und Müller.

Nepos: siehe Cornelius Nepos.

Ovid und (bis 1883) **die römischen Elegiker:** Jb. von Hugo Magnus: **3** (1877) S. 229; **4** (1878) S. 95; **5** (1879) S. 296; **7** (1881) S. 335; **9** (1883) S. 241; **12** (1886) S. 162; **15** (1889) S. 121; **22** (1896) S. 33. *Die Abfassungszeit von Ovids Tristien und Pontusbriefen*, von G. Wartenberg: **15** (1889) S. 182. *Der römische Sagenkreis in Ovids Metamorphosen*, von A. Laudien: **40** (1914) S. 281; *Zur mythographischen Quelle der Metamorphosen Ovids*, von dems.: **41** (1915) S. 129; *Die Bucheinteilung der Metamorphosen Ovids*, von Joh. Tolkiehn: ebd. S. 315.

Pindar: siehe griechische Lyriker (1877. 1879. 1885). Otto Schroeder [*Wolfenbüttler Hs.*]: **23** (1897) S. 284; *Proben einer Pindarinterpretation*: **44** (1918) S. 186. Paul Maas, *Die neuen Reponsionsfreiheiten bei Bakchylides und Pindar*: **39** (1913) S. 289; *Nachlese zu Pindar*: **42** (1916) S. 30.

Plato: Jb. von H. Heller: Z. f. G. 1874 S. 789; **2** (1876) S. 119; **4** (1878) S. 196; von Ernst Hoffmann: **35** (1909) S. 314; **36** (1910) S. 264; **37** (1911) S. 288; **39** (1913) S. 177; **40** (1914) S. 196; **43** (1917) S. 37. W. Nitsche, *Alte Interpolationen in Platons Apologie*: **19** (1893) S. 311; H. Kruse, *Fremde Zusätze in Platons Apologie*: **41** (1915) S. 299. E. Metzger, *Die mathematische Stelle in Platons Menon*: **45** (1919) S. 10. E. Hoffmann, *Platons Lehre von der Weltseele*: **41** (1915) S. 187; *Methexis und Metaxy*

Digitized by Google

bei Platon: **45** (1919) S. 48. Fr. Scheuffler, *Die Entwicklung der ethischen Anschauungen Platons bis zum Gorgias*: **41** (1915) S. 212. — Siehe auch Sokrates.

Plutarch: Jb. von C. Th. Michaelis: **3** (1877) S. 246; **5** (1879) S. 59; **9** (1883) S. 61.

Polybios: Oskar Viedebantt, Das Proömium des polybianischen Geschichtswerkes: **45** (1919) S. 109.

Propertius: siehe Ovid und die römischen Elegiker. Propertius' Elegien, deutsch von Paul Lewinsohn: angez. von H. Magnus: **40** (1914) S. 287.

Quintilian, Buch X: Jb. von P. Hirt: **8** (1882) S. 67; **9** (1883) S. 312; **14** (1888) S. 51; *Textkritische Bemerkungen*, von M. Kiderlin: ebd. S. 62.

Römische Dichter: *Atque, ac und et in den Fragmenten der römischen Dichter*, von Franz Harder: **14** (1888) S. 114. — Siehe auch Invektive.

Sallust: Jb. von H. Meusel: **1** (1875) S. 45; **3** (1877) S. 195; **6** (1880) S. 1; von F. Schlee: **16** (1890) S. 39; **21** (1895) S. 85; **24** (1898) S. 100; **26** (1900) S. 309. Axel Ahlbergs Sallust, von A. Kurfess: **42** (1916) S. 203.

Sappho: siehe griechische Lyriker (1879. 1882).

Seneca: K. Busche, *Zu Senecas Briefen an Lucilius*: **45** (1919) S. 42.

Simonides Ceus: siehe griechische Lyriker (1882).

Heinrich Maiers **Sokrates:** von E. Hoffmann: **41** (1915) S. 252.

Solon: siehe griechische Lyriker (1882).

Sophokles (mit Ausschluß der Fragmente): Jb. von G. Jacob: **1** (1875) S. 166; von Rud. Schneider: **3** (1877) S. 113; **4** (1878) S. 118; **6** (1880) S. 263; von H. Otte: **12** (1886) S. 89; **16** (1890) S. 325; **21** (1895) S. 280; **23** (1897) S. 290. Vogel, *Sophoclea* I: **40** (1914) S. 57. H. Otte, *Sophoclea* II: ebd. S. 63.

Stesichoros: siehe griechische Lyriker (1882).

Syntax: siehe lateinische Syntax und Stilistik.

Tacitus, bis 1908 mit Ausschluß der Germania (vgl. dazu Index 1875 bis 1907: **35** (1909) S. 304) von G. Andresen: **1** (1875) S. 1; **2** (1876) S. 69; **3** (1877) S. 45; **4** (1878) S. 254; **7** (1881) S. 202; **8** (1882) S. 346; **11** (1885) S. 1; **13** (1887) S. 31; **15** (1889) S. 223; **16** (1890) S. 279; **18** (1892) S. 215; **19** (1893) S. 189; **20** (1894) S. 129; **21** (1895) S. 158; **22** (1896) S. 135; **23** (1897) S. 109; **24** (1898) S. 278; **25** (1899) S. 267; **26** (1900) S. 212; **27** (1901) S. 292; **28** (1902) S. 258; **29** (1903) S. 206; **30** (1904) S. 313; **31** (1905) S. 293; **32** (1906) S. 270; **33** (1907) S. 228; **34** (1908) S. 346; **35** (1909) S. 257; **36** (1910) S. 250; **37** (1911) S. 228; **38** (1912) S. 261; **39** (1913) S. 153; **40** (1914) S. 70; **41** (1915) S. 146; **42** (1916) S. 68; **43** (1917) S. 84; **44** (1918) S. 95; **45** (1919) S. 19. Fritz Walter, *Zu Tacitus*: **45** (1919) S. 34.

Digitized by Google

Tacitus Germania: Jb. von U. Zernial: **11** (1885) S. 370; **17** (1891) S. 291; **24** (1898) S. 115; **26** (1900) S. 99; **27** (1901) S. 139; **28** (1902) S. 327; **29** (1903) S. 257; **30** (1904) S. 363; **31** (1905) S. 376; **33** (1907) S. 267. G. v. Kobilinski, *Tacitus Germania* 6, 9—12: **26** (1900) S. 139; **27** (1901) S. 190. — Schulausgabe von O. Altenburg: angez. von Otto Morgenstern: **40** (1914) S. 95.

Theognis: siehe griechische Lyriker (1885).

Theokrit: siehe griechische Lyriker (1877. 1879. 1885). Arthur Laudien, *Zu Theokrits Verstechnik*: **41** (1915) S. 132.

Thukydides: Jb. von R. Steig: **14** (1888) S. 1; von B. Kübler: **18** (1892) S. 315 (darunter 9 Nummern von R. Steig); Anzeige der Werke von Fr. Fischer und Grundy, von M. Pieper: **40** (1914) S. 161. Über Thukydides 5. Buch (erkl. von Classen-Steup): von S. P. Widmann: **40** (1914) S. 190. Joh. Dräseke, *Thukydides' Pestbericht (II 47—53) und dessen Fortleben*: **40** (1914) S. 181 (dazu Nachtrag **41** (1915) S. 320).

Tibullus: siehe Ovid und die römischen Elegiker.

Topographie: siehe Archäologie.

Tyrtaios: siehe griechische Lyriker (1882).

Vergil: Jb. von P. Deuticke: **8** (1882) S. 101; **11** (1885) S. 233; **15** (1889) S. 320; **17** (1891) S. 326; **18** (1892) S. 88; **21** (1895) S. 234; **22** (1896) S. 201; **23** (1897) S. 245; **25** (1899) S. 168; **27** (1901) S. 100; **29** (1903) S. 140; **31** (1905) S. 105; **34** (1908) S. 140; **35** (1909) S. 123; von H. Belling: **35** (1909) S. 125; **36** (1910) S. 145; **37** (1911) S. 163; **38** (1912) S. 297; von Walther Janell: **40** (1914) S. 40; **42** (1916) S. 27.

Xenophon: Jb. von W. Nitsche: Z. f. G. 1874 S. 851 und 933; **2** (1876) S. 21; **3** (1877) S. 257 (dazu Berichtigung S. 408); von H. Zurborg: **9** (1883) S. 198; von R. Ullrich: **30** (1904) S. 63; **31** (1905) S. 333. Xenophons Anabasis (von W. Vollbrecht), angez. von W. Nitsche: **33** (1907) S. 138. *Kleine kritische Bemerkungen zu Xenophons Scripta minora*: **43** (1917) S. 78.

Digitized by Google

Digitized by Google

Verzeichnis

der

Mitarbeiter an den Jahresberichten des Philologischen Vereins zu Berlin 1874—1919.

Von Otto Morgenstern.

(Die Namen von Nichtmitgliedern des Phil. Vereins sind mit einem Stern versehen. Wo kein Ort zu dem Namen hinzugefügt ist, ist Groß-Berlin gemeint.)

Albrecht, Emil: Lysias **1882** S. 333; **1883** S. 298; **1888** S. 189; **1889** S. 307; **1892** S. 157. — Isokrates **1885** S. 49; **1890** S. 1.

Andresen, Georg: Tacitus (bis **1908** mit Ausschluß der Germania; dazu vollständiger Index **1909** S. 304); **1875** A S. 1; **1876** S. 69; **1877** S. 45; **1878** S. 254; **1881** S. 202; **1882** S. 346; **1885** S. 1; **1887** S. 31; **1889** S. 223; **1890** S. 279; **1892** S. 215; **1893** S. 189; **1894** S. 129; **1895** S. 158; **1896** S. 135; **1897** S. 109; **1898** S. 278; **1899** S. 267; **1900** S. 212; **1901** S. 292; **1902** S. 258; **1903** S. 206; **1904** S. 313; **1905** S. 293; **1906** S. 270; **1907** S. 228; **1908** S. 346; **1909** S. 257; **1910** S. 250; **1911** S. 228; **1912** S. 261; **1913** S. 153; **1914** S. 70; **1915** S. 146; **1916** S. 68; **1917** S. 84; **1918** S. 95; **1919** S. 19.

von Bamberg, Albert: Tatsachen der attischen Formenlehre **1874** S. 616; **1877** S. 1; **1882** (Eberswalde) S. 190; **1886** (Gotha) S. 1.

Belling, Heinz: Vergil **1909** S. 125; **1910** S. 145; **1911** S. 163; **1912** S. 297.

***Busche,** Karl (Leer): Ciceros 7., 8., 9. und 10. philippische Rede, erklärt von W. Sternkopf **1915** S. 97. Zu Senecas Briefen an Lucilius **1919** S. 42.

Cauer, Paul: Homer (mit Ausschluß der höheren Kritik) **1879** S. 202; **1881** S. 1; **1884** (Kiel) S. 249.

Deuticke, Paul: Vergil **1882** S. 101; **1885** S. 233; **1889** S. 320; **1891** S. 326; **1892** S. 88; **1895** S. 234; **1896** S. 201; **1897** S. 245; **1899** S. 168; **1901** S. 100; **1903** S. 140; **1905** S. 105; **1908** S. 140; **1909** S. 123.

***Dräseke,** Johannes (Wandsbek): Thukydides' Pestbericht (II, 47 bis 53) und dessen Fortleben **1914** S. 181; **1915** S. 320 (Nachtrag).

Engelhardt, Otto (Leutenberg, Thüring.): Zur Würdigung der Euripideischen Alkestis **1915** S. 238 u. 270 (Nachtrag).

Digitized by Google

Engelmann, Richard: Schularchäologie **1874** S. 625; Archäologie **1876** S. 198; **1879** S. 1; **1881** S. 108; **1882** S. 211; **1884** S. 179; **1887** S. 153; **1888** S. 118; **1891** S. 16; **1892** S. 122; **1894** S. 1; **1896** S. 290; **1898** S. 186; **1900** S. 163; **1902** S. 213; **1904** S. 259; (Rom) **1907** S. 90; **1908** S. 293.

Fraenkel, Eduard: Der Agon in den Fröschen des Aristophanes **1916** S. 134.

***Friedersdorff,** F. (Halle, Saale): Die Annalistik von Livius B. XXXI—XLV (U. Kahrstedt) **1915** S. 293.

Gemß, Gustav: Cornelius Nepos **1875** A S. 41; **1876** S. 184; **1878** S. 243; **1881** S. 268; **1883** S. 359; **1892** S. 40; **1894** S. 56; **1897** S. 82; **1899** S. 96.

Geyer, Paul: Caesar **1879** S. 320; **1885** S. 134.

Harre, Paul (Charlottenburg): Lateinische Grammatik **1877** S. 352.

***Heidenhain,** Fr. (Marienburg): Zu Horaz Ode III 2 **1899** S. 66.

Helbing, Robert (Lahr, Baden): Der gegenwärtige Stand der griechischen Sprachwissenschaft **1917** S. 217; **1918** S. 30.

Heller, Hermann: Plato **1874** S. 789; **1876** S. 119; **1878** S. 196.

***Hennings,** P. D. Chr. (Husum): Zu Homer A 488—492 **1905** S. 230. Die Entstehung der Odyssee **1906** S. 260.

***Hermann,** Eduard (Kiel): Zur griechischen Grammatik **1914** S. 139.

Hirt, Paul: Quintilian Buch X **1882** S. 67; **1883** S. 312; **1888** S. 51.

Hoffmann, Ernst: Plato **1909** S. 314; **1910** S. 264; **1911** S. 288; **1913** S. 177; **1914** S. 196; **1917** S. 37; Platons Lehre von der Weltseele **1915** S. 187. — Methexis und Metaxy bei Platon **1919** S. 48. — Heinrich Maiers Sokrates **1915** S. 252.

Jacob, Gustav: Isokrates **1874** S. 785; **1875** B S. 6; **1876** S. 6; **1877** S. 18; **1878** S. 47; **1880** S. 187. — Sophokles (mit Ausschluß der Fragmente) **1875** A S. 166.

Janell, Walther: Vergil **1914** S. 40; **1916** S. 27.

Kallenberg, Hermann: Herodot **1877** S. 336; **1878** S. 171; **1880** S. 86; **1881** S. 284; **1883** S. 1; **1884** S. 43; **1886** S. 294; **1888** S. 294; **1891** S. 192; **1892** S. 293; **1893** S. 286; **1896** S. 233; **1897** S. 167; **1900** S. 68; **1902** S. 66; **1904** S. 225; **1905** S. 348; **1906** S. 316; **1908** S. 321; **1909** S. 234; **1910** S. 205; **1912** S. 243; **1913** S. 102; **1914** S. 24; **1915** S. 113; **1917** S. 70. Zum Sprachgebrauch Herodots **1897** S. 199.

***Kiderlin,** Moriz (München): Textkritische Bemerkungen zum X. Buche des Quintilian **1888** S. 62.

***von Kobilinski,** G. (Königsberg, Pr.): Tacitus' Germania 6, 9—12 (von der germanischen Reiterei) **1900** S. 139; **1901** S. 190.

***Koepp,** Friedrich (Frankfurt, Main): Das werdende Handbuch der Archäologie **1916** S. 217.

***Kruse,** Heinrich (Husum): Fremde Zusätze in Platons Apologie **1915** S. 299.

Kübler, Bernhard: Thukydides **1892** S. 315.

Digitized by Google

Kurfeß, Alfons: Ciceros Briefe **1917** S. 129; **1918** S. 158. — Zur Cicerokritik im Altertum **1914** (Wohlau) S. 148. Die Anfänge der Invektive n Rom **1915** (Wohlau) S. 103. Invektivenpoesie des römischen Altertums **1916** S. 184. Axel Ahlbergs Sallust **1916** S. 203. O. Wahle, Feldzugs-Erinnerungen röm. Kameraden **1919** S. 47.

***Lamer,** Hans (Leipzig): Das Rauchen im Altertume **1918** S. 47 und 121 (Berichtigungen).

Lange, Gustav: Homer **1875** A S. 110; **1880** S. 113. — Lykurg **1881** S. 305; **1887** S. 113.

***Laudien,** Arthur (Düsseldorf-Oberkassel): Der römische Sagenkreis in Ovids Metamorphosen **1914** S. 281. Zur mythographischen Quelle der Metamorphosen Ovids **1915** S. 129. Zu Theokrits Verstechnik **1915** S. 132.

Lehmann, Karl: Ciceros Briefe **1884** S. 1; **1888** S. 252; **1898** S. 165.

***Lehmann,** Konrad (Berlin-Steglitz): Hannibals Alpenweg **1909** S. 21. Das Schlachtfeld am Trasimenischen See **1915** S. 81. Callicula **1916** S. 30.

***Löschhorn,** Karl (Hettstedt): Kleine kritische Bemerkungen zu Xenophons Scripta minora **1917** S. 78.

Luterbacher, Franz (Burgdorf, Schweiz): Ciceros Reden **1882** S. 73; **1883** S. 16 und 121 (Berichtigung zu S. 31); **1884** S. 157; **1886** S. 60; **1887** S. 218; **1889** S. 193; **1891** S. 1; **1892** S. 26; **1893** S. 169; **1895** S. 69; **1897** S. 55; **1898** S. 215; **1900** S. 143; **1901** S. 192; **1902** S. 98; **1903** S. 113; **1905** S. 247; **1906** S. 185; **1908** S. 211; **1909** S. 88; **1910** S. 215; **1911** S. 188; **1912** S. 333; **1913** S. 271; **1914** S. 250; **1917** S. 115.

Maas, Paul: Die neuen Responsionsfreiheiten bei Bakchylides und Pindar **1913** S. 289. (Antwerpen) Textkritisches zu Äschylus. I **1915** S. 234. II **1915** S. 312. Nachlese zu Pindar **1916** S. 30. (Konstantinopel) Ein Trinklied von Bakchylides **1917** S. 81. Zu den neuen Bruchstücken des Bakchylides **1919** S. 37.

Magnus, Hugo: Ovid und die römischen Elegiker **1877** S. 229; **1878** S. 95; **1879** S. 296; **1881** S. 335; **1883** S. 241. Ovid **1886** S. 162; **1889** S. 121; **1896** S. 33. Propertius' Elegien, deutsch von Lewinsohn **1914** S. 287.

Menge, Paul (Pforta, Kr. Naumburg): Caesar **1918** S. 122; **1919** S. 89.

***Metzger,** Emil (Dortmund): Die mathematische Stelle in Platons Menon **1919** S. 10.

Meusel, Heinrich: Sallust **1875** A S. 45; **1877** S. 195; **1880** S. 1. — Caesar **1885** S. 173; **1899** S. 214; **1911** S. 30; **1912** S. 15; **1913** S. 14. Beiträge zur Kritik von Caesars Kommentarien, besonders zur Handschriftenfrage **1886** S. 262. Beiträge zur Kritik des Bellum Gallicum I **1894** S. 214. II **1910** S. 20.

Digitized by Google

Mewes, Wilhelm: Horatius **1875** A S. 214; **1876** S. 210; **1877** S. 112 (Erwiderung auf die Berichtigung zum Jahresberichte über Horaz für 1874 von H. Schütz, Stolp) und 300; **1878** S. 134; **1879** S. 78; **1880** S. 288; **1883** S. 122; **1884** S. 224; **1886** S. 329.

Michaelis, Carl Th.: Plutarch **1877** S. 246; **1883** S. 61. — Hermann Johannes Müller **1914** S. 97.

***Mommsen,** Theodor: Caesar. Beiträge zur Kritik des Bellum Gallicum **1894** S. 198.

Morgenstern, Otto: Tacitus, Germania (O. Altenburg) **1914** S. 95.

Müller, Hermann J.: Livius **1875** A S. 57; **1876** S. 238 und 281 (Entgegnung auf die Erwiderung des Prof. Ed. Wölfflin, Erlangen, in **1876** S. 279); **1877** S. 133; **1878** S. 54; **1879** S. 133; **1881** S. 131; **1882** S. 267 und 399 (Nachtrag); **1883** S. 318; **1884** S. 80; **1885** S. 104; **1887** S. 1; **1888** S. 74; **1889** S. 1 und 192 (Nachtrag); **1890** S. 153; **1891** S. 160; **1892** S. 1; **1893** S. 1; **1894** S. 78; **1895** S. 28; **1896** S. 1; **1897** S. 1; **1898** S. 1; **1899** S. 1; **1900** S. 1; **1901** S. 1; **1902** S. 1; **1903** S. 1; **1904** S. 1; **1905** S. 1; **1906** S. 1; **1907** S. 1; **1908** S. 75; **1909** S. 1. — Zum Bellum Alexandrinum **1888** S. 348.

Müller, Richard: Caesar **1875** A S. 231; **1878** S. 1.

Naumann, Ernst: Homer (mit Ausschluß der höheren Kritik) **1889** S. 65; **1891** S. 79; **1893** S. 45; **1895** S. 338; **1899** S. 109; **1902** S. 189; **1905** S. 200; **1907** S. 276; **1911** S. 309.

Nitsche, Wilhelm: Demosthenes **1875** A S. 187. — Xenophon **1874** S. 851 und 933; **1876** S. 21; **1877** S. 257. — Alte Interpolationen in Platons Apologie **1893** S. 311. — Demosthenes und Anaximenes **1906** S. 74. — Zu Caesar (Bellum civile erkl. von H. Meusel) **1907** S. 19. — Xenophons Anabasis (1. u. 3. Bändchen v. W. Vollbrecht) **1907** S. 138.

Oehler, Raimund (Berlin-Lichterfelde): Hannibals Alpenübergang **1901** S. 41; **1905** S. 49; **1906** S. 28.

***Osiander,** W. (Cannstatt): Hannibals Alpenzug nach Livius **1898** S. 36. — Noch einmal der Hannibalweg **1903** S. 22.

Otte, Heinrich: Sophokles **1886** S. 89; **1890** S. 325; **1895** S. 380; **1897** S. 290. — Sophoclea (Wann hat Aias vor Schmerz gebrüllt?) **1914** S. 63. — Katharsis = Reinigung der in der Tragödie behandelten Geschehnisse **1919** S. 99.

Pieper, Max: Thukydides **1914** S. 161.

***Pöhlig** (Erfurt): Kritisches und Exegetisches zu lateinischen Schriftstellern **1915** S. 69.

***Regling,** K.: Milet **1916** S. 13.

***Reinhardt,** Leopold (Wohlau): Zu Horat. carm. IV 4,62. **1905** S. 102.

Rödiger, Richard: Neue Lesungen in griechischen Schriftstellern **1916** S. 229.

Röhl, Hermann: Lysias **1874** S. 775; **1875** B S. 1; **1876** S. 1; **1877** S. 25; **1878** S. 40; **1879** S. 40; **1881** S. 191. — Horatius: (Halberstadt) **1895** S. 222; **1896** S. 24; **1897** S. 27; **1898** S. 64; **1899** S. 36; **1900** S. 39; **1901** S. 45; **1902** S. 27; **1903** S. 32; **1904**

Digitized by Google

S. 29; **1905** S. 56; **1906** S. 41; **1907** S. 49; **1908** S. 97; (Zehlendorf, Wannseebahn) **1909** S. 46; **1910** S. 76; **1911** S. 115; **1912** S. 102; **1913** S. 65; **1914** S. 1; **1915** S. 1; **1916** S. 1; **1917** S. 1; **1918** S. 1; **1919** S. 1.

Rothe, Carl: Homer (Höhere Kritik) **1887** S. 244; **1888** S. 349; **1890** S. 123; **1891** S. 270; **1893** S. 129; **1895** S. 1; **1896** S. 184; **1902** S. 121; **1903** S. 281; **1905** S. 143; **1906** S. 232; **1909** S. 185; **1910** S. 347; **1912** S. 153.

Sachse, Gotthold (Bartenstein): Über Caesar BG. IV 4—16. **1899** S. 263.

***Schenkl,** Heinrich (Graz): Demosthenis orationes edidit Carolus Fuhr **1916** S. 60.

***Scheuffler,** Friedrich † (Leipzig): Die Entwicklung der ethischen Anschauungen Platons bis zum „Gorgias" **1915** S. 212.

Schiche, Theodor: Ciceros philosophische Schriften **1879** S. 186 (de finibus); **1880** S. 341; **1882** S. 1; **1898** S. 236; **1900** S. 260; **1913** S. 67. — Ciceros Briefe **1899** S. 313; **1901** S. 222; **1904** S. 367; **1908** S. 1—74.

Schlee, Friedrich: Sallust **1890** S. 39; **1895** S. 85; (Sorau, N. Lausitz) **1898** S. 100; **1900** S. 309.

***Schliack,** K. (Cottbus): Zu Äschylus, Agamemnon und Choephoren **1914** S. 151.

***Schmalz,** J. H. (Rastatt): Zu Cäsars Bellum Gallicum **1897** S. 243.

Schmidt, Max C. P.: Q. Curtius Rufus **1880** S. 237; **1882** S. 244; **1885** S. 205; **1888** S. 217; **1894** S. 26; **1899** S. 72. — Griechische Poliorketiker (R. Schneider) **1914** S. 95.

***Schmolling,** E. (Stettin): Zum Gebrauch von οὗτος und ὅδε **1916** S. 30.

Schneider, Rudolf: Sophokles **1877** S. 113 (mit Ausschluß der Fragmente); **1878** S. 118; **1880** S. 263. — Caesar und seine Fortsetzer **1885** S. 151; **1886** S. 221; **1887** S. 343; **1888** S. 324; **1891** S. 235; **1895** S. 116; **1897** S. 223.

Schroeder, Otto: Griechische Lyriker **1877** S. 125; **1879** S. 50 und 132 (Berichtigung zu S. 53); **1882** S. 41; **1885** S. 339. — Hor. sat. I 9, 6—8. **1893** S. 166. — Pindar (Wolfenbüttler Hs.) **1897** S. 284. — Proben einer Pindarinterpretation **1918** S. 186—192. — Das Bildnis Menanders (Studniczka) **1919** S. 33.

***Stegmann,** Carl (Norden): Lateinische Syntax und Stilistik **1915** S. 23; **1916** S. 105; **1918** S. 61.

Steig, Reinhold: Thukydides **1888** S. 1; **1892** S. 368 (Nr. 31). 370 (Nr. 33). 378 (Nr. 40). 394 (Nr. 51—53). 398 (Nr. 57—59).

Stengel, Paul: Carl Bardt **1915** S. 271.

***Stroux,** Johannes (Straßburg, Els.): Neues über Cicero de oratore **1913** S. 171. — Zum Texte von Ciceros Orator **1913** S. 251.

***Tolkiehn,** Johannes (Königsberg, Pr.): Die Bucheinteilung der Metamorphosen Ovids **1915** S. 315. — Die Quantität von hic und hoc **1917** S. 75. — Neue Ciceroausgaben **1919** S. 71.

Digitized by Google

Ullrich, Richard: Xenophon **1904** S. 63; **1905** S. 333.
Viedebantt, Oskar: Das Proömium des Polybianischen Geschichtswerks **1919** S. 109.
***Vogel** (Fürth, Bayern): Sophoclea (1. Zu Antigone. 2. Zu Aias) **1914** S. 57.
***Vogt,** Oskar (Barmen): Beiträge zu einer systematischen Darstellung und Begründung des Genus der lateinischen Deklinationen **1915** S. 135.
***Wackermann,** O. (Hanau): Kühner-Stegmann, Ausführliche Grammatik der lateinischen Sprache II, 2. **1915** S. 66.
***Walter,** Fritz (München): Zu Tacitus **1919** S. 34.
Wartenberg, Georg: Horatius **1888** S. 158; **1890** S. 237; **1892** S. 162; **1893** S. 152; **1894** S. 183; **1895** S. 206. — Zu Ovid. (Die Abfassungszeit von Ovids Tristien und Pontusbriefen.) **1889** S. 182.
***Weicker,** Georg (Plauen, Vogtland): Archäologie **1916** S. 143; **1917** S. 54.
Wichmann, Oskar: Lucian **1877** S. 94; (Eberswalde) **1879** S. 18; **1880** S. 203; **1881** S. 373; **1884** S. 110.
***Widmann,** Simon P. (Münster): Über Thukydides, fünftes Buch, erklärt von Classen und Steup **1914** S. 190.
***Wolf,** Emil (Karlsruhe): Die attische Flexionslehre der Schulgrammatik im Lichte der Inschriften- und Papyrigrammatiken **1913** S. 124.
Zernial, Unico: Tacitus, Germania **1885** S. 370; **1891** S. 291; **1898** S. 115; **1900** S. 99; **1901** S. 139; **1902** S. 327; **1903** S. 257; **1904** S. 363; **1905** S. 376; **1907** S. 267.
Zurborg, Hermann (Zerbst): Xenophon **1883** S. 198.

Digitized by Google

Max C. P. Schmidt.

20. V. 1853—7. I. 1918.

Besonders reiche und besonders arme Persönlichkeiten haben eines gemeinsam: ihre Art kann mit einem Worte zum Ausdruck gebracht werden. Aber bei den Armen bezeichnet es eine wertlose Etikettierung, bei den Reichen den Inbegriff ihres seelischen Reichtums. Der Mann, dem dieser Nachruf gilt, war eine Persönlichkeit, deren Inbegriff Bildung war. Als Gymnasiallehrer und Dozent, als Schriftsteller und Redner, als Kollege und Freund gewährte er den gleichen Eindruck des ungewöhnlich gebildeten Menschen. Seine Berufstätigkeit blieb in den bescheidenen Grenzen eines Oberlehrers, der erst in den letzten Lebensjahren „entdeckt" und zum beauftragten Dozenten ernannt wurde. Seine Wirkung ging nicht in die Breite, aber wo sie vorhanden war, da war es die Wirkung nicht eines gesonderten Einzelkönnens, sondern einer außerordentlich reich entfalteten und dabei ganz in sich abgeschlossenen Kultur. Auf manchen Einzelgebieten der Altertumskunde wurde er als Detailforscher gekannt und von den Ersten dieser Disziplinen hochgeschätzt; andere verehrten den Didaktiker und Methodiker. Nur wenige wußten, daß alles Spezielle bei ihm nur Ausdruck desselben universalen Bildungstriebes war. Gebildet, ja Gegenstand bewußtester Bildung von Kindheit an war auch sein Charakter. Wie er sich äußerlich gab, aufrecht, bestimmt, sauber, so war auch sein Inneres von feinstem Anstand, klar und fleckenlos.

Max Carl Paul Schmidt wurde den 20. Mai 1853 in Berlin geboren. Sein Vater Franz Schmidt war eines Lehrers Sohn und ebenfalls Lehrer; er gab am Friedrichs-Gymnasium in Berlin Vorschul- und Gesangunterricht. Der vortreffliche Mann brachte es zustande, daß seine sieben Kinder eine höhere Schulbildung genießen, seine vier Söhne ihren Beruf nach freiem Ermessen wählen und die Vorbereitung dazu mit ausreichenden Mitteln unternehmen konnten. In seinem Vater verehrte Schmidt zeit seines Lebens den Mann, dem er alles verdankte, sein Wollen und Können,

Digitized by Google

die sorgfältige Erziehung des Geistes und Herzens, die Freudigkeit zur Arbeit und Pflicht. Wer das Bild Franz Schmidts, das bis zum Tode des Sohnes über dessen Schreibtisch hing, betrachtet oder seine Programmabhandlung „Die Schreiblesemethode" (Berlin 1855) auf Methode und Stil hin liest, wird noch heute den Eindruck einer Vater und Sohn verbindenden Gleichartigkeit des Wesens haben, wie sie selbst bei diesem Grade der Blutsverwandtschaft selten ist. Erst in zweiter Linie wirkten die Lehrer des Friedrichs-Gymnasiums auf ihn ein, unter ihnen wohl am kräftigsten Laas, der spätere Straßburger Philosoph, dann der Germanist und spätere Stadtschulrat Voigt, endlich der Historiker Dove. Im Reifezeugnis, das nach älterer, guter Sitte noch den lebendigen Menschen charakterisieren wollte, heißt es, er habe „durch bescheidenes und wohlgesittetes Betragen sowie durch regelmäßig angestrengten und von wissenschaftlichem Sinne zeugenden Fleiß die Liebe aller seiner Lehrer erworben". Er bezog, im wesentlichen schon geformt und fest gerichtet, 1871 die Berliner Universität, an der er sieben Semester lang Sanskrit, klassische Philologie und Germanistik studierte. Unter seinen Lehrern waren Mommsen und Haupt, Curtius, Bonitz und Kirchhoff, aber er arbeitete schon damals ganz auf eigene Faust und nannte in der Vita seiner Dissertation De Polybii geographia (Berlin 1875) niemanden, der ihn beraten oder beeinflußt hätte. Er hat schon damals seine Probleme in ganz individueller Weise gesucht, gesehen und zu lösen unternommen. An seine von Müllenhoff und Kiepert begutachtete Dissertation bewahrte er eine für Müllenhoff bezeichnende Erinnerung. Dieser hatte dem Kandidaten die eingereichte Arbeit, deren Inhalt gut, deren Latein aber sehr unbeholfen war, inoffiziell zurückgegeben und ihm die stilistische Umarbeitung mit den Worten aufgetragen: wenn er ihm in absehbarer Zeit die Dissertation in brauchbares Lateinisch bringe und zurückgebe, dann solle seine eigene Abhandlung über den selben Gegenstand, die fertig im Schreibtisch liege, in den Papierkorb wandern. So ist es auch geschehen. In der Staatsprüfung erlangte er 1876 die Fakultas im Griechischen und Lateinischen für die erste, im Deutschen für die zweite Stufe; 1877 in Religion für die zweite, in Mathematik für die dritte Stufe. Die Lehrberechtigung in der philosophischen Propaedeutik wurde ihm versagt, und es ist heute nicht uninteressant, die näheren Umstände dieses Mißerfolges nachzuprüfen. Die Arbeit, deren Thema „Inwiefern läßt sich Psychologie als Naturwissenschaft behandeln?"

Digitized by Google

der Herbartianer Kern gestellt hatte, wurde von Zeller verworfen, obwohl er dem Verfasser „eine gute Kenntnis seines Gegenstandes, namentlich eine mehr als oberflächliche Bekanntschaft mit Kant und Herbart, Uebung des Denkens, klare und korrekte Darstellung" zubilligte; aber er vermisste „diejenige Sicherheit und Schärfe des Verfahrens und die Reife des Urteils, welche einem Lehrer der philosophischen Propädeutik zu wünschen ist". Man vergleiche diese Anforderungen aus jenen Zeiten des sogenannten philosophischen Tiefstandes, wo die Studenten immerhin noch das Organon zu lesen pflegten, mit den heute üblichen. Die Arbeit, deren zum großen Teil erhaltenes Konzept ich gelesen habe, würde den heute geltenden Anforderungen ohne Zweifel voll genügen. Im Zeugnis über das am Berliner Friedrich Wilhelms-Gymnasium 1876 bis 1877 abgeleistete Probejahr wird ausgesprochen, daß „er sich seiner ganzen Anlage nach jedenfalls zu einem recht tüchtigen Lehrer heranbilden werde".

Mit der 1878 erfolgten Anstellung als ord. Lehrer des Askanischen Gymnasiums nahmen die Jahre des Hauslehrertums ein Ende. Schon als Vierundzwanzigjähriger führte er seine Verlobte heim und begründete sein glückliches, reichgesegnetes Familienleben, an dem die alten Freunde aus der Jugendzeit, vor allem C. Th. Michaelis, jahrzehntelang innigen Anteil nehmen durften. 1877 trat er unserem Philologischen Verein bei, für dessen Jahresberichte er gediegene Referate über Curtius lieferte. Am Askanischen Gymnasium blieb er, vom Direktor Ribbeck weniger gefördert als gehemmt, siebzehn Jahre lang. In dieser Zeit veröffentlichte er: Ueber die geographischen Werke des Polybios (Fleckeisens Jahrb., 1882). Die Fragmente des Mathematikers Menaechmus (Philologus 1884). Des Eratosthenes Zonenzahl (Philologus 1885). Philologische Beiträge zu griechischen Mathematikern (betreffen Geminos und Proklos; Philologus 1884, 1887). Von 1880—1899 regelmäßige Jahresberichte über Curtius (Zeitschrift für das Gymnasialwesen). Schulausgabe des Curtius (Sammlung Freytag 1886). Zur Geschichte der geographischen Literatur bei Griechen und Römern (Progr. Berlin 1887). Neun Miszellen über griechischen und lateinischen Sprachgebrauch (Philologus 1889—1898). Alle diese Spezialuntersuchungen fanden lebhafte Anerkennung, auch im Auslande: die geographischen werden heute noch verlangt, aber am Gymnasium hielt es sein Direktor für angemessen, ihn zehn Jahre lang in Quarta Lateinisch unterrichten zu lassen. Er hatte noch

Digitized by Google

nie eine Stunde in den Oberklassen unterrichtet und war — ich zitiere ihn wörtlich — der Verzweiflung nahe, als ihn 1895 Direktor O. Richter, sein ehemaliger Kollege, durch die Berufung an das Prinz-Heinrichs-Gymnasium erlöste. Hier hatte und löste er glänzend die Aufgabe, durch den griechischen und lateinischen Unterricht in Prima der jungen Schule in zwei Jahren an seinem Teile zur Anerkennung als Vollanstalt zu verhelfen. Sein Unterricht ist seinen Schülern unvergeßlich. Es waren, abgesehen von seiner durch schärfste Bestimmtheit und Klarheit ausgezeichneten Didaktik, zwei Momente, die das Wesen seines Unterrichts ausmachten, sein feines Gefühl für den Sprachstil und sein umfassendes Verständnis für die Realien des Altertums. Er schuf uns Schülern tatsächlich ein Organ, den Pulsschlag der Sprache selbst zu spüren und ihr reiches Leben in seiner ganzen Mannigfaltigkeit mitzufühlen. Sachlich aber befreite er den Unterricht von der nur durch dilettantisches Mißverstehen des Gegensatzes „humanistisch-realistisch" offiziell gewordenen Beschränkung auf einige wenige kanonisierte Zweige der Literatur, als ob diese allen Wert gepachtet hätten. Er sah es als eine unvernünftige Forderung an, von einem Abiturienten zu verlangen, er solle etwas von der Begründung der abendländischen Kultur durch die Antike wirklich wissen, wenn man ihn nicht Beträchtliches von der Erdkunde und Mathematik der Alten, von ihrer Astronomie, Physik, ja auch Technik gelehrt habe. Allerdings, wer ist dazu imstande, da jegliche Einrichtung fehlt, es die werdenden Lehrer selbst zu lehren? Und überhaupt, wer könnte es so, wie er es gekonnt hat? Er, der Käfer, Mineralien und Farbhölzer sammelte, der über alle Systeme der Bedachung von Schornsteinen und der Verkoppelung von Waggons genau unterrichtet war, der im Museum für Kunstgewerbe Schrank für Schrank, Möbel, Vasen, Porzellane, Emailarbeiten fachmännisch studierte, der über die Endosmose der Zellen, über chemische Allotropie, über die Kulissen der Dampfmaschinen, die Obertöne der Akustik, über Goethes Gingko biloba, über die schillernden Farben des Atlasstoffes subtile Untersuchungen angestellt hat, und einst vom Besitzer einer Schmirgelfabrik, an den er nach eingehender Besichtigung der Anstalt eine bestimmte Frage richtete, die erstaunte Antwort erhielt, das könne er ihm nicht sagen, das sei das ganze Geheimnis seines Fabrikproduktes.

Vieles von seinen realistischen Studien und Bestrebungen ist in eine Reihe von Werken übergegangen, die teils der Forschung

Digitized by Google

dienen, teils in einem den Tendenzen des Lesebuches von Wilamowitz verwandten Sinne den Unterrichtsbetrieb reformieren sollten. Ueber griechische Dreireiher (Programm Berlin 1899). Zur Reform der klassischen Studien auf Gymnasien (Broschüre, Leipzig[1] 1899). Realistische Stoffe im humanistischen Unterricht (Leipzig 1900. 3. Auflage, 1913). Diese zuerst als Broschüre, zuletzt als starker Band erschienene Schrift stellt seine Hauptleistung auf diesem Gebiete dar. Er ergänzte sie durch die Realistische Chrestomathie aus der Literatur des klassischen Altertums (Leipzig 1900, 1901, drei Bände). Seine Spezialuntersuchungen veröffentlichte er in den Altphilologischen Beiträgen Heft I (Horazstudien, Leipzig 1903), Heft II (Terminologische Studien, 1905; zweite Auflage 1916), Heft III (Musikalische Studien, 1909) und in den Kulturhistorischen Beiträgen Heft I (Zur Entstehung und Terminologie der elementaren Mathematik, Leipzig 1906, zweite Auflage 1914), Heft II (Entstehung der antiken Wasseruhr, 1912). Botanische Artikel lieferte er für Pauly-Wissowas Realenzyklopädie 1895—1900 (Buchstaben B—E), Berichte über Maß, Gewicht, Naturwissenschaften, Technik, Handel, Verkehr für Bursians Jahresberichte 1892, 1897. — Was Schmidts eigene Untersuchungen in diesen Werken anlangt, so sind manche Resultate und Rekonstruktionen angefochten, einige bereits von anderen verbessert worden, namentlich durch Diels die Rekonstruktion der antiken Schlaguhr. Aber zu Recht besteht das Urteil, das der berufenste Kenner einmal über die terminologischen Untersuchungen gefällt hat: schon die einzelnen Fragestellungen bedeuten eine wissenschaftliche Tat.

Schmidts Reformbestrebungen im stilistischen Unterricht auf Schule und Universität werden vielleicht eine Zukunft haben, falls der lateinische Unterricht selbst noch eine Zukunft hat. Der Begriff der ethnischen Stilistik, den er geprägt hat, und ihre kategoriale Methode sind aus seinen Büchern bekannt. Im Gymnasium erzielte er mit ihnen auffallende Erfolge. Im Jahre 1908 lagen 112 Abiturientenarbeiten vor, von denen vier sehr gut, sechsunddreißig gut, vierundsechzig genügend und nur acht ungenügend ausgefallen waren. Es ist hinzuzufügen, daß es für Schmidt in keiner Hinsicht eine unmittelbare Vorbereitung für die Prüfungsarbeiten gab. Ein großer Teil dieser Texte ist von ihm in drei Heften Stilistische Exerzitien (Leipzig 1907—1909) veröffentlicht worden.

[1] Alle buchhändlerisch verlegten Schriften sind bei Dürr in Leipzig erschienen.

Digitized by Google

Seine Didaktik war der der üblichen Schulgrammatiken entgegengesetzt: stets und ausschließlich ist er von dem wirklichen Lateinisch ausgegangen, das die Lektüre darbot. Nur hieran hat er die Stilregeln entwickelt und formuliert und den Stil der Schüler zu dreierlei erzogen: zu logischer Deutlichkeit, plastischer Anschaulichkeit, ästhetischer Bestimmtheit. Seit 1905 (?) hielt er am philologischen Proseminar der Universität Uebungen, seit 1906 durch Lehrauftrag Vorlesungen über lateinische Stilistik ab. Hier entstand sein groß angelegtes, unvollendet gebliebenes Werk Stilistische Beiträge. Heft I (Leipzig 1906, zweite Auflage 1912) enthält die Einführung in die Stilistik, Heft II (Leipzig 1911) Wortsinn und Wortschub. Das Manuskript für Heft III Metapher und Metonymie hat er fast druckfertig hinterlassen[2]. Ueber den Inhalt geplanter weiterer Bände ist nichts bekannt geworden. Der Erfolg der erschienenen hat ihn voll befriedigt; nicht zum wenigsten, daß Vertreter der neueren Philologie den Wert seiner Methode auch für ihre Fächer anerkannten.

Die sich über vier Jahrzehnte erstreckende Produktion Schmidts wurde begleitet von einer gewissenhaften und gediegenen Rezensionstätigkeit. Er schrieb regelmäßig für die philologischen Wochenschriften und Anzeiger. Ueber deutsche Literatur berichtete er 1897—1902 im Archiv für neuere Sprachen. Kleinere Aufsätze über Gymnasialpädagogik veröffentlichte er in den Blättern für höhere Schulen und im Humanistischen Gymnasium. Als Unterlagen für die Ausbildung der Seminarkandidaten stellte er vier Hefte Disceptationen zusammen (wie es scheint, als Ms. gedruckt): Der Streit um das humanistische Gymnasium. Die Korrekturen. Das Vokabellernen. Induktion und grammatischer Unterricht. Biographische Arbeiten hat er vier geliefert. 1896 Nekrolog auf G. A. Klix (Bursian), 1909 die Biographie des befreundeten Malers Max Hoenow (als Ms. gedruckt), 1909 das große Werk über den ihm verwandten Naturforscher Franz Junghuhn (Leipzig, Dürr); dazu die kleine Skizze über denselben im Niederländischen Gedenkboek ('s Gravenhage 1910) und 1917 die zweibändige Biographie seines Freundes Michaelis (Leipzig, Dürr); dazu die Herausgabe der von Michaelis schon als Primaner angelegten, von Schmidt ergänzten Lateinischen Phraseologie (Leipzig 1915).

[2] Es ist zusammen mit dem Manuskript einer unveröffentlichten, aus dem Jahre 1892 stammenden Griechischen Schulgrammatik (eines Wiederholungs- und Ergänzungsbuches für Primaner) mir zur Obhut übergeben worden.

Digitized by Google

All dies wurde von einem Manne geleistet, der bis auf ein Mal kurz vor seiner Pensionierung nie Urlaub genommen hat; der bis in seine fünfziger Jahre außer am Gymnasium stets noch an einer bis zwei Mädchenschulen, jahrelang auch am Viktoria-Lyzeum unterrichtet hat; der dann neben seiner vollen Tätigkeit am Gymnasium die Dozentur an der Universität versah und zugleich an seiner Schule das Lehramts-Seminar mit leitete. In fünf modernen Sprachen pflegte er das Studium der dramatischen und Romanliteratur. Er war eifriges Mitglied verschiedener historischen und naturwissenschaftlichen Zwecken dienenden Gesellschaften und Vereine. In der Musik war er nicht nur ausübend, sondern auch komponierend tätig.

Schmidt war von großer, wohlgebauter Statur, aber anfällig und in den letzten dreizehn Jahren seines Lebens von schwerer Krankheit heimgesucht. Seit seinem fünften Lebensjahre, in dem ihn eine Gehirnentzündung an den Rand des Grabes brachte, litt er häufig an Halsentzündungen. Am 9. Mai 1905 wurde er beim ersten Satz der Rede, die er in der Aula seinen Schülern zur Schillerfeier hielt, von einem leichten Zungenschlag getroffen, konnte aber mit großer Energie eine halbe Stunde lang, zuletzt allerdings nur schwer verständlich, die Rede zu Ende halten. Es hatte sich Arterienverkalkung angekündigt, die sich in längeren Zwischenräumen noch zweimal in ähnlichen Anfällen äußerte. Zu Michaelis 1912 nahm er als Gymnasiallehrer den Abschied, behielt aber die Dozentur bis zu seinem Tode bei. Er siedelte aus seiner behaglichen Wohnung in der Rankestraße, die seine wertvolle Bibliothek, den kostbaren Flügel und alle Erinnerungen an die Jahrzehnte innigsten Familienlebens und schönster Geselligkeit barg, vorübergehend in ein Erholungsheim nach Schlachtensee über, wo sorgfältige Pflege und der tiefe Frieden des Waldes den Verfall wohl ein wenig verlangsamten. Die Fahrten zur Universität waren schließlich heroische Leistungen. Auch seelisch hatte er noch den großen Schmerz seines Lebens zu bestehen, den Tod seiner jüngsten Tochter. Ihrem Andenken widmete er die Mansfelder Skizzen. Stetig zunehmende Herzschwäche, Atemnot und Schlaflosigkeit quälten den, obwohl er mit dem Leben abgeschlossen hatte, immer noch arbeitsfreudigen Mann noch jahrelang, bis er schließlich zu fast hilfloser Untätigkeit verurteilt war. Am 7. Januar 1918 ist er gestorben.

Der Zweck dieser Zeilen war, ein Bild vom Wesen dieses durch Begabung und Leistungen ungewöhnlichen Mannes zu geben.

Digitized by Google

Wenn Goethe mit seiner Einteilung der Denker in platonische und aristotelische Naturen recht hat, so gehörte Schmidt außer Zweifel zum Stagiriten. Das einigende Band seiner enzyklopädischen Studien lag durchaus in der empirischen Sphäre; der Quellpunkt seines Reichtums war nicht Spekulation, sondern Interesse an den Dingen selbst. Daher war auch das einzige Studium, das er mit den Lehrjahren abgeschlossen hat, das der Philosophie. Er glaubte, ein für allemal im Besitz der Kantischen und damit der wahren Philosophie zu sein, und beurteilte die spätere Hinwendung seines Freundes Michaelis zu Wundt als einen Abfall. Aber sein Kant war durchaus der Kant der Kategorien-, nicht der Ideenlehre. Man möchte hier vielleicht von einer Einschränkung seiner Begabung sprechen, wer aber einen Einblick in seinen Charakter hatte, urteilt anders. Gerade das gab seinem Wesen erst die Vollendung und letzte Einheit, daß er in seinem moralischen und künstlerischen Dasein das Irrationale und Metempirische in seiner ganzen Bedeutung empfand und gelten ließ. Seine Ideale vollkommener Reinheit des sittlichen Lebens, bedingungsloser Hilfsbereitschaft, Treue über den Tod hinaus hat er in bewunderungswürdiger Weise in die Tat umgesetzt. Er hat auch hier, wie in seinem theoretischen Denken, nach nichts Geringerem gestrebt als nach der höchsten ihm erreichbaren Vollkommenheit. Die weitgehende Konzilianz seiner vornehmen Umgangsformen fand ihre unverrückbare Grenze da, wo sie mit Recht und Moral in Konflikt geraten wäre. Hier war er radikal bis zur Halsstarrigkeit, selbst in scheinbar kleinsten Dingen. Wo er für ein Tun nicht die volle Verantwortung übernehmen konnte, war er durch kein Mittel auch nur zum Probieren zu gewinnen. So hat er niemals auch nur passiv an einer politischen oder kommunalen Wahl teilgenommen, weil er in den angeblich ideologischen Gegensätzen der Parteien nur Reklamemarken sah. Politisch war er überhaupt indifferent, nur den Antisemitismus hat er aus dem Grunde seiner Natur heraus verachtet und verurteilt, bei den einen als Dummheit, bei den anderen als Schlechtigkeit. So ist sein Bild in der Erinnerung seiner Schüler lebendig und wird es bleiben, als das Bild eines Mannes, der das, was er lehrte, in eigener Person musterhaft verkörperte und an den mit größter Dankbarkeit, Hochachtung und Pietät zurückzudenken nichts ist als Pflicht und Schuldigkeit.

Berlin-Friedenau. Ernst Hoffmann.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google